



Anton
KUH

Werke

Wallstein

Anton Kuh
Werke

Anton Kuh Werke

*Herausgegeben von
Walter Schübler*

Band 1
1908 – 1918



WALLSTEIN VERLAG

Herausgeber und Verlag danken für die freundliche Unterstützung
der Drucklegung

der Kulturabteilung der Stadt Wien,
Wissenschafts- und Forschungsförderung,
den Wiener Vorlesungen
sowie der Stiftung Irene Bollag-Herzheimer, Basel
und Barbara und Martin Schlaff

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2016
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond
Gestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf
unter Verwendung eines Portraitfotos von 1930
© ullstein bild – Imagno und
unter Verwendung einer Zeichnung von Dirk Meissner
nach einem Kuh-Portrait von Emil Orlik (1926)

ISBN (Print) 978-3-8353-1617-1
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-2979-9

1. Wiener Theaterbrief

Von Nachzüglern und Gastspielen

Wenn die Osterglocken ins Land läuten, tritt die Theatersaison in den Wendekreis des Steinbocks. Die Direktoren packen noch schnell einige Stücke aus – denn im Mai sieht man sich ja lieber die Premiere oder, besser gesagt, die Neueinstudierung in der Natur als irgendeine Theaternovität an. Darum war auch die Zahl der in den letzten Wochen vor Ostern an Wiener Bühnen zum erstenmal oder in neuem Gewande aufgeführten Dramen, Opern, Operetten und Schwänke Legion. Und einige dieser Stücke hätte man wirklich gerne schon früher als jetzt, wo ihre Zugkraft und Lebensdauer – in diesem Spieljahre wenigstens – keine große mehr sein kann, auf dem Zettel zu sehen gewünscht. Das war auch bei Georg *Engels* dreiaktigem Drama »*Über den Wassern*« der Fall, das vor mehr als Monatsfrist im Raimundtheater in Szene ging. Aus *Engels* Drama tönt die Stimme eines echten und unbeschadet dessen, daß es in den drei Akten gar viel von Ibsen und Heijermans spukt – auch originellen Dichters, der seine eigenen Bahnen wandelt und von dem man nach der nunmehr abgegebenen Talentprobe noch manches zu erwarten hat. Fünf Leute, allein in einem verlassenem, rings vom Meer umspülten Pfarrhause an der Waterkant, denen stündlich von den immer höher schlagenden Wellen der Ertrinkungstod droht – das ist der ebenso düstere wie eigenartige Rahmen zu dem an dramatischen Nuancen reichen und nur zuweilen durch überflüssige Retardationen sowie insbesondere durch die Charakteranlage des Haupthelden quälend wirkenden Stückes. Man bedauerte aufrichtig, daß *Engels* Drama, zu dessen Aufführung die Direktion kontraktlich verpflichtet war, sogleich wieder abgesetzt wurde; man bedauerte, daß das den Manen Raimunds gewidmete Haus fortan der ernstesten und wahren Muse entzogen sein und zur Brut- und Pflegstätte melodramatischen Stumpfsinns werden soll; und man bedauerte endlich, daß das schöne Schauspiel-Ensemble, von dem man sich vor allem Herrn *Lind* an Wien zu fesseln bemühen sollte, in Brüche gehen wird. Dieses Ensemble bewährte sich übrigens im gleichen Maße in *Gustav Esmanns* Schauspiel »*Der Wanderfalke*«, mit dem der Dichter nun zum dritten Male in der Saison, Dienstag, den 14. April, zu Worte kam. *Esmann*, dessen zartes und feingestimmtes Lustspiel »*Vater und Sohn*« im Winter d. J. einen überaus warmen Erfolg davongetragen hat, präsentierte sich diesmal mit einem Detektiv-Stück. Es ist das *vierte*, das man in Wien heuer gesehen hat! Das ist eigentlich recht schade. Wenn es so weitergeht, werden wir es

noch erleben, daß Raupach, Kotzebue und Konsorten in der alten Theaterstadt ihre fröhliche Auferstehung feiern ...

Am selben Abend, da im Raimundtheater Esmanns Schauspiel »Der Wanderfalke« in Szene ging, führte die Volksoper einen neuen Komponisten vor. Es ist dies der Wiener Bürgerschullehrer Max Egger, dessen unbestreitbar reichem und entwicklungsfähigem Talente Direktor Rainer Simons durch die Aufführung seiner Oper »*Frau Holda*« Türen und Tore geöffnet hat. Also ein neuer Mann! Und in der Tat, Egger hat mit seinem Werke nicht schlecht bestanden. Seiner Musik fehlt zwar noch der feinere Schliff, auch steht sie stark unter dem Einflusse Wagners, freilich so, daß sie in ein buntes Durcheinander verschiedener Motive hineingerät – aber sie ist melodios und gefällig. Weniger als der musikalische Teil ist Egger das Libretto gelungen, das er sich in Anlehnung an Baumbachs poetisches Märchen selbst zugeschnitten hat. Dieses Libretto ohne begleitende Musik wäre ein Unding. Umgekehrt stand die Sache mit Julius Bittner, der sich Freitag, den 12. April an der Hofoper mit seiner anderwärts schon erfolgreich aufgeführten Oper »Die rote Gred« warmen Beifall geholt hat. Herr Bittner hat mit seinem Kollegen von der Volksoper nur das eine gemein, daß beide staatlich besoldete *Wiener* Beamte sind. Ihre Opern haben keine Tangentialpunkte. Bei der »Roten Gred« steht der Textdichter weit über dem Musiker. Bittner hat mit starker Hand um die Gestalt einer der »Carmen« nah verwandten Natur die Fäden einer reichbewegten, dramatischen Handlung geschlungen. Bei der Vertonung dieses Dramas ist Bittner – dessen Musik sich allerdings über die Eggers noch erhebt – den Allermodernsten gefolgt. Die starke, überstarke Orchestration läßt das Durchdringen einer feineren Melodie nicht aufkommen. Das Markanteste am ganzen Werke ist unzweifelhaft – sowohl in textlicher wie in musikalischer Beziehung – Anlage und Aufbau der Volksszenen, um derentwillen Bittner ja den oft zu vermissenden sinnlich-erotischen Hauch, wie er beispielsweise über »Carmen« liegt, opfern muß. Frau *Gutheil-Schoder* bot als rote Gred eine schauspielerisch wie gesänglich vollendete Leistung und wurde den tiefsten Intentionen des Dichterkomponisten voll und ganz gerecht. Am Abend nach der Opernpremiere gelangte am Deutschen Volkstheater der vieraktige Schwank »*Das Liebesnest*« zur Darstellung, das den im Deutschen Reiche sehr viel aufgeführten Wiener Robert *Reinert* zum Verfasser hat. Dichter und Direktor haben sich mit diesem Stück einen etwas verspäteten Aprilscherz erlaubt: Der erstere, weil er es schrieb, der letztere, weil er es dem Publikum vorzuführen wagte. Aber dieses tat nichts dergleichen. Im

Gegenteil: Eh' man sich versah, ertappte man sich beim Lachen und entschuldigte dann: »Harmlos«. Aber man sollte nicht immer diese Entschuldigung gelten lassen, denn ebendiese Harmlosigkeiten sind es, die in letzter Zeit auf Kosten der Kunst und des guten Geschmacks das Theater-Repertoire überschwemmt haben. Das Publikum geriet über jeden schäbigen Kalauer des Schwanks, der sich aus lauter »Aha!«, »O diese Schwiegermutter«, »Unter Backfischen« und »Falsch verstanden« zusammensetzt, aus dem Häuschen, zumal da die Darsteller sich besser amüsierten als das Auditorium und einander in übermütigen Extempores überboten. Dieselbe Naivität des Publikums, über die man beim »Liebesnest« etwas unwillig wurde, konnte am Montag zuvor als ein erfreuliches Symptom dafür hingenommen werden, wie sich der bewährte Wiener *Hautgout* und Feinsinn in Sachen der Kunst und des Theaters trotz aller »Gretchens« und »blauen Mäuse« noch immer frisch erhalten hat. Freilich war es diesmal doch eine Naivität von anderem, edlerem Schlage. Es war der unbefangene, reine Sinn, den man nötig hat, um ein klassisches Kunstwerk verstehen und den Dichter auf allen seinen Seitenwegen begleiten zu können. Gegeben wurde als Montagsvorstellung und neu einstudiert zu ermäßigten Preisen Grillparzers »*Der Traum ein Leben*«. Das Publikum, das sich vorwiegend aus jugendlichen Enthusiasten rekrutierte, nahm das Drama mit einer Begeisterung auf, als hätte es einen neuen Dichter entdeckt. Bei dieser Vorstellung wurde übrigens eine Neuerung durchgeführt: Die Personen des Traumes und der Wirklichkeit wurden von ein und denselben Schauspielern dargestellt. Als ein interessantes Experiment kann man diesen Versuch allenfalls hinnehmen. Der Dramaturg des Volkstheaters, Dr. Fellner, ist aber weit auf dem Holzwege, wenn er damit sowohl dem innersten Wesen der Dichtung wie den Absichten des Dichters gerecht zu werden glaubt. Denn durch die genannte Art der Aufführung wird gerade das Reizendste an dem Drama, dasjenige, was es erst zu einem wahren Kunstwerk adelt, der traumhafte Schleier, der über dem Ganzen liegt und uns in einer wunderbaren Ungewißheit läßt, jäh zerrissen.

Während unsere Klassiker in Wien für gewöhnlich nur an ihren Geburts- und Sterbetagen aufgeführt werden, wurde Grillparzer die besondere Auszeichnung zu teil, an zwei aufeinanderfolgenden Tagen – notabene außertourlich – und an zwei verschiedenen Bühnen gespielt zu werden. Am Dienstag ging am Burgtheater und unter teilweise neuer Rollenbesetzung »Des Meeres und der Liebe Wellen« in Szene. Die Hero gab Frau *Witt*. Sie war zwar eher Iphigenie als Hero und nahm dieser rührenden Frauengestalt gerade das, was Laube an

ihr so hervorgehoben hatte, das spezifisch »Wienerische«, stand aber in den Szenen des Schmerzes und der Trauer auf der Höhe ihrer feinen, vielgestaltigen Kunst.

Die vorletzte Osterwoche brachte uns zwei Lieblinge wieder, die in Wien keine ihrem Kunstgenre angemessene Wirkungsstätte finden können: Girardi und Niese. Der erstere tritt am Josefstädter Theater in einem Schwank auf, dessen Hauptrolle er schon in Berlin mit rauschendem Erfolge kreiert hat. Bernhard *Buchbinder* hat hier aus den abgeanderten Possenmotiven und Situationen mit geschickter Hand eine wienerisch-berlinerische Lokalmischung zusammengekleistert, die aber *Girardi* reichlich Gelegenheit bietet, die vielen Seiten seines starken Könnens im besten Lichte zu zeigen. Und die *Niese* tritt am Lustspieltheater jeden Abend dem Kaiser Joseph gegenüber und dieser »öffentlichen« Audienz wohnt das Publikum mit vielem Vergnügen bei. Im Lustspieltheater ist übrigens in der Vorwoche der alte *Labiche* wieder zu Ehren gekommen und hat viel Heiterkeit geweckt. Am selben Abend führte sich im Kleinen Schauspielhaus, das jetzt von Wiené jun. geleitet wird, das neue Regime erfolgreich ein. Man sah es der Einstudierung der drei Kleinigkeiten, die gegeben wurden, sofort an, daß eine kundige Hand im Spiele sei. Von den aufgeführten Stücken – jedes an sich könnte als ein *lever de rideau* gelten – gefiel »Mitzi-Mutzi« von Rideamus, eine witzige »Dreiecksszene« zwischen drei Jungesellen, am besten. Ein zugleich mit dieser »psychologischen Blüette«, wie der Verfasser sein keckes Spiel nennt, zur Aufführung gebrachter Dialog Roberto Braccos, »Alle Beide«, den man lieber als Feuilleton einer literarischen Sonntagsbeilage gelesen hätte, wurde in der Vorwoche durch einen Einakter, »Goldblondinen« von Armin Brunner, ersetzt; auf der originellen Grundidee dieses mit viel Liebenswürdigkeit geschriebenen Stückes hätte der Autor leicht ein richtiges Lustspiel aufbauen können. Das Kleine Schauspielhaus hat seine Schwesterbühne, das Intime Theater, übrigens bald überflügelt. Es wird dort mit erfreulicher Bravour gespielt und unter den Händen einer tüchtigen Regie dem bislang üblichen Dilettantismus ein immer kleinerer Platz gewährt. Beim Intimen Theater schien es eine kurze Zeit besser werden zu wollen. Das »Bett« wurde in die Rumpelkammer des Hauses verwiesen und die behagliche Familienmuse hielt ihren Einzug. Aber nun sind die Schauspieler dieses Theaters wieder »bettlägerig« geworden. Man spielt einen Schwank, »Drahtlose Telegraphie«, von dessen Inhalt aus Sittlichkeitsrücksichten nur so viel (!!) verraten werden darf, daß ein Mann durch einen elektrischen Läuteapparat, den er in der Tasche trägt, vom jeweiligen

Belastungsgewichte seines heimischen Ehebettes drahtlos verständigt wird und so über Treue und Untreue seines Ehegespons orientiert – *zu sein glaubt*. Denn da sitzt eben der Knoten, den wir aus den oben genannten Gründen nicht *coram publico* entwirren können.

So sieht es jetzt an den Wiener Theatern aus. Man sieht, von dem nahenden Saisonschluß will man sich noch nichts merken lassen. Aber dennoch, in zwei Monaten wird man die Bilanz ziehen können. Man ist sich über diese Bilanz zwar jetzt schon im klaren. In materieller Beziehung überwiegt das »Haben«, in künstlerischer das »Soll«. Daran werden die nächsten Monate nicht viel ändern können. Da ja nunmehr die diversen Gastspiele am Programm stehen. Zwei von ihnen sind bereits absolviert: Am Raimundtheater rief Frau Pospischil als »Fedora« und als »Magda« in »Heimat« die Erinnerung an ihr einstiges starkes Können hervor und ließ gleichzeitig bedauern, daß diese Schauspielerin, deren Kunst heute freilich schon sehr verblaßt ist, die Hackzähne der Kritik zu verspüren bekommen mußte. Das hätte diese Schauspielerin nicht nötig gehabt. Es ist besser, in Schönheit zu sterben, als auf Kosten des eigenen künstlerischen Prestiges zu warten, »wie lange es noch geht«. Zur selben Zeit, da Frau Pospischil im Raimundtheater gastierte, gab »Mounet-Sully« in der Volksoper als »König Ödipus«, »Ruy Blas«, »Hamlet« drei Kabinettstücke seiner feinen Redekunst und Gestaltungskraft zum besten und erntete damit bei den literarischen Feinschmeckern – die gerade darin das Exquisite seiner Kunst erblickten, daß die von ihm dargestellten Personen mehr die Züge des Darstellers trugen als die ihnen vom Dichter gegebenen – reichen Beifall. Schließlich sei noch die Erstaufführung von Bernard Shaws Lustspiel »Der Liebhaber« registriert. Die Leute ohrfeigen einander in dem Stücke mit Bonmot-Sentenzen und Aperçus und hie und da kriegt auch das Publikum eines ab. Man will schüchtern fragen: »Aber wo bleibt denn da die Han-«, doch das Wort erstickt einem im Munde. Denn dort auf der Bühne sagt eben einer: Die Handlung ist dasjenige ...

Damit sei unsere Chronik der Wiener Nachsaison geschlossen. Über die Mai-Gastspiele wollen wir berichten, wenn die Schlierseer sich auf den Brettern unserer Bühnen nach einjähriger Pause wieder die Schenkel wund klatschen und dazu ihren Pään des »Holdrio« anstimmen werden.

Montagsblatt aus Böhmen, 4. Mai 1908

2. Wiener Brief

Der Festzugsrummel

Der Fremde, der in diesen hochsommerlichen Junitagen den Boden unserer Stadt betritt, wird ein gar eigenartiges Bild empfangen: Er wird kaum noch recht den Bahnsteig verlassen haben und von der nächsten Plakatierungssäule wird ihm auch schon in fetten Lettern das vielzitierte Wörtchen »Festzug« entgegenstrotzen; er wird seinen Blick nach links wenden und ein aristokratischer Standartenträger wird ihn darüber beruhigen, daß beim Kartenbureau X noch gute Tribünensitze für 200 Kronen erhältlich seien; er wird sich dem Zentrum der Stadt – etwa dem Burgtore – nähern und wird behördlicherseits auf die Notwendigkeit verwiesen werden, einen kleinen Umweg zu machen, da der Festzug –; er wird den besagten Umweg machen und doch wieder umkehren, weil ihm ein im Torso-Zustande befindlicher Holzbau – Achtung auf den Festzug! – den Weg versperren wird; und dabei wird er zur Rechten und zur Linken, vor sich und hinter seinem Rücken nichts anderes hören als: »Ja wissen Sie, der Festzug –«; er wird die Zeitung zur Hand nehmen und gleich neben dem Berichte von der letzten Parlamentssitzung die Bemerkung finden, daß es für die Herren, die dem Festzuge beizuwohnen beabsichtigen, vorteilhaft wäre, wenn sie ihr Haupt mit Girardi-Hüten schmückten; er wird – vielleicht ein wenig mißgestimmt, vielleicht erheitert – schnell einige Seiten weiterblättern; »Der Prozeß wegen der Tribünensitze zum –«. Ja, nimmt denn das kein Ende? Er wird zu guter Letzt auf das rückwärtige Deckblatt seinen Blick werfen, um sich zu vergewissern, ob nicht eine alleinstehende Dame auf der Suche nach einem ebensolchen Herren sei, und wird statt dessen der rührenden Bitte einer armen Waise begegnen, ob eine hochherzige Gönnerin etwa bereit wäre, ihr Ringstraßenfenster mit ihr zu teilen, nämlich wegen des Festzuges. Und wenn sich dann der also geplagte Mann nächtlicherweise müde auf sein Lager sinken läßt, dann wird es ihm noch wie in Fieberhitze vor den Augen schimmern und um die Ohren sausen: Der Festzug! Der Festzug!

Die Wiener Bevölkerung hat nämlich zur Zeit ein wahrer Festzugsparoxysmus erfaßt. Das ist schon keine »freudige Aufregung« mehr, das ist eine ziemlich aufgeregte Freude. Und man hätte sie vor zwei oder drei Monaten – als in den Blättern zu lesen stand, der Kaiser hätte zur Abhaltung des Festzuges, vornehmlich mit Rücksicht auf den daraus für die Geschäftsleute erwachsenden Gewinn, nach längerem Zögern seine Zusage erteilt – schwerlich erwartet. Die Wiener

sind ja derlei rauschende Festivitäten, wenngleich freilich nicht so glanzvoller und imposanter Art, längst gewöhnt. Obzwar – damals bereits kam es zu einem leichten Kreuzfeuer der Meinungen. Es gab Leute, die die Wohltätigkeitsdevise dieses Jahres der Festzugsveranstaltung gegenüberstellten und von »Aufdringlichkeit« und »Gschaf-telhuberei« sprachen, und solche, die himmelhoch jauchzten. Die Gemeindeväter sagten: »Gott sei Dank ... der Fremdenverkehr«; die Geschäftsleute rieben sich die Hände; die Bevölkerung freute sich im vorhinein auf das schöne Schauspiel, das ihr geboten werden sollte, und die Wochenironiseure waren glücklich, etwas gefunden zu haben, woran sie ungehindert ihren Witz üben konnten. Die objektiven Beurteiler aber wogen ruhig alles Für und Wider ab und kamen zu dem Schlusse, daß der Festzug, was man auch immer gegen seine Veranstaltung einwenden könne, doch schließlich eine großartige Manifestation österreichischer Loyalität und Kaisertröue bilde und daß sich dieses Volksgefühl ja stets in einer solennen Kundgebung äußern will.

Dann hörte man von der Sache lange nichts. Bis ungefähr vor zwei Wochen. Da wurden nämlich in jenen Straßen, die der Festzug passieren wird, die ersten Vorarbeiten zur Errichtung der Tribünen getroffen. Und das wirkte auf die Bevölkerung geradezu elektrisierend. »Es wird also doch eine große Festlichkeit – – Tribünen!!« So mag es, wie Wippchen sagen würde, gesperrt gedruckt durch die Gemüter gegangen sein. Und nun begann das eingangs erwähnte Treiben. Eine wahre Auktion von Fenstern und Balkonen wurde veranstaltet, Tribünen-sitze um das Zehn- und Zwanzigfache des Kaufpreises wieder losgeschlagen. Eine Agiotage wurde getrieben, deren materielle Folgen nicht 20 Mißernten die Wage halten könnten; im heurigen Jahre wird es für die in den Festzugsstraßen wohnenden minder bemittelten Balkons- und Fensterbesitzer keine Zinssorgen geben. – Dann kamen die Verhandlungen und Debatten im Komitee, im Gemeinderate und Polizeipräsidium, welche Route der Zug nehmen sollte, und endlich die »Wünsche und Beschwerden aus dem Publikum«, betreffend das Belastungsgewicht der Balkone, die schlechte Lage einzelner Tribünen und die geringe Anzahl der für das stehende Publikum freigelassenen Plätze. Und mit dieser letzteren Frage trat die Festzugsangelegenheit in ein kritisches – einige überhitzte Köpfe sagten »in ihr Wiener« – Stadium. Die Sache wurde akut. Aber ein Ausweg war da nicht so leicht zu finden: Soll man die bei der voraussichtlich am Festzugstage herrschenden hohen Temperatur arg strapazierten Durchlauchs und gräflich Gnaden, die zumal an den historischen Helmen und Waffenröcken genug zu tragen haben werden, noch etliche Kilometer mehr

marschieren lassen, damit weitere Kreise ihres Anblickes teilhaftig würden? Oder soll man eine Menge der schon errichteten Tribünen wieder auflassen? Oder soll das zahlungsunfähige Publikum überhaupt nichts zu sehen bekommen? Aber schließlich hat der Opfermut der »Festziehenden« allen Bedenken ein Ende gemacht: Sie werden noch zwei Straßen draufgeben.

Hand in Hand mit diesen langwierigen Auseinandersetzungen und öffentlichen Diskussionen gingen die gewissen Gerüchte. Und für denjenigen, der lieber die humorvolle und erheiternde Seite der Dinge betrachtet – wir nehmen nicht an, daß einer skrupellos genug wäre, das Ganze Drum und Dran des Ereignisses ins Licht des Humors zu rücken –, für den war es ein ganz erkleckliches Vergnügen, den Prognosen und Mutmaßungen zu lauschen, die unter manchen Leuten im Umlauf waren. Die Bierbankpolitiker, denen es an den Normaltagen obliegt, beim zehnten Seidel für Österreichs Zukunft zu prophezeien, daß es sicherlich etwas »mit Tunis geben« und daß Montenegro dies begreiflicherweise zum Anlaß eines Angriffes auf Serbien nehmen werde, ebendiese Leute sprechen von einem voraussichtlichen Umsturz der Verhältnisse und stellen für den Festzugstag ganz ernsthaft – wer's nicht glaubt, zahlt einen Thaler – eine »Revolution« in Aussicht. »Wenn die Leute nichts sehen werden, kommt es zu einer Revolution.« Das wird so apodiktisch ausgesprochen, daß jeder Zweifel davor innehält. Aber nun *werden* die Leute ja sehen. Was selbstverständlich nicht hindert, daß die »Gerüchte-Ausstreuer« als echte Wortsmänner kein Haarbreit von ihrer Ansicht weichen und, um die Motive des plötzlichen Umschwunges in den staatlichen Verhältnissen unserer Monarchie befragt, die Achseln zucken: »Ja wissen S', die vielen Leut' ... und die Tribünen.« Dann gibt es Leute, die davon sprechen, daß die Bewohner des Wiener Whitechapel, die Platteninnungen, sich den Tag nicht entgehen lassen würden zu irgendeiner öffentlichen Ausschreitung. Die Nachricht ist zwar von Seiten der leitenden Männer von Wiens »Unteren Zehntausend« bislang nicht dementiert worden, aber sie gründet sich trotz ihres Wahrscheinlichkeitsklanges ja doch nur auf eine bloße Befürchtung.

Solche Hirngespinnste und Phantastereien hat das Festzugsfieber in den Köpfen unserer ruhigen Wiener Bürger hervorgerufen. Und die Aufregung selbst – ist sie denn verwunderlich? Sie mag ja anfänglich ein wenig fremdartig berührt haben. Aber man braucht bloß ihren Gründen ein wenig nachzugehen und wird sie für begreiflich finden: Die Freude steht ja im direkten Proportionalitätsverhältnis zur Befürchtung, daß sie gestört werden könnte. Und überdies: Der unge-

wohnte Anblick der Tribünen, die Angst, daß man am Ende nichts sehen werde, die großartigen Ankündigungen an den Straßenecken, die detaillierten Zeitungsberichte und nicht zuletzt die in mannigfachen illustrierten Tagesblättern reproduzierten Abbildungen des Festzuges aus dem Jahre 1879, die gewöhnlich mit der neckischen Randbemerkung versehen waren, daß der nunmehr abzuhaltende Festzug den früheren weit übertreffen werde – das alles mag nicht wenig zu dem »Festzugrummel« beigetragen haben. Die »Satiriker« freilich sehen nur das *fait accompli*, nicht aber die Ursachen, sie schwelgen in einem seligen »Hab'-ich's-nicht-g'sagt«-Gefühle, sie stimmen den alten Sang an: »Das ist halt weanerisch« und setzen ihren Spott an die naive Menge, welche – die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben – nur aus Schaulust dem Zuge beiwohnen will. Das wäre allerdings etwas stark. Obzwar wir nicht wissen, was die Leute eigentlich sonst zum Festzuge lockt. Und ist es denn so naiv, sich ein Schauspiel mitanzusehen zu wollen, wie es grandioser den Wienern nie geboten wurde und das, von Künstlern arrangiert, auch das künstlerische Interesse nicht unbedeutend weckt? Aber eines muß bemerkt werden: daß nämlich diesmal nicht, wie es bei Anlässen ähnlicher Art so oft zu geschehen pflegt, über dem ganzen Festlärm der Gegenstand des Festes vergessen wurde, sondern daß man immer wieder des Monarchen gedenkt, der durch 60 Jahre die Geschicke Österreichs geleitet hat.

So sieht denn Wien in erwartungsvoller Freude dem Tag des 12. Juni entgegen. Die diversen Fragen sind zu allseitiger Befriedigung gelöst wurden, die Aufregung legt sich allgemach und an ihre Stelle tritt die frohe Erwartung des letzten Augenblicks. In herrlichem Blau erstrahlt der Wiener Himmel. In der Stadt herrscht Festesstimmung und Festesfreude. Und nach langer Zeit beherbergt Wien wieder eine stattliche Anzahl Fremder in seinen Mauern. Die Bevölkerung läßt ihre längst gerühmten und doch nur von schlechten Kennern der Stadt als ihr Charakteristikum bezeichneten Eigenheiten zur Parade spielen, die Kutscher schimpfen, daß es nur so eine Lust ist, die Kellner bringen erst nach einstündiger Pause, in der dem Gaste Zeit belassen ist, über die Wiener Gemütlichkeit nachzusinnen, ein »schönes Fleischerl« und sogar die Kommis bemühen sich, den Fremden auch die Fremde heimisch zu machen, indem sie in Erinnerung an die in irgendeiner Schule erworbenen Kenntnisse nie anders als mit »*Good bye*« grüßen.

Montagsblatt aus Böhmen, 8. Juni 1908

3. Hadubrand

Ein Schauspiel

Im Auftrage des »Vereines zur pietätvollen Dramatisierung kraftvoller deutscher Heldensagen« herausgegeben und mit Dialogbemerkungen versehen von

J. Gerhart,

Hauptmann des Infanterieregimentes »Prinz Goethe« a. D.

Die Kraftausdrücke stammen aus dem Atelier Erdgeruch & Cie.

1. Szene

Wald, Bäume

Hadubrand (steigt vom Pferd): Eija, eine orntliche Hitz'n hat's. Puh! 's brennt die Sonn' auf mein Genack, daß es schier aussehen muß wie ein gewürfelt Fürtuch.

(Sieht sich um.)

He! Heda! Kein Mensch da, daß ich 'was kriegen könnt' zur Kehlenfeucht? Psss! Kommt da nicht wohl einer? Halt!!

2. Szene

Hildebrand (auf einem Falben): Wer bist du, eisgrauer Popanz, daß du mir den Weg versperrst?

Hadubrand: Wenn du nicht bald deine junge Fresse sperren wirst, will ich dir helfen!

Hildebrand: Reiz mich nicht! Ich werde zum rasenden Tier, wenn ich gereizt bin!

Hadubrand: Eija, du gefällst mir, Ritter. Hast einen starken Sinn und gefällige Lenden.

Hildebrand (haut nach ihm): Du — — — schweig!

Hadubrand (klatscht ihm auf die Beine): Ein paar feiste Stelzen. Mußt gar gut den Weibersleuten zu Aug' stehn.

Hildebrand: Schweig, sag' ich.

Hadubrand: Nu, nu — nicht gleich hitzig. Du gefällst mir, weißt du.

Hildebrand: Warum sprichst du so? Ich mag's nicht leiden. Es stößt mich ab (schwärmerisch) weit, weit weg. Warum sprichst du so?

Hadubrand: Ei nun, z'wegen der psychologischen Entwicklung. — Bist auch gar gut entwickelt, junger Rittersmann.

Hildebrand: Höre auf!

Hadubrand: Ei, laß mir mein schlesisch-mittelalterlich-journalistisch
Maulwerk. Bist doch gut entwickelt.

Hildebrand: So soll das Schwert mir helfen!

(Er springt vom Pferd, stürzt sich auf Hadubrand.)

Hadubrand: Hilf! Mi' ham s' g'stochen!

(Sie ringen weiter.)

Hadubrand: Wart' ... ich will dir ... wir kommen aus der Manege ...
'n Schulterdrehgriff ... (verzückt) Wo hast du deine Kraft her?
Diese Kraft! Und diese Lenden! Schilt meine Sinne nicht vertrackt,
aber du bist so griechisch, so schön!

Hildebrand: Luder! Schweinevieh! Mistkäfer!

Hadubrand: Himmelwetterschwerenotvierwaldstätterseedampfschiff-
fahrtaktiengesellschaftteilhaber! ...

(Anm. der Red.: Die folgende Szene schildert eine strafbare Hand-
lung. Die Zensur hat sie gestrichen. Na ja.)

5. Szene

Hadubrand (erkennt einen Flecken auf Hildebrands vielzitiertes
Körperstelle): Ha! – – – He! Hi! Ho! Hu! An diesem Flecken seh'
ich's ... Du bist mein Sohn! ... Hab' ich's doch gedacht.

Hildebrand (demütig): Was befehlen? Bitte sehr, bitte gleich!

Hadubrand: ... hab' ich's doch gedacht.

Hildebrand (weinend): Warum hast du *das* getan?

Hadubrand (schmerzlich, begütigend): Es ist eine originelle Auffas-
sung.

Hildebrand (tonlos): Wessen?

Hadubrand: Unserer vor 1500 Jahren erfolgten Zusammenkunft, die
damals unvollendet geblieben ist.

Hildebrand: Was heißt das?

Hadubrand: Hab' ich dir's nicht menschlich nähergebracht?

Hildebrand (wie ein Hunderl): *Das???* Viechisch nahe!

Hadubrand: Und das pathologische ...

Hildebrand: Was heißt das alles?

Hadubrand: Weiß ich's? Weißt du's? Wissen wir überhaupt, was wir
reden? Wir sind nur psychologisch zu begreifen. Wir sind ...

Hildebrand (ein rötlicher Schimmer fällt auf die Szene; das Orchester
fällt dröhnend ein): ... Meschugge!!

(Vorhang)

4. Kaffeehausfrühling 1909

Tisch A

(Type: Statistik)

Eine Korona von Männern, Männern im wahrsten Sinne des Wortes. Sie spielen das Gesellschaftsspiel »Politisieren«. Dabei hat immer einer, mit der Rechten Schwimmtempi machend, eine Behauptung aufzustellen und fünf andere müssen ihm a tempo mit den Worten »Entschuldigen Sie, Herr« in die Rede fahren. Wer dann am lautesten schreit, ist »Politiker« und das Spiel beginnt von neuem. Jetzt spricht eben einer, der Typus des echten Mannes und Bürgers, der auf der »Elektrischen« immer auf den lieben Wiener Schlendrian schimpft. Er preßt beim Sprechen den Zeigefinger an den Daumen, indes die anderen Finger sehnsüchtig aufwärts blicken, hat ein kräftiges Gesäß, eine rasselnde, knarrende Stimme, sagt »tabula rasa« und trägt Zwicker.

Der Politiker: »... sage Ihnen, Serbien hat jetzt eine Armee von 87.000 Mann ...«

»Entschuldigen Sie, Herr!«

»Aber wenn ...«

Der Politiker: »... 87.000 Mann. Ich bitte, ich weiß es ganz genau. Ein Kuhsän von mir ...«

»Entschuldigen Sie, Herr!«

»Aber wenn ...«

Der Politiker: »Ein Kuhsän von mir war voriges Jahr – Sie kennen ihn doch, der bei Pollak & Söhne – in Serajewo, und da hat er mir gesagt, »Ignatz«, sagt er, »ich habe mit dem Regierungskommissär ...«

»Aber entschuldigen Sie, Herr ...«

»Aber wenn ...«

Der Politiker: »... Kletzner gesprochen und der hat mir gesagt: Serbien hat 87.000 ...«

»Und ich sag' Ihnen – ich war ja selbst unten ...«

»Es sind 88.000.«

(Die Herren einigen sich auf 87.500.)

Tisch B

(Type: Bildsprache)

»... Schauen S', ich hab' m'r denkt, wenn Österreich in dös Serbien einhaut und der Bulgar kommt her und gäbert denen a Watsch'n, fallert Rußland am Hintern ...«

Tisch C

(Type: Diplomaten)

»Und ich werde Ihnen etwas sagen, das hat nur *Japan* wollen. *Japan* hat davon den Nutzen! Wenn Rußland mit der Türkei anfängt, so wird natürlich England seine ganze Flotte zusammenziehen und Japan kann dann Indien okkupieren ...«

Tisch D

(Type: Osten)

»Sie werden sehen, das Ganze wird an den Juden ausgehen.«

»Was reden Sie mir! Wissen Sie, was ich gehört hab'? Der Kronprinz von Serbien soll ein Jud' sein.«

»Machen Sie keine Witze! Ist denn das möglich?«

»Wie ich da sitz', der Kronprinz von Serbien is ein Jud'. Der König hat eine Kohn geheiratet ...«

»Was Sie sagen! Aber wissen Sie, was ich gehört habe: Der König von Bulgarien soll getauft sein ...«

(Ihm ins Ohr) »Und Bismarck ...?«

Tisch E

(Type: Hamur)

»Ah, mir wern's ihna scho' geb'n, dena (schallendes Gelächter) Krowoten ...!«

Tisch F

(Type: Edel sei der Mensch!)

Eine Achtzigjährige (weinend): »... und unserm alten Kaiser ...«

Tisch G

(Type: Patriotismus)

Er, sie, es.

Er: »Um Gottes willen, vielleicht muß unser Alfred sofort einrücken!«

Sie: »Gräßlich! Hoffentlich wird er nicht genommen. Alfred, hinkst du nicht?«

Es (boshaft): »Nein.«

Sie: »Aber die Hand hast du dir vor drei Jahren verstaucht.«

Es: »Ist schon längst gut.«

Sie (bebend): »Aber kurzsichtig bist du doch.«

Er (hält dem Sohne eine Zeitung vors Auge): Kannst du das lesen ...?«

Tisch H

(Type: Rembrandt)

(Zeichnend) »Hier hast du die Drina. Und hier stehen die Serben. Dann mußt du dir hier (er fährt jemandem ins Gesicht) die Russen denken und hier ...« (der Tisch fällt um, drei Wassergläser mit.)

Tisch I

(Type: Alexander)

Der Sprecher (grandios): »Die Maschinengewehre sind ja glänzend, (schmackhaft) mit einem Schuß kann man zehntausend Leute niederknallen.« (Am Nebentisch niest jemand; der Sprecher fällt in Ohnmacht. Aufruhr, Essig, Umschläge.)

Tisch K

Der Autor beendet rasch diese Aufzeichnungen und begibt sich sodann an den einzigen Ort, wo er vernünftige Menschen zu finden hofft: nach Steinhof.

Die Muskete, 1. April 1909

5. Kultur

Impressionen eines Passanten

Das Wort Kultur, dieser weit faßbare Begriff, der gerade dort, wo seine Niederschläge unbemerkt bleiben, als Verlegenheitsschlagwort dienen muß, hat vor gar nicht langer Zeit eine Art Neubelebung erfahren. Früher war das Wort ein *terminus* für jene besonderen Menschen, bei denen alle Bildung, alle Kämpfe und alles Streben, die Vornehmheit des Wesens und der Anschauung ihrer Väter und der Boden ihrer Entwicklung mit seinen schönen Eigenheiten fortwirkten und wahrnehmbar sind. In seiner Bedeutung als Bezeichnung historisch-

organischer Entwicklungsprodukte wurde das Wort neu entdeckt. In Wien war dies um die Zeit, als man dort einige baufällige Häuser der inneren Stadt, stolze Zeugen der Geschichte, Jahrhunderte alt und zum innersten Wesen der Stadt gehörig, im Interesse des Verkehres und der Wohnlichkeit niederzureißen begann und damit die Schönheit der Erinnerung der kommunalen Notwendigkeit opferte; in den Tagen, da das Kabarett nach Wien verpflanzt wurde und man in richtiger Aversion gegen dessen laute Kunstgebärden und die bläßliche Nachtpoesie den Gegensatz von einst und jetzt hervorhob; als eine literarische Richtung Mode ward, die Wien auf ganz unwienerische Art zu preisen begann.

An die Stelle der Miterlebenden trat die überschauende Wiener Skizze, an die Stelle des Dialekts, an die Stelle der einfach aufhorchenden und dann aufnotierenden Wiener Schilderer, die ganz in ihrem Milieu eingewoben waren, trat der Wiener Essay, trat eben die Entdeckung Wiens. Damals bekam das Wort »Kultur« in jenem anderen Sinne Kurswert, es wurde zum *verbum publicum* und endlich zum Marktwort. »Kultur haben« war die neueste Mode. Der Wiener Jüngling nahm eine Pose ein, daß ihm aus allen Fingerspitzen Mozart schauen mußte. Sehnsuchtsvoll fing er an, durch die alten Schnörkelgassen zu schleichen, und man verdammte das Minderwertige oder Mittelmäßige, den Effekt und den Lärm, die Aufdringlichkeit und Geschmacklosigkeit nicht aus Bedürfnis oder Anschauung, sondern weil man »Kultur hatte«. Auch für den geistig Minderbemittelten ward es nun eine Lust zu leben! Man gab nicht mehr für Bier und Wein sein »letztes Krاندl«, sondern für ein Stückchen Mozart, man geriet nicht vor den Volkssängern, sondern vor einem »Waldmüller« in helles Entzücken. Freilich: um wie viel näher stand doch der Wiener Rindfleisch-Enthusiast dem Wiener Wesen als diese Kultur-Fadiane, die Wien »entdeckt« zu haben meinten. Schließlich aber: Wien ist groß und kann den »Kultur«-Typus vertragen ...

Prag schien, von weitem gesehen, von diesem Typus verschont zu sein. Wie mag es in der Nähe wirken? Ich ließ mir also ein Reisehandbuch geben.

»Eine alte Stätte der Kultur«, unterbrach mich der Prager Buchhändler.

Mir ward ängstlich zu Mut. Am Ende, so dachte ich, wird mich schon am Abend der Herr Soundso fragen: »Nun, was sagen Sie zu unserer Kultur?« Darauf muß man doch etwas antworten, und so erstand in der Phiole meiner Phantasie ein Homunkulus: mein Fremdenführer.

»Ich bitte schön, ich möchte hier gern die Kultur sehen. Können Sie mir sie zeigen?«

Der Fremdenführer nahm mich unterm Arm: »Gern, gern.« Und nun begann sein Vortrag: »Die Kultur unserer Stadt läßt sich in drei Sehenswürdigkeiten teilen. In die vielhundertjährige Überlieferung, die Romantik und das geistige Leben. Was wünschen Sie zuerst zu sehen?«

»Die vielhundertjährige Überlieferung – ist nicht zu weit bis hin?«

»Die Überlieferung ist nicht auf einen Ort beschränkt, sie blickt uns überall entgegen. Auf Schritt und Tritt nehmen wir sie wahr. Wir atmen sie mit der Luft ein; denn Sie müssen wissen: die Prager Luft besteht aus sechzig Prozent Stickstoff, dreißig Prozent Sauerstoff und aus weiteren zehn Prozent Kultur.«

Ich erbepte.

»Hier«, begann der Fremdenführer wieder, »sehen Sie dieses Gebäude. Es ist tausend Jahre alt.«

Ich nahm den Hut ab.

»... Es stammt aus der Zeit ... des III.«

Das andere blieb mir unverständlich. Es war ein *mixtum compositum* von Konsonanten. Ich sah das Gebäude nochmals an. Tausend Jahre! ... »Wenn man bedenkt ...«

»Bravo, sehr gut!« sagte der Fremdenführer, »Sie werden sich in Prag sehr leicht einfinden.«

»Wieso?«

»Haben Sie nicht gesagt: Wenn man bedenkt ... Hier sagt jeder: Wenn man bedenkt ... Man sucht quasi damit eine Brücke von der Vergangenheit zur Gegenwart. Man will sich eine schöne Augenblicksvorstellung schaffen; die Tatsache der Fünfhundertjährigkeit eines Gebäudes in sich ästhetisch projizieren. Man will es im Momente voll erfassen: Eine so lange Zeit! Was hat dieses Gebäude nicht gesehen! Man nennt das historische Betrachtung. Sie wissen ja, welches Vergnügen diese historische Betrachtung gewährt. Sie bietet erst das Verständnis ...«

»Pardon! Aber im Augenblick, wo man erst die Brücke über die Vergangenheit zu schlagen sucht und mit dem ›Wenn man bedenkt‹ die Vorstellung in den Kopf bohren will, in dem Moment ist man eben solcher historischer Betrachtung und des historischen Verständnisses nicht mehr fähig, es bildet dann einfach nur eine Konstruktion historischen Blickes. Aber es gibt wohl auch solche mit historischem Gefühl in Ihrer Stadt? Was machen die? Haben die eine Nebenbeschäftigung?«

»Nein ... ihre Beschäftigung wächst aus ihrem Gefühle. Wir sind hier eigentlich bei der zweiten Sehenswürdigkeit; bei dem regen geistigen Leben. Sehen Sie dort den gebückten jungen Mann ...«

»Apropos, ich sehe hier so viele gebückte Leute. Woher kommt das?«

»Von den engen Stadtteilen. In der Altstadt zum Beispiel ...«

»Aber verzeihen Sie, da soll man sie einfach einreißen!«

»Warten Sie! Bleiben wir erst bei dem jungen Mann dort. Sehen Sie, was er jetzt treibt.«

»Ja, er sieht auf den Kirchturm und trägt etwas ins Notizbuch ein.«

»Er dichtet. – Er denkt jetzt: ›Diese Kirche stammt aus der Zeit Karls des Vierten. Über ihr wölbt sich ein blauer Himmel. Das Märchen spinnt hier. In diesen engen Gassen wohnt das Märchen.‹ Das ist das Schema der Prager Dichtung.«

»Doch wohl nur der ›Kultur-Dichtung?‹ Diese hier werden sagen: ›Wenn man eigentlich bedenkt.‹ Sie sind gar nicht poetisch, und wenn sie vor einem uralten Bauwerk stehen, so haben sie nur die Impression: ›Tausend Jahre! Ein schönes Stückel Zeit!‹ Und auf den Tanzunterhaltungen werden sie in der Ecke stehen und einer Verehrerin mit umflortem Blick die stereotype Antwort geben: ›In Prag webt das Märchen.‹ Übrigens wissen Sie, was mir aufgefallen ist: Hier tragen die Dichter noch Locken.«

Der Fremdenführer mißmutig: »Sonst wären es doch keine Dichter!«

Ich war dann mit dem Fremdenführer in einem Literatencafé. Wir standen noch immer beim Kapitel: Reges geistiges Leben. Er hatte mir eine Zeitschrift zu lesen gegeben.

»Sagen Sie, sind alle Dichter hier so farbensüchtig?« Ich wies auf ein Gedicht.

»Das ist das Prager Farbenspektrum.«

»Das ist nicht richtig. Notabene mir scheint es, als hätten die Leute hier alle noch das, was man anderwärts nicht mehr hat. Bei ihnen lebt jede Mode dreißig Jahre länger. Hier denken die Leute noch präzise, exakt, sprechen in harten logischen Resultaten und schießen nie leichtfertig und satirisch über das Gedankenziel hinaus. Sie sind langweilig-konkret. Mir kommen diese Prager Kultur-Dichter mit ihren Sehnsüchten vor wie Bettelbuben, oder sie posieren die Bettelbuben. Ich sage Ihnen nochmals, die Häuser müßten ...«

Der Fremdenführer unterbrach mich: »Ist Ihnen hier nichts aufgefallen??«

»Ja ... ich glaube ... Sie meinen, daß alle Leute hier immer von Prag

reden, rein als kämen sie alle erst hier an: Die Leute sind hier so bewußt im Besitze dessen, was für das Ohr des Fremden den Begriff ›Prag‹ ausmacht.«

Er wurde sehr finster.

»Nein, das meine ich nicht, aber ob Sie nicht dort den Doktor Kohlbach bemerkt haben?«

»Doktor Kohlbach?«

»Der den Briefwechsel geführt hat.«

»Mit wem?«

»Sie wissen nicht? Mit dem Justus Köstlitz.«

»Entschuldigen Sie – ich kann nichts dafür, aber wer war das?«

»Was, Sie kennen Herrn Justus Köstlitz nicht? Der die hübschen Oratorien in Gablonz geschrieben hat?«

»Gut, daß Sie auch davon sprechen. Ich wollte Ihnen noch sagen, daß es doch Prag gar nicht nötig hat, stolz auf den Unbedeutendsten als den Sohn seiner Heimat hinzuweisen. – Es hat der Bedeutenden genug.«

»Und in diesem Kleinkram liegt eine solche ...«

Da wurde er wütend. –

»Wenn so ein verdammter Fremder seine Nase zwei Minuten in unsere Stadt hineingesteckt hat ...«

»Entschuldigen Sie, wer sagt Ihnen, daß der autochthone Prager in der Beurteilung seiner Stadt am autoritärsten ist? Der erste Eindruck ist der richtigste, Sie können sagen, was Sie wollen. Und wenn man nach längerem Verweilen alles kleinlaut zurücknimmt, so kommt das nur davon, weil man sich eingewöhnt hat. Und übrigens: was sage ich denn viel? Äußerliche Lächerlichkeiten, die wirklich nur beim ersten Aufenthalte recht wahrnehmbar ...«

Aber ich hatte meine Gedanken zuviel vor ihm dezentriert.

Er zersprang ...

Am Abend brachte ich Herrn Soundso folgende Aphorismen, die Augenblicksempfindungen zu Grundsätzen erweitern:

Prag kommt vor lauter Vergangenheit zu keiner Gegenwart.

Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alp auf dem Gehirne der Lebenden.

Die Prager kennen ihre Eigenart zu gut. Sie sind sich ihrer zu bewußt.

Die Prager sind sehr »konkret« und »trefflich«.

Sie sollten auf ein Jahr die »Kultur« brach liegen lassen, in die Speisen stellen. Dann wird hier die Zeit fortrollen und die Enkel werden sich dankbar – nach Prager Art – in jenes Jahr zurückversenken.

Prager Tagblatt, 13. August 1909

6. Wiener Brief

Am Samstag, dem 23. Oktober, hat sich das Wiener Burgtheaterpublikum zum erstenmale mit solcher Macht übergeben, daß man hoffen kann, die sechs Geschmackvollen, denen die Feder in die Hand gegeben ist und Hirn in den Kopf, werden nicht wieder erst in langem Raisonnement mit ihrem kritischen Gänsekiel den Gaumen der literarischen Zuhörerschaft kitzeln müssen, damit alles, was sich in ihrem Magen an verdorbenem Geschmack, deplaziertem Gefallen und genossenen Premieren angesammelt hat, einen Ausweg finde und sie, furchtsam und mürbe geworden, sehr skeptisch und in langer Überlegung den neuen Männern der Literatur gegenüberreten können. Daß der aus Gift und Lachen zusammengesetzte Widerwille, der sich an diesem Abend einem Theaterstück entgegengesetzte, nicht aus gutem Geschmack und verständnisvoller Einsicht geboren war – denn dem Verfasser gibt das Glück, daß sein Stück neben allem anderen auch vom reinen Amusements- und Theaterstandpunkt schlecht war, die Berechtigung, statt von ungeheurem Auslachen ganz literarisch-sachlich von einem Durchfall sprechen zu können –, daß der Ekel sich diesmal also nicht aus Geschmack und Intellekt losgerungen haben mag, tut nichts weiter. Es ist für jene, die sich gegen die Hans Müller-sche typische Produktion empörten, die von vornherein eine Ekelszweieinheit in sich schlossen über die »Persönlichkeit« und sein »Werk«, ganz genug: das vielleicht sogar zufällige Zusammentreffen zwischen einem Premierenabend, an dem ein Skriptum Hans Müllers aufgeführt wurde, und einer Art des Publikumsprotestes, wie sie nach Angabe der ältesten Burgtheaterbesucher noch nicht erlebt war, daß man also *dolo* für »Ablehnung«, wenn man gerade will, »Auslachen« substituieren kann und damit nichts weiter tut, als daß man einfach seine gerechten Motive dem auf literarische Schmähhs hineinfliegenden Publikum unterschiebt. Ich glaube, soviel Freude hat im intellektuellen Wien selten geherrscht, als wie die Kunde von diesem Theaterabend kam.

Es läßt sich nahezu durchgängig von den zeitgenössischen Theaterautoren und ganz sicher von den Hans Müller wesensverwandten sagen, daß das, was sie schreiben, *so wenig es ihr Selbstkonterfei ist, so sicher auch von ihnen unlöslich ist*. Das heißt: Alle Hans Müller *machen*. Selbstverständlich – es muß auch nur der Vollständigkeit zuliebe gesagt sein – ohne den geringsten dichterischen Funken, ganz nüchtern und blaß (grün, nicht im Sinne des Lebensbaumes, sondern des jugendlichen Literaturmathematikers, wäre besser; Hans Müller

könnte ich am besten den Repräsentanten der grünen Muse nennen); aber sie sind *raffiniert*: Theatereffektszenen, die sie sahen, klingen ihnen im Ohre nach und sie schreiben lesend, auf ihre vergangenen Impressionen horchend und sie durch neue Ideen – raffinierte Ideen voll bürgerlicher Unmöglichkeit, die ihnen zufällig auf der Straße einfallen oder die sie aus einem im Geiste – – geschaffenen Komplex von Bühnensituationen herausdenken und die, beim halbwegs Vernünftigen an den Etappen der in Betracht gezogenen literarischen Kategorien wie: Drama, Roman, Novelle, Skizze vorbeieilend im Witzblatt-Aphorismus münden – bis zur Pseudo-Eigenartigkeit garnierend.

Und sie sind *antizipativ*: Ich glaube, sie beginnen ihr Schaffen damit, daß sie die gedruckte Kritik über das zu vollendende Werk sich vergegenwärtigen, vielleicht sogar die Unverschämtheit haben und vorgestellten kritischen Ausdrücken die darauf passende Handlung stellen, sich die Heiterkeit ausmalen, ehe sie heitere Szenen schreiben, recht anmutig-abenteuerliche Titel ersinnen und selbst im Personenverzeichnis wieder nachempfindend geistreich sind. Sie haben nicht einen Zipfel der Gesellschaft gesehen, die sie schildern, aber sie schildern sie mit so gerechter Entrüstung, daß man glaubt, ihr Wohl und Wehe stände im Bande dieser Gesellschaft. Sie sind *vornehm*: natürlich ist es eine bessere Gesellschaft, die sie zeichnen. Sehr gern empfinden sie die »Simplicissimus«-Satire nach: sie wollen die Kraft aufbringen, über alle zu lachen vom Dichterpodium herab, aber sie wissen nicht, daß dreihundert ebenso denken und vierhundert höher; sie, die Parodie-Bedürftigen, karikieren kokett von ihrem rüttligen normalen Verstandesboden aus den Übergeist, sie werden über patrizische Barfuß tänzer satirisch, die sie weder je gesehen noch die ihnen etwas getan haben, und sie entwickeln da eine pikfeine »überspitzte« Satire, die sie, wie gesagt, schon im Theaterzettel merken lassen (dieser verrät übrigens am besten ihr Eindruck antizipierendes Schaffen). Und in das Ganze hinein kommen ihre Gedanken – hat man schon ein besseres Wort für »nebbich«?

Das ist ihr Schaffen.

Ihr Leben aber ist ganz der notwendige Ausdruck dieses Schaffens, es ist in seiner Wirkung gleich und sie genießen sich manchmal gar nicht, ihren Entwicklungsgang einem Interviewer einzugestehen. Natürlich haben sie im Gymnasium schon gedichtet. Aber das tut nichts. Jeder »Faust« geht über ein Ritterdrama. Aber sie schreiben eben keine Ritterdramen. Die Gesellschaft hat es ihnen schon mit fünfzehn Jahren angetan. Und dann tritt die Literatur ernst an sie heran. Sie haben sich den Mund noch nicht vom heimischen Käse gereinigt und

träumen schon von silberweißen Pappeln und violetten Nixen. (Hab' ich in Österreich einmal etwas zu sagen, so diktier' ich für jedes solche Traumleben 24 Stunden Hausarrest und die Absprechung der bürgerlichen Ehrenrechte.) Und nach dem ersten »Wurf« antizipieren sie gleich wieder. Sie antizipieren den Satz aus der Literaturgeschichte: Er wurde hierauf in der Gesellschaft sehr gefeiert und war überall geladen. Das wird er nun zwar nicht. Aber er ist wahrscheinlich nicht unbemittelt, kann sich literarische Passionen gestatten und so verschafft er sich Karten in die Gesellschaft. Da steht er nun überall mit seinem 25jährigen Glatzkopf, nachdenklich und rasiert, ein Großer, den die Gesellschaft anekelt – das heißt, wenn er über sie schreibt. Er umgürtet sich mit dem ganzen Stolze seiner Dichtkunst und ist kein Dichter. Und da begreift man zuerst Bleibtretus Mißverständnis, der einen kleinen Kreis mit dem Ganzen verwechselte.

Dieses Leben also deckt sich mit dem Schaffen, jeder, der so schreibt, trägt sich so im Leben. Und dennoch – träumt er wirklich von Silberpappeln, ist er ein Gesellschaftshasser, denkt er so parfümiert? Keine Spur.

Er ist der Typus des Stückmachers. Der erste Stückmacher ist gespritzt. Evviva Burgtheater.

Montagsblatt aus Böhmen, 1. November 1909

7. Epilog zu den Lueger-Nachrufen

Wie heißt doch die alte gemütsreligiöse Redensart, die hundert aufhuschende Neigungen und Gedanken so vornehm zudeckt, die Takt ersparend eine offene und darum nur noch überflüssigere Chiffre für das darstellt, was man gerne frei herausgesagt hätte, dieses abgebrauchte Demonstrationswort jeder humanistisch gebildeten Vorstandsrede, das man schon deshalb anzuwenden sich schämt? Es hat jetzt in Wien vielen, die dem Lebenden oft erwiderten und sich nie mit ihm beschäftigten, die scheinbar nur auf einen großen Anlaß warteten, der sie sprechen lassen konnte, aus der Not geholfen, und in dieser Stadt, in der der oberste kritische Ausdruck stets lautete: »Menschen, Menschen san mir alle«, begann fast jeder Nachruf: »*De mortuis nisi bene!*« Das heißt aus dem gesättigten Trauerpathos zurückübersetzt in die Empfindungen des Schreibers: Wenn ich reden könnte!

Warum nicht, meine Herren? Freilich: Vor dem Souverän Tod schweigt man. Wie aber dann, wenn früher der Mund nie aufgemacht wurde und es höchstens zu einer um Recht und Unrecht gehenden

advokatorischen Polemik eines Parteihitzigen kam, deren Höhepunkt etwa der siegreiche Hinweis bildete: »Früher hat er anders geredet«, oder zur würdigen Verwahrung eines in liberalen Ehren grau gewordenen Politikers mit der nützlichen Endperspektive: »Es wird schon anders werden.« Wenn Sprechen eine Volksnotwendigkeit war, vielleicht die Äußerung eines geistigen Selbsterhaltungstriebes; wenn mit dem Manne mehr noch als bloß das politische Kapitel der Zeit verknüpft war und dieser Mann viel Zeitübel repräsentierte und am Gewissen hatte; und wenn dann gar die Todesbetrachtung, die posthume Kritik so jämmerlich, so unwahr oder unvollkommen, so unzutreffend und unwesentlich ausfiel; die klerikalen Blätter erhoben ein Wehklagen, in das nicht einmal ihre Anhänger eingestimmt haben dürften, und wünschten dem lieben »Parteivattern« eine gute Reise in den »Himmel«; trugen ihm noch einen artigen Handkuß an die Frau Mutter auf; die »gemäßigten«, vornehm nach der Überlieferung und aus Existenznotwendigkeit, nahmen die mittlere geometrische Proportionale, ließen Politik und Persönlichkeit rechts und links und begaben sich auf das unangreifbare Terrain einer ganz lokalen Beurteilung des ersten Mannes der Kommune. Was wurde unter ihm errichtet und wie weit war er ein echter Wiener? Dann kam eine Gruppe, die sich aufs literarische Feld schlug und das schwierige Problem behandelte: »Wie wird man populär?«; die eine mehr oder minder treffende Analyse seiner Persönlichkeit gab, wobei sie ihn freilich nur auf jene Substanzen hin untersuchte, wider die Feind und Freund nichts sagen konnte; dann die »taktvollen«, die es sich gewiß fest und sicher vorgenommen hatten, überall mäßig, pietätvoll, greifend zu bleiben und nebenher kleine fein merkbare Gesinnungskörnchen auszustreuen. Aber Takt ist eine schwer erlernbare Tugend und doppelt schwer für jenen, den bei seiner Betätigung eher Berechnungs- als Herzensrücksichten leiten; so wurden aus diesen Gesinnungsartikeln Panegyriken, wie man sie selten hört, unbedingte Lobpreisungen, die dem Gegner noch die Waffe gaben: »Wenn es die Gegner selber sagen!« Das Echo in der Parteipresse aber war noch undankbarer – sie rektifizierte in einer Kritik der Kritik jedes schwächere Lobes-, jedes herbere Tadelswort. Dann die offenen, scharfen Luegerfeinde; da konnten denn die feuilletonistischen Freigeister keck heraus mit dem Wort »Jud« und noch obendrein mit der populären Konstatierung, daß der Bürgermeister einmal freundlich mit Herrn Leib Löw gesprochen habe; und endlich nicht die Feinde, sondern die Gegner: mit gerunzelter Stirn, kalt und kritisch, mit der sehr richtigen und oft wiederholten Erklärung: »Er hat den Geist der Reaktion ...«

Das gab zusammen ein Kunterbunt von Taktkrämpfen, von Charakterisierungsstrichen und Weihrauch, viele biographische Bildchen, die auch vieles wahr malten, ein Allerlei, das einen hätte weiter nicht viel bekümmern müssen; aber wenn nun schon die Zeit über niemand das Wesentliche und Bedeutsame der Persönlichkeit und des Regimes des verstorbenen Bürgermeisters, das dem kritischen Auge so leicht faßlich war, besonders hervorgehoben hat, wenn schon gerade das, was die Besprechung dieser Person wichtig macht, nicht gesagt wurde, soll man warten, bis die Nachrufe ergänzt und berichtigt werden? Vielleicht findet man den gegenwärtigen Zeitpunkt für nicht ganz passend, aber wann hat man je früher gesprochen? Nie war es notwendiger als jetzt, da der Abgott verschieden ist, *saluti reipublicae* und als Introduction zu einem neuen Zeitabschnitte, ernst herauszusagen, was einem nicht gefallen hat und worüber man lacht. Man hat längst nicht mehr gekämpft mit den Rathausleuten. Nun sollten sie auch wissen, warum.

Daß Dr. Lueger als Bürgermeister Tüchtiges geleistet hat; daß er sicher viel modernisierte; daß er die ausgezeichnete Kraft hatte, für Millionen Führer zu sein; daß seine väterliche, gesunde, durch die rastlose Arbeit souveräne, gottgläubige, brave, humoristische und bei aller Gemütlichkeit frisch-temperamentvolle Art Aug' und Herz so wohlgefiel, daß man sich mit einer nüchternen Betrachtung fast ungerne heraustraut, ist gesagt worden. Die den Tagesbericht im Tone des Historikers abfassen, die über den Tag hinaussehen wollen und jeder Persönlichkeit gleich die Vignette für den Zettelkasten der Geschichte mitgeben, haben wohl etwas zu allgemein und bedeutsam die Formel gefunden, daß er das klerikal-reaktionäre Einschläferungsprogramm für den Wiener Geschmack gut zu präparieren wußte, daß er mit Gott, Vaterland, Humor und Mundart uralte österreichische Intentionen populär machen konnte.

Das alles wurde gesagt, es ist alles mehr oder weniger wichtig und richtig und es ergibt zusammen den Teil einer Gesamtkritik, deren Hauptpart noch ungeschrieben ist. Denn die Analytiker seiner Persönlichkeit und Kritiker seines Werkes, die auf naturhistorischen Pfaden den Quellen seiner Macht nachgespürt und sachlich der Linie seines Werdeganges gefolgt sind, haben zwischen jede übrige Konstatierung das Kennzeichnendste und Augenfälligste hervorzuheben vergessen: daß Dr. Lueger der Mann war, dem vor allem die Schuld daran beizumessen ist, wenn sich jene Bevölkerung, die der unbarmherzigste, strengste Massenrezensent noch als »Intelligenz« gelten läßt, nicht nur von der Politik abgekehrt hat, sondern – und jedenfalls

gilt das für das Erzherzogtum Österreich unter der Enns – mit einer Art Ironie das politische Getriebe betrachtet, sich geniert, politisch zu sein. Das hat er bewirkt, dadurch, daß sein Programm den Geist des Dialektes atmete, daß durch ihn die Volksstimme zur Stimme seiner Führer werden durfte, daß er die Bierbank in den Beratungssaal stellte, von den Sparvereinen die Häupter in die Leitung berief, daß er Anschauungsweise und Reflexion jener bürgerlichen Fleischhauer, deren politisches Temperament sonst in einer Armenratswürde hätte ausfließen können, in der Kommune einen offiziellen Platz anwies. Und der neue Wiener Geist drang dann auch über Wien, er wurde im Parlamente mächtig und heute oder morgen kann man es erleben, daß Herr Hermann Bielohlawek ein Portefeuille erhält.

Und wie konnte ihm das gelingen? Die Zeitungen beantworteten die Frage damit, daß sie ihn den Typus des Wieners nennen. Das muß wohl sehr bedingt gesagt sein. Der Wiener ist nicht in einem Satze charakterisiert. Aber eins ist sicher: der durch Jahrzehnte unverwandte klassische Typus des Wieners stellt einen ärmlichen Ironiseur dar, ohne selbstisches Öffentlichkeitsbedürfnis und ohne absichtliche spekulative Stellung zu den politischen Dingen, in Nebensätzen charmant-satirisch, beißend und bitter, dabei harmlos, offen und leben lassend und dazu bei aller Frömmigkeit freigeistig, mit einer Art Lebenshamur begabt, der über der Religion steht. Der Großstadtwiener, nicht mehr Simplizius Zitternadel, sondern Josef Prochaska, mit provokant-kapitalistischem Embonpoint, der will, daß man sein Geschrei aus dem Wirtshaus ins Rathaus hinüber hört, der die Parteipunkte großmännisch verfiicht, der auf seine breiten Schultern eine Menge »kommunaler Ehrungen« gehäuft sehen will, »Bedürfnisse« hat aus Mode, den Ambitionen zuliebe ungemütlich mit den Ellbögen stößt, nicht mehr bescheiden, sondern hausherrisch auf den Tisch schlagend, der Typus ist nicht gar alt. Nicht älter etwa, als Dr. Luegers öffentliches Wirken es gewesen ist. Und in diesem Sinne war er Wiener – à part bemerkt war vielleicht ebendieses Wienertum seine politische Maske –, in diesem Sinne sind Wiener, die schon nur mehr mit der Einschränkung leben lassen, daß sie selber »darnach« leben, die politisch Geweckten, das heißt die ihm ungefährlich-heitere Stammtischglossen ins Reich der ausübenden hohen Politik mitnehmen durften, diese »Modernen«, in der markanten Luegerischen Bedeutung vom lebhaften Interesse um die Stadtkanalisation, kurz, deren Programm heißt: auf Lueger schwören und nach seiner Art leben. Er war der Wiener derer, die ihm folgten. Aber in Wien gehen noch ein paar nicht unsympathische Leute herum, die mehr Scholz-

und Nestroyblut in sich haben und sich mit der »neuen Wirtschaft« gar nicht abfinden können.

Man hat das Thema von der Popularität in Wien jetzt viel abgehandelt. Man nannte hundert Praktiken, die einen in Wien populär machen können, und hätte die hundert leicht durch eine ersetzen können. Am allerpopulärsten ist die Dummheit. Und wer nur das Geschick hat, mit Kraft, Energie und demagogischem Geschmack nicht anders zu sprechen wie die andern, der ist in Wien am Wege. Gott im Herzen, glühend fürs Vaterland, mordsmäßig gegen das Gebildete, in G'sundheit und Ehrbarkeit und ein »wengerl teppert a dabei« – das ist populär. Es gehört viel Wucht dazu und ein bißchen Geste, daß man Führer wird, indem man den Volkston nachspricht. Beides war Dr. Lueger zu eigen, er war recht liebenswürdig in seinen Reden mit den Herren Dichtern und Denkern, allerdings wenn einer gar überspannt geschrieben hat, auch grantig, Schiller war für ihn ein »kreuzbraver« Mann, und wenn er im Jahre 1809 Bürgermeister gewesen wäre, er hätte Kaiser Napoleon »im Namen der Kommune Wien und in dankbarer Anerkennung dafür, was Sie, Herr Feldherr, durch Ihren der Stadt Wien abgestatteten Besuch, für die Hebung des Fremdenverkehrs geleistet haben« – die goldene Salvatormedaille überreicht.

Er hat der Mundart die Mundart zum Führer gegeben. Die Wiener aber brauchen grammatikalisch Sprechende mit Zwicker. Sonst haben sie noch die Tröstung, daß die offizielle Reichsvertretung sich von ihnen durch nichts unterscheidet.

In Lueger ist ein Volksführer gestorben von großem Talent; gerade das Ultimatum, das die Gleichgestimmtheit mit den Volksinteressen und Volksempfindungen als leitend über das Volk stellt, ist staunenswert und selten. Dr. Luegers Parteigänger aber haben das Recht, ihn so schmerzlich zu betrauern: *er hat die Dummheit repräsentationsfähig gemacht.*

Montagsblatt aus Böhmen, 28. März 1910

8. Wird Kürnberger populär?

Kürnberger wird frei. Dieses »frei« ist bekanntlich der *terminus* einer lange schon giltigen Gesetzesbestimmung für einen Akt, dem die größte ideelle Bedeutung zukommt: Der Dichter oder Schriftsteller, dessen volkstümlicher Verbreitung das Reservatrecht einer bestimmten Verlagsanstalt nicht wenig entgegenstand, findet den Weg zum

Volksherzen, oder er findet auch nur, wenn die Jahre seinen Ruhm grau gefärbt haben und er den Zeitgeschmack nicht überdauert hat, diesen Weg offen; jede Verlagsbuchhandlung kann zu beliebigem Verkaufspreise eine Ausgabe seiner Werke veranstalten und für 10 Groschen courant bieten die Universal- und Nationalsammlungen, die einem für wohlfeiles Geld den ganzen Literaturhimmel erschließen, das Lebenswerk des Dichters mit Einleitung, Randbemerkungen und Schlußwort versehen dar.

Die dreißig Jahre, die zwischen dem Tode und dem »Freiwerden« eines Autors liegen, sind der Schutt, der ihn fürs Volk begräbt. Ist der Schutt gehoben – dann ist er mit einem Schlag reif gemacht für die Popularität. Aber freilich, vielen freigewordenen Autoren war damit nicht viel geschehen und wir haben aus jüngster Zeit Beispiele von Dichtern, denen solcherart neue Gunst erblühen könnte, für die es aber zu spät ist ... Sie waren Dichter, die entweder nur für die Zeit schrieben oder denen der Modegeschmack seinen Beifall zollte. Und nach dieser Hinsicht werden weit, weit mehr als drei Viertel der modernen Autoren, denen das »Bravo« wie ein ihr Marktgeschrei laut übertosendes Echo entgegenschallt, einst das Schicksal der »Vergessenen« teilen. Aber das passiert allen, die nichts haben als »Richtung«, die von ihrer Knirpspersönlichkeit im Individualitätenfieber die Welt vollmachen und das torricellische Vakuum ihres Ich nicht ausschöpfen können. Und der Dichter ist da noch weniger schlecht daran wie der Schriftsteller und Kritiker. Denn der Schriftsteller schreibt gewöhnlich noch obendrein für den Tag oder höchstens für das Jahr, außer er heißt etwa Börne. Und der Kritiker? Nun, der gar! Man sammelt heute gerne Kritiken. Und man liest diese Sammlungen auch gerne; und zwar keinesfalls um dessentwillen, was der Autor sagt, sondern aus jenem Interesse heraus, mit dem man die Hof- und Personalmeldungen studieren mag. So werden sie aktuell-unsterblich.

Kürnberger war Dichter, Schriftsteller und Kritiker. Er wird frei. Wird er populär werden?

Nicht allzu vielen ist der Name Ferdinand Kürnbengers heute vertraut, und er ist es ganz gewiß nicht so weit, daß es seiner Persönlichkeit und seinem Werke angemessen wäre. Popularität ist manchmal eine schlechte Kritik des Populären, der Ausdruck einer literarischen Eigenschaft, die nach Umständen als Fehler gerechnet werden darf. Die Seichtlinge, Schwätzer und Effektmacher teilen ihren Ruhm mit den Begnadeten und Erlauchten, nur freilich mit dem Unterschied, daß jener bald zerfällt und dieser unvergänglich ist. Die Hohen, die einsam auf den Warten ihres Geschmackes und ihrer Anschauung

stehn, haben immer nur wenige Schüler, wenige, deren Herz sie besitzen. Und damit man sich ernstlich zu Kürnberger bekennen darf – dazu gehört viel. Dazu gehört Tiefe und Bildung. Nicht viele können Kürnberger verstehn, oder *heute* verstehn, nur jene, deren Geist keine Entwicklungsstadien braucht, von denen aus sie mit Lächeln auf die Stufe sehen, von der sich ihr Fuß gerade gehoben, wie auf etwas, dessen altewige Wiederholung dem Spott oder dem Angriff Grund gibt; die sofort oben stehn – ihre Anschauung gleichsam mitbringen und nur die reine Gedankenentwicklung noch bestehen müssen. So einer war Kürnberger selber. Wer sich an ihm heranbilden will, der muß nicht gerade von derselben Fassung sein, aber er braucht eine Menge von Schuleigenschaften, damit ihm der Schritt von den Saphir-Geistern zu Kürnberger leicht falle. Und so ist schon jene Art von Kürnberger-Freunden, die sich von ihm Bildung holen, in des Wortes eigentlichem Sinne nicht alltäglich.

Und Kürnberger vermag vollends in vielfacher Hinsicht zu bilden. Ich spreche nicht von ihm als Novellisten. Zwar war er da ohne Zweifel kein unebenbürtiger Zeitgenosse Kellers und Heyses und sicherlich überragt er auf diesem Gebiete viele namensberühmte Gegenwartsdichter. Seine Novellen sind schön erfunden, einfach, fast schlicht und voll von der eigenartigen schweren Kürnbergerschen Reflexion, seiner strengen Ästhetik, seinem griechisch edlen Geiste; *und* manchmal springt aus dem künstlerisch-schmucklosen Rahmen ein wilddramatisches Bild, zu gewaltiger Tragik sich erhebend. Und besonders anmutend werden diese Geschichten, wenn sie sich um große Personen und Vorgänge schlingen, wenn die Wahrheit des Charakters mit der herrlichen Erdichtung seiner Gefühle und Reden sich verwebt. Aber freilich nicht selten klingt so eine Novelle, mit ihrer kontemplativen Anlage, die in der Reihenfolge ganz nach der literarischen Regeldetri: Milieu, Charakterzeichnung, Drama gehalten ist, das Muster-Imperfektum der Form, dem man noch die Zeit anmerkt, da man ganz individuelle Anschauungen und Gedanken stilistisch gleichsam zur objektiven Welterkenntnis umprägen mußte, ein bißchen alt, stahlstichmäßig. *Die* Novellen kämen dann, ungeachtet ihres Wertes, für die Volkstümlichkeit minder in Betracht. Aber im großen Ganzen, wenn man sich eine geschickte Auslese angelegen sein läßt, kann sich Kürnberger als Novellist und Romancier – sein wunderbarer, ideenreicher, sprachschöner Roman »Der Amerika-müde«, der nicht weit etwa unter Bulwers glänzendsten Gesellschaftsromanen steht, ist mit Unrecht ganz vergessen – die größte Popularität erringen. Aber in der Novellistik liegt nicht Kürnbergers besondere

Bedeutung, er betrieb diese Dichtungsart in zweiter Linie. Einzig, bedeutend und bildend ist er als Schriftsteller und Kritiker.

Die schöne Dreieinheit Geschmack, Bildung, Reflexion gibt das leuchtende Muster Kürnbergerscher Kritik, nicht allein der literarischen, sondern auch der allgemeinen. Das aber, was Kürnbergers Wesen den eigenen Ton gibt, ist, wenn man so sagen kann, seine gänzlich unwienerische Weltanschauung oder deren unwienerischer äußerer Spiegel. Als noble, abseitsstehende Persönlichkeit war ihm der Pessimismus geradezu anbefohlen. Aber er ist darin dem Wiener Charakter unähnlich, daß das äußere Zeichen dieser Weltanschauung nicht ein leises, ironisches, Grillparzerisches Abwinken ist, daß die Frucht grauer Erkenntnis nicht ein Witz, sondern Ernst war. Zwar hat auch er einen gewissen Humor und vielleicht da am meisten, wo er, der glänzende Versther Wiens, sich mit seiner Stadt satirisch auseinandersetzt. Er war im Grunde seines Wesens eigentlich Satiriker. Ein Mensch, der die Lächerlichkeit der Welt fühlt und dessen Lebenswerk die Beantwortung des »Warum« bildet. Und darum ein wirklicher Satiriker, nicht einer, für den satirischer Stoff ist, was er durchschaut und was sich wiederholt. Mir sagt der vor kurzem aus seinem Nachlaß veröffentlichte Satz, der ungefähr lautet: »Es gibt nichts Lächerlicheres als einen Reiter, dessen Pferd gerade den After öffnet« für seine Person mehr als ein Dutzend biographischer Details. Aber Kürnberger war zu wenig leichtfertig, als daß er je den witzig-satirischen Ton angeschlagen hätte. Seine Abneigung gegen das Dumme, Hohle findet den Ausdruck nur in scharfen Spitzen.

Männer wie Kürnberger werden selten populär. Aber es geht eine affektierte Sympathie für unverstandene Hohe durch die Zeit. Aus ihr kann sich später vielleicht die echte loslösen. Kürnberger, der Novellist, wird sicher wieder viel gelesen werden. Die Beantwortung der Frage, ob er es auch als Schriftsteller werde, ist eine Selbstkritik, die die Zeit an sich übt.

Prager Tagblatt, 1. Mai 1910

8 a. Die Wissenschaft vom Pferde

Mein hippologisches Interesse ist sehr gering. Das Pferd ist ein schönes Tier, es bildet lebend oder gemeißelt das stolze Piedestal für große Männer, deren Größe ohne dieses Piedestal schwerer einleuchtete. Viele seiner Vorfahren waren ein mittätiges Requisite der allgeschichtlichsten Aktionen und seine Schnelligkeit gar behagt, gleichwie der Ein-

druck rasch-fliegender Fortbewegung überhaupt, den schlappen und phantastischen Sinnen derer, die die Welt am liebsten als Gemälde sehen. Es ist ohne Zweifel das dekorativste Lebewesen und stellt deshalb auch das unentbehrlichste Zubehör der Staats- und Polizeigewalt dar. Schöne Pferde können sich sehen lassen. Nur darf ich bei keinem Einzelexemplar Befriedigung oder Gefallen äußern, weil ich darin stets korrigiert werde und es sich herausstellt, daß das gepriesene Roß keinen »Speed« hat.

Was heißt »hippologisch«? Ein Sportreporter hat das Wort unlängst vor mir ausgesprochen und mir damit für einen Augenblick zu betrachten gegeben, wie das Nestroysche »Zu so was Zeit haben« allein Amt und Beruf ausmachen kann. Hippologie ist eine Zweigwissenschaft der Nationalökonomie und der Strategie. Jedes gute Land muß nur Gutes hervorbringen, ob Maschinen, Gesetze, Menschen oder Pferde. Schnelle Pferde sind zu vielerlei gut, sei es, daß sie eine Ordonnanz befördern oder einen Fiaker. Darum ist es angezeigt, die Begabung zur Schnelligkeit bei den Pferden schön auszubilden. Dennoch schlägt die Pferdezucht in die Kategorie jener menschlichen Tätigkeiten ein, die im großen Buch der Wichtigkeiten als Nachtragsposten placiert sind. Daß diese Wissenschaft vom Pferde nicht viel zählt, wissen alle Menschen. Ich glaube, es ist keiner, der, auf Handschlag und Gewissen befragt, ein hippologisches Interesse zugibt, außer etwa er gehört zu jenen, die aus Gründen der Selbsterkenntnis und wegen ihres seltenen Umganges mit Menschen das Tier besser kennen und ihm den Vorzug geben (womit sie am Ende nichts so Arges täten). Denn es dürften bereits alle auf den Witz gekommen sein, daß ein Pferd schneller laufen kann als das andere, ob es nun »Snorers Schurl« oder »Geniebua« oder »Napoleon VI.« heißt. Und es kann auch vorkommen, daß ein gutes Pferd nicht siegt, weil es an den in der sportlichen Tierwelt beliebten sexuellen Schwächen leidet. Erst, wenn man mit einer Geldwette am Kampfe teilnimmt, ist man gezwungen, über etwas, was sonst das Auge beschäftigt, Ansichten zu haben. Was wäre demnach, fragen richtig die Pferde-Sozialpolitiker, ein Wettrennen ohne Wette? Es bliebe nichts übrig als Zirkusschönheit. Aber dieses »nichts« ist nicht einmal gar so wenig.

Das Bedeutungsvollste am Pferderennen sind die vielen schönen Nebenbeisachen: der große Apparat dieser Sache, der Mechanismus, der hier in Aktion tritt, schöne Frauen, Toiletten, Siegesmärsche, Aufregung, Enthusiasmus. Kaum ist die Neigung zum Interesse erwacht, wird sie vom Milieu als so wichtig widerspiegelt, daß man mit einem Mal trotz aller Einsicht innerhalb dieser Scheingrößen,

Scheinphilosophien und konstruierten Gesprächsstoffe zum Akteur wird.

Der Rennplatz ist aus begreiflichen Gründen ein von »Beobachtern« mit Vorliebe aufgesuchter Ort. Dabei ist überall eher als hier das Beobachten ein schwieriges Geschäft. Was an grotesken Exzentrizitäten sichtbar wird, ist, weil die Leute nicht mit dem Gefühle ruhigen Behagens, sondern alle auf ein Ding hin gespannt herumgehen, doppelt augenfällig und auf den Urquell der Aufregtheit, das Interesse um Gewinn und Verlust, leicht zurückzuleiten. Und daraus entspringen dann die ungezählten köstlichsten Momente, das ängstliche oder hitzige Bangen ums Geld schafft Typen, die noch witziger wirken, wenn das Lachen nicht mit dem Mitgefühl stritte und wenn dann endlich nicht die Leute herumstünden, mit Beobachtungsaugen, Beobachtungshüten, diesem gewissen Beobachtungshumor der indirekten Rede und mit prima Beobachtungsnotizblicken die reine Freude des unliterarischen Genießers störend. Alle reden zusammen, weil alle aufgeregt sind: der berühmte »Tipser«, der jene mordet, die ihr Ohr nicht auf ihm hatten, und jene flieht, die er ruiniert hat; der Mann mit den wissenschaftlichen Kommentaren, der stets auf die guten und nie auf die siegenden Pferde setzt und dann erklärt, es sei ja kein Wunder, wenn »Rosa« am 400-Meter-Start melancholisch zurückgeblieben sei; dann [der,] der sich in seinen Maximen jeden Augenblick widerspricht, weil er eben einmal gewinnt und einmal verliert; der Mann mit der Muskelsprache, der Trost gibt und entschuldigt, indem er an Stelle von verlieren »krepieren« und statt gewinnen »eine Kiste voll Geld hamtragen« sagt; der Sensible, vor dem man nicht das alte »Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein« vor sich trällern kann, ohne daß er nicht sofort sein Vermögen auf Nummer drei anlegt.

Da schielt aus jeder Ecke der Argwohn, die Bosheit, der Neid, das Auge späht in alle Winkel nach Geld, mit ganz merkbarer Ungenierteit wird gelogen, jede Auskunft ist falsch, mit Lug, Trug und Gerede kämpft jeder gegen die Unwissenheit, die am Rennplatz, auf dem Terrain, wo die Zufälligkeit System ist, am mächtigsten waltet, und das Ganze ergibt, in der Offenheit, mit der es sich äußert, einen Humor, der viel zu groß ist, als daß seine kleinen Ausbeuter sich berühmt machen könnten. In den vornehmen Räumen ist es um wenig anders. Aber doch wird hier anständiger Theater gespielt und mit mehr Ernst. Die erwartungsvolle Auffahrt, die Aufregung, die großen Beratungen, Erkundigungen, Konferenzen und am Schlusse dieses Sicherschöpft-und-ausgepumpt-wie-ein-geschlagener-König-in-den-Wagen-Zurücklehnen – das ist alles sehr pomphaft kinematographisch.

Liliencron hätte in einem Gedicht so ein Wettrennen schildern sollen, das Schöne an diesem Gesamtbilde von Lärm, Massenexaltation, schönen Frauen, fliegenden Rössern, Toreador-Musik und – Nichtigkeit. Wie alle Kräfte zusammenwalen, das großartig zu machen. Wie man jählings eingehüllt wird, wie das Unwesentliche bedeutende Allüren annimmt. Daß das eine Pferd besser ist als das andere, könnte einen kühl lassen, aber daß von einem Kampf gesprochen wird, daß plötzlich von den Fachleuten eine Sprache gesprochen wird, in der Zeitungs-telegramme ein Ultimatum ankündigen, das macht das Kleine groß.

Es ist ein Grundsatz der belletristischen Seelenforschung, daß die Menschen von Fall zu Fall für ihre Nerven und Sinne eine starke Begeisterungszufuhr brauchen, daß sie in gewisser Stimmung aus dem gewöhnlichen Boden der täglichen Funktionen und Erlebnisse olympisch anschwellen müssen. Die Menge hat sich im Rennplatz selbst eine große rauschende Welt errichtet, deren Furor sie mitnimmt, auch wenn sie nur mehr Sinn und Auge für das Dekorative hat. Und wahrhaft, wenn da die Pferde sehnig und fest und schnell, pfeilschnell vorüberrassen, wenn die Reiter hitzig die Peitsche führen, wenn die Leute stürmen und es zum Schlusse vom Orchester tönt: »Auf zum Kampf ...«, das ist dann opernhafte schön und fortreißend. Und doch: Viel Lärm um nichts.

Einer meiner Bekannten, den seine Freunde einen »Stimmungskonduktansager« nennen, weil er nach neuliterarischer Art überall und jederzeit aus dem ersten naiven Anblick heraus sagt, wie er es sieht, rief beim Derby, indem er dabei einem den Zwicker zerbrach: »Alles ist Schwindel! Religion ist Schwindel, Literatur ist Schwindel, Humanität ist Schwindel und das Rennen ist Schwindel. Aber beim Rennen heißt die Devise selbst auch: Schwindel. Es ist ein offener, *aufgelegter* und darum der sympathischste Schwindel!«

Ich glaube, er hat damals fünfzig Kronen gewonnen.

Prager Tagblatt, 29. Juni 1910

9. Der unterstandslose Diogenes

Wir sind pikmodern, hoch aufgeklärt, *tip-top* entwickelt. Aber kann heute wirklich jeder nach seiner Fassung selig werden? Ja – doch nur, soweit die in den Formularen der bürgerlichen Seligkeit gesetzlich hierfür bestimmten Regeln es zulassen. Da aber diese Regeln samt und sonders darauf hinauslaufen, das einförmige Bild der Allgemeinheit durch keine Sonderhaltung stören zu lassen, darf eben keiner nach

seiner Fassung selig werden. Die Gesetze, die sich das Prinzip als Garde verschrieb, haben ihm selbst den Garau gemacht. Jeder, der es wagt, nach eigenem Gefallen zu leben, wird als Übertreter jenes Liniensystems betrachtet, das gerade jedem andern Willen und Freiheit wahren soll. Das Gesetz ist ein Feind der persönlichen Freiheit, die wieder durch das Gesetz geschützt wird. Das ist der unvereinbare Gegensatz, der ewig bestehen und für alle Zeiten der ratlosen Ironie Stoff geben wird. Auf diesem Terrain baut der Humor.

Das bekannte satirische Witzblatt »Leben«, das jede Woche siebenmal in 24-Stunden-Auflagen erscheint, hat zu dieser wehmütig-heiternen Resignation, die das Dasein treu wie ein Schatten begleitet, in letzter Zeit besonders viel Anekdoten geliefert: In Graz stand ein Tischler- oder Schustergehilfe vor Gericht, weil er einen Lebensmüden, der bewußtlos am Aste baumelte, vom Strick schnitt und ihm zwar so das Leben wiedergab, zugleich aber durch das Herabfallen des Körpers Kontusionen und Hautabschürfungen verschuldete. Man macht mit solchen Rohlingen kurzen Prozeß! In Ungarn wurde ein Eisenbahnpassagier in Strafe genommen, weil er, als der Zug gerade über eine Flußbrücke setzte, ohne Anlaß die Rettungsleine zog, bloß um einen Lebensmüden, der es sich in den Wellen überlegt hatte, ans Land zu bringen. Nun bin ich allerdings gerade hier nicht so streng, denn einerseits sind die Lebensretter gewöhnlich medaillenhungrige Rekordbrecher und Wichtigmacher, die mit derselben geschäftsbereiten Fixigkeit anderen Leuten das Leben unmöglich machen, andererseits aber darf ein Lebensmüder mit keinem Zufall mehr rechnen. Er muß tot sein, ehe er es wirklich ist, und mit allem so abgeschlossen haben, daß er dem Retter eher die Adern aufbeißt, als daß er sich zum Leben zurückbringen ließe. Ohne Pardon. Denn andernfalls verdient er, den Spaß mit seinem Gelingen zu büßen. Aber andere Geschichten: In Binz bei Rügen stürzte eine Brücke ein und noch von den halblebenden Überlebenden wurde der Brückenzoll eingehoben: »Tote und Militär zahlen die Hälfte.« In Berlin wiederum ist neulich erläutert worden, daß vor dem deutschen Idealismus ein Wachmann steht: Dort hat unlängst ein Mann das große Los gemacht und in seiner unbändigen Freude führte dieser moderne Polykrates aus, wovon er schon lange geträumt haben mochte: sein Tribut an die Gottheit war der Mitjubel anderer und so warf er wie ein tollfröhlicher Märchenkönig aus allen Taschen Gold und Silber in die Menge, ohne nach Konfession, Beruf, Anmut und Würdigkeit zu sichten. Der Zufall hat's sicher besser getroffen als die Vorsehung mit der Amtskappe. Mag sein, daß ein Dichter sogar gierig nach einer

Münze haschte, um im Auto zu fahren, vielleicht ein Kanzleibeamter, der in die Oper gehen wollte, ja vielleicht ein abgestrafter Deserteur! Umso besser! Das Stück Brot im Magen der Würdigen ist nicht so wichtig als das Stück Lebensfreude im Herzen der »Unwürdigen«. Die Armen, deren Würdigkeit die Hilfe bestimmt, haben vom Staat immer zu essen, brauchen nicht mehr, als sie haben, und lassen sich ihre musterhafte Lebensfreude jeden Monat von einem Kontrollorgan der Wohltätigkeit unterschreiben. Was liegt dran, wenn das Glückselos auch keinen Hungrigen oder Siechen getroffen hat? Mehr Segen hat es gespendet, wenn *iner* seine Sehnsucht erfüllt, als wenn alle ihren Mangel gestillt haben. Aber mit einem Male fallen über das Traumbild am Potsdamer Platz die Kurtinen, die Rosenschleier zerfließen, die Musik verstummt – und ein königlich preußischer Schutzmann fordert den Glückshans auf, im Interesse des Verkehrs dem Unfug ein Ende zu bereiten. Für Liliencron wäre diese Szenerie geschaffen, daß plötzlich das Leben mitten durch das menschliche Kunterbunt einen erbarmungslos-nüchternen Strich zieht. Die Romantik hat eben, sosehr sie die letzte Hoffnung der armseligen Proleten ist, die noch das Talent haben, das Leben mit phantastischen Augen zu betrachten, zu sehr den Geschmack normstörender Unvorhergesehenheit, als daß sie dem Gesetz recht wäre. Endlich: ein »Eingesendet« aus der letzten Woche. Eine arme todkranke Frau, die von Hunger und Fieber durchschüttelt auf der Steintreppe eines Wiener Hauses sitzt, wird vom Wachmann barsch weggewiesen. Die Hausbesorgerin, diese allegorische Figur des sozialen Mitleids, nimmt sich tränenden Auges der Bettlerin an – und wird wegen Einmischung in eine Amtshandlung zu 10 K Strafe verurteilt. Die Frau ist alt geworden und hat sich noch nicht in den Wechsel der Zeiten gefügt: daß die Güte aus dem Evangelium ins Strafgesetz hinübergewandelt ist. Die Sittlichkeit, und zwar nicht die des Strafgesetzes, sondern jene des Evangeliums, darf nur mit Passierschein aus dem Herzen über die Straße. Überall in diesen Fällen stand das Gesetz gegen den Menschen und die Menschlichkeit auf und nirgends hat es juristisch oder sozial unrecht. Auf diesem Drahtseil mag die moderne Dichtkunst tanzen.

Was wird aber mit der Zeit aus der Romantik des Daseins werden, wenn vor jedem Trieb des Augenblicks, vor jedem Einfall, vor jeder Tat ein Rayonsposten steht? Ihr habt es euch selbst eingebrockt, ihr Sozialoptimisten! Längst ehe euere Bücher bewiesen haben, daß der Mensch nur dem Ganzen zuliebe das Recht aufs Leben hätte, hat das Gesetz auf diese Weisheit Beschlag gelegt. Es sperrt der Originalität und Individualentfaltung jeden Weg ab und peitscht alle lebendige

Geisteskraft zum öffentlichen Zweck und Mittel: Die Fassung, nach der ihr selig werden könnt, wird euch von der Behörde zugeschnitten. Darf sich am Stephansplatz ein Sokrates etablieren, der vis-à-vis vom Rothberger die Lehre vom Sittlich-Guten verkündet? Nein, denn auch den edelsten Zwecken zuliebe darf er kein Aufsehen machen. Harun al Raschid müßte erst einen Gewerbeschein ausfüllen, der ihm das Recht gibt, die Menschheit zu beglücken. Und vor dem Richter der Leopoldstadt Dr. Wüstinger stand unlängst ein Diogenes angeklagt, der zu acht Tagen Arrest verurteilt wurde. Was hat der Mann getan? Nichts – und das war sein Verderben. Denn eine Woche zuvor hatte ihn die Polizei ohne Erwerb und Unterstand aufgegriffen und mit dem Spruche wieder entlassen: Entweder du kannst dich bei uns binnen einer Woche über deine Arbeit ausweisen oder du wanderst in den Kottler. Das Gesetz hatte nun dieses »oder« an ihm zu vollziehen. Dabei konnte sich der Richter nicht enthalten, durch ein Zwiegespräch nach einem Geheimnis dieses Rätseldaseins zu suchen, das vielleicht eine freisprechende Ursache enthüllen konnte. Aber soviel auch der menschlichen Teilnahme an dem Falle übrig blieb – das Gesetz fand keinen Ausnahmestand vor und konnte diese Lebensnovelle mit ihren seltsamen und rührenden Stellen bloß unter den Titel fassen: »Arbeitsscheu«. Darf man aber diesen Ausdruck ohne weiteres von den genußverwöhnten Faulenzern auf den grauhaarigen Mann von 28 Jahren übertragen, auf die notgebleichte Jugend, die ja der Arbeit nicht entweicht, ohne darum auf dem Lebensanspruch zu beharren? Er scheut die Arbeit wie den Genuß, die Mühe wie das Vergnügen – vielleicht, weil eins dem andern dient und beides gleich unwert ist. Er hat gelernt, was man braucht, um dann Kurzwaren zu verkaufen oder um sich soviel anzustoppeln, daß man in der Politik die Flanken einreißt, in der Literatur den Mund aufreißt. Er spricht ein klares, bedächtiges Deutsch und man kann glauben, daß sein Kopf so rein hält wie seine Sprache. Und wovon lebt er? Drei Kreuzer täglich decken seinen Bedarf. Davon kauft er Brot. Seine festtäglichen Erfrischungsmittel sind Milch und Siphon. Auf Bänken und unter Haustoren hält er seine Nachtruhe. »Ist Ihnen da nicht manchmal kalt?« fragt der Richter. Und aus diesem armen Körper, aus dem die Freude gewichen ist, kommt tonlos und rührend-weltfern das Wort: »Mir ist immer kalt.« Der arme Thoms, der allen Winden seinen Klageruf mitgibt, ist eben darum nicht so beklagenswert als dieser Mann, der sich gepreßt und gottergeben sein Schicksal satzweise entlocken läßt.

Ich stehe diesem 28jährigen, stellungslosen Diogenes in tiefster Seele nahe. Sein Körper ist in der Kälte starr geworden und wird in

der Wärme fieberhaft unwohl. Er braucht den Nachtwind wie ein anderer die Decke. Sein Gaumen widerstrebt den Speisen, die Entwöhnung hat sie ihm verekelt und er nagt heißhungrig an seinem trockenen Brot. Was aber ist um Himmels willen mit dem Geist in diesem Körper geschehen? Auch er ist vereist und kann bei Menschenberührung nicht mehr warm werden. Weiß Gott, welche Vorgeschichte von Leid und Stolz hinter diesem Elend schlummert?! Ob sich da nicht einer eigensinnig dem zufriedenen Jammer hingibt, um unfühlend zu werden! Ob er nicht mit Trotz sein Unglück auch starr werden läßt, ehe er sich im Unrat der Welt herumschmiert, nicht Mensch, nicht Tier. So hat er wenigstens seine Einsamkeit, seinen Adel, seine Reinheit. (Wenn auch die Wäsche vielleicht leidet.) Andere Leute schwirren wichtig und nichtig in der Welt des Theaters. Andere machen den literarischen Hokuspokus mit. Andere stürzen sich in unruhige Transaktionen auf Bank und Börse. Dieser ganze übertünchte Schmarrn – und ein Stückchen Brot genügt fürs Leben, ohne daß sich irgendwo von menschlicher Berührung Schmutz ansetzt. Nur die Nähe zu allen Dingen macht die Sorge und in der Vogelperspektive dieses Diogenes ist das mittlere Maß des Menschen: einer, der über alle Genüsse hetzet, roh sein Nachtmahl schmatzt, ohne zu wissen, was die Nahrung bedeutet, sich traumlos im Bett streckt, unwürdig des Schlafes, tagsüber betrügt und jammert und am Abend mit schweißgerötetem Gesicht beim Kartenspiel bange Kronen und Heller hergibt. Dieser Waldmensch der Großstadt aber, der wie der Athener Timon dankbar zur wurzelbloßen Natur hält, läßt die ganze Zeit um sich und an sich vorbei laufen, tut nirgends mit und steht abseits, aber nicht unter Gänsefüßchen wie Literaten, die so lange dort stehen, bis man sie mit Pauken und Trompeten aus der Ecke holt. Vielleicht ist er der einzige, der sich von allen seine Seele erübrigt hat. Aber auf jeden Fall beschämt dieser Müßiggänger viele Draufgänger. Hieße er Tolstoi – die Welt würde zu jeder Einfahrt pilgern, die ihm schon als Quartier gedient hat. Aber er kann – und seine knappe, ungeschwätzig Sprache zeigt es, die würdevoll der Frage standhält, ohne ihrer Neugierde zu genügen – für sein Originalleben nicht Tamtam schlagen.

Ich würde dem Manne den Rat geben, wenn er aus der Zelle kommt, in sein Nationale »Dichter« zu schreiben. Damit hat er das behördliche Recht zu hungern. Keiner würde seinen weihevollen Müßiggang stören. Er soll nur ein paar Zeilen schreiben: »Unter dem Haustor« oder »Mir ist kalt ...«. Für das Verhalten der Literatur kann ich nicht garantieren. Die Behörde aber, unsere moderne Behörde, die sich mit

der öffentlichen Meinung so gut verträgt, weil sie gewöhnlich selbst ein »bescheidenes Opus« in der Lade hat, würde ihm von dem Tag an nichts mehr tun.

Prager Tagblatt, 30. August 1912

10. Gemütlichkeit und Gesetz

Wie vollzieht sich die »geschäftsmäßige Erledigung« eines Wiener Ediktes? Die Operettenerfindung zeugt es, zum Operettenspaß muß es werden. Die Phantasie der Gesetzgebung waltet in dieser Stadt – in der ja selbst die Gemütlichkeit die Musik ist, die gefahrlos den dümmsten Text an sich nimmt – wie die Laune des Librettisten im Schlaraffenreich der Partitur. Dabei kehrt stets das *tempo furioso* der Anfangsidee, durch den Dialog freundlich erläutert, am Ende als gewohnter Gassenhauer wieder. Denn hier kommt es dem Volk nie auf das Leben, sondern nur aufs Theater an.

Ich weiß nicht, ob die spanische Inquisition einen besseren Vollstrecker hätte finden können als die Gemütlichkeit. Das Gesetz hat jedenfalls keinen besseren. Es geht dem Lebenshumor des Wieners ums Kinn und macht, als ob es kreierte worden wäre, bloß um vor ihm eine Ausnahme zu machen und ihm als neuerliche Probe seiner Unversieglichkeit zu gelten. Der Wiener läßt sich fangen und kommt aus der Falle nicht mehr heraus. Ausnahmefälle – heißt es richtig – brauchen Erlässe, von denen sie als Regel betrachtet werden. Die Vermittlung zwischen Verkehr und Rücksicht bleibt dem Geiste der Obrigkeit überlassen. Was aber tut diese Obrigkeit? Sie behandelt die Regel schlechterdings als Ausnahme und statt daß sie die Herren Gauner zwingt, Ehrenmänner zu sein, erachtet sie, dem bequemen Weg zuzuliebe, alle als Gauner. Da sich die Ehrenmänner dadurch betroffen und geschädigt fühlen, sagt sie: »Pardon, meine Herren! Sie wissen, wem es gilt.« Und macht, unter Berufung auf die Gemütlichkeit, in jedem Einzelfall, der ihr paßt, eine Ausnahme. Der Umweg ist verwickelt, aber man wird vergeblich fragen: Wozu also gleich der Erlaß? Er dient bloß zur Vermehrung der Wünsche und Beschwerden; zur unterhaltsamen Komplizierung des Lebens; zur Bereicherung des Gerichtssaalhumors; zur Belebung der Operette. Wo anders findet ihre Heiterkeit Eingang als durch die Lücken unbegrenzter Möglichkeit? Man braucht wirklich kein Taschenspieler des Impressionismus zu sein, um zu glauben, daß die Operette hierzulande nicht bloß alles Geld, sondern auch allen Geist einsteckt.

»Der Zweikronenerlaß auf der Elektrischen«, Operette von einer Woche Spieldauer, diese Verordnung, der zufolge ein Fahrgast nicht über eine Haltestelle hinaus ungestraft ohne Karte fahren kann, ist etwas von dieser Art. Die Volkesstimme war nach bewährtem Muster instrumentiert. *Protestchor der Großstadttrabanten*; *Quodlibet der Fahrgäste* (durcheinander: »Was mag das heißen? Was soll das sein? ...«); *Scherzhaftes Parlando*; dann bemächtigt sich ein triefendes Molchgeschöpf, der »harmlose Wiener Scherz«, der Sache. Und am Ende tritt Herr Leopold Hüttengruber, genannt der Gruber Poldl, vor die Kulissen und singt das Wiener Couplet: »Hörn S', den Guld'n zahl' i net.« Die Seele des »Aufmischers« hat sich wieder zu ihrem Volkssängerleib gefunden und die unruhigen Geister der Großstadtkultur können schlafen gehen.

Vielleicht gibt es aber Leute in Wien, die nicht mehr die notwendige Weinstimmung für den Genuß dieses Lebens mitbringen und denen dieser schlampige Rhythmus das Ohr zerreißt. Vielleicht können einige in der Samumluft dieser geistesgefährlichen Patschierlichkeit nicht mehr atmen und hoffentlich schwillt ihr Unwille zur Revolte. Sie wollen sich von dieser benebelnden Spaßwooge, die jeden Unsinn zur Gewohnheit treibt, nicht fortreißen lassen. Nein, oft läßt die jüngste Missetat an der Vernunft die Hoffnung zurück, daß jetzt der Humor ein letztes Mal für ein »Wurde belobt« den Strafzettel genommen und der Dummheit zum letztenmal Helfersdienste geleistet hat und daß schon beim nächsten Mal die ganze geistige Widerstandskraft zur Rebellion hervorbrechen werde. Immer noch träumt die Hoffnung davon, daß der Wiener den Humor, mit dem er betäubt wird, zur Vortäuschung seines Schlafes gegen jene verwendet, die er, wie Swifts Gulliver, nur durch ein überraschendes Niesen verscheuchen will. Eines Tages wird er überschnappen. Wahnsinnsursache: der Lokalcharakter. So lange hat er sein Hirn in die Angst- und Vorsichtspose vor den ortsüblichen Vorschriften einstellen müssen.

War es schon ein trauriger Fall dieser *Dementia Vindobonensis* oder eine vulkanische Eruption der beleidigten Vernunft, diese Revolte im Straßenbahnwaggon, die in dieser Woche beträchtliches Aufsehen erregt hat und die durch ihre schlagend dramatische Kraft alle umlaufenden Spasseteln entwertet. In einer Straße des dritten Bezirkes besteigt ein junger Mann mit wallendem Hut und Haar und jener für den Zuschauer berechneten Nervosität, wie man sie in Geste und Sprache moderner Schauspieler bemerken mag, den überfüllten Waggon der »Elektrischen«. Er setzt sich nieder und blickt sofort ängstlich auf den Kondukteur. Der hat noch eine Schar von Fahrgästen

mit Karten zu versorgen und der Train rückt allmählich in eine neue Station ein. Da springt der junge Mann mit todgepeinigten Zügen auf und beginnt zuerst in abgerissenen Schrecklauten, im Tremolo sich steigender Furcht: »Herr Kondukteur ich bitte, eine Karte ... recht rasch ... um Himmels willen ... die Station kommt schon«, und dann immer lauter und dringlicher wie Gordon vor Buttler: »Ich beschwöre Sie ... ich hab' keine zwei Kronen bei mir ... o Gott, die Station ist schon vorüber ... haben Sie ein Einsehen!« Und endlich schießt die verhaltene Angst zum schneidenden Kainzischen Schmerz auf, der junge Mann wirft sich mit qualvoll verzerrtem Gesicht dem Kondukteur zu Füßen: »Herr Kondukteur! Ich hab' ein armes Mutterl zu erhalten ... Trost ihrer alten Tage ... ich bin ein Bettler ... Gnade! Gnade! Zwei Kronen sind für mich ein Vermögen. Ich rakkere mich dafür zu Tod ... Herr Kondukteur! Menschlich sein! ... O Gott – die zweite Haltestelle.« Und so jammert er in fiebrhafter Angst, sich in der Sprache überstürzend, und hält die Knie des Kondukteurs umklammert. Unter den Fahrgästen bilden sich Parteien. Einer sagt: »A Narr!« Ein anderer: »Dös muß a Schauspieler sein!« Ein dritter: »Na – der arme Hascher hat halt Angst.« Der Kondukteur aber steht während der ganzen Szene ratlos und hochgerötet, den Kartenblock verlegen in der Hand, drohend vor dem Jüngling, vergißt beinahe zwischen drei Stationen ans Karten-Markieren und weiß nicht, was soll es bedeuten. Einmal zupft er am Heilswort: »Wachmann«, aber dann mag er denken: »Und was soll der Wachmann? Einen, der die Verordnung einhalten will, *deshalb* abführen?« und die Neuheit der Situation schlägt ihn vollends auf den Mund. Der junge Mann blickt indessen etwas beruhigter: »Bitte eine Siebener – gradaus!« Jetzt erst findet der Kondukteur seine Fassung: »Sehn S', jetzt geb' ich Ihnen nicht einmal eine Karte. Sie müssen aussteigen.« »Warum denn?« fragt der Jüngling naiv. »Weil Sie mir zu aufgereggt sind. Sie stören mich ja in der Arbeit.« Und dem jungen Mann blieb nichts übrig, als auszusteigen. Er war – *mit Hilfe* des neuen Erlasses – vier Stationen umsonst gefahren und so an sein Bestimmungsziel gelangt. War es einer, den die neue Verordnung um den Verstand gebracht hat? Das scheint trotz all dem nicht glaublich, denn der Wagen mit den verblüfften Passagieren ist noch in Sicht – da platzt der Dramatische auf der Straße heraus und hält sich beide Seiten vor Lachen.

Wirksamer war gewiß kein Protest gegen den neuen Erlaß als diese Komödie eines durch ihn scheinbar wahnsinnig Gewordenen. Und er gibt eine wertvolle Hoffnung für spätere Zeiten: daß eine passive Resistenz des Publikums nicht weniger zweckdienlich ist als die der

Behörden. In Wien vor allem, denn hier braucht man den Wortlaut der Gesetze nicht zu übertreiben, um ihre Wirkung *ad absurdum* zu führen. Es genügt einfach, sie nicht zu umgehen.

Prager Tagblatt, 20. September 1912

II. Kinomoral

Ist das nicht selbst schon wieder ein Kinotitel? Hat nicht eben ein vorbeifliegendes Plakat unserem Auge diese Überschrift zugeworfen? Oder ist sie uns nicht zehnmals als Spitzmarke einer Tagesglosse ums Ohr gegangen? Wer mag das wissen? Es ist wirklich kaum mehr zu unterscheiden zwischen dem, was wir erlebt und gesehen, was uns der Film zeigt und wovon wir gehört und gelesen haben. An allen Ecken und Enden starrt in elektrischen Lettern diese moderne Lebensverheißung: »Kino«. Von den Reklametafeln winken Worte, mit denen der eilige Sinn des Passanten nichts anzufangen weiß, wiewohl sie in den Wunderhain des Daseins locken: »Um Liebe und Ehre« ... »Tod für die Freiheit« ... »Der Güte Sieg« ... Ja, sind denn alle Aufsatzhefte der Mittelschulen lebendig geworden, treiben zu ewiger Unrast verdammte Lesebuchphrasen am hellichten Tag ihren Spuk? Vom Anblick der kolorierten Wandverkleidung in die stille Klause gerettet, empfängt der Blick aus der Zeitung die Worte: »Tod fürs Kino« – »Die neue Kinoverordnung« – »Eine Kinoausstellung«. Kino, Kino und nichts als Kino! Ist das die Hochflut einer Mode, die sich morgen wieder beruhigen und übermorgen vergessen sein wird? Vor einem Jahre konnte man's noch glauben, denn da durfte man den ganzen Spektakel einstweilen auf Kosten der Neuheit setzen. Nun aber ist dieses Wort »Kino« so sehr Begriff geworden und dieser Begriff so unausschaltbar aus der Vorstellung unserer Zeit, daß der in allen Zonen des Tages anklingende Wirbel das Kino auf jenen Höhepunkt zu begleiten scheint, wo es sich ein für allemal als Kennzeichen unserer Zeit einbürgern wird. Das ist gar nicht erstaunlich, denn nirgends hat auch unsere Zeit ein passenderes Gleichnis für sich gefunden als im Kino: Sensation und Schnelligkeit, mit Musikbegleitung, aber ohne Text. Was Wunder, daß die tägliche Sprache mit Bildern aus dem Kinoleben überschwemmt ist! Dem philosophierenden Müßiggänger von anno dazumal war schon der Stoff für die Vergleichung des Daseins ausgegangen, so sehr, daß die Anekdote von dem Seufzer zu melden wußte, mit dem er einst sagte: »Das Leben ist eine Kettenbrücke.« – »Warum?« fragt ihn der Hörer und der Grübler antwortet wie aus Wolken des Trübsinns:

»Weiß ich?« Mit dieser Verlegenheit ist es jetzt für lange vorüber. Das Leben ist nicht mehr ein Theater. Es ist ein Kino. Die Jugend ist ein Film, zweihundert Meter lang. Die Liebe ist koloriert. »Die Dummheit« ist eine heitere Einlage. Kino – immer und überall! Es ist klar, daß sich die Zeit ein so ernstes Symbol angelegen sein läßt. Und weil es sich eben schon einmal um einen dauerhaften Besitz handelt, darf man auch länger bei Meldungen verweilen, die gerade in den letzten Wochen vom Kinohimmel so zahlreich heruntergeregnet sind.

Da war zuerst die Nachricht von dem jungen Mann, der sich vor den Augen des Publikums und vor dem Blitzlicht des Kinematographen mittels Fallschirmes von der Berliner Siegessäule herabstürzte und mit zerschmetterten Knochen liegen blieb. Die Tollkühnheit schien unbegreiflich. War das die Zuversicht eines Erfinders, der Geschäftstrick eines Spekulanten, die Geldnot eines Verzweifelten oder der Theaterakt eines Lebensmüden? (Jedes einzeln mag sich die Firma, die den Selbstmord des engagierten Mannes unternommen hat, als Titel für ihre Vorführung notieren.) Die Untersuchung – dieses berühmte *post festum*, mit dem man die Neugierde schadlos hält für die Entrüstung – hat nichts Klares ermitteln können. Aber gleichviel: durfte ein Unternehmen dazu die Hand bieten und auch nur die Möglichkeit eines Einzelunglücks für die öffentliche Schaustellung erwerben? Gesetz, Wohltat und Humanität halten über das Leben des Bürgers Wacht; Verdrossenheit und Exzentrizität stoßen an die Pfosten, die der lebensschützende Staat eingerammt hat. Aber da gibt es eine stärkere Macht, den Luzifer im öffentlichen Geiste: den Lockruf des Kinematographen: »Lebensüberdrüssige und Exaltierte, Waghalsige und Phantasten, kommt und eilt herbei; was keiner euch bietet, könnt ihr bei uns haben. Ihr dürft euch bei uns gegen Stundengage und Tagesruhm das Genick brechen. Was ist denn der Daseinszweck? Die Sensation. Ihr lebt, damit man euren Tod mit ansehen kann!«

Und in der Tat, hier spricht der Geist des Kinematographen nicht gegen den Geist der Welt. Der Große frißt den Kleinen, heißt es in der modernen Entwicklungslehre, einer dient dem Lebenszweck des anderen. Aber wenn es nach dem Walten der rohen Triebe geht, dann ist einer auch bloß die Unterhaltung des anderen, des einen Unglück ist des anderen Kinofreude, und die wir heute im Publikum sitzen, kleben morgen auf der Leinwand. Angenehm ist die Empfindung nicht. Ja, es gibt Leute, die von einer wahren Kinoangst besessen sind, die fürchten, daß man unversehens ihr kostbares Ich wie ein arm- und beinbewegendes, schrecklich entgeistigtes Gespenst für den Kinematographen einfängt. Die Indianer hatten, wie uns Reisebücher erzählen,

eine Angst vor dem Photographen. Sie fürchteten, daß es der Arglist des fremden Wundermannes darum zu tun sei, das Opfer auf ewig in den Apparat zu zaubern. Der moderne Kulturmensch verträgt wiederum die Empfindung nicht, daß er irgendwo, im Metropol-Kino zu Plundersweilen, unbekannte Gaffer als »Jedermann« belustigt, während er sich hier mit seinem Kopf und seinen Sorgen allein glaubt. Aber das ist noch die kleinere Angst. Wäre es nicht möglich, daß der Kinematograph, der so leichtfertige Geschäftsverträge eingeht, um Selbstmordkandidaten dem Wochenprogramm einzuverleiben, sich über jeden Vertrag hinweg unseres Lebens bemächtigt? Schließlich, ob unsere soziale Bestimmung dahin geht, daß wir für die anderen wirken oder daß wir auf die anderen wirken – ist es nicht einerlei? Der Kinematograph betrachtet sich als Vollstrecker dieser sozialen Vorsehung. Wer weiß! Aus Budapest kam unlängst die Meldung, daß ein junger Mann sich vor dem Kinematographen von einer Donaubrücke stürzte und entseelt in die Wellen tauchte. Eine gleiche Meldung kam aus Paris. Und vordem schon war es verwunderlich, wieviel Unglücksfällen der Kinematograph als Augenzeuge beiwohnte, als hätte er sich tags zuvor auf dem Tatorte postiert. Wir wollen nicht glauben, daß die Lokalchronik von einer Kinogesellschaft betrieben wird. Aber die Fälle dürfen sich nicht mehren. Allerdings kommt überall hier nur ein Teil auf das Schuldkonto des Kino. Solange das Unglück die Neugierde an sich zieht, so lange wird mit dieser Neugierde ein Geschäft zu machen sein. Dennoch geht ja wohl jede staatliche Bestrebung dahin, den Menschen zu veredeln. Öffentliche Duldung wäre hier ein Rückschritt auf der erziehlichen Bahn des Staates.

Die neue Kinoverordnung der niederösterreichischen Statthalterei hat wenigstens für hierzulande Vorsorge getroffen, daß in Hinkunft Leichtsinns- und Schaugier in keinen Kompromiß gebracht werden. Das Kino befindet sich jetzt unter väterlicher Aufsicht. Freilich, wer schützt, darf verbieten, und darum ist es mit der goldenen Zeit der Freiheit aus. Die Bluttrüchtigkeit ist nur bis zu einem behördlich genehmigten Grade gestattet. Veristische Darstellungen müssen dem edleren Stile weichen. Sonst streicht der Rotstift des Beamten erbarungslos fünfzehn Meter weg, und das ist eine heiklere Sache als beim Bühnendrama. Denn hier ergibt sich bald ein verbindendes Wort, das über ganze gestrichene Szenen vermittelt. Wenn aber die Zensurtätigkeit des Kinopolizisten gerade dort einsetzt, wo Edgar die junge Marie umfassen will, und dort absetzt, wo schon Edgar seine Ohrfeige bekommen hat, muß sich bei einer unbedenklichen Durchstreichung dieses Teiles das Bild ergeben, daß der junge Liebhaber in einer Geste

dem Mädchen um die Hüften und sich an die Wange fährt. Aber auch sonst wird dem Kino jetzt nichts als ein schön abgeteiltes Geviert »Moral« bleiben. Damit würden ihm allerdings auch gute Wirkungen entgehen. Denn mag die unreife und ungepflegte Phantasie des Zuschauers auch unter dem Eindruck von Schaubildern Schaden nehmen – gerade in ihnen entfalten sich zuweilen schauspielerische Unmöglichkeiten, die im gar zu gesitteten Bühnenrahmen schwerlich denkbar sind. Trotzdem bleibt die Einrichtung einer Kinzensur ein gutes Omen. Denn Beispiele aus der Literatur bezeugen, daß sich die Produktion gerade dann zu regen beginnt, wenn sie von sorgsamem Wächtern beobachtet wird; die Zensur ist der Gegendruck, der erst überhaupt den Druck hervorruft. Wer weiß, vielleicht wird so eines Tages doch der Shakespeare des Kino auferstehen.

Er hätte dem wirklichen Shakespeare viel voraus. Denn dieser fand, wie wir wissen, keinen Behelf vor, der ihm seine Schöpfungen erleichtert hätte. Das Theater war recht notdürftig eingerichtet, es gab weder Kulissen noch gar eine Drehbühne. Besser hat es der Shakespeare des Kino. Er kann in seinem Bereich die Phantasie walten lassen, wie er will, es gibt nichts, was ihm die Industrie des Kino nicht hilfreich darzubieten imstande wäre.

Prager Tagblatt, 1. November 1912

12. Das Kaufhaus

Ein Kandidat, der sich nach seinem endgiltigen Durchfall im Prüfungssaale noch die nächsten Fragen anhört, auf die er gerade so meisterlich Rede und Antwort stehen könnte; ein Hasardeur, dem das Blatt im Augenblicke zufällt, wo seine Barschaft bereits aufgezehrt ist; ein Dichter, der ins Dunkel abgetreten ist und seine Nachahmer den Beifall der umgestimmten Zeit einstreichen sieht; ein Bettler, der ins Wasser springt, bevor ihm die Post den Tod eines Erbonkels zuträgt – was sind sie alle in ihrem Unglück gegen einen Kaufhaus-Unternehmer, der vier Wochen vor Weihnachten seinen hoffnungsvollen Besitz aufgeben muß? Denn gerade dieses Fest bringt die gelobte Zeit, der jedes Geschäft noch seine letzte schwanke Hoffnung überträgt; sie wirkt Wunder und wirft plötzlich Licht nach einem Laden, der jahrüber wie ein verkanntes Talent an seinem Platze lag. Was in dem einen Jahr noch zu neu war, als daß sich die Kauflust hätte darauf besinnen können, hat im nächsten schon so vertrauten Klang, daß ihm scharenweise die Kunden zuströmen. Die Geschäftswelt weiß es und

hält darum gerade in dieser Zeit die letzte Kraft zusammen, um nur heil über die verheißende Wende zu kommen. Ein Geschäftskonkurs vor Weihnachten hinterläßt allemal den wehmütigen Nachgeschmack eines Heldentods vor der Heldenzeit. Einen solchen Zusammenbruch, unaufhaltbar in der verlockendsten Zeit, vermittelt die Meldung der letzten Tage, wonach der Zentralpalast in Mariahilf, dieses vor kaum anderthalb Jahren im modernsten Großstadtstile eröffnete Kaufhaus, dem Diadochenregiment der Gläubiger preisgegeben ist.

Diese Nachricht ermangelt nicht einer gewissen über den Kreis der unmittelbar Beteiligten hinausragenden Bedeutung, da es sich nicht leichthin entscheiden läßt, ob dieser Bankerott eines Geschäftsunternehmens nicht etwa zugleich der Bankerott einer in anderen Großstädten reich aufgeblühten Geschäftsidee ist. Die Eröffnung des Mariahilfer Zentralpalastes bedeutete für Wien, das bis dahin nur kleinere Abarten des reichsdeutschen Warenhauses beherbergt hatte, auch von dem eigenartigen Mietsübereinkommen abgesehen, eine Novität. Es war ein Versuch, in Wien einen Louvre heimisch zu machen, ein Riesengebäude, in dem alle Gewerbe und Industrien des Haushalts ihre durch Treppe und Lift praktisch verbundenen Abteilungen haben sollten. Berlin hat darin schon vor langer Zeit sein erfolgreiches Debüt gehabt und die eingefleischten Wiener Raunzer, die von ihren Abstechern nach Berlin immer ein ganzes Pack Kulturfortschritte mitnehmen, um es hier als großzügige Weltleute demonstrativ wieder auszukramen, wußten Wunder was vom Berliner Warenhaus zu erzählen. Du willst dich vom Kopf bis zum Fuß neu bekleiden? Gemacht. Du fährst mit mir zum Warenhaus. Linke Treppe, erster Stock – ein eleganter Winteranzug. Du brauchst Schuhe? Steigen wir in den Personenaufzug – so, hier ein Paar echte Amerikaner. Ein neuer Hut gefällig? Nur zwei Schritte hinüber. Dort drüben bekommst du die Handschuhe. Im zweiten Stock Hemden und Krägen. Hier einen Spazierstock. Dort eine Remontoiruhr mit dreijähriger Garantie. Bist du hungrig geworden bei dem Kreuz und Quer? Komm in den dritten Stock. Du staunst? Ja, wahrhaftig, deine Ohren belügen dich so wenig als deine Augen. Militärmusik gibt es auch da. Natürlich auch in- und ausländische Zeitungen. Na, herumgeplagt hätten wir uns genug, willst du vielleicht jetzt ins Kabarett (Souterrain, links), ins Varieté (Mezzanin, rechts) oder ins Kino (Erdgeschoß, geradeaus)? Ja, du kannst in diesem Warenhaus leben und sterben, du kannst ohne Mühe an einem Nachmittag dein Gehalt durchbringen und ein paar epikureische Wochen verleben, ohne daß du ans Licht der Welt kommst. Das heißt: mit dem Durchbringen des Gehaltes hat's noch seine gute

Weile, denn die Devise in diesem Riesenspektakulum heißt: Billig! Gut und billig? Mach den Versuch!

Dem braven Wiener Schildbürger mochte bei dieser Beschreibung das Wasser im Munde zusammenlaufen. Ein Geschäft mit Spektakel? Einkauf mit »Musi«? Arbeit mit Hetz? Das wäre ja gerade nach seinem Geschmacke gewesen, der er so gerne mit seinen täglichen Obliegenheiten ins Kunterbunt der Fröhlichkeit taucht und sich lieber einen Juxgegenstand für 10 Kreuzer besorgt, den er mit Unterhaltung vergolten erhält, als Bedarfsstücke, die ihn einen nüchternen Geschäftsweg kosten. Andererseits aber setzte er dennoch bei dieser Verherrlichung sein bekanntes Abwehrgesicht auf, mit dem er gegen jede Neuheit »von draußen« opponiert und dessen Lippen sich das Wort zu ersparen scheinen: »Alles Schwindel!« Das ist nicht immer ein beschränkter Zug der Rückständigkeit, es ist ebensooft ein solider Zug der Vornehmheit. Denn der Wiener ist nicht deshalb allein ein Feind der Neuerung, weil er ihr seinen Geist nicht rasch genug anzu-
bequemen weiß, als weil ihm das von alters her Bewahrte eher die Bürgschaft der Gediegenheit gibt als eine schillernde Plakatunternehmung. Und das in diesem Falle besonders – weil er zudem auch in allen Dingen Föderalist ist, ein Anhänger des politischen, industriellen und künstlerischen Teilungssystems. Daß er es als Konsument ist, erhält hierzulande das Kleingewerbe, das anderwärts der Warenhauskonkurrenz fast zu erliegen droht, noch am Leben. Er hat seinen Leibschuster, seinen Leibhutmacher, ja er beschäftigt womöglich verschiedene Firmen für seinen Bedarf an Krägen und den für Manschetten. Er kann sich eben von dem Gefühle nicht befreien, daß dort, wo man alles erhält, nichts etwas wert ist. Dann aber bedeutet ja der Einkauf für den Wiener kein bloßes Geschäft, sondern einen wahren Sport. Er macht sich aus allen Gewohnheitsdingen des Lebens einen Sport – und das ist eigentlich der Inhalt seiner Lebensfreude. Denn schließlich – mag man vom Standpunkte des wirtschaftlichen Ernstes was immer für und gegen diese föderalistische Einkaufsspielerei sagen – was unterscheidet denn auch den Dichter vom gemeinen Menschen? Daß dieser nie alles dem leidigen Zweck zuliebe tut, während sich jener noch obendrein als Illusionist mit allem spielt. Das ist das Um und Auf des berühmten Wiener Fehlers, in allen Dingen statt des einfachen den unterhaltenden Weg zu gehen. Und schon darum wird es – wenn das Waren- [Textverlust] dauern, bis Wien auch diese Einrichtung der modernen Großstadt vollends adoptiert haben wird.

Neuerer sind in dieser Stadt immer Märtyrer. Die Urkunde beginnt hier über jedes neue Kaffeehaus mit den Worten: »Zwei oder drei san

an dem G'schäft z' Grund gangen und auf einmal ...« Auf einmal! Über Nacht geschieht das Wunder. So wird vielleicht schon der nächste Unternehmer mit der jüngst gestrandeten Kaufhausidee mehr Glück haben.

Prager Tagblatt, 28. November 1912

13. Der Selbstmord eines Kindes

Nach Zeilen mißt die Menschheit ihre Schritte. Immer weniger beachtende Zeilen erhält das Wunderbare und tief Bedeutende und die Zeit, die den Rekord für den Fortschritt, das Nochniedagewesene zu ihrem natürlichen Prunkstaat gehörte, zur Kenntnis zu nehmen. Die Menschheit verliert immer mehr Zeilen unterwegs, welche die Kulturphrase und das Unternehmungsgelue in ihrem Namen draufbekommt. Das Alte, und sei es ein »König Lear« zum hundertsten oder das Heinrich-Kleist-Drama zum tausendsten Male, wird man es dem beunruhigten Kopfe los, indem man ihm nach Verrichtung aller kritischen und psychologischen Gebräuche eine statistische Rubrik zuteilt – als wäre es durch die Gewohnheit gewöhnlich? Das Neue aber, und mag es eine Oper von Richard Strauß oder die Ausstellung »Kind und Kunst« sein, residiert über alle Seiten – als wäre es durch Ungewöhnlichkeit außergewöhnlich. Was hat mir der Satan eben jetzt heringespielt? Kind und Kunst? Ja, wahrhaftig, der Brummbaß kommt zurecht für mein Thema. Es lautet: Der vierzehnjährige Bürgerschüler Jakob T. hat sich in der elterlichen Wohnung erhängt. Motiv der Tat: unbekannt. Nun, daß das Motiv unbekannt war, scheint gerade das Motiv gewesen zu sein – und ist es, wie sich in der Folge herausstellt, unzweifelhaft gewesen –, sonst könnte die Notiz unmöglich dahinter so beherzt einen Punkt setzen. Das Gewissen der Zeit hat den Fall damit abgetan. Vor Jahren hätte sich eine Enquete gebildet zur Einsetzung der Motive und ihrer Bekämpfung; die Mutter wäre interviewt worden; die Psychologie hätte nachgezittert. Inzwischen aber ist unser Zeitalter das des Kindes geworden und nun ist es in Beziehung auf Kinderselbstmorde jeder Verantwortung enthoben. Wer in der Zeit der Reformpädagogen noch Hand an sich legt, hat es sich selbst zuzuschreiben. Das Unbegreifliche daran glaubt der Verstand leidlich verdaut zu haben; im Begreiflichen aber steckt kein hinterhältiger Feind mehr, der über die Gegenwart beunruhigen könnte. So teilt denn auch »der Lebensüberdruß eines Vierzehnjährigen« seine Kolonne in der öffentlichen Teilnahme mit den Kapiteln: »Sturz

vom vierten Stock« – »Scheue Pferde« – »Dachbrand« – »Den Geliebten angeschossen«. Wer hat Zeit, sich jeden Einzelfall herauszupicken? Es gibt größere Wichtigkeiten. Die Welt geht weiter und hat eine Notiz fallengelassen. Es wäre aber der Mühe wert, um dieser und jener willen stehenzubleiben.

Wohl gemerkt: der Selbstmord eines Kindes – beileibe nicht: der Selbstmord eines Katers. Keine Neutönerei, keine Grimasse im Abhandlungsstil, keine neue Nummer. So problematisch und bedeutsam haben wir's noch lange nicht. Also kein Frikassee à la Bizarr. Nichts auf die nächsten drei Ewigkeiten Buchdruckerkunst Hingestelltes und nichts Gemeintes. Nein, derbe bürgerliche Hausmannskost, aus Rührung und Tatsachen gemischt, vom Tage aufgetragen und kaum wert, daß ein rechtschaffener Psycholog dazuschmeckt. Zwar wird er sich etwa beim »Ritualmord am Regenwurm« (und anderen Novellen) gerne den Hals auskegeln, um durch alle Windungen mitzukommen und aufs »Vastehst du?« des Autors laudabiter approbiert zu werden. Hier aber lohnt es kaum der Mühe, auch nur in Stimmung zu kommen. Was ist denn geschehen? Ein vierzehnjähriger Bub hat sich das Leben genommen. Das ist erstens – wie gesagt – nichts Neues – also wird es in der Psychologie ohnedies schon geführt sein. Dann aber hat die öffentliche Diskussion für solche Fälle bereits eine Schablone parat stehen, die den Spezialfall umhüllt und das Mitleid schwer durchläßt. Die Worte, die dran kleben, heißen: »scheu, in sich gekehrt, verschlossen« – also gemütskrank, der Arzt sagt: pathologisch; oder »reizbar und hysterisch« – also wieder nicht gesund, wofür der Arzt diesmal sagt: Pubertät; oder »abgeschlossen und streng gehalten« – also schlecht behandelt, der Pädagog sagt: unpädagogisch; oder – im besten Falle, denn da bläst das schuldbedrückte Herz doch wenigstens polemische Winde heraus – »schlechter Schüler« – also Qual der Unfreiheit, der »Simplicissimus« zeichnet einen Humanisten, einen Baum und einen Strick. So stellt man sich den lebensmüden Knaben einfach als einen vorzeitig von allen Hunden der angelernten und festgestellten Wissenschaft zu Tod gehetzten melancholischen Trotzkopf vor und erhält, rasch genug, um der Sorge und Betrübniß zu entweichen, das Bild eines krankhaften Ausnahmefalles, einer angefaulten Jugendpflanze. Künftig steigen die typischen Umstände von selbst vor dem Auge auf und die Chiffre genügt. Es ist das bekannte Gesellschaftsspiel der Pathologie, die sich Goethes Satz: »Vor allem haltet euch an Worte!« als Hausspruch über ihren Tempel der Gewißheit gesetzt zu haben scheint. Weil sich der Bub erhängt hat, muß er – auch wenn die äußerliche Ursache nicht fehlt – eine innere Neigung

dazu gehabt haben. *Weil* das nicht normal ist, *muß* das unnormal sein – und die Neigung war die Krankheit. Ergo: weil der Bub unnormal war, hat er sich erhängt. Er ist nicht an Masern und Diphtheritis, sondern am sogenannten *taedium vitae* gestorben ... Die Hausfrau kann sich gerührt schneuzen und dem Arzt fünf Kronen in die Hand drücken: Trost in der Unglücksstunde! ... Dann kommt das theoretische und praktische Machertum an die Reihe. Das eine betont nachdrücklich, daß die Jugend von heute die heutige Jugend, zudem aber frühzeitig reif sei, so daß der Ernst des Lebens, der sich auch im letzten Vorfall bemerkbar mache, nach öffentlicher Fürsorge im Interesse des Schutzes der Jugendlichen rufe; während das andere bloß ein Komitee einsetzt. Ein Kongreß zur Wiederherstellung der kindlichen Lebensfreude wird geplant; er soll eine Menge Ziele verfolgen, die zusammen ungefähr der Abschaffung der Zuckerschnur im Haushalt gleichkommen. Der Satiriker aber sagt: »Seht, das alles hat das Kind vorgeahnt. Es lebt in einer Welt von Ärzten, Erziehern, Reformisten und hat keine Kinderstube mehr. Darum der Selbstmord.« Damit ist das pädagogisch-pathologische Stimmungsklischee für jeden Selbstmord eines Vierzehnjährigen gegeben und die Erde dreht sich ruhig weiter.

Ich möchte aber nicht, daß man im Falle des 14jährigen Knaben, der sich in dieser Woche »grundlos« erhängt hat, die Rührung etwa im Sacheifer verpackt; lieber die abgerissensten Naturlaute der Wehmut als die ausgerissensten Diskussionsweisheiten, denn die Rührung führt unmittelbarer ans Herz dieser tragischen Sache als die sprungbereite überlegene Kasuistik. Wenn das Ohr vom Rapport der Phrase tot bleibt, soll die Phantasie sich's lebendiger nachzeichnen. – Daß sich ein Kind umgebracht hat. Ein Wesen, das keine Häßlichkeit oder besser noch: nichts häßlich sieht, von keiner Erfahrung befleckt ist, ein kristallisch-reines Gebilde aus Blut und Unschuld, empfänglich und wundergläubig, zum Lachen und Staunen geboren – und heckt in seiner Kinderstube den Gedanken aus nach etwas Unbekanntem, wovor sich die Großen sogar die Decke über die Ohren ziehen, reicht unerschrocken dem Jenseitsbegriffe die Hand, begibt sich mit eisernem Entschlusse ins Wagnis, zerschlägt sich seine blühende Welt und geht den Weg, zu dem sich der lebenszerstörte Hamlet nach seitenlangen Philosophien nicht finden will. Das Spielzeug unserer Herzen und Sorgen wird lebendig, nein, es wird heroisch und wir sind sein Spielzeug gewesen. Der Kindersinn, der nur das Heute und Morgen zu kennen schien, hat uns belogen, denn längst war er ja (vielleicht gerade für die Dauer eines Vorsatzes) in der ungeheueren Einsamkeit der Zeit verweilt, als hätten innere Augen ihm erschlossen, was wir

seinen leiblichen entzogen haben. Ein Kind, das wie vom Fenster eines Eilzugs auf die väterliche Welt sah, ist plötzlich – weiß Gott wie! zurückgeblieben, in die Landschaft ausgesetzt worden und gehört nunmehr für immer dieser Welt. Ein Ruf nur – und der Vater würde sich umdrehen, mit Tränen im Auge, sein Kind umhalsen und rufen: »Ich kenne das; mach dir nichts draus – das kommt über jeden.« Aber freilich die Alten wissen es, daß *eine* Qual alle Haare bleichen macht; wie würde aber das Kind mit seinem Bekenntnis in die daseinssichere und ewig geschäftige Art des Vaters fallen, der ja am anderen Ende der Welt steht? Die Sehnsucht nach einem höheren Vater wird lebendig, an dessen Brust sich's heimlicher ruht, der einem klar ins Gesicht blickt und in dessen Reich es keine Weiten gibt, die die Seele nicht ermessen könnte. Das Kind sehnt sich nach seiner Kindheit, wie wir uns nach der unseren sehnen, und sie heißt: ewiger Friede. Wir haben uns als Schulinspektoren und Sorgenlehrer in die Kindheit gesetzt und alle Wunder und Heimlichkeiten daraus vertrieben. Da erinnert sich das Kind an eine Welt, in der ihm besser war, und erhängt sich. Und hinterläßt eine tieftrauernde Psychologie.

Wo diese Psychologie nicht an sich selbst die Geheimnisse der Umwelt abzulesen vermag – wird ihre zärtlichste Kunst zu Schanden; wo sie nicht hineindichten kann, verrichtet sie nichts. Aber haben wir sie nicht eben auch dem kindlichen Selbstmörder eingedichtet? Könnte uns der zynische Verismus nicht kurzweg das Wort abschneiden mit einer Handvoll Kopftiteln: »Mißhandlung« – »Furcht vor häuslicher Züchtigung« – »Der Ausweis«? Ich wünschte den Leuten, die das Wort »Tod« mit so großmäuliger Sachkenntnis in den Mund nehmen und die sich über einen Selbstmord nicht mehr wundern, der kein Motiv hat, daß sie einmal unter gleichen Umständen das gleiche probieren. Als ob für das nächste Höhere hält, setzt eine Ehre darein, vom Ungewöhnlichen wenig Aufhebens zu machen und es ganz beiläufig und gelassen, als ob nicht jeder in richtiger Stimmung ein solches Motiv hätte und als ob nicht bloß die Leichtigkeit des Widerstandes das Erschütternde wäre und umso erschütternder, je weniger durch die Natur begreiflich. Oder soll gerade durch die Kindlichkeit die kindliche Tat den tieferen Ernst verlieren? Auf der Brücke vom Sein zum Nichtsein gibt es nur *eine* Intuition der Seele; hier werden alle erfahren; und alle furchtsam, die sich dem »unbekannten Land« nicht wenigstens durch den Ekel vor dem bekannten angefreundet haben. Das Kind hat vor allem jene große Neugierde zu überwinden, die man Lebenslust nennt; beim Erwachsenen aber ist jeder Zufall ein Pfropfen, der dem Faß den Boden ausschlägt. Woher also der unbegreifliche

Mut des Entschlusses, woher die hemmungslose Nachgiebigkeit, das Leben beim ersten Anlaß wegzuwerfen? Der Fall des armen Bürgerschülers, der sich ohne irgendwelchen übers Grab hinaus affektierten Appell an die Nachwelt, ohne Rührungsdokumente an die Mitwelt, ohne das geringste stimmungsvoll-bedeutsame Zeichen aus der vielköpfigen Familienschar auf den Gang schleicht, vorbedächtig einen Haken einschlägt, einen Strick dran schlingt, sich ruhig und harmlos zu Bett begibt und am nächsten Morgen, ehe die anderen aufgestanden sind, erhängt, es ist nicht der erste Kinderselbstmord, zu dem der Polizeibericht sagt: Kannitverstan. Gerade vor einem Jahre hat in derselben Weise (und im selben Hause) ein Freund des lebensmüden Knaben Hand an sich gelegt; ein kaum 13jähriges Kind, heiter und gesund, von den Eltern mit sorgfältigster Liebe bedacht. Welche Geheimnisse mag der kindliche Freundschaftsbund, in dem der Tod des einen dem Leben des andren eine Verfallsfrist zu setzen schien, in sich schließen, wie mag der Verstand des Kameraden das Familiengespräch über das Unglück im unteren Stockwerk betrachtet und was darin erfahren haben? Und vor ganz kurzer Zeit hätte es beinahe unter Berichtigungen und Verwahrungen polemisch aufgeschäumt: ein 15jähriger Theresianist hatte sich im Gebäude der Unterrichtsanstalt erhängt. Wir wissen es vorweg, daß in keinem Falle die Verantwortlichen die Verantwortung trifft; es hätte des eiligen Communiqués gar nicht bedurft. Denn die Welt, in der sie leben, ist nicht dieselbe, in der sich der Theresianist umgebracht hat, und was sie nicht hindern konnten, hat die ganze Zeit gefördert. Es kam aber ein letzter Ausspruch des Selbstmörders dem öffentlichen Gewissen zu Hilfe: er wollte sich erhängen, weil man dabei so »angenehme Empfindungen« haben soll. Kinder, die eine ätherische Lust mit Tod und Todesgefahr bezahlen wollen? Vierzehnjährige, denen von hienieden keine »Annehmlichkeit« mehr wird? Die das Bedürfnis nach einer neuen ungewohnten Seligkeit empfinden weit über ihr plattes Schulbereich und das Reglement hinaus? Deren Phantasie sich in transzendentalen Genußträumen verliert? Hier weint auch der Philosoph. Welch eine Kindheit ist das? Aber er könnte sich ein sentenziöses Kolumbus-Ei zur Antwort geben: es ist überhaupt keine Kindheit. Der Fortschritt bewegt alles nach vorn. So hat er im Schnellsiedebrauch das Kind zur geistigen Jünglingsgrenze, den Jüngling an die Mannesschwelle gebracht. Wer hätte geahnt, daß der alte patschierliche Ausruf aus den »Fliegenden Blättern«: »Es gibt keine Kinder mehr!« so furchtbar erfüllt werden sollte!

Die Luft des Kinderzimmers ist schwül geworden von Erziehungsprinzipien, Verstandeslehren und Kulturzwecken; denn die Eltern

wollen Kollegen ihrer Kinder sein. Beide sollten sich verstehen. Sie mißverstehen sich noch mehr. Auf dem Tisch liegt das Kassabuch und ein Exemplar von »Weltall und Menschheit«. Nur keine Märchen – und wenn es auch das vom Storch wäre! Verträgt das Kind so viel Einsicht? Soll man ihm nicht die Zeitung aus der Hand reißen? Ist es ratsam, wie anno dazumal mit der Rute hinter dem Rücken, so heute mit dem Lebensernst zu drohen und ihn mit jedem Atemzug einzutrichtern? Es gibt ohnedies keine Tapetenwand mehr zwischen der Kindheit und dem Leben. Ist es da erziehlich, den Blick in die Zukunft vorzeitig noch weiter zu öffnen und vom Leben mehr zu zeigen, als unbedingt nötig ist? Die Alten haben's gut. Sie leben von ihrer Kindheit. Wovon sollen die Kinder leben, denen sie die Kindheit nehmen? Nein – keine Kollegialität zwischen Eltern und Kind! Denn da jene ja doch – wenn sie nicht etwa Shakespeare oder Mozart heißen – keine Kinder geblieben sind, so müssen diese zu ihrer »Reife« aufrücken. Dann erhängt sich eines, dem angst und bang wird – und der Vater kann es sich durchaus nicht erklären. Wir kennen eben dieses Geschlecht nicht mehr, das unter unserer eigenen Ägide aufwächst. Man müßte gerade eine Rundfrage unter Kindern veranstalten, um sich von ihnen über den »Selbstmord eines Vierzehnjährigen« belehren zu lassen.

Der Optimismus – so notwendig wie die Religion – spricht deziert. Er leugnet in seiner idealistischen Kommandosprache, daß die Gemüter vom seelenlosen Lärm der Zeit angegriffen werden. Aber wie erhebend auch sein Zukunftsgemälde ist – die Ausnahmen, die er wegwirft, sind ohne abstrakte Hilfe vom Leben gezeichnet. Und richtig, gehört zu seinem Terrain nicht auch die Lehre, daß, was in einem Wunsch war, beim nächsten zur Tat wird? Dann muß sich Alt und Jung beeilen, rasch genug noch zu seiner Fahne zu treten. Denn ein hämischer Sophist könnte die Lehre daraus ziehen, daß unsere Nachkommen den Selbstmord, den wir ihnen zuliebe unterlassen haben, auf eigene Rechnung nehmen.

Prager Tagblatt, 3. Januar 1913

14. Schuhmeier

Es gibt einen dummen Kerl von Wien und einen lieben Kerl von Wien.

Beide wechseln leider gern die Masken und das hat dem einen zu gutem Renommee verholfen und dem andern die Freude genommen. Es gibt eine Dummheit, die unwiderstehlich liebäugeln, und einen

Charme, der unausstehlich blödeln kann oder muß – weil keine andere Mischung vom Wiener besser goutiert wird.

Der dumme Kerl von Wien ist eine Plage des Jahrhunderts. Wie rührend und witzig war seine Einfalt, als er noch in einer Strafecke des alten Volksstücks stand, sein hausbeschränktes Raisonement heruntersprach, die Welt nach seiner Gasse richtete und im stillen immer sein Herdfeuer des Gemütes pflegte. Dann fielen die Wälle und Gräben, aus der Kleinstadt wurde die Großstadt und der dumme Kerl stand ohne Unterkunft. Aber da halfen zu glücklicher Zeit die literarische Pietätsmode und das soziale Schlagwort mit – und der dumme Kerl wurde ein gar aufgeblasener Herr, lernte hochdeutsch sprechen, schmückte sich mit einer Ehrenkette, kurz: der kleine Mann wurde ein großer Mann. Ja, er regierte nicht bloß das nächste Wirtshaus und die Stadt herum, sondern die ganze Monarchie. Er gab dem Volke, was des Volkes ist, und vollzog eine Umwertung aller Werte. Wozu der Respekt vor der Bildungsbrille, wozu die Leitung durch die unverstandene Vernunft, wozu der ewige Abstand von Hoch und Nieder, von Schriftsprache und Dialekt, von Wirtshaus und Parlament, von Burgtheater und Volkssänger? Nein, der Greisler ist der eigentliche Herr seines Volkes, sintemalen auf einen Gelehrten fünfhundert Greisler kommen. Er setzte sich also selbst auf die Tribüne und sprach und benahm sich, wie es die anderen Brüder vom Stammtisch wollten und taten. Nun war dieser dumme Kerl allerdings auf dem Wege zur Rednerbühne im Handumdrehn selbst ein »Studierter« geworden. Dennoch zog er die Volksjacke an, trank Bier und überschwemmte Österreich mit dem Geruche von Fusel.

Dieser dumme Kerl von Wien mit seinem rechthaberischen Emponpoint und seinem aufgetragenen Besitz geistiger Besitzlosigkeit ist die Unausstehlichkeit selber.

Aber siehe da! – Hinter dem in Selbstübernützung, im Kehlkopf- und Ellbogenkampf verbrauchten und entarteten Dekadent des dummen Kerl drängte auf einmal ein frischer Nachwuchs des ehemaligen Volkstums, durch Arbeit und Abgeschiedenheit vorbestimmt zum Erben des guten, alten Wien. Diese neue Art Mensch war Sozialdemokrat. Und dennoch darf kein Kulturaristokrat hier »*Fi donc!*« sagen und sich die Nase zuhalten. Die Unteren sind den Oberen gegenüber, denen sie auf dem Fuß folgen, ja immer um eines im Vorteil: daß sie heiß und rechtlich um das gerungen haben, was diese verschlangen: nämlich um die Kultur. So waren diese *homines novi* sehr wohlherzogene Wiener, das heißt sehr wohl im Wiener Geiste erzogen, und wenn sie sich tausendmal »international« nannten: es war bei ihnen

nicht der berühmte Kraftentladungs- und Zerstörungstrieb und nicht die Bombenlust des welteinigen Hausens, der sie an die Oberfläche riß, sondern im Gegenteil, ein Wiener Kulturgefühl, das ihnen gebot, mit Schlacken aufzuräumen und sich oder den Söhnen in Reinheit wiederzugeben, wofür sie ihren Anspruch berechtigt glaubten. Ein Wiener Sozialdemokrat ist eben innerhalb der weiteren Gattung selbst eine Spezialität, wie ein Wiener Jesuit, ein Wiener Feudalherr oder ein Wiener Tscheche. So ist der »klassenbewußte« Arbeiter mit der Mode trotzendem Umlegkragen, der flatternden Freiheitskrawatte, dem vormärzlichen Schlapput und dem arbeitsgebleichten Gesichte ein direkter Erbe des Volkswieners aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts geworden. Ein Zeitgemäßer, was man vom dummen Kerl nicht behaupten kann. Dieser Umstürzler also erkennt Autoritäten an; es ist sein Ehrgeiz und sein Stolz, im Tone ruhiger Vernunft zu sprechen und im Kreise ruhiger Vernunft zu gelten; sein Humor ist nicht demagogisch und protzig umgefärbt – er fließt so still vom Herzen ab wie eben bei der bescheiden zurückgekehrten Betrachtung. Und dieser Umstürzler ist vor allem wienerisch darin, wie er – im Innersten wohligh gekitzelt, wenn man ihn einen Wiener nennt – der Parteiparole zuliebe mit gläubiger Beharrlichkeit dabei bleibt: »Ich bin international.«

In diesem Korps fand der dumme Kerl seinen Antipoden. Er läutete zuerst beim Wiener Hausmeister Alarm: »Zu Hilfe! Die Revolution kommt, ihr seid gute Bürgersleute, hütet euch vor den nihilistischen Raufbuben.« Der Hausmeister hat gehört und die Wohnparteien sind ihm (solange sie nicht wußten, daß dieser Ordnungshüter ihr böser Geist ist) willig gefolgt. Aber allmählich trat zu Tage, wie manierlich diese Raufbuben seien und wie lächerlich die Würdevollen vor ihnen daständen, und jedes Kraftwort von ihrem Sitz aus zog wie Sauerstoff durch die überdrüssige Thaddädlstimmung des Saales und durch die matte Seele des Lesers. Und die Sozialdemokraten – was hier noch sehr lange nicht bedeutet: die Sozialdemokratie – wurden in Wien populär und nahmen bei den letzten Wahlen nahezu alle Mandate für den Reichsrat in die Hand. Namen, die dem Wiener Ohr früher die Zukunft eines Robespierre oder Marat verheißen mochten, bekamen bald einen Klang wie der Guschelbauer und der alte Blasel. Ja, die höchste Ehre wurde ihnen damit zu teil, daß sie die Phantasie samt ihren Titeln und Charaktern zu einem traulichen Begriff verkürzte: der Seitz, der Pernerstorfer – der Schuhmeier.

Er war der populärste von ihnen. Warum? Weil er ein Wiener war in einem Sinne, der dem Wort schon beinahe abhanden gekommen ist.

In seiner Gemütlichkeit lag keine herablassende Hausvaterart, die mit Bonhomie die Schäfchen einlullt; in seinem Auftreten nichts vom robusten Hausherrn, der in und mit dem Dialekte Ordonnanzen gibt; in seiner Sprache kein unsicheres Herumbandeln zwischen Bildungsaffectation und Unbildungskonzeption (oder, wie bei den modernen Taktikern der Volksversammlung, umgekehrt); in seinem Leben nichts von jener Art Popularitätsverfertigung, die immer einen Triumphwagen vor sich einspannt und sich den Leuten durch Erfindung eines Spottnamens auf die eigene Person, durch ein verlogenes Schäkern und Scharmutzieren selbst in den Mund bringt. Nein, das alles war mit *ab dato* Schuhmeier plötzlich *vieux jeux*, das war der dumme Kerl am Thron. Der Schuhmeier aber war schlicht. Er blinzelte nicht zu den Tischen herüber, weil er ja geradezu aus der Mitte der Tische und Bänke sprach, die sich vor ihm füllten. Noch als Abgeordneter und öffentlicher Funktionär hatte er das Gefühl, als Unbeteiligter, als Mann aus dem Volke, mitzureden; und daraus mochte wohl die Art entspringen, wie er immer mit einem jähen und ungeduldigen Ruck sich auf die Tribüne schwang und die ersten Worte in so hellem Akzente sprach, als hätte er seine Sprechlust lange mühsam bezähmen müssen. Dann aber war sein Vortrag wirklich rhetorisch und nicht allein volkstümlich. Der Witz – und er war einer der schlagfertigsten Meister des Wiener Zwischenrufs – genügte ihm nicht; solange er rhetorisches Feld in Sicht hatte und Unausgesprochenes im Kopfe brodelte, floß auch sein Mund eindringlich davon über. Und seine Volkstümlichkeit? Er trug sie weder in der loyalen Art des Unerkannten und doch Bekannten; noch auch schleifte er sie in berausenden Vivatrufen hinter sich nach. Er gehörte zu jenen Genies des Lebens- eifers, die so ausschließlich und selbstverständlich und ohne die gemeine Fähigkeit, im Gehirn zwischen Arbeit und Schlaf für Selbstbespiegelung noch Platz zu halten, sich mit ihrem Kopf befassen, daß ihnen der Begriff und die Frage, wie sie auf *andere* wirken mögen, spanisch ist. Er war der liebe Kerl von Wien.

In früheren Tagen wäre man in Wien beinahe geneigt gewesen, durch namentliche Abstimmung zu erweisen, wer populärer sei: Lueger oder Schuhmeier? Und diese Frage ist darum nicht ohne Interesse, weil die beiden, so sehr sie aus einem Holz der Mundart geschnitzt schienen, dennoch von ganz gegensätzlicher Struktur waren. Lueger – das war die Popularität einer revolutionären Bierkrügelzeit, die Popularität des Schlagworts, die Beliebtheit des offenen Wagens. Schuhmeier – das ist die unwandelbare und ungeteilte Popularität des Wieners schlechthin; eines, der nicht bloß wienerisch, sondern als

Wiener spricht, der sich Volkslaute nicht zur politischen Verwertung ausborgt, sondern mit ihnen auf die Welt kommt. Dieser Schuhmeier war also das Urbild dessen, womit seine Gegner in breitschultriger Entstellung Propaganda gemacht haben: des »Hamur«. Es ist eine gemütspekante Mär, die man sich in stürmischen Parlamentstagen erzählt hat: daß die beiden Gegner, Schuhmeier und Lueger, einander beim ärgsten Geschimpfe zublinzelten, als wollten sie sagen: Beim Bier werden wir uns schon darüber unterhalten! Nun ist gerade dieses private Arm-in-Arm-Gehen der öffentlichen Feinde ein österreichischer Zug, der mehr der Galerie als dem Parterre gefällt. Aber es wäre kein Wunder, wenn die beiden sich in ihrem Element verwandt und versöhnt gefunden hätten. Sicherlich wäre es keines, soweit es Lueger betrifft: sah er doch in der Gestalt seines politischen Duellanten seinen Lieblingstyp wieder, den er dann auf tausend Leisten gespannt und in seine goldene Echtheit gebracht hatte.

In Schuhmeier trägt Wien seinen Genius des lieben Kerls wieder in einer starken Person zu Grabe. Werden nur, um Himmels willen, jetzt nicht Original-Imitatoren kommen und das verwässern, was bei diesem einzig war und also bei allen andern ungenießbar sein muß?

Prager Tagblatt, 14. Februar 1913

15. Der hungernde Dichter

Die Rolle des Salondichters im französischen Lustspiel, mit seinem gefetteten Haar, dem schmachtvollen Augenaufschlag und der tadellos sitzenden Wolke von Geistesabwesenheit, der, lange vom Guteschmel signalisiert, beim Eintritt von erwartungsdurstigen Augen gemustert und endlich von andächtigen Wallfahrern um Gnadenfunken angebettelt, den Glanzpunkt des Abends bildet, diese komische Figur also unter dem Namen »Die neueste Linie« wird bald von einer neuen abgelöst werden: dem hungernden Dichter. »Haben Sie gehört, Herr Graf«, muß eine Person des Stückes fragen, »wir haben den hungernden Dichter eingeladen?« – »Was Sie sagen! Den hungernden Dichter! In eigener Person! Er selbst! Wahrhaftig?!« schwirrt es durcheinander. Und dann – dann soll es echt französisch kommen. Herein tritt ein wohlbeleibter, rosenwangiger Herr, von Gästen umdrängt, von Lorgnons gestürmt – die Zierde des Festes: der hungernde Dichter. Zum Schluß soll meinetwegen der obligate Backfisch den obligaten Satz sprechen: »Mama, meine Illusion ist zerstört! Herr X hat nicht einmal Appetit gehabt.«

Mr. Snob rüstet sich, den neuen Gast zu empfangen. Und wie ist es so weit gekommen? Oh, durch gute Empfehlung. Der Hunger hat eines Tages seinen Entdecker gefunden. »Ja, hören Sie, Mann, Sie haben ja eine ganz kapitale Armut – Sie könn' Karriere machen!« Darauf fitzelt er hinter das Wort »Kulturschmach« seine Chiffren. Und nimmt das Patent auf den Schutz des Armen. Und rollt ihn behutsam der Gesellschaft in die Hände. Da nahm nun jeder eine Marke auf »Talentschutz«. Die Welt, in der man aus Langeweile Kultur hat und sich aus Kultur langweilt, hatte die neue Mission gefunden und dankte es ihrem Schützling. Sie zeigte den lieben Kleinen herum, herzte ihn und poussierte ihn und machte aus ihm den populären Großen. Sie war stolz auf den Dichter, der sie gemacht hatte. Und so wurde – wer fragt, woher der Name seinen Weihrauch bringt? – der Schützling von gestern der Herrgott von morgen. Er hatte die Gunst, er hatte die Menge, er war nicht mehr zu entthronen und seine Manager mußten sich selbst mit verkniffenen Lippen vor ihm beugen. Das ist die Geschichte vom hungernden Dichter.

Ja, hat er denn, wenn er einer war, das ausgehalten? Sein Wohlgeheihen würde an seiner Kunst mißtrauisch machen. Er müßte seinen Gönnern davonlaufen, um wahrhaftig Gläubige zu gewinnen. Wie nun: gehört er zum Lustspiel oder nicht? *Eine* Hoffnung – eine große – ist jedenfalls dahin: er wird nie gegen diese Gesellschaft sein. Das heißt: in der Freiheit seiner Verachtung mag ihn nichts beschränken. Aber sein Werk wird nie auf der Gegenseite des herrschenden Geschmackes liegen, seine Kunst wird nie seine Zeit verleugnen, sein bloßes Dasein wird kein »Nein!« auf das allgemeine »Ja« sein. Die Mode hat ihn aufgepäppelt – er gehört der Mode. Es wird schon so etwas in ihm stecken, womit sich die Allerweltsnase leicht befreundet. Und wird er ja einmal einen eigenen Schritt versuchen, wird er nur den Fuß heben wollen – kein Schritt ohne ihn, schon hat es ihm die Mode im Spiegel vorgemacht. Er mag tun, was er will; er hat in diesem Spiegel sein Gesicht verloren. Dieser hungernde Dichter war vielleicht einmal ein Dichter; er kann in der Folge nur noch ein Dichter seiner Zeit sein.

Es ist vorläufig noch schade, daß »der kranke Dichter Alfons Petzold«, der mit seinen Arbeiteraugen wirklich naiv in diese mondäne Welt zu blicken scheint, unfreiwillig den Geretteten spielen und dem ausgeheckten Modetyp Modell stehen muß. Seine Verse waren eher dilettantisch als professionell – das sprach für ihn. Er war kein Neutöner und kein Altreimer; nur hatte er einen verdächtig routinierten Griff fürs Neutönerische. Aber da und dort verriet ein überzähliger Versfuß oder ein nackter Ausdruck zum Glück die natürliche Herkunft

der Begabung, in Rhythmen eine Stimmung auszufühlen. Aus diesen »Ungereimtheiten« hätte das besondere Talent erblühen können; in diese Öffnungen gerade hätte sich die Eigenheit siedeln können. Aber Alfons Petzold ist entdeckt und abgeschliffen worden. Man hat die Technik weiter ermuntert und so wurden die genialischen Zwitter aus Routine und Ungeschick zu hübschen, kompakten Gedichten gerundet. Jetzt steht er in der mittleren deutschen Schreib-, Verlags- und Kulturlinie. Aber vielleicht fragen seine Kollegen, wie er zu dem wachsenden Ruhme kommt. Warum man plötzlich aus seinen Zeilen plastische Miniaturen abträgt und Konferenzen über sein »Werden und Wirken« liest. Warum er auf einmal »Gemeinzweck« wird und den Rezitationen jedes »Klubs der Zurückgewiesenen« als allgemein zugängliche Devise dient. Ja – weil eben ein »kranker Dichter« nur *einmal* zum ersten Male auf die Welt kommt! »Fabrikarbeiter« – »schwer leidend« – solche Worte braucht man. Die Armut dieses Dichters hat auf sein Talent aufmerksam gemacht. Er ist unschuldig daran, wenn jetzt sein Ruhm auf die Armut dieses Talentes aufmerksam machte.

Aber soll aus dem französischen Lustspiel nicht lieber ein Wedekinddrama werden? Ich habe noch eine Person *in petto* und wie die dann der ersten gegenübersteht, das kann eine Szene geben, deren Andeutung schon taktlos ist, wenn einem die Maske »grausam« nicht literaturbehördlich registriert worden ist. Es kommt ein Dichter auf die Bühne, dessen Armut einst nicht in den Salon zu fangen war, weil er und sie diesen Salon verhöhnte. Der hat seine schlechten Lebensverhältnisse selbst entdeckt, hat sich selbst den »Kranken« genannt und seinen »Hunger« (nach dem täglichen Lachs) selbst kuriert, hat es der Gesellschaft freigestellt, ihm zu helfen, und ihr also nichts als eine Antwort gelassen. Das kann sie ihm nicht verzeihen, und sie rächt sich dafür: sie spendet – aber sie unternimmt nichts. Sie ergreift keine »Initiative«. So hat dieser Dichter jetzt Anhänger und keinen Anhang. Er hat sich seine eigene Note erwählt, ohne zu fragen? Er mag bei ihr bleiben! Er spricht unter Gänsefüßchen von seiner Notlage? Wir geben ihm unter Gänsefüßchen zwei Kreuzer. Er hat sich seine Rolle durch Spitzbüberei und Lächeln erträglich gemacht? Gut, wir fassen es als Spitzbüberei und lächeln zurück. (Allerdings sehen sie Gänsefüßchen, wo keine sind, weil sie sich's nicht nehmen lassen, daß selbst der ausgerissenste Kopf zwischen den Zeilen mit ihnen kokettiert.) Dieser Dichter nun tritt mit großen, pathetischen Augen, von der Krankheit merklich angefaßt und mit den Zeichen ewiger Erwartung ein. Ein paar Börsen klimpern nach leidigem Brauch, der zum gesell-

schaftlichen Typ dieses Dichters gehört. Dann umringen ihn einige Herren und sagen: »Aber Peter! Du bist schon wieder stier?« und lachen über den geselligen Patron. Der aber erwidert: »Ich bin krank und brauche Geld.« Da überlegen die Kavaliere und kommen leider wieder darauf, daß er schon berühmt ist und daß er ein zu lautes Wort hat, und einem fällt vielleicht ein, daß in des Dichters letzter Skizze zu lesen war: »Ich bin ein Erzschnorrer. Heute hat mir Baron X einen Wagen gezahlt« und er sagt: »Komm! Ich zahl' dir einen Wagen in die Hauptallee!« Der Dichter denkt: Gut! Aber warum leert ihr nicht euere verfluchten Säcke aus? Wann erspart ihr mir endlich die Gemeinschaft und meine Gänsefüßchen?

Dieser Peter hat einmal eine wunderschöne Skizze geschrieben, die eigentlich bloß eine traurige Wahrheit notierte, aber kurz wie das Gefühl, das sprechen kann, ohne zur Sprachgewohnheit zu kommen. Sie war ein Fluch gegen die Sorge. Ihrer hundert und tausend zerstören wie Ameisen das Gehirn des Dichters. Sie setzen sich auf die Phantasie, lähmen den Frohsinn, beklemmen die Begeisterung und sind ein ewiger Widerhaken des Gefühles. Sie nehmen dem Dichter das Herrlichste – und nur für ihn herrlich! –, die Freiheit. Und wie bedarf gerade die Espenlaub-Seele des Dichters dieser Freiheit! Er sieht tausendfach »unerledigtes« Land um sich – und kommt nie dazu! Er fühlt unverbrauchte Herzenskräfte – und darf sie nicht für die Schönheit brauchen, sondern muß sie für den kleinen Kampf des Lebens hergeben. Er stellt sich vielerlei Genüsse, die jedem Dandy das Rüstzeug der täglichen Langweile bedeuten, als ungeahnte Wunder vor und muß sich mit dem matten Abzug der Sehnsucht begnügen. Denn daß mit der Erfüllung die Schönheit aufhört, ist ein überwundener Standpunkt der seichten Illusions-Lyrik. Und da träumt nun Peter Altenberg von einem Phantasie-Gentleman, einem wirklich modernen Harun al Raschid, den es jetzt bei der Verstaatlichung der Wohltätigkeit noch umso weniger geben kann. Der müßte das leiseste Dichterherz aushorchen und ihm bieten, wonach es sich sehnt: einen herrlichen Park, mit Schwänen im Teiche, japanische Landschaft und ein luftiges Landhaus und ... Aber das Volk hat das Wort Dichter noch immer nicht verstanden, mißt es an den alten Begriffen und den neuen Lieblingen. Dichter machen ja nur so, damit sie dichten können. Dann muß man »Bravo!« sagen und alles ist gut.

Die Wohltätigkeit hat ihre harten snobistischen Gesetze. Wir geben nichts ohne Phrase, die uns den Auftrag gibt und die Bescheinigung. Wir retten den »kranken Dichter« – wenn er uns empfohlen und das Ausschußkomitee mit ihm zufrieden ist. (Fabrikarbeiter mit

dem »modernen Gefühl für die Schönheit im Industrieleben unserer Tage« werden bevorzugt. Denn es ist das Äußerste, was der Begriff »Armut« hervorbringen kann.) Wir geben dem Studenten, der aus Not einen Apfel stiehlt. Der Komparativ, der bloß den Winterrock gestohlen hat, geht leer aus. Wir geben einem Schriftsteller, der ein *ganzes* Libretto geschrieben hat – aber einem Haderlumpen, der Aphorismen macht? Und wir geben: so viel für den Zins, so viel fürs Essen und so viel für Socken.

Im letzten Akt dieses Wandeldramas aber sitzt Arno Holz in seiner Dachstube bei einer Glasschleifarbeit. Es klopft und herein tritt der Obmann eines Komitees, das ihm zum fünfzigsten Geburtstag ein paar tausend Gulden gibt. Denn die runde Alterszahl ist ein Appell an die Menschlichkeit, dem sich kein Herz entziehen kann.

Prager Tagblatt, 27. Mai 1913

16. Aus dem sonnigen Wien

Wien hält in diesem Juni eine Sommerparade. Aus welchem Antrieb wird so viel gefeiert? Neben den Kalenderbräuchen des Blumenkorso und des Derby gibt es ungezählte Gartenfeste, auf dem weiten Flachland jenseits der Donau wird nach der großen Zeppelfahrt eine Flugwoche zur Schau geboten, dabei tagt und nächtigt als Zugabe die Adria-Ausstellung – es ist viel und doch noch zu wenig für das Wiener Bedürfnis, der Zeit entsprechend in Farben zu prangen. Das macht der Phäakenwunsch nach dem ewigen Sonntag, an dem man sich wieder und wieder zeigen kann. Denn alles Festliche und Feierliche in dieser Stadt ist nur ein Vorwand, ihr Volk zu produzieren. Sicherlich schlägt man sie anderwärts durch Pomp und Neuheit. Was sie aber einzig hat und was dem bescheidensten Aufputz den Wert verdoppelt, das muß der Trommelschläger in jedem Zusatz verkünden: den viel verrufenen, grob verlachten, göttlichen Leichtsin!

Der Prater ist jetzt der Ort, an dem sich ganz Wien aufhält, dieser uralte, ewig-junge Wildpark mit den schwerkronen Baumreihen, den sonnigen Strauchhecken, der feuchten Auenluft und der vornehmen Ruhe. Er birgt vom Anfang bis zum Ende, im weiteren Umkreis und jeden Pfad hinein die sommerliche Niederlassung Wiener Lustbarkeit. Von alters her und für immer bewahrt bleibt dem Nobilvergnügen die breite Fahrbahn der Hauptallee mit ihrem Wagenkorso und den weich und schneidig strömenden Klängen der Militärmusik von der Seite her, dem fessellosen Volksorgiasmus aber der Wurstel-

prater mit dem schreienden Kunterbunt und den schwülen Lasterwinkeln. Das ist gerade noch für den Alltagsbedarf an Zeitvertreib. Eine Seitenallee führt von der Endstation der Straßenbahn kurzweg zur Rotunde und Ausstellung. Was gibt es hier zu sehen? Wiederum hauptsächlich die Besucher selbst, deren spielender Atem der Luft erst die Wärme zu geben scheint. Denn in letzter Zeit häufen sich ohne Unterlaß Ausstellungen mannigfacher Art, und da es dabei den Unternehmer-Ehrgeiz bildet, ins möglichst vollkommene Bild auch das Entfernteste einzubeziehen, so gehen die Kreise allmählich ineinander über, und man weiß beinahe nicht mehr, was neu, was alt ist. Der sachliche und fachliche Teil der Ausstellung ist eigentlich ein Museum, ein weitläufiges, reichhaltiges Adria-Museum mit modellierter Entwicklungsgeschichte der Handels- und Kriegsmarine, mit ausgestopfter Adria-Fauna und nachgebildeter Adria-Flora und vor allem mit Miniaturbildern, die in nicht geringerem Maße als für die österreichische Seeküste eine Propaganda für die unvergleichliche Südbahnstrecke von Wien bis Triest bedeuten. Aus dem moderkühlen Rotundenbau strebt man dann ins Kronland jeder Ausstellung, dorthin, wo sie ihren selbständigen Reiz entfalten kann: zum Ernährungs- und Vergnügungsteile. Da ist nun ein apartes Bild gelungen, wenn auch mehr auf buntes Vielerlei als auf die sogenannte harmonische Naturwahrheit gesehen wurde. In der Mitte liegt ein Kanal oder besser eine venezianisch gepflegte Lacke, nicht viel, aber doch genug, daß die an der Burgtheaterschlichtheit geschulte Wiener Illusion damit vorlieb nimmt. Zur Rechten und zur Linken Bauten in dalmatinischem Stile, in jener idyllischen Kreuzung von kroatischer Kargheit und italischer Grazie, nach bekannten Originalen musterhaft dargestellt. Das ist alles so luftig-windig, so herzlich-niedlich, wie man sich eine Wiener Szenerie wünscht. Täuscht es das adriatische Gestade vor? Der Wiener fragt nicht danach, obwohl mit seinem Witz sonst nicht zu spaßen ist. Seine Freudigkeit kommt dem Bemühen zu Hilfe, die Propaganda rechnet hier nicht vergeblich mit dem Willen zur Selbsttäuschung. Und zweifellos ergeben diese Leute in diesem Rahmen, das südliche Volk in noch südlicherer Landschaft ein passenderes Gesamtbild, als wenn kühle Nordländer in einer naturgetreuen dalmatinischen Gegend alles für trefflich, richtig und geschmackvoll fänden.

Vieles gibt es hier, was bloß sehenswert ist, der auf Sand verankerte Riesendampfer vor allem, aus dessen lackschwarzem Anstrich sich die weißgestäubten und haushoch übereinander gelagerten Decks zierlich abheben – eine Restaurations-Kolonie, von deren Höhe aus

man das Jahrmarktstreiben der Ausstellung, ja sogar das weitere Grün des Praters überblickt. Aber daneben sind reizvolle Kleinigkeiten verstreut, die sich viel gefälliger der wirklichen und vorgetäuschten Gegend einfügen. Da steigt man die Wendelstufen zu einer Baracke empor, dem italienischen Weinhaus, und betritt eine kleine Terrasse, die einem den Ausblick auf eine verschnörkelte und spitzwinkelige Kleinstadtecke gibt, mit Klopfgängen, Stiegen, altmodisch-ehrbaren Gaslampen, ja am Strick hängt sogar ein altes Wäschestück – ist das Natur oder Naturalismus? Dienstefrig und wie vom Komitee gerufen, stellt sich zum alten Bilde auch der Vollmond ein. Von den Musikkapellen dringt bald rauschend, bald gedämpft der Lärm herüber. Kein sentimentalischer slowakischer Singsang, keine Seemannsweise wird daraus deutlich, eine alkoholbrüchige und noch immer melodische Volkssängerstimme trägt das neueste verzückte Wehmutslied ans Ohr vom »Lercherl von Hernals«. Es ist die Stimmung eines holdseligen Lokalkompromisses, das dem Wiener auch auf Reisen als Ziel, aufs innigste zu wünschen, vorschwebt: in der Fremde und doch daheim. Vor sich das Glas Refosco und istrianische Durstigkeit – ringsherum aber lachendes Wienertum.

Fährt man die lange Strecke der Hauptallee abwärts, dorthin, wo sich die Bäume lichten und an ihre Stelle Buschwerk und Wasser tritt, bis zum abschließenden Rondeau beim Lusthaus und endlich an freiem Wiesengelände entlang weiter, dann ist man mitten im Bereich der großen Ereignisse – am Schauplatz des Pferdesports. Unbeschreiblich prächtig und doch mehr duftig gestrichelt als breit gemalt war dieses Bild in der ersten Juni-Woche, als Deutschland und Österreich um die Ehre fochten, wer von beiden das schnellste dreijährige Roß im Stalle hat. Aber diese Freudenau selbst – welch ein weiter und brustweitender Anblick! Was in der Fachsprache des Sports als berühmtes Kuriosum gilt und wovon man auch dem deutschen Gastpferde den Garaus prophezeite, die riesengroße, fast drei Kilometer lange Rennbahn – sie gibt dem Spiele gerade durch die Dimensionen das Gepräge eines bedeutsamen und feldgeräumigen Turniers. Der Blick findet hier beinahe keinen Halt. Unendlich ausgedehntes Wiesenland, das mit dem Himmel in eins zu fließen scheint, und darin ein paar einsam winkende Bäume und Windmühlen als letzte Grüße an die entschwindende Ferne. Das Herz scheint in diese Richtung zu streben. Sie weist nach der ungarischen Ebene und dem Orient. Und hier begreift man, wieviel Anteil die Geographie am Wiener Wesen hat, an dieser Mischung von Überland-Sehnsucht und Anhänglichkeit, die als Naturprodukt den sentimentalischen Gassenhauer abgibt.

Wien selbst liegt gegen Osten und Süden offen hingebreitet, im Rücken aber wohligh von den deutschen Bergen gedeckt. Es will von hier nicht weg und schmachtet doch ins Weite. Ein paar Kilometer weiter, und man ist der Behütung entwichen und der Sehnsucht nicht näher. Der Wiener aber liebt seine Stadt, weil keine andere ihm den gerührten Fernblick gibt.

Nicht weit von dieser Rasenfläche weg, jenseits des Stromes und am Strandbad des alten Donaubettes, dem »Gänsehäufel«, vorbei (diesem einzigen Tummelort, an dem sich Reiche und Arme, Vornehme und Bürgerliche durcheinandergewürfelt an Wasser, Sand, Sonne und vor allem am mehr oder minder erotisch behauchten Späße laben), liegt das Flugfeld ausgebreitet. Es ist ein Ort historischer Erinnerung, hier maßen sich die Riesenarmeen Napoleons und des vor-märzlich-kolossigen Österreich. Darum ist diese Flugwoche in ihrer Art auch Hundertjahrfeier und eine von mehr lebendiger als symbolischer Bedeutung. Die leichten Luftfahrzeuge schweben über der blutgedüngten Erde, als ob sie sich in zweifachem Sinne über das Gesetz der Erdschwere emporheben wollten. Und so gibt der historische Boden der hohltönenden Jubelphrase des Fortschritts wieder Sinn.

Wem die Wiener Sommerparade zu unwienerisch und lärmvoll klingt, der mag sich auf einen Höhepunkt des umsäumenden Waldes zurückziehen. Dann liegt vor ihm das alte Wien, das nicht weiß, wie es in der Welt, und noch viel weniger, wie es in der *monde* zugeht, im Dunste verschleiert bleiben die Protzenlaute und Salongerüche der Kultur, und zaghaft nimmt der ruhselige Geist der Vorzeit am gastlichen Tische Platz.

Vossische Zeitung, 17. Juni 1913

17. Wiener Bilder und Rubriken

In Wien regiert die Rubrik. Alles Leben der Stadt tanzt und tändelt zu ihrem Wohlgefallen, dreht sich neckisch nach ihrer Seite und schmeichelt sich selbst im Unerquicklichen wortgedrungen zu ihr hinüber. Der Gemeinderat, der heute »Niederträchtiges Gesindel« ruft, verspürt im Augenblicke die Mission, unter der Gewohnheitsmarke »Knigge in der Ratsstube« ein öffentliches Faktum mit seinem Namen zu decken. Der Obmann des Kreuzervereines Stangelberger wieder schnappt die Devise »Arbeitsfähigkeit des Parlamentes« auf und strebt mit ihr aus den Vereinsnachrichten in den politischen Äther.

Der Student, der einem anderen eine Ohrfeige gibt und die Kommilitonen um Beihilfe ersucht, repräsentiert die »Reibereien auf der Universität«. Alle sorgen sie für die Erhaltung der Rubrik. Ein Schlagwort hat sie erschaffen und am nächsten Tag dirigiert sie mit ihrem bedeutsamen Atom selbst das Schlagwort und läßt nicht locker davon. Die Vorfälle bleiben an ihr picken wie Fliegen auf Leimpapier. Keiner hat den Mut, die Rubriken abzuschütteln, bis eines Tages eine subtile Wendung, ein elementarer Zufall, ein neues Schlagwort oder ein Richterspruch Wandel schafft. Ein solcher Richterspruch war es, der vor einigen Tagen Erlösung von der Rubrik »die Vorgänge an der Universität« verhieß. Sie war zur Ehre gekommen, wie alle Rubriken hierzulande, indem man ihr erinnerungsdankbar den politischen Raum gewährte; so wie der Bürger Stangelberger nicht anders zur politischen Person aufgezüchtet wurde, als indem man seine Wahl zum Obmann des Vereines »Gute Herzen« breitmächtig in die Zeitung setzte und sich damit auch schon in den Sold seiner neuen Popularität begab. Die stud. med., stud. jur. und stud. phil. mit dem souveränen Burschensignum waren der Meinung, vertraten den Standpunkt, erklärten bezüglich und namens, traten zusammen, protestierten energisch und borgten sich wichtiguerisch für ihre Übungssätze der Mannbarkeit die Männersprache. Was Wunder, daß ihnen der Kamm schwoll und daß ein sachlicher Ernst das Johlen umrahmte! Es war eine Landplage für Freunde der Ruhe und des Studiums und man sinnt hin und her: was tun? Satirisch sein? Ach, sie mißverstehen absichtlich das Niveau und verwahren sich so entschieden, als ob Unwille schon Gegnerschaft wäre. Ein Richter hat gerichtet: man nehme ihnen einfach die Rubrik! Vorläufig – es sollte ja zum letztenmal sein – hat sich der Richter, der eines gewissen boshaft-erziehlichen Humors in der Urteilsbegründung nicht ermangelte, mit dem jungen Mann, der einem zielernsten Versammlungspräsidenten zurief: »Die Juden sind aller Ehre bar!« (was sich von »Ös Saujuden übereinand!« dadurch unterscheidet, daß es denselben Gedanken schlechter formuliert), noch in sachliche Unterredung eingelassen; Prinzip hin – Prinzip her; männlicher Meinungs-austausch, um den Streitfall hinter dem Straffall noch lächerlicher zu machen; oder wie der Professor, der sich mit dem übermütigen Schüler erst quasi an die gemeinsame dialektische Erwägung seines Vergehens macht, um ihn dann anzubrüllen: »4 Stunden Karzer!« – so hat der Richter den Angeklagten am Ende zu jenem Strafsatz verurteilt, der sonst für Plattenexzesse nominiert ist: zu zwei Monaten Kerker. Es ist ein Versuch, die Raufstudenten vom politischen Teil in die Gerichtssaalrubrik abzuschieben und ihren

Störungen des öffentlichen Lebens hier kein Klassenvorrecht zu gewähren. Aber leider – schon melden sich alte Herren, die aus Mangel an sonstiger Gefolgschaft den Jungen Würde einblasen und sie am Kinn kratzen, und die machen den Kriminalfall zu einem politischen. Und der weise Richter hat Kollegen, die sich aus Wahlverwandtschaft mit dem Angeklagten und zu ihrer Individualitätsbewahrung künftig eine »Einzelauffassung« nicht nehmen lassen und dem Vernunfturteil ihres Vorgängers damit die Prägung einer solchen geben werden. Das sind eben die leidigen Zacken am österreichischen Rad.

Kinder schauen in den illustrierten Zeitungen gerne Bilder an; denn sie verstehen den Text nicht. Erwachsene machen es umgekehrt. Dann aber gibt es manche, die ihr Kinderaug' behalten haben und im Bild den vereinfachten Text erblicken. Aus einem solchen Bild war unlängst ein Burgtheater-Referat zu lesen, dem auch der fortbewahrte Würdenton anderer Referate nicht mehr nützt. Die Neu-Inszenierung von »Kriemhilds Rache« am Burgtheater; Schlußszene des ersten Aktes; von links nach rechts die Herren ... und die Damen ... Die Herren und Damen heißen: Wawra, Skoda, Leschka. Man kann dem Zwang nicht widerstehn, die *nomen omen* sein zu lassen; selbst wenn man sich hundertmal einen impressionistischen Harpyie-Zupfer schilt und sich vordoziert, daß auch der Name Sonnenthal nicht früher klang, als bis sein Träger Sonnenthal wurde, und daß dem Gattungsnamen Wawra im Zeitenschoß ein Eigenname vorbehalten sein mag. Es kommt da eben auf Zeit und Zahl an. Heute macht Gott von der Verherrlichung eines dürftig hingebreiteten Namens keinen Gebrauch mehr und ein gutes Pseudonym schützt wenigstens den Familiennamen vorm Vergessen. Darum sind die Wawras oder Skodas wirklich ein Entgegenkommen an die Impression: »Der Verfall des Burgtheaters«. Auch hier haben die Rubriken, mehr gerecht als gütig, einen Namensaustausch vollzogen. Aber was sieht man auf dem Bilde selbst? Eine Frühlingsfest-Dekoration, dürftig zum Blumenverschleiß, szenische Windbäckerei. Zwischen den Guirlanden dieses Rahmens ein Schlußbild nicht vom, sondern für den Amateurphotographen festgehalten – *festgehalten* im besten Wortsinne. Ein paar Gesichter und Lippen, die unter den Masken so deutlich »kulis-senplaudern«, daß man ihnen den aufgepickten Papp und Flaum herunterreißen möchte. Zwischen den Figuren aber die kollegiale Abmachung, daß gespielt werde. Burgtheaterreprise von Hebbels »Nibelungen«; derselben Nibelungen, in denen das Burgtheater einst seine Riesenmaße erweisen und Steinzeithelden der Phantasie vollgesättigt zu lebenden Menschen wandeln konnte. Dem Laubeschen

Prinzip von der Aufmischung durch junges Blut wird man eben noch nicht gerecht, wenn man die Rekruten zu Generälen befördert.

Lichtenberg (von dem es jetzt Hausse wird, zu sagen, daß er einmal gesagt hat) verdient diese Nachfrage unter anderem durch die Bemerkung, daß eine Person, die für ihre Unsterblichkeit ein Denkmal brauche, nicht einmal dieses wert sei. Ein solches Denkmal aber brauchen alle, denen man es zu Lebzeiten oder kurz nach ihrem Tode setzt. Die Zeit, die nichts mehr fürchtet als den Hohn der Nachwelt und sich allein aus diesem Grunde in Wort und Art vielfach übernimmt, spottet ihrer selbst und weiß nicht, wie. Denn da sie dort, wo keine Bedeutung ist, nichts in Stein hauen kann, haut sie in diesem Nichts ihr eigenes Gesicht in Stein. Ein Selbstporträt dieser Art wird in Kürze am Wiener Rathausplatz erstehen. Noch immer sind die Anreger, Errichter und Enthüller dieses Denkmals – des Lueger-Denkmal – die Herren von Wien; noch immer verkriecht sich das wahre Urteil über Lueger unter die Rockfalten eines bravbürgerlichen Kompromisses von Anerkennung; und noch immer gewährt man taktvoll der Lobpreisung, in der Hoffnung etwa, daß sich der sittsame Gegner um so viel nähern werde, wird aber von seiner mißverstehenden Rüdheit bloß zum Mitjauchzen *verpflichtet*. Aber wer auch sein Gedächtnis dafür verloren hätte, daß Lueger kein Geringerer war als der Begründer der »Vorherrschaft der Kaffeesieder über Österreich« – nicht das Denkmal, die eingereichten und in den illustrierten Blättern veröffentlichten Denkmalsentwürfe bloß müssen ihn daran erinnern. Es war ein Sieg der Kunst: sie konnte den Vorwurf nicht meistern, auch wenn nicht Michelangelo, sondern die Genossenschaft der Bildhauer zu Pate stand. Der Stein kann mit der Größe und Ewigkeit ringen – aber nicht mit dem Tag und dem kleinen Format. Da war ein Bild: Lueger und das Volk. Sie strömen zu ihm und er steht ihnen mit einem milden Petrusgesicht gegenüber. Der Anblick ist eine Pietätsverletzung am verstorbenen Bürgermeister, der es nicht verdient hat, durch verfehlt Wertungsmaße karikiert zu werden. Ein anderer: Lueger von Allegorien umkränzt. Da ist wenigstens das Gesicht unkenntlich. Endlich konnte man – wieviel Selbstkritik lag im Geschmacke des Stadtrats! – nicht anders als auf den einfachen Vorwurf eingehen: Lueger in Rednerpose, die Hand mit einer jener aus dem Herzen kommenden Versicherungen, deren die plakatierte Schlichtheit bedarf, auf der Brust, als spräche er dabei die Eidesformel der von ihm Gehasteten. Unter ihm Genien der Arbeit, des Volkswohls und ähnlicher Zierat. In einigen Wochen ist die Denkmalsenthüllung. Es wird viel gefeiert und gesprochen werden. Das Denkmal aber bleibt stehen, bleibt stehen

für alle Zeiten, ein steingewordenes Pasquill auf die Enthüllungsrede ... Der Nachkomme wird einst durch eine Steinwüste von Denkmälern wandern mit der Frage: wer ist das – und wer ist das? Sein Führer aber mag ihm zur Antwort geben: Eine vergangene Zeit hat hier ihre Bedeutung aufbewahrt. Du aber fragst nach den Leuten und kennst sie nicht? Siehe also – es sind Gedenkzeichen des Nichts.

Prager Tagblatt, 4. Juli 1913

18. Der Sommer-Lebemann

Ohne Zweifel: es gibt wirklich streng gezügelte Ehemänner, die ihre jahrüber verhaltene Abenteuerlust in diesen zwei Monaten froher Ungebundenheit austollen lassen; aber sie sind an den Fingern abzuzählen, und wenn man ihnen besser zusieht, gewahrt man, daß sie es im Winter zwar heimlich, aber nicht anders treiben. Nur die französische Possenbühne kennt solche Ehestands-Exemplare, die sich die zehn Monate über in der sittsamen Treibhausluft der Familie gleichwohl für die restliche Zeit des Hallodritums frisch zu erhalten wissen. Im Leben aber gleichen sie eher dem trocken gewordenen Ulrik Brendel; die Wartezeit hat ihre Kräfte aufgezehrt; am Ziel ihrer Wünsche erkennen sie, daß sie gar keine haben. Die Ehe hat ihren Magen auf Kosten des Blutes genährt und der Genius der Behaglichkeit steht ihnen näher als der bacchantische Geist. Sie ziehen den Smoking an und sehnen sich nach dem Schlafrock.

Trotzdem verlangt der Begriff »Männlichkeit« seine Ehren. Brav reimt sich auf Schaf; das Seitwärtsschwärmen und Hinterm-Rücken-Leben aber strömt ein männliches Aroma aus, Leichtsinn gilt für Jugendkraft. Und so wird aus dem Winter-Ehemann ein Sommer-Lebemann. Er markiert schon eine Woche vor der Abfahrt seiner Familie Ungeduld, seufzt beim Abendtisch unter Freunden auf, als ließen sich die Flügel kaum noch zurückhalten, macht ein schuldbewußt-durchtriebenes Lausbubengesicht, wenn ganz zufällig der Blick der Frau ihn streift, winkt mit affektierter Verlegenheit den Stachelreden seiner Kollegen ab, und wenn einer von ihnen die Bemerkung macht: »Ja – in einer Woche!«, dann lispelt er mit dem Augenaufschlag eines durchschauten Schlingels: »Macht mich nicht schlechter, als ich bin.« Die Frau aber deckt ihn mit dem liebevollen Stolz einer Mutter zu, deren Ältester – so ein Filou! – schon ehebrechen kann: »Na, du bist der Richtige!«

Am ersten Freiheitstage wechselt der Sommer-Lebemann seinen

Anzug; er wählt natürlich den von der lichterem Farbe, womöglich das Leinengewand (beziehungsweise: Lüster, Rohseide usw.). An Stelle des breiten, eheherrlichen Panamahutes tritt der kleine, kecke Girardihut, die Hand spielt mit einem zierlichen Rohrstöckchen, mitunter schwingt auch, als Zeichen der Unternehmungslust, ein Überzieher am Arm. Die erste Mittagsfrage im Restaurant lautet: »Was machen wir heute abends?« Dann werden alle Vergnügungsstätten und Musiklokale durchgenommen bis zur endgiltigen originalen Einsicht, daß in Wien nichts los ist. Die Reihe geht wieder zurück und man kommt überein, sich am Abend in einem anderen Restaurant eines anderen Stadtteils wieder zu treffen. Dort bezwingt der Sommer-Lebemann bis zwölf Uhr den Schlaf und schämt sich endlich vor dem Hausbesorger, so zeitig heim zu sein.

Am nächsten Tag hat er ein anderes Programm. Wozu braucht er Mitwisser seiner Harmlosigkeit? Er wird also mystisch um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr auf und davon verschwinden, sich ebenso mystisch um $\frac{3}{4}$ 12 Uhr in einer möglichst zweifelhaften Gegend blicken lassen und – so Gott will – um 3 Uhr früh von einem Bekannten in Dulliah-Laune getroffen werden. Und was soll er in der Zwischenzeit beginnen? Warum nicht wirklich ein Abenteuer? Ja, aber so etwas ist schwer: wer sucht, der findet nichts, und was er findet, ist wenig gesucht. Unter Freunden allerdings – aber das geht ja nicht, denn sie sind alle wie er, beobachten sich gegenseitig in ihrer hilflosen Langweile und wirken unbehaglich. Und dieses Programm-Machen überhaupt ist ein schlechtes Zeichen; früher ergab es sich von selber und von rückwärts. Jetzt aber erhebt er es zu seinem Herrn, sein Arbeitsgeist geht im Meritorischen auf, er berechnet Zeit, Eintrittsgelder, Speisentarife, Ergötzungsbehelfe – und es wird ihm am Ziele etwas abgehen: das Ergötzen. Hol's der Teufel! Er überläßt alles dem Zufall und geht in den Prater, in den Kaisergarten oder in die Ausstellung.

Hier wandelt er die Avenue auf und ab, auf und ab. Wohin man blickt – erblickt man ihn: in einem weißen Leinenanzug, mit Rohrstock und Girardihut, als würde er zwischen zwei Don-Juanerinnen ein bißchen Luft schnappen – ein wandelndes Gespenst reisefertiger Unternehmungslust! Man sieht ihn um 10, 11, 12, um 1 und um 2 Uhr. Um diese Zeit findet er – weil er sonst nichts findet – seinen Humor. Er setzt sich anspruchslos ins letzte offene Wirtshaus, trinkt sein Achtel G'spritzt und wankt, den Hut ein bißchen zur Seite gestülpt, wie der angesäuselte Gott der Feschheit, aus dem Lokal. Zwei Minuten vom Wohnort entfernt nimmt er ein Auto und rattert damit aus dem wilden strömenden Leben heraus in sein stilles Gäßchen.

Am nächsten Tag wird gemunkelt, gestichelt, gefrotzelt; tjaa – man hat ihn gesehen. Er wird rot. Na, nur nicht verlegen werden, die Frau soll nichts erfahren. Ach so – sie wissen nicht, daß sie nichts wissen. »Aber, was wollt ihr denn«, protestiert er, »ich hab' mich um zehn Uhr schlafen gelegt.« Einer riecht zu seinem Rock: »Aah!! Wie heißt sie?« Ein anderer sagt beziehungsweise: »Man hat jemanden gestern um 3 Uhr im Auto gesehn.« Der Freund bleibt schweigsam und fühlt sich pudelwohl. Gott sei Dank! Er hat für ein ganzes Jahr Manneswürde; denn er hat gezeigt, daß er insgeheim doch ein verfluchter Kerl ist.

So zieht der Sommer dieses Lebemanns zwischen Stammtisch- und Promenadenächten wechselnd vorüber. Wenn die Frau zurückkommt, ist es so weit, daß sich die Kollegen glücklich ein oder das andere Mal vor ihr nicht verschnappen dürfen. Sie merkt es und ist zufrieden: Der Leinenanzug hat seine Mission getan. Sie packt ihn wieder ein, wie sie ihn am Tag ihrer Abfahrt herausgelegt hat, und bewahrt ihn für den nächsten Sommer auf, in dem er ihrer Ehe wieder ein beneidenswertes Fluidum zu geben hat.

Prager Tagblatt, 27. Juli 1913

19. Rosegger, der Altösterreicher

Man wird morgen allerorten die schmackhafte Brave-Buben-Geschichte zu lesen bekommen vom 18jährigen Schneidergesellen, der jetzt zum 70jährigen Volksjubiläum wird. Man wird mit oder ohne Anführungszeichen das Wort »wurzelecht« gebrauchen. Man wird vom Schalk reden – der ihm im Nacken sitzt, vom Schelm, der ihm aus dem Auge blitzt, vom Humor, der aus seinem Herzen quillt, von der Liebe, die sein Wesen füllt – und der liebe gute Rosegger mag sich dieses vierzeilige Gstanzl heimlich in seinen satirischen Dialekt übersetzen und sich darüber ärgern, daß man der Echtheit noch immer nur in Phrasen bezahlt. Humor hin, Liebe her – aber diese Schelmerei und Schäkerei trägt doch [ein] bißchen ein harmloses Schafsgesicht und darüber mag der 70jährige Rosegger mit irgendeiner reservierten Herzkammer (die er sicher übrig hat) verstohlen lachen. Es ist diese Herzkammer und nicht sein pfiffiges Gesicht, aus dem er schalkhaft wird; es ist diese Herzkammer und nicht der Dialekt, aus dem er echt wird. In ihr lichtet er sich durch – boshafte Selbstgespräch. Sein Lachen hat einen Resonanzboden, der ein tiefgründiger Rasonierboden ist.

Wer weiß, wie sich Rosegger darum vor diesem siebzigsten Geburtstag gefürchtet hat, an dem er so viele schlechte Komplimente

wird einstecken müssen – dem leidigen Literatur- und Menschenregister zuliebe. Wer weiß, wie es ihn schon lange bedrückt hat, das Gesicht aufsetzen zu müssen, das ihm die Literatur zugeschnitten hat. Schade, daß die Grundzüge darin ja mit bestem Willen nicht zu ändern waren – er hätte ihr sonst gern einen Schabernack gespielt! Aber wie er es versucht hätte – am freien Licht und dem lieben Menschenangesicht gegenüber hätte sein Wort im Zorn nicht weiter können und sich vor Mitleid biegen und brechen müssen. Es nützt ihm nichts. Er bleibt der Schalk. Aber innerlich dennoch verstockt. Mit einem eigenbrötlerischen sarkastischen Programm, aus dem er nur das Herzgereinigte zu Papier bringt.

Der Fall eines solchen Verstockten war in der Literatur schon einmal da und er hieß: Franz Grillparzer. Auch der sah lange schweigend zu, ehe ihm das Wort auf die Lippen kam. Auch der ruhte auf einem Thronsessel stiller Betrachtung. Aber der Unterschied war, daß er in seiner wehleidigen Seele die Menschen so sehr vergrößerte, daß sie über das Maß seines Mitleids hinauswuchsen und mit einem bitteren Rand aus seinem Urteil wieder emportauchten, während sie bei Roseggers weltfröhlicher Art im Mitleid verschwinden und noch etwas Herzliches mitbringen. Bei beiden ist der Gedanke des Herzens gleich, aber die Denkart verschieden: der eine hat ein bitteres, der andere ein freundliches Verstehen. Freilich darf man nicht vergessen, daß Dinge und Menschen in Grillparzers Künstlerherzen die Ewigkeitstrauer – als Schallwand haben und bei Rosegger – den Wald.

Grillparzer und Rosegger? Es ist bei allen literarischen Vernunfteinwänden keine neckische Festtagspielerei, die Namen der beiden zusammenzustellen. Denn man konnte im Laufe der letzten Jahre immer deutlicher wahrnehmen, daß sie gerade im intimsten-vaterländischen Teil ihres Wesens zusammenpassen. Immer grillparzerischer wurde das Bild des Grazer Eremiten, der zu seinen Füßen das laute, dumme, gehässige Leben vorbeispiel sah und sich nur hie und da eine Bemerkung ins Tagebuch schrieb, die dann freilich die Runde machte durch die deutsche Welt. Der berühmte »Schneidergeselle von anno dazumal« – daß man ihn doch endlich herin hat! – wurde immer mehr Hofrat, wenn ihm auch ein echt grillparzerisches Geschick, das die parteiüberlegene Hoheit zum Parteihaß stempelte und das Verstehen mißverstand, die wirklichen Hofrats- und Herrenhausehren verwehrte. Es ist nicht der neuösterreichische Hofrattypus des Revolutionärs, der in einen Bürokratenpelz schlüpft, damit man nicht merkt, daß er – ein Bürokrat ist, es ist der altösterreichische Hofrat, der mit dem Jungen und Neuen und Guten fühlt, ohne darum

des Tages und der Minute wegen aus dem Geleise zu kommen, und dem sich unmerklich fast, aus der eigenen Gemütsüberlegenheit, ein hofrätlicher Lehnstuhl unter den Körper rückt. Das ist der Typus der Ruhig-Beständigen, die nur noch Heilandsworte oder Nestroywitzke kennen. Sie erhalten dafür das Adelsprädikat des Altösterreichers.

Der Altösterreicher Rosegger hat sich selten mit Politik befaßt. Er war ein Gottsucher wie jener Mann, dem er unter diesem Titel einen Roman widmete. Und er kam mit seinem Gott auf stille, trauliche Art ins reine und empfing die Offenbarung ohne fremdes Beisein. Es war Gott, der ihm sein Herz offenbarte – es war sein Herz, das ihm Gott offenbarte. Aber jene, die zwischen den Menschen und Gott vermitteln, nahmen ihm diesen Weg in die Einsamkeit sehr übel und er galt ihnen nicht besser als die vielen phrasenbewehrten Phrasentöter. Ein anderes Mal dachte er über das Schicksal des deutschösterreichischen Volkes nach und das Mitgefühl gab ihm die Idee zu einer Tat, die wie eine nationale Streitwaffe aussah und in Mittel und Zweck doch Frieden bedeutet. Aber da kamen die Leute, die sich ihre Lebensunkenntnis durch Devisenkenntnis hereinbringen, und die hefteten an Roseggers Arm eine politische Schärpe, die ihm nicht sehr gefallen dürfte. Denn er ist ein Feind der Abzeichen, ein Feind der Streitrufe, ein Feind der Parteien. Er möchte bloß sein Volk glücklich sehn und er sieht sein Glück – wie alle Altösterreicher vor ihm – darin, daß es sich im guten einigt.

Prager Tagblatt, 31. Juli 1913

20. Der sachverständige Dichter

Victor Hugo, der französische Dichter, der nach Landesart in seiner leidenschaftlichen Seele die Farbenlust des Künstlers mit dem Rechtslichkeitsgefühl des geborenen Anwaltes vereinte, hat einmal eine Skizze geschrieben, die sich nach Kräften der Tatsachenkälte bemüht, einen Vorfall bar jeder dichterischen Zutat aufzunotieren, und doch einen erschütternden Eindruck im Leser hinterläßt. Sie heißt »Claude Gueux« und schildert einen gemeinen Mord, gemeiner, wie er nicht gedacht werden kann. Der Sträfling Claude Gueux, Analphabet, Vagabund und Strauchdieb, hat den Gefängnisdirektor rücklings mit einer Hacke erschlagen. Auf die Frage des Richters, der Advokaten und Geschworenen: »*Warum* haben Sie das getan?« antwortet der Mörder beharrlich und tückisch mit einem verschlossenen: »*Deshalb.*« Wer könnte dem verstockten Verbrecher, der Menschen einfach wie

ein vogelfreies Gezücht hinmährt, ohne ein Zucken des Mitleids, bloß aus dem Groll der Zwangsgezähmtheit heraus, selbst auch nur einen Tropfen Mitleid abgewinnen? Wer dem zum Schafott Geführten auch nur *eine* menschliche Träne nachsenden? Niemals waren wir rascher bei der Hand, das »Schuldig!« des Gerichtes mit unserem strafsüchtigen Herzen zu unterzeichnen, als in diesem Falle.

Und dennoch geschieht das Wunderbare. Den rohen, rauhen, meuchlerischen Sträfling mit seinem unsauberem Gossengeruch, den der Dichter zum Beweis seiner unvoreingenommenen Teilnahme am Vorabend der Tat die Gaslichter mit den Nasenflügeln verlöschen läßt, begleitet unser wehleidiges und wohlwollendes Empfinden bis zur Neige seines Geschickes. Wir sehen ein Stück wertvoller, rettbarer Gradheit in ihm, einen kindlichen Naturkern, der nach den Gesetzen seiner beschränkten Erkenntniswelt die Triebe entfaltet und sich so schön glatt und weich modeln ließe. Ja, unfreiwillig und gegen unsere Absicht webt sich beinahe um das Haupt des Gerichteten die Märtyrergloriole. Er war ein starker, robuster Mann, dem ein schwächerer Strafhauskollege täglich ein Stück seiner Speiserration abgelassen hatte. Eines Tages entfernt der Direktor diesen von seinem Gefährten, ohne Grund und Ursache, einfach, weil er der Direktor ist und es ihm so paßt. Die beängstigte, immer drängendere und verständnislos-bebende Frage nach dem Verbleib des anderen Sträflings findet aus Prinzip- und Disziplinargründen eine umso schroffere Antwort des Direktors. Was sagt man einem Haderlumpen, mit dem man sich nicht in Gespräche einlassen will? *Deshalb*. Claude Gueux geht an diesem furchtbaren *Deshalb* zu Grunde, es liegt für ihn die ganze bewaffnete Bosheit der Obrigkeit darin, ein Steinfelsen, an dem sich sein Leben zerschlagen muß. Es ist dasselbe verbissene »deshalb«, das er seinen Richtern erwidert.

Nicht ein Gran getüftelter Psychologie hat der französische Dichter für diesen Fall vertan. Auf keine Stelle hat seine Hand gedeutet mit einem beschwörenden: »*Ecce homo!*« Er hat bloß geschrieben, was im Protokoll stand. Aber es war eben *er*, der Dichter, der es geschrieben, seine Sprache und seine Seele fand die Brücke zwischen dem einzelnen, die weder der Jurist noch der Arzt finden können, jener, weil er die Fakten berechnet, dieser, weil ihm zum Allerheiligsten des Menschen der Schlüssel fehlt. Der Dichter hat ihn. Und wenn schon hier, wo es sich um keinen Großen, um keinen Komplizierten, um keinen Sensiblen handelt, der ein Verbrechen beging, das Dichterwort ausreicht, um aus dem trockenen Felsen eines Wilden seelische Tropfen zu schlagen, wie oft wünschte man da nicht erst bei den Fällen,

wo Schuld und Unschuld noch undefinierbarer, zwischen Tat und Schicksal schwebender sind, die seelenkundige Vermittlung eines Dichters, dieses Dolmetschs des Unaussprechlichen. Nicht immer ist es ja *ein* Ansporn und *eine* Ursache, die zum Verbrechen treiben, sondern eine umso festere und tiefer ins Fleisch bohrende Kette unsagbarer kleiner Gemütsmotive und aus der tiefsten Menschenbrust und dem Zusammenhange bitterer und verbitternder Details erklärbar.

Keine Frage, daß dem Arzt die Schulung ersetzen kann, was die Röntgen-Augen des Dichters vermögen. Aber es kommt eben nicht bloß auf das behandelte Medium, sondern noch mehr auf den Untersucher an. Nicht jeder eröffnet sich jedem. Das Käthchen von Heilbronn steht vor dem Femgericht niemand anderem als dem Grafen von Strahl Rede, denn in ihm fühlt es ein wahlverwandt-begreifendes Herz. So ist auch die Sprache zwar eine allbereite Wünschelrute des Verständnisses, aber nur in der Hand des Kundigen wirksam. Der Dichter, der sich in den Verbrecher verwandeln kann, um ihn dann auszuhorchen, ist so ein Kundiger. Er kennt weder Schamgefühl noch Rechtsbedenken auf seinem Wege. Er findet vom Geschehenen unsichtbare Fäden zu Beweggründen, die zu tief ins Bewußtsein des Täters versenkt sind und vor dem Licht des Gesetzes zu heikel scheinen, als daß sie sich hervortrauen. Es wäre ein ganzes Buch darüber zu schreiben, welche unberechtigt große Rolle selbst in Momenten der höchsten und letzten Entscheidung die Scham spielt, und noch mehr, wie viel Unsagbares im groben Zickzack von Frage und Antwort verlorengeht. Was sagt aber doch ein moderner Dichter von seinem heiligen Berufe? Er bringe das stumm gewordene Herz des Menschen wieder zum Tönen.

Dichter als Sachverständige! Der Einfall des Wiener Neustädter Advokaten scheint auf den ersten Blick wieder einer jener Modebehelfe der Verweichlichung zu sein, die dem kleinen Mitleid vor der großen Gerechtigkeit den Vorrang geben. Aber wie klein steht diese Gerechtigkeit zuweilen vor dem ewigen Mitleid, zumal, wenn sie mit verbundenen Augen *sehen* will, nicht bloß richten.

Prager Tagblatt, 1. Oktober 1913

21. Phrasenwahl in der Leopoldstadt

Um Schuhmeiers Erbe soll morgen in der Leopoldstadt gelost werden. Das ist aus drei Gründen ein über den Rahmen eines Distriktsfalles hinaus symptomatisch bedeutsames und interessantes Ereignis.

Einmal handelt es sich um eine Hinterlassenschaft, an der nicht bloß das politische Mordblut eines Führers, sondern auch das Herzblut seiner Parteiideen klebt, eins durchs andere kostbarer. Die Pietät schürt also alle Feuer auf. Zweitens gewinnt scheinbar an der Vergeltung gerade dieses heiklen Mandats die Stärkebewertung lahmgelegener Parteien einen neuen Maßstab. Endlich aber kommt ein Freiheitlicher in Frage, einer vom Schlag der wenigen Juni-Erwählten Wiens, denen zum Beweis dafür, daß sie sind, was sie sich nennen, jener Verband, der sich nicht nennt, was er ist, den Beitritt versagt hat. Es soll sich also zeigen, ob die Gärung, die vor zwei Jahren das politische Gesicht Wiens unklar verändert, zur Klärung fortwirkt.

Flau, sehr flau hat sich die Vorbewegung zu dieser Wahl angelassen, wenn sich auch heute die Fuchtlter und Schreier darin überbieten mögen, ein letztes Quentchen Vorteil für ihre Seite herauszupressen. Wo blieben die Antonius-Reden der Sozialdemokratie? Wo die pomp-hafte Trauer- und Vergeltungsschlepe des Wahrrufs? Wo die aufrüt-elnden, dialektisch-beschwörenden Prinzipie der Liberalen? Bloß die Christlichsozialen haben in diesem gedämpften Wahlgemurmel ihre Haltung bewahrt: schürend, höhrend, verdrehend und unverdrossen die alte Trommel rührend. Auf allen anderen Linien war, scheint es, die Parole »Takt!« ausgegeben. Darum zupften und stupsten die liberalen Parteiredner an aktuellen Kleinigkeiten und warfen kleine Blitzlichter, denen das »Bravo!« schon im voraus gebucht ist, statt großer Brände. »Wir Neuen dürfen nicht zu laut sein« – lautete die Praktizierung der Einsicht; daß man sich in die Sympathie dieses neueren Wien mit patschierlichen Phrasen leichter eingeschmuggelt als mit Ärgeris erregender Ausgeprägtheit.

Oder flüchtet sich hier, wenn man in der Taktparole die Ursache der Gedämpftheit erblickt, eine betrübende Erkenntnis zu einer impressionistischen Spitzfindigkeit? Steht am Ende wirklich nur Phrase gegen Phrase? Bleibt den unterschiedlichen Parteirednern wirklich nichts mehr als der berühmte »Hinweis auf«? Wird das Wort »Moloch« und »Wirtschaftselend« und dergleichen mehr wirklich bloß nun in dem alten Kinderspiel zu einem »Pfand in meiner Hand«, das von Versammlung zu Versammlung wandert? Nein. Sondern es wird zum größten Teil aus ermüdeten Kehlen gesprochen, die Parteiphrase ist dem Gesinnungswort erlegen. Dann aber handelt es sich neuerdings um das von den Christlichsozialen kreierte Spiel um Popularitäten. Da stehen jetzt drei Männer in Front. Der Sozialdemokrat Doktor Eldersch, ein bewährtes Mitglied seiner Partei, ernst und ohne Persönlichkeitsmätzchen. Der Christlichsoziale ist ein hinauf-

popularisierter Versammlungsschreier, der früher auf der Landstraße seine unerbittliche Phrasenlust austobte, immer auf jener äußersten ein wenig deutschtümelnden Linken der Partei, von der sie jetzt alle am besten gesehen zu werden hoffen. Ein Mann, ein glattgeschorener Duodez Kopf, ein Schlagwort. Dazu dann als freiheitlicher Kandidat der Bezirksvorsteher Blasel. Er wird allmählich populär wie sein Vater, der Schauspieler. Und wenn man eben nicht fürchtete, daß der Sohn dort beginnen will, wo der Vater aufgehört hat, bei der Popularität nämlich, und sein »Da bin ich« jubelt, ehe er gerufen wird – sein vielfältiges und raschbewegliches Allgemeininteresse wäre eine gute Verheißung.

Diese Namen haben also jetzt einen Wettlauf der Popularität im Bewerb um das Mandat eines Populären. Ob sein Andenken die anderen überstrahlen, ob der Appell an die Luegersche Kerntruppe der »Klein«-Bürstenbinder und »Klein«-Handschuhmacher – denn die Dummheit höret nimmer auf! – die christlichsoziale Schale niederziehen oder ob der kleine liberale Flügel im Parlament einen neuen Mann gewinnen wird – das ist so unvorhersehbar als imponderabel. Denn in Wahrheit ist eben die heutige Wahl in der Leopoldstadt bloß in ihren mittelbaren Folgen bedeutsam. Ihr unmittelbares Ergebnis ist ganz den imponderablen Details von Phrasenlust- und -unlust, von Stimmungsmacherei und Popularität anheimgegeben. Und allenfalls noch Herrn Pawelka, dem Magistratsdirektor, und seiner Spezialität, christlichsoziale Wähler aus dem Ärmel zu schütteln.

Prager Tagblatt, 8. Oktober 1913

22. Gegen den Fremdenverkehr

Wenn einmal auf Erden plötzlich alles, wie es liegt und steht, mit seiner typischen Geste in Dornröschenschlaf fallen sollte, dann wird der Genius Wiens keineswegs, wie man noch vor fünf Jahren geglaubt hätte, mit zurückgelehntem Kopf die bacchantische Weisung ins Weltall rufen, daß man vor seiner endgiltigen Abreise in den Himmel die Veräußerung seines letzten Garderobestückes besorgen möge, sondern er wird frackbekleidet und ein Toastglas in der erhobenen Rechten mit dialektunterdrückter Feierlichkeit die Worte sprechen, so da lauten in der Schrift: »Im Interesse der Hebung des Fremdenverkehrs ...« Denn manchmal erscheint mir dieser Wiener Genius wie ein verzauberter Vogel aus Hauffs Märchen, der immer dieselben Worte zu sprechen hat, das ganze Leben hindurch, so lange, bis er

etwa mit der Zauberformel sich und den gesuchten Fremdenverkehr erlöst hat. Ein anderes Wort, den Fremden weniger bekannt, höhnt seit Jahrzehnten das Auge des Zeitungslesers, mit der Regelmäßigkeit einer Institution und der Unschuld einer Neuartigkeit, nämlich das bekannte Lied: »Die Wiener Verkehrsmisere«. Dazu hat sich in nicht zu lang entfernter Zeit ein neues exotisches Gebilde gesellt, der sogenannte Wiener Telephonskandal. Zu erwähnen sind noch: die »Wiener Spitalsschande« (sehr sehenswert!) und die von Kennern gerühmte »Wiener Standplage«. Das sind lauter stadtrechtlich verbrieftete Besitztümer, heilig und unantastbar und es sind gleichzeitig die verhätschelten Kinder des Wiener Großstadternstes. Dabei fällt es keinem ein, zu verwechseln, was eine Plage, was eine Schande, was ein Skandal ist. Denn die öffentlichen Einrichtungen haben ihr Beiwort ja geradezu mit auf die Welt gebracht. Das ist so Wiener Sitte. Man geht jetzt eben an die Errichtung einer Wiener Stadtverschandlung und die Arbeiten dazu schreiten rüstig fort. Morgen bildet sich vielleicht das Komitee zur Schaffung einer Wiener Flugnot. Die Lokalbezeichnung ist unendlich wichtig, denn es handelt sich ja einerseits um die Hebung des Fremdenverkehrs und andererseits kommt sich Wien wie ein schicksalsverfluchter Geselle vor, der sich ständig mit seinem Leid apostrophiert: »Geschieh dir schon recht, Hans Töffel!« Ja, ich kann mir vorstellen, daß ein Lebensmüder, der vom vierten Stock springt und dabei wie durch ein Wunder Gottes gerettet bleibt, sich mit dem Raisonement erheben wird: »Wiener Selbstmord!« Dabei bedienen sich die Wiener bei öffentlichen Mißständen unendlich gerne dieser seriösen Papierphrasen, in denen sie das hohe Tribunal des Lebens erblicken. Zu jedem Lokalfalle haben sie ihr Schlagwort, und ob es paßt, ist nicht so wichtig, als daß es nach Kritik klingt. So konnte ich mir einmal den Spaß leisten, mich an einer lebhaften Kreuzungsstelle der Straßenbahn nach langem Warten zum Sprecher des öffentlichen Unwillens zu machen, der wie eine verhaltene Kritik aus allen Gesichtern sah, indem ich satirisch ausrief: »Das ist die Wiener Spitalsschande!« – und einige ließen darauf ihre Galle in einem enthusiastischen: »Bravo!« verrauchen.

Wenn man Glück hat, kann man »die Hebung des Fremdenverkehrs« und »die Wiener Verkehrsmisere« täglich freundnachbarlich Spitzmarke an Spitzmarke lesen und darnach wie der berühmte Herr Trottelhuber aus dem Witzblatt in Verwirrung kommen: ob nun zur Hebung der Wiener Verkehrsmisere weitgehende Verordnungen getroffen wurden oder ob zur Abschaffung des Fremdenverkehrs großzügige Veranstaltungen geplant werden. Es ist das Wesen eines sol-

chen Quidproquo, daß die falsche Auffassung dem Verständnis nicht schlechter zusagt als die richtige, ja daß die Verwechslungsmöglichkeit einen Beweis für die Verwechslungspflicht ergibt. Seit Jahren pfeift man die melancholische Rattenfängerweise vor sich hin: »Im Interesse der Hebung des ...« Seit Jahren wird gehoben. Sie irrewandeln mit der Melodie und haben den Sinn vergessen. Kongresse, Experten, Aktionen: – Durch und dick wird die Materie beraten, aber es scheint schon im Hinblick auf die Verlängerung der Beratungssession erwünscht, daß nicht plötzlich der einbrechende Fremdenverkehr den Lauf der Verhandlungen unliebsam stört. Aber, weiß Gott, ich halte den Fremdenverkehr bei uns für nicht unentbehrlich. Wien hat seiner Großstadtpflicht auf Kosten der ursprünglichen Eigenart genug Opfer gebracht, die City-Pose ist nie zu seiner Art gestanden. Der weltstädtische Ehrgeiz und die kleinstädtische Pietät können zusammen nicht kommen. Furcht für die Vergangenheit und Sorge um die Zukunft schlagen im gemeinsamen Walten für Vergangenheit und Zukunft zum Schaden aus und schaffen bloß, zumal, wenn sich der Ausgleich im Wiener vollziehen soll, den Typus des großmannsüchtigen Provinzianen und ungelenken Großstädters. Aber da heißt es eben, sich für eines entscheiden. So hat Wien jedem schwindenden Kennzeichen seiner geselligen Vorzeit Tränen der Rührung nachgeschendet. Ungern und bange liefert es dem Verkehr seine lieblichen Kleinodien aus und läßt zum Ersatze zwischen Astoria-Hotel und Schwebebahn (bildlichen Endbegriffen seiner weltmännischen Ambition) Bautenreste des Lokalcharakters stehen. Aber da schon einmal geschieden sein muß, ist diese Raritätenpflege im wogenden Weltplatzgetümmel zweck- und geschmacklos, im Kreise der bestimmungsstolz emporgereckten Bauten wirken diese aufbewahrten Vergangenheitsreste wie ein rührend-unpassendes Überbleibsel, und je mehr dem Volke die innere Beziehung dazu abhanden kommt, desto armseliger mutet es an. Beziehungslose Symbolismen sind eben nur Verkehrshindernisse. Der Zeiserlwagen, der Heurige, die Volkssänger, das war alles sehr schön und die Erinnerung mag sich seligen Herzens daran freuen; aber die prunkende Ausstaffierung unzeitgemäßer Großvaterbräuche macht ihren verschwundenen Inhalt nur noch trauriger fühlbar und bringt eine falsche Naturechtheit hervor, die ärger ist als der ehrliche Geschäftsmechanismus. Eine Stadt von zwei Millionen ist eben schon nicht mehr traulicher Wohnort, sie darf sich nicht mehr ungeniert dem Wohlleben ihrer Häuslichkeit hingeben, ihre Größe zwingt ihr Repräsentationspflichten auf, denn sie ist nicht mehr für sich allein da. So hat der Wiener Hausgeist den

Stößer mit dem *chapeau claqué* vertauschen müssen. Aber trotzdem ist durch alle Jahrzehnte eines unverwandelt geblieben, was daran verändert aussieht, ist nur verkleidet und das ist: die Bevölkerung. Ihr zuliebe möchte ich den Fremdenverkehr ungehoben lassen, denn wenn mir auch der Weltstadtrang wert erscheint, baufällige Erinnerungsstätten als Opfer zu heischen, so erscheint mir der Volksschlag (was ich daheim zu sagen wohl unterlassen werde) doch nicht unwert genug, diesem Rang geopfert zu werden.

Wien hat bis jetzt nur sich gelobt und es mag für den Besucher gerade reizvoll sein, die selbstfreudige Ungespreiztheit zu betrachten. Daher dieser heillose Respekt und diese kindlich-überraschte Freude, wenn ein Fremder kommt, daher auch dieses eifertige Bemühen, ihn von allen Heimatsgenüssen kosten zu lassen. Für den flüchtigen Tagespassagier gibt es nicht viel Besonderes. Er wird den Komfort tadeln und den Kaffee loben. Im übrigen wird ihm das recht sein müssen, womit sich der Wirt selber begnügt. Wien ist ja kein Hotel, es nimmt seine Gäste nicht erwerbsgemäß und hat darum gar keine Pflicht, für sie als vollkommenes Geschäftswesen zu klappen. Die Stadt ist eher eine Pension, in der ein lebenslustiger Mann in den besten Jahren auf der Suche nach Gemüt und Humor Familienanschluß findet. Er muß sich erst einleben und den Gebräuchen fügen und erhält dafür dann auch die häuslichen Gaben aufgewartet. Er ist bald wie das Kind im Haus, denn dem Familienstolz des Wiener ist weniger daran gelegen, daß sich der Gast bequem, als daß er sich heimisch fühle. Bis dahin aber ist der Fremde ein egoistisches Wunder, man glaubt ihm förmlich etwas dafür schuldig zu sein, daß Seine Gnaden auch an die Donau gefunden haben, wie wenn man in Angst wäre, daß ihm mit einem Male die Herablassung ganz zu Bewußtsein kommen könne. Freilich liegt in dieser Angst auch das Schuldbewußtsein verabsäumter Obsorge und die Scham vor dem weltmännischen Spotte. Wie patschierlich und patzig springt der Wiener um den Fremden, wie komisch klingt der kollegiale Kulturernst, mit dem er ihn über heimischen Brauch aufklärt! Wenn ich die Rede lese, die ein Wiener Gemeindefunktionär im abgelauchten Repräsentationstone an fremde Besucher hält, dann muß ich immer an das bekannte Armeleut'-Bild denken: Man klopft an die Türe, eine andere wird drinnen als »Wer-da-Ruf?« zugeschlagen, ein Stuhl fällt zur Erde, verworrene Stimmen tuscheln durcheinander, eine Frau keift, ein dumpfer Krach schließt das Gewirr mysteriös und plötzlich ab – jetzt wird einer um Hilfe gellen?! – aber nein, im selben Augenblicke erscheint mit gewinnendem Lächeln ein Herr in der Türe mit der harmlosen Begrü-

ßungsfreude: »Ah! der Herr von Fremder!« Findige Wiener, die schon keinen Weg mehr wissen, zur Bequemlichkeit zu kommen, spielen darum öffentlich gern die Fremden, wie Kinder spielen, daß sie schon groß sind. Ein paar schnoddrige Begehrlaute, die den geborenen Stadtsouverän vermuten lassen, ein preußisch gerasseltes Kehlen-R, das über Pazifik-Weiten hergelaugt scheint, ein bißchen Erstaunen über Wiener Insulanersitten und der Typ ist fertig. Dann erhält man freies Geleite und kostenlose Auskunft, rasche Bedienung und unter Umständen auch Kredit. Damit haben vor allem seit jeher die Hochstapler gerechnet, deren Trick durch Wiederholung leider schon ver-raten ist. Ich weiß nicht, welches Idiom sie anderwärts sprechen, in Wien berlinern sie. Das mag eine Ehre für die Internationalität Berlins sein, aber vielleicht ist dem Berliner Stadtrat doch daran gelegen, sich jener Ehre nicht für würdig genug zu halten, als daß er sie weiter auf sich nähme, wie jener Mark Twainsche Gentleman, der im schneeverwehten Eisenbahnzug im Namen der amerikanischen Union durch Stimmenmehrheit als Nachtmahl für die bis zum Kannibalingrimm verhungerten Passagiere ausgerufen wird und diese Ehre mit bescheidenem Stolze zurückweist, »da er nicht die volle Würde zu haben glaube, ein solches Amt zu tragen«.

Der gehobene Fremdenverkehr würde die Ausnahme zur Gewohnheit machen: ganz Wien wäre mit der Zeit »fremd« und würde sich zu einer betriebsamen Masse gleichgehobelter Geschäftsmenschen umbilden, von verkehrskundiger Eilfertigkeit und industriellem Arbeitslärm. Das kühle Polyphemaug der Ertrags-sorge stände Tag und Nacht geöffnet. Wien wäre dann glücklich Weltstadt, aber nicht mehr Wien. Ohnedies war schon gelegentlich bei Festanlässen für ein ästhetisches Moment zweiter Klasse zu fürchten: daß die Stadt ihrer schönsten Eigenschaft, der Natürlichkeit, verlustig gehen könne und nach dem Vorbilde Münchens den Lokalcharakter als Reklameschild vor jedes Gesicht hängen werde. Die Naivität als Industriefaktor. Eine Gemütlichkeit, die den Fremden nicht mehr weinselig umarmt, weil wir alle Menschen sind und jeder genug Fehler hat, sondern um dem guten Freunde das Taschel zu ziehn. Humor, der sich mit der Sammelkasse vor dem Betrachter aufgepflanzt hätte. Der Wiener würde eben bald fühlen, daß er auf Gemütlichkeit beobachtet wird, und mit spekulativer Schelmerei sein Programm spielen lassen. Aber damit fiel auch der Entschuldigungsgrund seines Wesens, der zugleich das Geheimnis seines Erfolges ist, die Unbefangenheit, weg und das Heitere würde unerträglich. Wenn der Fiakerkutscher dem nach dem Fahrpreis drängenden Gaste mit verlegen um Noblesse bet-

telnden Augen die delphische Antwort gibt: »Der Herr werden eh wissen«, so hat diese Unschuld der beklommenen Verdienstsorge, mag sie einem als reguläre Erscheinung auch wie eine Fußangel den Weg des Daseins hemmen, noch immer ihren Humor rührender Durchsichtigkeit und vertraulicher Unverschämtheit. Aber aus dieser menschlichen Schwäche ein Geschäft machen und auf das Baedekerinteresse des Passanten schielen – das wäre zu viel und damit käme nur ein ethnographisches Wurzengeschäft in Schwang. Wien wäre im weiteren Laufe eine buntscheckige Riesenherberge – aber die Wiener hätten ihre Heimat verloren.

Die Häuser, Straßen, Türme, Museen und Theater sind in jeder Stadt gleich, und was unterschieden ist, hat sich der erste Blick sogleich notiert. Überall paßt man sich leicht der Dekoration an und ein Bild, das dem Gesicht eine Stunde lang bekannt ist, könnte es von Jugend auf umgeben haben. Und was weiter eigen und besonders ist, seltsam und ungewohnt, das dankt seine Wirkung einzig der Neuheit. Aber sonst: setzt die Wiener Bevölkerung nach Berlin und die Berliner Leute nach Wien und Wien liegt an der Spree, Berlin an der Donau. Was gibt es eigentlich an den vielgerühmten Stätten des Wiener Frohseins zu sehen? Was bieten der Heurige und der Wurstelprater, Gänsehäufel und Cobenzl? Wein, Weib und Gesang in mehr oder minder guter Qualität, nicht besser und schlechter als anderswo. Aber was diesen Vergnügungsplätzen ihren ortsständigen Originalreiz gibt, das ist die Lebensart des Wieners, die anakreontische Freude am bukolischen Leben. In anderen Städten hebt der Kalenderbrauch an bestimmten Tagen den öffentlichen Zwang auf und es ist den Insassen gestattet, sich ohne vorherige Vorstellung anzusprechen. Das wirkt, wie wenn eine tückische Hand den Löwenzwinger geöffnet hätte: sie wissen mit dem Gnadenrecht nichts anzufangen und johlen bloß aus dem Gefühl einer trübseligen Vogelfreiheit. Wien braucht dieses Silvestergesetz nicht. Hier waltet der Vorsatz, sich brüderlich in jeder Bewegung zu finden. Und wenn man sich auch zeitweilig von dieser Brüderlichkeit wie von schleimigen Nickelmännchen-Fängen berührt fühlen mag, wenn man ihren warmen Atem noch kriegen sollte – auch dem Unwillen würde unter der familiären Obhut traulich zu Mute.

Der ästhetisch-vertrocknete Beckmesser merkt nun vielleicht an: glücklich im seichten Fahrwasser der Lokalbegeisterung gelandet, endlich die vermißte Leier von »Liad« und »G'müt«! Wieder einer, der auszog, Kultur zu fluchen, und mit segenerübertriefendem Munde heimkehrte! Wozu der präziöse Auftakt, wenn's ein Gassenhauer werden soll? Erst gegen faulen Traditionsdusel wettern und sich dann

in demselben Tonfall fangen lassen?! Ich bekenne den Fehler und bin darauf eitel. Aber ich kann ihn zugleich für Tendenzsucher mit dem Hinweis abmildern, daß ja Wien zur Fremdenstadt ohnedies nie geschaffen war und daß ich deshalb gerade eine Abwehr des Ungefährlichen mit empfindsamen Motiven schmücken darf. Wien ist abgelegen – das ist seine schlechte und gute Seite. Hier werden sich nie die Wege kreuzen, weil die Kultur ihr Sonderleben führt. Und wenn sie nun rufen: »Zum Teufel, eine rasche Verkehrsbeförderung ist wichtiger als Humor und Dialekt! Man kann doch nicht auf Kosten der Wohlfahrt das Kolorit aushalten! Werft es einmal über den Haufen, damit ihr über die Details der Lebensstörung zu euch kommt« – so gebe ich zurück: Sehr gut! Aber was nützen alle Lebensmittel, wenn das Leben fehlt? Gemüt und Lied machen nicht allein selig, das ist wahr. Aber eine gute Kanalisation auch nicht. Besser der Aufenthalt in der Wildnis als in einem Musterkäfig! Und ihr armen Satiriker, wo könnt ihr eueren Haß so herrlich an sein Beifallsecho lehnen als in euerem gottverfluchten Wien? Wo könnt ihr – Pathos beiseite! – besser zu jenen sprechen, gegen die ihr sprecht? Ich leb' nicht davon und meine es ehrlich: Auch der Fremdenverkehr ist nicht das Wiener Heil. Wozu ihn also heben?

Prager Tagblatt, 8. Februar 1914

23. Robert Hirschfeld

Ein Nachruf

Es ist für das Wesen wertvoller und berufener Menschen kennzeichnend, daß man bei ihrem Hingang das Gefühl hat, es sei mit ihnen all das, was sie der Zeit an abhanden gekommenen Eigenschaften auffällig selbst ersetzten, für immer gestorben. Sicherlich wird es noch Bessere geben; vielleicht leben sie sogar schon unter uns. Aber der Verstorbene hat ihren Eigenschaften sein Wesen hinterlassen und aus ihrer Übertragung weht uns erst recht das Empfinden an, als ob sie mit ihm gestorben wären. So träumt man diesen Menschen nach, nicht bloß wie den Besten, sondern wie den Letzten ihres Schlages; und wie sehr verlieren wir in den hinscheidenden Solosprechern der Zeit unsere Letzten, wenn sie gleichzeitig eine Anlage verkörpern, die wirklich vor unseren Augen abstirbt.

Der Schriftsteller Robert Hirschfeld war einer der letzten Gesinnungsenthusiasten der Kunst. Gesinnungsenthusiast? Was hat dieses

Wort zu bedeuten? Etwas der Vergangenheit Selbstverständliches, der Gegenwart Unverständliches. Es bedeutet nämlich Enthusiasten mit dem Gewissen des Sehers; kunsterzogene Kunsterzieher mit enthusiastischem, rebellischem, loderndem, verkündendem, miterfreutem Gewissen. Nicht einen Regelmenschen, der zufällig auch mit Aug', Ohr, Herz und Sinn begabt ist. Sondern einen Betrachter, dem das mit den Sinnen erfüllte Kunstideal den Eindruck zum Urteil regelt. Heute gibt es nur die eine oder die andere Sorte, der Sinnlichen oder Sinnenden: schwammige Impressionisten, die ein hochdeutsch phrasierendes Ich zum Kodex der Kunst erheben, während sie dessen gereimtes Gegenteil sind; sie verwechseln »Schnackerln« mit Kritik. Oder Gymnasialprofessoren, die vor Statuten zu keinem Gefühl kommen. Der Gesinnungsenthusiast bedeutet also demgegenüber den idealen Kritiker mit vernunftgekühlter Herzenswärme.

Von beidem war etwas in Robert Hirschfelds kritischen Arbeiten: von der Wärme des Herzens und der Kälte der Vernunft. Und es zeigt uns, wie sehr er selber Künstler war – andere Kritiker sind es auch dann nicht, wenn sie sich das Zaumzeug des Pegasus auf ihr Roß binden – wenn sein Wort kalt war, wiewohl es entbrennen machte. Es war kalt wie das Gericht und belebend wie die Überzeugung. Wer aber, wer hat heute in Kunstdingen eine Überzeugung? Man hat eine Summe von Zuneigungen und eine Summe von Abneigungen. Die mittlere Linie nennt man Überzeugung. Man glaubt und glaubt nicht; und vor allem: man ist von *sich* überzeugt. Man kommt einem Kunstwerk gegenüber zu keinem: »Was ist es?«, weil immer gleich das Wort nachflüstert: »mir?«. Das wäre wohl nicht anders möglich, wenn dieses »mir« nur Gesinnung hätte; seine Gesinnung *besteht* aber aus seiner Kritik.

Robert Hirschfelds Überzeugung läßt sich leicht formulieren: Daß die Neuigkeit, der Lärm, der Effekt, der Schwall zum Schwindel zählen und das Wort, der Ton, der Sinn zur Kunst. Das ist eigentlich selbst nicht sehr neu; es handelt sich nur darum, welcher Geruchs-, Gehörs-, Gesichtssinn die Kunst vom Schwindel scheidet. Es war der Geruchssinn eines Naturfreundes; der Gesichtssinn eines Einsamen; der Gehörsinn eines Ruhigen. Es ist kein Wunder, daß Robert Hirschfelds dem kritischen Gros darum widersprechendes Urteil für die kompakte Minorität derer, die vom Lärm der Majorität den Kunstverfall befürchten, eine Hochwacht bildete: ob es sich um die Zirkusrenaissance des Sophokles, ob es sich um den Sieg des Tapezierers über den Darsteller, ob es sich um das französische Modeparfüm oder ob es sich um das lebensgetreue Stottern des Naturalismus

handelte. Es ist begreiflich, daß Robert Hirschfeld hier den Himmel zuweilen so niedrig sah, als er sich über den Gegnern und Zeitgenossen wölbte, und darum in der Polemik mehr Detail- und Spottlust hatte, als sie der Würde seines Standpunkts zukam.

Einer der Letzten ist mit Robert Hirschfeld gestorben, die dem sogenannten Strom der Zeit gegenüber unbeweglich zur idealen Kunst hielten. Und wenn er schon nicht für uns weiterleben kann, wäre es gut, bei ihm still zu stehen, damit wir nicht in dem Strome ersaufen.

Prager Tagblatt, 5. April 1914

24. Beim *Five o'clock tea* der Frau Hofrat

Eine Modeplauderei

Die Frau Hofrat Hermine *Wisletzky*, geborene *von Treuschwert* – auf das »von« ist Gewicht zu legen, weil die Frau Hofrat sehr stolz darauf ist –, also die Frau Hofrat Hermine *Wisletzky* ist eine durchaus moderne Frau, soweit man im Rahmen honestester Ehrbarkeit modern sein kann. Sie gibt keineswegs antiquierte Kaffeekränzchen, sondern englische *Five o'clock teas*. – Zu Tangotees hat sie sich nicht entschließen können, weil sie die für nicht ganz ehrbar hält.

Sie ist eben jetzt, während wir sie ungesehen beobachten, daran, die letzten Vorbereitungen zu einem solchen *Five o'clock tea* zu treffen. Das alte Meißner Porzellan, das sie wie ihren Augapfel hütet, steht schon auf dem Tisch, das Mädchen, das zu Ehren der Gesellschaft ein weißes Häubchen und eine kokette Putzschürze trägt, ist dabei, die silbernen Löffel zu den feinen geblühten Tassen zu legen, und die Köchin bringt das große Tablett mit den Sandwiches herein. Die Frau Hofrat überblickt noch einmal prüfend das ganze Arrangement, lächelt befriedigt und will sich gerade noch einmal vor dem Spiegel gründlich betrachten, um zu sehen, ob ihre Frisur auch tadellos in Ordnung ist, als es schon zum erstenmal läutet.

»Sicher die Oberkommissärin *Novak*«, denkt die Frau Hofrat mißbilligend, »die Person lernt nie im Leben, daß es unfein ist, um drei Viertel fünf zu kommen, wenn man für fünf geladen ist.«

Aber es ist nicht die Frau Oberkommissärin, sondern die Frau Sektionschef *Müller*. Die Frau Hofrat begrüßt sie mit Devotion und Herzlichkeit, denn Müller ist der direkte Vorgesetzte ihres Mannes, und führt sie herein in den Salon, dessen Ehrenplatz, die Sofaecke, für sie reserviert ist. Die beiden Damen sind eben dabei, ein Gespräch

über die Avancementverhältnisse im allgemeinen und die im Eisenbahnministerium im besonderen zu beginnen, als es wieder läutet und die Frau Oberkommissärin (»richtig zehn Minuten vor der Zeit«, konstatiert die Frau Hofrat) hereinkommt. Nun ist es zwar möglich, daß eine Frau Hofrat mit einer Frau Sektionschef unter vier Augen über Avancementsachen spricht, nie aber werden sie das tun, wenn eine Frau Oberkommissär dabei ist. Die drei Damen suchten also ein neutrales Thema und fanden es schließlich – nach einigen vergeblichen Versuchen auf anderen Gebieten – in der Modefrage, auf einem Thema, das allen Frauen gleichmäßig vertraut und interessant ist.

»Was sagen Sie zur Fabrikantin *Neumann*? Gestern sah ich sie wieder mit einem neuen Kleid im »Stern«, mit einem Kleid, das sicher aus Paris ist. Gut sieht sie ja darin aus, das muß ihr der Neid lassen, aber ein Geld gibt die Frau für Toiletten aus! Es ist horrend!« Die Frau Hofrat sah einigermaßen mißvergnügt an ihrem eigenen Seidenkleid herunter, das zwar wie neu hergerichtet war, aber keineswegs zur Annahme verleiten konnte, als sei es die Schöpfung einer Pariser, ja selbst nur einer Wiener Firma.

»Meine Liebe«, meinte Frau Sektionschef, »Sie haben recht wie immer. Die *Neumann* lebt über ihre Verhältnisse. Ich habe sie da unlängst in einer Spitzenrobe gesehen, in einer Spitzenrobe, sage ich Ihnen, die hat unter Brüdern ihre zweitausend Kronen gekostet. Unserer ist ja auch kein Proletarierweib, Gott sei Dank, aber *so* was kann man sich denn doch nicht leisten.«

Die Frau Oberkommissär lächelte zustimmend.

In diesem Momente besten Einvernehmens klang die Glocke wieder, das Gespräch verstummte *a tempo*, denn herein kam Frau *Neumann*, von der eben die Rede war. Sie merkte das verlegene Schweigen, das sie empfing, und hatte den guten Humor, gleich beim Entree zu fragen: »Sie haben sich sicher über meine Person unterhalten, meine Damen? Genieren Sie sich nicht, sprechen Sie ruhig weiter, ich bin gar nicht empfindlich.«

»Aber was denken Sie, meine Beste«, wehrte die Frau Hofrat ein wenig beschämt ab, »was denken Sie nur. Wir sprachen gerade über die Mode. *Nur* von der Mode.«

»Gewiß *nur* von der Mode«, bestätigte die Frau Sektionschef und die Frau Oberkommissär beeilte sich, desgleichen zu tun.

»Nein, nein, auch von mir war die Rede. Was gilt die Wette, Sie besprachen gerade meine letzten Toiletten?«

Einige neu eintretende Damen, die begrüßt und hereingeführt werden mußten, enthoben die Frau Hofrat vorläufig der Notwendigkeit,

diese verfängliche Frage zu beantworten. Aber es gelang ihr nicht, ein allgemeines Gespräch in Fluß zu bringen. Die Frau Fabrikantin war auch zu neugierig.

»Also, was sprachen Sie über mich und meine Toiletten? Sagen Sie es doch, Sie haben ja ganz bestimmt über mich gesprochen. Zur Strafe wiederholen Sie es, Frau Hofrat, Sie wissen ja, man soll über Abwesende nichts Schlimmes reden. Tun Sie Buße und erzählen Sie mir es wieder.«

Die Frau Hofrat gab ihr Leugnen mit einem kleinen Seufzer auf und sagte: »Also ja, wenn Sie es denn wissen wollen. Wir sprachen über Sie und Ihre Toiletten. Und wir alle waren uns darüber einig, daß Ihnen noch nie eine Robe so entzückend gestanden hat wie die, in der Sie gestern im ›Stern‹ soupierten.«

»Und sagten Sie nicht auch so nebenbei, daß diese Robe ganz gewiß furchtbar viel Geld gekostet haben müsse, und haben Sie nicht ein wenig Entrüstung über meinen Toilettenluxus beigemischt?«

»Woher!« verwahrte sich ganz beleidigt die Frau Hofrat. »Was fällt Ihnen ein!« replizierte die Frau Sektionschef, und »Durchaus nicht, gnädige Frau!« echote die Frau Oberkommissär, »wie werden wir denn!«

»Na, Sie werden schon«, meinte die Frau Neumann gutmütig, »und ich nehme es Ihnen keinen Augenblick übel. Es ist ein eigenes Pech – wenn man es so nennen kann –, daß alle meine Freundinnen glauben, ich treibe wer weiß was für Luxus mit meinen Kleidern, und doch kleide ich mich billiger als die meisten von Ihnen.«

»???«

»Jawohl, Frau Hofrat, billiger jedenfalls als Sie. Sagen Sie mir zum Beispiel, was hat Ihr hübsches Seidenkleid da gekostet?«

»Je nun, zweihundert Kronen.«

»Sehen Sie, liebe Freundin, und meine Spitzenrobe da kommt mich genau auf hundertfünfzig zu stehn.«

»Nicht möglich!«

»Doch, doch, nicht einen Heller mehr.«

»Aber es ist doch aus Paris, das merkt man am Schnitt.«

»Was fällt Ihnen ein? Aus Prag ist es.«

»Die allerletzte Mode, die bekommt man doch hier nicht so rasch. Sie sehen ja aus wie aus der letzten französischen Modezeitschrift herausgeschnitten.«

»Ja, ja, die Schneiderin ist geschickt. Aber ich mache ihr auch ganz genaue Angaben, an die sie sich halten muß. Ich lese die letzten Pariser Modeberichte bei meinem Spitzenlieferanten und weiß immer genau,

was tags vorher als letzte Neuheit im Bois zu sehen war. Wenn Sie es interessiert, einen solchen Modebericht habe ich gerade bei mir.«

»Ob es uns interessiert?« – »Aber gewiß, meine Beste!« – »Liebe Frau Fabrikantin, zeigen Sie doch geschwind her!« – Alle Damen umdrängten die hübsche, elegante Frau, die eine kleine Kunstpause machte und dann aus ihrem Handtäschchen den Bericht hervorzog.

»Gott, wie interessant!« – »Ein Modebericht mit Maschinenschrift!« – »Ein Modebrief, nur einen Tag alt!« – »Lesen Sie doch, Frau Fabrikantin!« – »Lesen Sie ihn doch vor!«

»Ja, das ist der letzte Pariser Modebericht. Ich bekam ihn wieder von der Firma geliehen, bei der ich meine Spitzeneinkäufe mache. Also hören Sie das neueste Bulletin aus der engsten Heimat der lieben Frau Mode!«

Und die Frau Neumann las eine volle Viertelstunde vor und noch nie hatte ein halbes Dutzend Damen so aufmerksam zugehört wie diesmal. Sogar der Tee wurde kalt und die Sandwiches lockten vergeblich.

Sie las über die neuesten Lingerie-Roben aus Uni-Crêpe, Crêpe à jour, Crêpe brodé und Crêpe martelé, über die Röcke mit zwei und drei Spitzen- und Stickerei-Volants, die halsfreien Blusen mit gerollten Umlegekragen und die lose drapierten Taillen mit den langen Kimonoärmeln. Sie erwähnte, daß die Abend- und Gesellschaftskleider aus Charmeuse, Crêpe Satin und reichen Brochés gefertigt werden und daß man als Garnierung Spitzen, Tüll und Perlenbroderien und dünne Mullstickereien verwendet. Sie las über die Kragen aus Tüll und plis-sierten Spitzen und schloß mit der Aufzählung der allermodernsten Farben: betterave (rote Rübe), bleu royal foncé, brique und olive.

Als sie geendet hatte, blieb es eine Weile still im Salon der Frau Hofrat. Endlich unterbrach die Frau Dr. *Mertens* das Schweigen und sagte bewundernd und mit einem leisen neidischen Unterton: »Ja, wer solche Berichte bekommt, kann sich freilich immer modern anziehen. Aber sehen Sie, die ganze Wahrheit haben Sie uns doch nicht gesagt, als Sie erzählten, Ihre neue Spitzenrobe sei ganz in Prag gearbeitet worden. Diese wundervollen Ajourspitzen bekommt man ja in der ganzen Stadt nicht. Die Spitzen zumindest sind aus Paris oder Brüssel.«

»Nein, sehen Sie, auch die Spitzen sind aus Prag. Und dabei sind sie so billig, daß Sie mir es gar nicht glauben würden, wenn ich Ihnen ihren Preis nennen würde. Mit Spitzen ist das ein eigenes Kapitel. Es ist Vertrauenssache, wo man sie kauft, ähnlich wie bei Edelsteinen. Ich habe eine gute, solide und durchaus moderne Einkaufsquelle in Prag gefunden, in der ich nie übervorteilt werde und immer genau

weiß, daß ich nicht nur qualitativ ganz vortrefflich einkaufe, sondern auch stets modern und elegant.«

»Wo ist das, gnädige Frau?« schmeichelte ein junges Mädchen, das dem Gespräch sehr interessiert gefolgt war.

»Das ist, liebes Fräulein, bei der großen Prager Spitzenfirma *A. R. Amschelberg*. Das ist ein wahrhaft großstädtisches Etablissement, das ich Ihnen allen aufs wärmste anempfehlen kann.«

»Ah, bei Amschelberg, demselben, der die großen Geschäfte in der Obstgasse und auf dem Wenzelsplatze hat?« – »Ja, da kaufe ich auch immer und weiß, daß man dort auf seine Rechnung kommt.«

Zwei, drei Damen kannten die Firma und bestätigten ihren guten Ruf. Die übrigen nahmen sich vor, schon am nächsten Tage hinzugehen und sich dieselben Spitzen zeigen zu lassen, die das Kleid der Frau Neumann schmückten.

Acht Tage später kamen die Damen fast vollzählig beim *Five o'clock tea* der Frau Sektionschef zusammen. Alle waren des Lobes voll über ihre Spitzeneinkäufe, rechneten einander vor, wieviel sie an jedem Einkaufe bei der Firma Amschelberg erspart und wie wunderschöne, zarte und duftige Spitzen sie dort erworben hatten.

Die Frau Hofrat hatte ihr Seidenkleid mit einem Spitzenkrägelchen aufgeputzt.

»Sie sind mir doch nicht vom letztenmal her böse, meine Liebe?« wandte sie sich an Frau Neumann, »ich sehe ja jetzt selbst ein, daß man nicht in Paris einkaufen muß, um so elegant und modern auszu- sehen wie Sie ...«

Prager Tagblatt, 12. April 1914

25. Buki-Domino

Die Stellungnahme zum Hasardspiel ist ohne Zweifel eine der kitzligsten Gewissensfragen der Behörde. Sie hat hier zwischen Nützlichkeits- und Sittenmoral eine mittlere Linie zu ziehen, sich vom Konto der letzteren zwar das wenigste auf die Rücksicht zur ersteren, hingegen alles vom Konto der ersteren zur Beachtung der letzteren zu entlehnen und dabei keineswegs den Anschein zu erregen, als ob ihr die Sittlichkeit einen regulierbaren Nutzen böte. Für eine so schwierige Lösung gibt es keine Mathematik als Schlüssel; sondern bloß, wie etwa beim Hasard selbst, die Kombination gesetzlicher und psychologischer Erfahrung. Es ist darum verfehlt, dem Zufall im Spiele ein behördliches

Minimum zu gewähren und nichts als die Wahrscheinlichkeitsrechnung zur Unterlage des Gesetzes zu machen. Der Zufall allein ist weder unmoralisch noch verderblich; es handelt sich darum, wie viel Scheinarbeit des Verstandes er zu Hilfe nimmt, um Leben und Moral zu gefährden, und wie sehr er dann geeignet ist, aus einer Willenslaune eine chronische Willenserkrankung zu machen.

Dieses Mißverstehen der Motive, die für Erlaubnis oder Verbot eines Spieles ins Gewicht fallen, hat es verursacht, daß die Behörde vor etwa zwei Jahren mit einer gewissen Ratlosigkeit dem Bukidomino gegenüberstand. Die sachverständigen Experten gaben den Vernunfts- und Zufallsanteil am Spiele genau zu Protokoll; vor einem Richter wurde sogar versuchsweise das Delikt, um dessentwillen es zur Anklage kam, praktisch wiederholt und der Richter mußte sich persönlich an der Überschreitung eines interimistischen Hasardverbotes beteiligen, um zu erfahren, ob er es überschritten habe oder nicht. Dieses öffentliche Exempel und der Freispruch, der ihm folgte, machte dann wieder das Polizeiverbot illusorisch und das Buki wuchs in den Kaffeehäusern zu ungeahnter Blüte; diesmal wenigstens konnte man wahrhaftig nicht sagen, daß nur der Reiz des Verbotenen an dessen Übung schuld sei. Bald aber trieb die Bukikultur ihre faulen Blüten; die behördlichen Stellen wurden mit Klagebriefen von Gattinnen und Müttern überschwemmt, im Lokalrapport lief ein neues Register, das die Fälle materiellen und leiblichen Ruins mit dem Buki als Unglücksmotiv verzeichnete, die Repräsentanten des Kaffeehausgewerbes wollten ihre Lokalitäten nicht in Spielhöllen umgewandelt sehen – die Bukisache wurde ein zweitesmal spruchreif.

Aber es war eben jetzt keine »Sache« mehr, kein Gelegenheitsspiel, sondern eine Manie und die wachsende Übung zeigte seinen Charakter besser als die erste und letzte Aufführung vor den Gerichtsschranken. Ein oder zwei Spiele sind anregend, erheiternd, zeigen den täuschenden Anteil der Vernunft am Ausgang (die eben nur in den einzelnen »Partien« ihren Anteil bewährt und dadurch in der Serie zu einer Spiegelfechtereie gegen den Zufall verleitet) und lassen die Spieler frisch und gesund. Wie viel besser wäre es seinerzeit statt der *mise en scène* im Gerichtssaal gewesen, wenn in einem Kaffeehaus ein heimlicher Lokalaugenschein das Übel untersucht hätte. Eine Krankheit läßt sich nur an Kranken konstatieren und am Krankheitsherd und man vergißt, daß der Pathologische, mit derselben Narretei, die ihn sonst besessen hält, bei Gelegenheit auch – spielen kann.

Man muß nicht erst eine vorsorgliche Expedition von Juristen, Psychologen und Sachverständigen des Spielfachs ausrüsten, um dem

Bukidomino in seinen Heimstätten einen solchen Lokalausguss zu widmen. Denn jedes zweite oder dritte Wiener Kaffeehaus drängt ihn einem schon in der Signatur und Stimmung des Lokales auf, in der von der Eingangstür nach einem verschwiegenen Hintergrund zulaufenden Erregung, in der Ausgestorbenheit des Vorderraumes, dem dicken Kiebitz- und Spielerknäuel im rückwärtigen Winkel, in der seltsamen Schwüle, die von dort herüberbrütet, und in den von Zeit zu Zeit gleichmäßig platzenden Erregungsbomben, die rohe Splitter von Schimpfworten, Geschrei, Zahlen und Flüchen in die Luft streuen. Das ist das typische Buki-Café. Hier scheint sich der Kampf ums Dasein in seltsamer Form verdichtet zu haben: ein paar dämonische Raufbolde sitzen zusammengeduckt um einen Hexenkessel, als wollten sie den Erfolg, den sich andere fortschreitend mit ihrer Kraft erkaufen müssen, hier in einem Stundendestillat dem Schicksal ablisten. Ein kabbalistischer Daseinskampf.

Diese »dämonischen Raufbolde« sehen aber in der Nähe sehr müde, geknickt und undämonisch aus. Was ihnen einzig etwas Übertriebenes gibt, ist ihre durch die laufende Serie des Mißgeschicks beinahe boshafte Zähigkeit der Gewinnsucht. In ihnen quillt und wühlt eine durch das Erfordernis der Aufmerksamkeit ruhig gestockte und gleichsam für die erstbeste Gelegenheit des Zornausbruches reservierte Heimtücke gegen den Sport des Zufalls. Es ist ein Zwickzackringen mit dem Dämon ihres Geschickes oder jener umnebelnden Trance von harmlosen Zufälligkeiten, die ihnen hier zum Schicksal wird. Ungleich anders ist diese Atmosphäre am Bukitisch als die in den großen Spielsälen der Kurorte. Dort handelt es sich nicht um ein langweilig in denselben Kreisen wiederkehrendes Berechnen, das umso abstumpfender wirkt, je nutzloser es sich zeigt, sondern um ein sozusagen an Amulettknöpfen des Aberglaubens abgezähltes: Entweder-Oder. Dort wirft man noch mit leichter Hand Goldbarren auf den Tisch; denn sie sind das Geld des Luxus. Hier aber gehört jede Krone irgendeinem genauen Hausetat an. Das gewagte Geld ist nicht der Überschuß eines ausgeglichenen Budgets, es ist noch lange nicht aus seinem Kurs der Pflichten genommen. An jeder Münze klebt noch eine Verpflichtung, ein Vorsatz, eine Sorge. Nicht bloß, was hier gewonnen wird, auch was verspielt wird, ist durchaus fremdes Geld.

So zeigt der Bukitisch das Bild eines Spielgeschäftes. Nicht die Heiterkeit der Spielerei, sondern der Ernst des Erwerbes lagert darüber. Grübelnd und denkend sitzen die Spieler da. Kann man das Hasard nennen? Ist nicht der Verstand und die Ausrechnung genügend beschäftigt? – Ja, und gerade deshalb ist es ein Hasardspiel und eines

der gefährlichsten dazu. Das »Kopf-oder-Adler«-Spiel ist im Vergleich dazu rührend harmlos, obwohl man hier, wie der Fachausdruck lautet, »nichts weiß« – und eben deshalb. Es gibt dabei nichts, woran sich der kombinierende Verstand im mindesten halten könnte, und darum ist die Gefahr, daß man sich dem Spiele chronisch ergibt, nicht wirklich groß. Das Buki aber umnebelt den Neuankömmling mit praktischen Regeln und Lehrsätzen, der Zufall ist boshaft genug, der Voraussicht ein paar Prozente des Spielterrains zu räumen, und auf einmal hat man sich rettungslos in ein Netz von Kombinationen und Schlüsseln verfangen, aus dem man schwer zur klaren Erkenntnis zurückkommt, daß ja auch diese Planfreiheit im Spiele vom sogenannten »Blatt«, das heißt von der Verteilung der Steine, abhängig ist. Es ist damit wie mit der pessimistischen Auffassung von der Freiheit des menschlichen Willens: Man darf wollen – soweit man es darf; man darf es aber nur insoweit, als man es kann. Darum zeigt jeder Bukitisch im kleinen die Torheit der Welt; wie lächerlich nützt sich das Menschengehirn im Irrwahn ab, gescheiter zu sein als der Zufall!

Zur Zeit, als das Bukispiel die ersten Beschwerderufe weckte, hörte man von einer Seite sagen: »Die Beliebtheit des Spieles spreche für seinen Charakter als Hasard.« Vielleicht wurde diese Meinung damals als flach und künstlich *ad acta* gelegt. Die Erfahrungszeit der letzten Jahre hat ihr jedenfalls so weit recht gegeben, daß sich auch die Behörde entscheidend zu besinnen beginnt.

Prager Tagblatt, 16. April 1914

26. Wiener Mittagsständchen

Eine Art süßen Faulenzertums fällt in diesen brutwarmen, lufttrunkenen Tagen die Bewohner unserer Stadt an, eine Sehnsucht nach dem holden Nichtstun und Sichselbstauskosten, das der italienische Sprachschatz zu so zärtlichem Klang bringt. »Tändeln« heißt dafür unser feinerer Ausdruck, dessen Zutreffen uns zu den nächsten Verwandten des Dichtergeistes macht, aus dem dieses Wort am liebsten entsprang. Tändeln bedeutet aber: sich in jeder Sekundenpause der Anmut des Daseins hingeben und seiner Begleitmusik lauschen.

Mehr als jedem anderen Volke ist den tändelnden Leuten Wiens diese Musik ein Bedürfnis; ihre Sinnfreudigkeit braucht eine Entladung, der sie auf der Bahn ihrer täglichen Pflichten nicht völlig genügen können. Darum lassen sie sich gerne »ablenken« und darum machen sie gerne für ein paar Minuten halt, wenn ein Stückchen

rauschender und aufschwellender Musik von weitem zu ihnen flutet, sie gehen den Klängen entgegen und halten vor ihrer Nähe festliche Rast. Ein Straßengottesdienst dem Leben selbst und seiner schönsten Zeit zu Ehren. Wie eine Stadt der Müßiggänger mag unser Wien an solchen Punkten und in solchen Momenten den flüchtigen Zuschauer bedünken. Ganz anders freilich den, der in dieser Zeit etwa jenem Ablösungsständchen im Burghof, das eine Sorte seines Publikums unter der Spitzmarke »Burgmusik« berühmt gemacht hat, anwohnt und hier die Runde entlang sein Auge genau studieren läßt.

Es gibt wirklich Vergnügungen, die keinen Kreuzer kosten und mehr wert sind als die höchstbezahlten; aber gerade ihre Allgemein-Zugänglichkeit bewahrt sie Gott sei Dank vor jenen Operngläsern und Lorgnons, die jedem Schauplatz seine Naivität nehmen. Zu den Vergnügungen dieser Art gehört das Mittagsständchen im Burghofe. Wir sind mitten in der Stadt und doch weit weg von ihrem Getriebe; die lauschende Andacht und die Würde dieses abgesperrten Vierecks schaffen sich selbst eine Barriere gegen das Geschehen im weiteren Umkreis und gegen die Unberufenen, denen der Eintritt verboten ist. Da ist ringsum der altertümliche Bau geführt in seiner milden, schweigenden Schlichtheit. In der Mitte das Denkmal des Kaisers Franz mit seinen volkstümlichen Habsburgerzügen und der Inschrift, die hier so wahrhaft wirkt, weil man die Wahlverwandtschaft zwischen Volk und Dynastie suggestiver spürt als sonstwo: *amorem meis populis*. Die getreue Haustruppe unter diesen Völkern und jenes Kaisers weitere Familienkinder aber stehen da in dichtem Rondeau – um die Musikbande geschart oder wie auf dem Heimweg festgebannt rings verstreut in jener Art »Stillstandes in der Bewegung«, wie man es auf den Idyllenbildern älterer Zeit findet. Ein himmelblaues Stück Unendlichkeit verquillt über diesem Bilde und gibt ihm ein feierlich-inniges Gepräge.

Nichtstuer soll man die Leute nennen, die hier eine Stunde lang die Wonnen des freien Entree genießen? Freilich, man muß gerecht sein, zu bekennen, daß sich von dieser ehrsamten Gilde hier genug Volk sammelt. Wo anders sollte es auch zu finden sein als bei Lustbarkeiten unter freiem Himmel? Es ist eine Art demonstrativen Gegendrucks der Glücks-Entblößten eigenen oder fremden Verschuldens, daß sie sich, je mehr unter die Oberfläche des kostspieligen Lebens gehalten, als desto berufenere Erbsassen jener Freuden aufspielen, die umsonst zu haben sind. Daher rührt das besondere Talent der Defektgekleideten, in die Sonne zu gehen. Aber es liegt auch etwas menschlich Reizvolles darin, zu sehen, daß sie selbst für ihre paar trüben Lebensminuten Schönheit suchen und ihr Ohr für Musik behalten haben. Da stehen

nun die Arbeitslosen und Arbeitsscheuen, die Spitals- und Kerkerentlassenen, die Zerborstenen und Verschlagenen beisammen, so anständig vielleicht und besserungsfähig wie nie sonst. Für sie ist dieser Aufenthalt beim Mittagsständchen gleichsam eine lichte Haltestelle zwischen den beiden Tunnels ihres Lebens, aus dem sie kommen und in das sie treiben ...

Noch andere Nichtstuer sind neben diesen da und ihre Gesichter geben dieser kleinstädtischen Burghofidylle einen großstädtischen Kontrast. Junges Volk, das sich mürrisch und zynisch unter die Leute stellt, um an seine gefahrvolle »kompakte Majorität« zu erinnern oder unter den vielen irgendein abenteuerliches Glück zu machen, das dann ein Richterspruch korrigiert. Ihre Haltung, ihr Ausdruck bleibt allen musikalischen Rhythmen gegenüber unverändert; sie protzen gleichsam damit, daß ihr hartgesottenes Rinaldiniherz Musik nicht mehr hört. Und doch – ist es eben die verschönernde Begleitmusik oder die Himmelsbläue oder die ganze Szenerie, was uns so Gutes glauben läßt? –, selbst ihre Mißvergnügtheit hat etwas so feierlich Abwartendes, daß sie wie trotzig Kinderei anmutet, sich von den Klängen nicht einmal augenblicksweise berühren zu lassen ...

Diese Stammgäste der Burgmusik sind die wirklichen Nichtstuer. Wie ist's aber mit den anderen, den Gelegenheitsgästen, die sich im Vorübergehen hier länger aufhalten, als es der strenge Chronometer der Pflicht erlauben würde? Ist ihnen der Vorwurf zu machen, daß sie pflichtvergessen sind? Daß sie sich oder ihren Dienstherrn die Zeit stehlen? Keineswegs. Man kann getrost sein, daß sie den Zeitverlust aus eigener Kraft vertuschen oder daß sie sich nicht von der Arbeit, sondern vom Behagen der Mittagspause etwas abzwacken, wenn sie hier verweilen. Sie wären gleichwohl Nichtstuer zu nennen, wenn »etwas tun« immer nur seinem Erwerb nachgehen hieße. Sie tun aber viel Höheres. Sie sammeln sich, leben sich aus und zollen dem Frühling ihren Tribut des ruhigen Mitatmens. Die Laufburschen, Ladenmädels, Bureaudiener und Comptoiristen hier tun in ihrer Art das, was die Dichter tun, wenn sie den Lenz besingen, die Reichen, wenn sie sich zu einer Frühlingfahrt bereiten, die Jungen jeden Schlages, wenn sie Pläne entwerfen. Sie haben nicht Zeit, zu sinnieren und zu träumen. Sie dürfen bloß stehenbleiben. Darum sind ihnen die paar Minuten, die sie hier lauschen, eine orchestrale Frühlingsode.

So wirkt im Burghof um die Mittagszeit Alt- und Neuwien zu einem seltsamen Bild zusammen. An der Stelle, wo anno dazumal zufriedene, lachende, behäbige Bürger standen, erschauen wir heute Gesichter und schwächliche Gestalten, aus dem Pferch der Großstadt

entladen. Aber siehe! – – Diese Stadt scheint, unwandelbar wie sie ist, auch ihren geänderten Bewohnern ihr eigenes Gesicht aufzuprägen. Denn es bedarf keiner Verstellungsmühe in dem Gesamtzuge, den diese gebändigten, frommen, schlichten und geduldigen Flüchtlinge der Arbeit bieten, etwas von der beschaulichen Heiterkeit zu erblicken, die wir aus der guten alten Zeit kennen, wo dieser Kaiser lebte und jene Burgmauern lebendiger waren.

Prager Tagblatt, 31. Mai 1914

27. Der sechzehnjährige Opiumraucher

In einer wunderbaren Erzählung Thomas Manns, die das uralte Sterbensmotiv nicht mit kränkelnder Sentimentalität, sondern in einer Art epikureischer Nervenfreudigkeit behandelt, finden sich die beklemmenden Stimmungsworte, daß die Welt allmählich eine Neigung ins Fremde, Absonderliche zu zeigen scheine ... Aber dieses Bild erscheint leider nicht bloß im Spiegel eines müden Gehirnes; jeder Tag und jede Szene gemahnt uns, daß die Zeit selber es den Dichter künden ließ. Der Mitgerissene, Betäubte sieht es nicht; wohl fühlt er manchmal, daß er in allem Taumel gleichsam über Widerhaken atmen muß. Aber er beruhigt sich darin, diese Erscheinung »Kultur« zu nennen. Der Mißtrauische aber bleibt stehen und fürchtet. Er ahnt und fürchtet wie der Held in der Mannschen Erzählung, daß diese Fülle turbulenter Seltsamkeiten in der Welt eine Welt-Agonie vorbedeutet. Woher kommt dies? Ich glaube, von unserem gefährlichen, unsinnigen, selbstverschuldeten Tempo.

Ein sechzehnjähriger Realschüler hat sich in einem Wiener Hotel umgebracht. Da der bezügliche Kataster auch schon das 10. Lebensjahr als Rekord bucht, genügt die Notiz. Die Welt wird nur einmal rebellisch, beim ersten Male. Das zweite Mal ist sie außer obligo, da sie ihrer nachgrübelnden Pflicht schon Genüge getan hat und man sich ja an ihr Ergebnis hätte halten können: daß sich da nichts machen läßt, wenn man nichts dagegen macht. So zieht das Ungewöhnliche in die Gewohnheit ein. Man fragt nur noch nervös-formell: »Motiv der Tat?« Und wird beruhigt: Unglückliche Liebe, schlechtes Zeugnis, Furcht vor Krankheit – alte Stoffe! Solange einer nicht wirklich sein geschriebenes »*J'accuse*« am Schreibtisch läßt, »kann uns nix g'schehn«.

Der junge Bub, dessen Selbstmord da gemeldet wurde, hat aber durch ein ganz neues, durch ein Motiv der Abgelebtheit überrascht: er war leidenschaftlicher Opiumraucher und das Versteckenspiel mit

diesem magnetisch verlockenden Genuß ließ ihn die Gewißheit der späteren Tragik bis zum Entschluß des Selbstmords ahnen. Ein sechzehnjähriger Opiumist, ein sechzehnjähriger Selbstmörder! Die Chronik ist selbst der beste Journalist: sie bringt immer noch unglaublich Neues und übertrumpft sich beinahe mit bewußtem Entgegenkommen an das Publikum. Hier hat man einen Knaben, der statt von Zuckerln von der Illusion des Lasters naschte. Es schmeckte ihm gut wie Zuckerln und das wäre bloß vernunftlose, holde Unschuld. Aber dieser Bub wußte, was ihm aus seinem Genusse blühte, und er zog ihn dennoch einer physischen Sicherheit in der Welt der Karrieren, den grauen Pflichtwänden des Daseins vor. Ein frühreifer Genußphilosoph. Die Zuckerln des Lebens waren nicht mehr für ihn, wo ihn ein tragischer Zufall vorzeitig vom Zucker des Träumens kosten ließ und seine kindliche Seele im Fordern altklug machte.

Was würden die Dandies des vorigen Jahrhunderts sagen, die Barbey d'Aurevilly und Baudelaire und Whistler und Wilde, wenn sie von diesem Falle lesen könnten, in dem ein Sechzehnjähriger die Kultur ihres letzten Erkennens beschämte und, was eine Sache parfümierter Weisheit ist, zu einem Kinderspiel degradierte? Sie würden, bange um ihre Privilegien, sich wieder vor der Geste zum Geist hinüberretten, wenn sie sähen, wie schnell sich die Geste am Markt verbreitet. Und sie würden sich vielleicht selbst verfluchen, einer Welt vorgearbeitet und vorgepredigt zu haben, die so schnell kapiert und so rasch nachlebt. Kinder heben heute als Phrase vom Pflaster auf, was gestern Ausnahmsgeister durchlebt haben. Das Tempo ist zu rasch, die Drucksorten sind zu billig und die arme Seele kommt nicht mit. Mit zehn Jahren liest man den »Werther«, mit elfen wird man stoisch, mit zwölfen nimmt man Opium, mit dreizehn ist man tot. Um Himmels willen: Stehenbleiben oder Zurückgehen! Sonst wird immer klarer, daß, was den Thomas Mannschen Helden in einem kranken Moment durchzuckt hat, keine Impression war, sondern eine Vision.

Prager Tagblatt, 11. Juni 1914

28. »Nervöse Leute«

Kritik eines Nervösen

Die Nervösen haben lange darunter gelitten, daß man sie nicht verstanden hat, wie sie wollten. Rechts hatte sie die Wissenschaft, links die Normalität in der Zwickmühle und sie selbst trugen das Königs-

schicksal der Vereinsamten mit Stolz und Jammer und warteten auf ihren Tag der Ehrenrettung, an dem es beglaubigt ans Licht käme: Krankheit ist physische Noblesse, Gesundheit psychische Eseelei!

Statt dessen schlich sich die Wissenschaft noch mitfühlender bei ihnen ein und wollte ihnen mit dem Übel, dem sie sich zugehörig fühlten, wie einem ausgesügten Schmerzenskind, auch den Zinsgenuß des Übels nehmen: sein Geheimnis. Und als Entgelt hiefür setzte sich in Wien ein Schriftsteller von Namen auf den Vortragsstuhl und poussierte der Nervosität als der Gabe kultureller Empfindlichkeit. Aber eben – er poussierte bloß und die Nervösen sind Fanatiker ihres Zustands und lieben keinen graziösen Perzentenausgleich zwischen dem Ernst ihres Schicksals und der Spielerei des Betrachters. Ja, wenn statt des Kulturphilosophen ein Mediziner das Podium eingenommen und dasselbe gesagt hätte: die Nervosität als Produkt und nicht als Krankheit – dann hätte die Wissenschaft selber der Impression die Zügel angelegt und vielleicht wäre man zu einer Wahrheit gelangt, schmeichelhaft bei aller Bitterkeit! So aber schädigte bloß die Übertreibung den Kern.

Hoffnung erregend mußte auf das Adelsgefühl der Nervösen jüngst das Erscheinen eines Buches wirken: »Nervöse Leute«. Nicht wegen dieses Titels. Im Gegenteil: der Titel ist im Sinne dessen, was der Autor ausführt, selbst eine Nervosität (Type: nervöse Bescheidenheit) und läßt einen medizinisch-novellistischen Wechselbalg erwarten, aus einem 50-Pfennig-Verlag und mit pädagogischer Flachweisheit. Aber was den Gusto der Nervösen am Buche reizte, war der Untertitel: »Gedanken eines Laien«. Ein Laienbuch im geheiligten Fachrayon! Das ist ein negativer Vorzug, der ausnahmsweise schon ein positiver ist. Gerade hier in diesem Bereiche. Denn gerade hier tummelte sich die wissenschaftliche Branchewürde mit ebensoviel Überlegenheit wie Unrecht, ohne Gefühl, aber mit aufspickender Empirie und begriffsfroh die Sache mit dem Namen verklebend. Es ist einmal schon ein ästhetisches Verdienst, mit Wichtigmachern zu konkurrieren und ihnen billige Lorbeeren vom Haupt zu reißen. Es ist aber noch mehr, eine Pflicht des Mitleids aus dem Nachgefühl aufzubauen, wenn sich auf der anderen Seite in der satten Konstatierungsfreude gerade der Mangel des Mitgefühls und damit des Verstehens offenbart. Und drittens: es ist damit gleichsam ein Gegenstand seinen rechtmäßigen Besitzern zurückgegeben. Zu lange hat er sich schon in Händen herumgetrieben, die ihn genommen haben, ohne ihm etwas zu geben. Dann darf man ihn mindestens wieder abverlangen. Denn psychologisch sein – das können wir auch!

Das Buch Eugen Löwensteins bedeutet also schon äußerlich einen feierlichen Rückbelehungsakt: nicht ihr von der Wissenschaft gebt dem Leben, das Leben gibt euch! Umso empfindlicher war die Besorgnis, ob sich das Leben nicht vor den Resultaten der Wissenschaft blamieren, ob der Laie dem Gelehrten nichts am sogenannten Rüstzeug vorgeben werde. Aber die Lektüre hat diese Angst so sehr vertrieben, daß dieses Laienbuch – beinahe: leider, denn nunmehr sieht das ehrlich Erreichte dankbar erborgt aus – wissenschaftlich arriviert ist. Der kühle Gedanke ist doch mehr wert als die voraussetzungslose Voraussetzung. Und vor allem: wenn er sich aus den Gluten der Empfindung im Lichte abgekühlt hat. Hier hat einer das schopenhauerische Seziermesser nicht an der bloßen Denklust gewetzt, er hat es von der Güte schärfen lassen.

Darum wird den Nervösen hier ausnahmsweise die Wahrheit gesagt, ohne daß sie bocken müssen: denn sie spüren die Schärfe und empfinden die Güte. Zwar bleibt ihnen die ersehnte Gloriole versagt, aber wenn ihrem Geiste nicht durch Lob geschmeichelt ist, so ist es desto mehr ihrem Gefühl durch Teilnahme; sie nehmen also für sich, was ihrer Krankheit gilt, und glauben, daß aus dem Freund der Arzt geworden ist und nicht umgekehrt wie beim psychologischen Anbiederungssystem. Ihre Kompliziertheit wird auf eine Linie reduziert, aber nicht bezweifelt; denn sollte etwas weniger kompliziert sein, weil seine Ursache bekannt ist? Nein, sondern höchstens zu vereinfachen, auf die letzte Formel zu bringen und zu ordnen. Man könnte das eine medizinische Induktionstheorie nennen. In der Philosophie ist sie längst heimisch. Warum sollte sich nicht auch die Medizin nach ihr modernisieren und aus dem Mann ein Kind machen, ehe sie aus ihm einen Mann macht? Freilich wäre auch hier ein doktrinäres Allzuviel ebenso schädlich wie lächerlich, die psychologische Gesetzmäßigkeit würde der Psychologie den Atem nehmen. Und darum ist es wieder gut, daß kein Fachstolzer und Begriffsverführter dieses Buch geschrieben hat, sondern ein leidender und schauender Mensch.

Es ist allzu offenbar, daß ein ehemals Leidender aus diesem Werk spricht, einer, der nicht den Mut und die Kraft besaß, sich selbst zu kennen und auf den Grund seines Wesens zu blicken. Nunmehr, wo er von seiner Schwäche geheilt ist, bringt er sich beinahe mit Lust das Entgangene herein und mit einer Ruhe, die beinahe selbst ein Nervositätssymptom ist, sich nicht aus ihr bringen zu lassen. Er steht mit angefrischten Wangen und schwindelfreiem Blick vor dem Abgrund und blickt vielleicht länger und genauer hinab, als es ein Gesunder täte, dem nie die Krankheit das Siegel seiner Kraft enthüllt hat.

»Selbsterkenntnis ist Gesundheit!« Dieses alte psychische Wahrwort erhebt er zum physischen Leitwort. Ja, hier fließt gleichsam aus der verstopften Quelle unser Leiden. Wir sind nicht die, die wir uns einbilden zu sein, wir sind umstands- und detailverpatzte, von der schönen klaren Linie unseres ersten Wollens abgewichene, durch Minutenquark getrübtte Kreaturen, deren Wesen verdickt und unfrei ist durch Drangelebtes. Unser Leben von Kind auf bis heute ist Selbstverschlampung. Das Mißtrauen gegen uns bringt uns zu Kompromissen, die unsere Eitelkeit mit der Situation gemeinsam unterfertigt und die sich bazillengleich zu einem neuen Dasein in unser Fühlen mischen. Kindlich ist dieses Bestreben, zu weit zu gehen, um nicht zu kurz zu kommen, und es stammt auch aus unserer Kinderzeit, wo die Wünsche weit über die Umgebung flogen, die uns doch so klein und still geduckt hat. Wir sind Kinder geblieben, für die die Erwachsenen noch immer die »Großen« sind mit dem Aroma selbstsicherer, allkundiger und – höhnischer Fremdheit. Aber vielleicht darf man hier ein wenig auf eigene psychologische Faust den Autor verlassen und die Nervosität als Witterungssprache zwischen den Menschen betrachten. Die robuste Geschlossenheit unnervöser Menschen gibt uns nirgends die feinfühligten Geheimzeichen, die einem den Eintritt in ihre Empfindungswelt verschaffen; desto mehr nun schämen wir uns des offen hängenden Linienwerks, das uns allgemein preisgibt, und verklausulieren uns noch mit Affektation, um geheim und unerkannt zu bleiben. Verschnörkelte Schnörkel. Nervosität der Nervosität. Freilich werden wir dadurch an den Spitzen des Erschauungsmöglichen empfindsamer und gelangen zu jenen allerkleinsten Punkten, in denen sich die Wahrheit ebenso kündigt wie im großen Ganzen. Aber es ist eben nur eine relative Nervenwahrheit, die uns für die ewige Wahrheit des Geistes blind macht.

Eine kindliche »Selbstgeringschätzung, die zu unseren hochgespannten Zielen in schreiendem Mißverhältnis steht«, ist also die Ursache der Nervosität. Ihr Wesen die Wegtäuschung dieser Angst, uns im wahren und niedrigen Licht zu erscheinen, mit Scheinfeuerwerken, die unser Situationskalkül der Eitelkeit gibt. Ihre Folgen: Unrast, Unbändigkeit, Unlust und Stillstand. Der Nervöse ist wahrhaft der Mann, der immer vor sich davonrennt. Er wird durch diese Eile nie verfetten. Er wird fliegend und mit lockerer Hand rasch die Abgründe hinweg über die höchsten Empfindungsgrate des Lebens tasten. Aber er wird nie etwas sein und nie etwas werden und was er wird, ist ein unglückseliges Danaergeschenk, das ihm die Nervosität seiner Zeit beläßt und das ihm der einzige Moment der Erkenntnis grausam wieder

abfordert. Damit ist das Buch Eugen Löwensteins mehr als ein Laienbeitrag zur Wissenschaft. Es gibt ein Zeitbild. Ein häßliches, trauriges, monotones Zeitbild. Aber jeder, der in seiner Art der erste ist, hat nicht nur das Recht, er hat die Pflicht, fanatisch einfärbig zu malen, weil der Weg zum Neuen durch das Gewissen geht.

In einer Unzahl von Fragmenten, die das innere und äußere Leben des Nervösen in seine letzten Teile zerstückeln, leuchtet diese Ausgleichstheorie des eingebildeten Minderwerts voran, gleichsam bis in die Fingerspitzen des intimsten Geschehens. Diese Nervosität weitet sich zur breiten Szene und huscht in die engsten Ösen. Sie wandelt den Familienherd zum Krankheitsherd um und ist im Lieben und im Erröten und Erblassen, im Lachen und Lachenmachen, im Vergrößern und Verkleinern, in allen Lügen, Schrullen und Faxen bis zu den unbewußten Linienstrichen am Papier verkapselt. Freilich gibt es da noch unerklärte Miszellen, die die Nervosität nicht bloß als das aufgezwungene Täuschungsmittel eines Schwächlings, sondern als die absichtliche Selbsttäuschung eines spielenden Genüßlings erscheinen lassen, der den Halbdusel dem nüchternen Zuwenig vorzieht, nicht als körperliche Unsicherheit, die auch die Psyche aufs Taifunrad setzt, sondern als psychische Unsicherheit, die in die Nerven geht. Der Mann, der lügt, um sich schön zu machen, ist ein leichter Fall. Was ist's aber mit dem, der die Unwahrheit sagt, bloß um etwas anders zu sagen und sich die Realität in eine selbstkreierte Möglichkeit umzutauschen, die nicht schöner, aber mit dem Reiz des Unwirklichen begabt ist? Der Mann, der seinen Namen nicht aufs Papier schreibt aus Angst, es möchte ihm irgendwie schaden, ist ganz unkompliziert. Aber was ist es mit dem, der sich's nicht traut, um an die Umwelt kein Wesenszeichen wegzugeben, mit dem sie ihn stets zu sich berufen und gleichsam ans Irdische annageln könnte? Wie ist's mit dem, der sein Gesicht im Spiegel nicht erblicken kann, um seine Grundlinien nicht zu schauen und sich nicht früher zu sehen, ehe er den Umweg zu sich selbst gemacht hat, der in Wahrheit Leben heißt? Alles dies ist Nervosität. Aber in diesem Sinne sind nicht wir allein nervös, wir schwachen Kinder des 1914er Jahrgangs. In diesem Sinne war es Faust auch und Plato und Sokrates (dessen Leitspruch die ins Philosophische umgesetzte Angst vor dem Spiegel war) und jeder, der irgendwie zu sich und Gott gewollt hat – vielleicht zum Gott des Sich. Hier ist die Nervosität nicht Ursache, sondern Wirkung und nicht die Wirkung der gemeinen relativen Menschen-Angst, der Angst des relativen Unwerts, sondern des absoluten und der Angst vor sich selbst. Hier ist Nervosität Religion und Aberglauben und beides als ein Zeichen

einer Unsicherheit nicht auf dem Boden unseres Lebens, sondern des Lebens überhaupt.

So hat sich ein Nervöser hier die Gloriole selbst gewunden, die ihm der Autor versagt hat. Der mag nun auf seinen festen zwei Beinen lachen und denken: »Auch Kritik ist Nervosität.« Aber ich glaube, er selbst hätte sein Buch nie geschrieben, wenn ihn nicht sichtbar jene nervöse Unruhe erfüllt hätte, die aus der stabilen Unsicherheit der Krank-Gesunden kommt, die man Künstler nennt.

Prager Tagblatt, 13. Juni 1914

29. »Zwischen Wien und Berlin«

Entdeckungen eines Zugereisten

Der Wiener unterscheidet Fremde und Zugereiste. Als Fremde sieht er die Zugereisten, wenn sie nicht Deutsch können oder die Stadt loben, als Zugereiste sieht er die Fremden, wenn sie die Stadt tadeln oder kein Trinkgeld geben. In diesem Fall heißen sie übrigens im vollen Schlaglicht des Dialekts »Zuagraste« und da ist alles drin, was die impetuose Verachtung eingibt: Das Wort »Rass'« mit seinem Gattungsekel, das Wort »Zua« mit seinem proletischen Ungefähr und obendrein, ins Tonbild klingend, das Wort »Zruck!«. Der »Zuagraste« ist also der letzte, erbärmlichste Mensch; denn – wie schon diese Wiener Sprache einen Ausdruck haarscharf von aller Umwelt schneidet – er ist nichts, weder Mensch noch Deutscher, noch Mann, noch Steuerzahler, gar nichts als zugereist. Und, was das ärgste ist: dabei nicht einmal in Wien geboren.

Ich weiß, daß dieses Wort ganz unwillkürlich auf Lästigkeit reagiert und der redseligen Bereicherung um das, was wir »eh schon« gewußt haben, einen organischen Klaps gibt. Aber der Zugereiste spricht nicht immer, weil ihm die Augen aufgegangen sind; sondern er erhofft sich davon die Wirkung, die etwa das Bäuerliche in der Kunst hat: daß seine Einfalt längst Konstatiertes auf die erste frische Kraft zurückwertet und den heimischen Blick neu anregt. Es kann einer Stadt nicht unwichtig sein, wie sie auf die 24-Stunden-Gäste wirkt: denn diese sind es eigentlich, die ihr landläufiges Weltbild verbreiten; und dann ist ja das erste Bild die Formel ihres letzten Wesens.

Jede Stadt hat ihre Zahl von kulturterminologischen Selbsterkenntnissen, die sie wie ein Plakat auf der Stirne trägt, mit denen sie aufsteht und sich zu Bett legt, die sie ans Ende des Bedeutsamen setzt und ins

Unscheinbarste hineinmengt. Alles, was geschieht und sich regt, läuft auf diese Sätze hinaus. In Wien heißen sie: »Bei uns beginnt der Orient«, oder: »Wir neigen zum Süden«, in Berlin: »Wir sind eine Kolonialstadt« oder: »Wir liegen im Norden«. In Prag hört man beim kleinsten Anlaß und als Abschluß tiefgründiger Selbstdiskussionen den Satz: »Wir liegen zwischen Wien und Berlin.« Die Erkenntnis ist sehr treffend, aber die Landkarte gibt ihr zu recht, als daß sie den gesalbten Ton vertrüge. Ja, es stimmt auf ein Haar: Prag liegt zwischen Wien und Berlin und ich zweifle nicht, daß bis auf die subtilsten Stadtdetails gesichtet ist, was hinüber und herüber gehört. Wenn sich der Prager wäscht, denkt er: »Das habe ich von Berlin«; wenn er sich anzieht: »Das ist von Wien«; wenn er ins Café geht, Karten spielt, promeniert, über Kunst spricht, Würsteln ißt, politisiert, tratscht, liebt und empfindet, weiß er, was wienerisch und berlinisch ist. Aber so klar und scharf geschieden dürfte ihm gerade deshalb der Anteil der beiden Städte an seiner eigenen Stadt kaum erscheinen wie dem Zugereisten, der etwa vom Kaffeehausbalkon auf den Prager Bummel herabsieht und ohne tiefer dringende Aphoristik Bilder wahrnimmt.

Der bucht nun vor allem als Wiener Substrat den Bummel selbst. Aber doch liegt hier schon ein Unterschied. Denn der Wiener Bummel ist eine Vergewisserung auf das wechselseitige Wohlbefinden und Am-Leben-Sein; die Lust an unterhaltsamer Vermischung ist im Spiel dabei. Wien ist die Stadt des Grußes, aber des Grußes aus patschierlicher oder streberhafter Koketterie. Auch Prag ist die Stadt des Grußes. Aber der Gruß ist schwerer, zeremonieller, die Hand bezeugt keine übertriebene Freude und kein legeres Wohlwollen, sondern Achtung und Hochachtung. Wenn man sieht, wie viele Leute sich am Prager Graben grüßen und wie sie sich grüßen, dann muß man an eine Gruß-Kurve denken, die der Prager täglich zwei- oder dreimal absolviert. Es ist ein kaufmännisches Eintragen des Nominalwertes der persönlichen Würde. Es ist ein weitausladendes Ergebenheitsgrüßen, in dem sich täglich nach dem unbekanntem Geschehen der Nacht die Wertschätzung der Bürger reguliert. Es ist eine Vergewisserung auf die wechselseitige Geltung. Und um das ist der Prager Bummel nördlicher als der Wiener: man spaziert, aber man kokettiert nicht.

Im übertragenen Sinne nämlich. Denn Blickwerbungen und -entgegnungen gibt es natürlich auch hier. Aber sie sind nicht in dieses typische Wiener Lächeln emballiert, das sie so absichtslos zwischen Wunsch und Unschuld verflattern läßt, sondern sie sind mimische Konvenienz-Sätze, entweder ein konkretes: »Ich will« oder ebenso bestimmt ein: »Ich will nicht«. Ich nehme an den jungen Leuten hier

Teil. Das Wort »scharmutzieren« ist aus ihrem Vokabular gestrichen oder hat etwas stadtkontraktlich Gewogenes. Sie dürfen nie lose und locker sein und sich nicht mit Empfindungseinfällen spielen. Das Richtmaß ist zu genau. Im Nu ist das Spielen zur Formel der Liebe erstarrt und im Nu durch einen neckischen Zusatz die Liebe entwertet. An das letztere glaube ich zwar selbst nicht, aber es würde zum andern passen.

Wohin gehören eigentlich die neuen Brillen, die man in Prag sieht, diese großen Rund- und Glotzbrillen, nach Wien oder Berlin? Dort habe ich sie nie gesehen, hier bin ich nicht gewesen. Sie passen aber in ihrem zweckmäßigen spiegelscharfen Aussehen ganz zu den Trichterhosen und Wattaschultern und ich glaube also, daß sie amerikanischer Import sind. Industrielles Weltmannstum glitzert aus ihnen und Verstandesjugend. Sie wahren das Ästhetische der Jugend, nach der neueren Seite dieses Wortes, wonach es muskelstraffe Lebendigkeit bedeutet und nicht ein herziges Gesichtsarrangement. Nicht mehr Intelligenzbrillen sind es, sondern Kulturbrillen. Aber, mein Gott, das Maß scheint mir etwas zu selbstübernommen. Wie alles Dekorativ-Programmhafte vergrößern sie den Schein und verkleinern sie das Sein der Person. In Wien trägt man für Kunst- und Kulturzwecke doch lieber noch den schlamperten Zwicker, der das Geistige nicht so unterstreicht, aber auch nicht blamiert. Hier ist man gründlich und gediegen und bäugt das Wesen der Dinge ganz nahe der Hornhaut. Das gehört zur pragerischen Strenge. Aber mich wundert, daß sich das strenge, gewissenhafte Prag zur persönlichen Wirkung von der Mode helfen läßt.

Raschen Absatz scheint hier das barhäuptige Lustwandeln gefunden zu haben. Es ist aus Paris gekommen und bedeutet ein peinliches Schritthalten mit der Neuheit aus der City der Weltkultur. Es ist halb studentisch und halb bohemienhaft und durch beides paradekulti- viert. Aber ist nicht diese schnelle Übernahme des Neuen, das anderwärts gelesen wird und vergeht, ins tägliche Leben gerade etwas gehorsam provinziell? Ich bin immer gegen Hüte gewesen, denn sie versperren die Gehirne auch äußerlich und gewöhnen sie an Bedeckung statt an Luft. Aber es ist ein Unterschied, ob man keinen Hut aufhat oder den Kopf unbedeckt »trägt«. Im ersteren Fall fuchtelte man mit dem Hut herum und weiß nicht, was mit ihm anfangen. Im letzteren aber nimmt man ein Requisit mit, um es außer Gebrauch zu setzen und unter den Arm zu stecken, und hat also nicht: »keinen Hut« auf, sondern man hat das Nichts auf, man trägt modgemäß statt des Hutes gleichsam einen Luftraum vom selben Umfang. Wie

verführerisch läßt einen da die Impression mit dem Wort »nichts« spielen und was denkt man von einem Kopf, der sich so selbstgefällig der Luft ostentiert!

Da sind so kleine Oberflächenbilder, deren der Zugereiste in Prag zuerst gewahr wird. Wohin soll er sie ursächlich-geographisch verlegen, nach Berlin oder Wien? Ich muß den Pragern das Ihre lassen: sie gehören nach Prag und stammen aus Prag. Und wenn nun gegen den Schreiber dieser Zeilen das Wort »Zuagraster!« in der Luft liegt, so will ich darauf ohne Schmeichelei bekennen, daß den aus Wien Zugereisten im ersten und letzten Anblick der Stadt vor allem eines erfreulich berührt: daß hier die sogenannten »Schlieferln« fehlen, dieser Menschenschlag von Zuwagkreaturen, die jetzt so luftbenebelnd überhandnehmen, seitdem sich das großstädtische Wien der östlichen Donaumetropole nähert. Hier in Prag ist die Luft doch wenigstens klar – wenn auch kalt.

Prager Tagblatt, 17. Juni 1914

30. Selbstmord aus Häßlichkeit

In Berlin hat sich dieser Tage ein junges Mädchen wegen oder besser infolge seiner Häßlichkeit erschossen. Dazu äußerte ein Psychologe, ein bürgerlicher Harmonielogiker, der die Glücksgüter als Konsumwaren betrachtet, daß sich die Arme ihren Schritt gewiß zehnmal überlegt hätte, wenn ihr rechtzeitig aus Stendhal und Balzac bekannt gewesen wäre, daß man nicht schön, sondern interessant zu sein braucht, um geliebt zu werden. Ob Liebe zur Schönheit oder Liebe zur Seele, in beiden Fällen schreibt sich das Wort mit großem L. Die Unglückliche bekam also für ihren Selbstmord »Kaum Genügend«.

Es ist begreiflich und nötig, daß man den Selbstmord als einen sündhaften Irrtum auffaßt und hinter seiner ästhetischen Scheingeschlossenheit den zweckmäßig sich verbrauchenden Linien des Seins gegenüber Mängel aufdeckt. Die soziale Ethik, diese Umheuchlung des irritierten Lebensglaubens in unerschütterliche Weltfürsorge, macht das durch eine ganz gewöhnliche Substanzökonomie handgreiflich: um wie viel ist der Selbstmord sachlich weniger wert als das Weiterleben? Aber das ist eine Philosophie, zu der jene, die nicht weiterleben können, herhalten müssen für die, welche sich nie umbringen werden. Das Umgekehrte ist eben die Philosophie des Selbstmörders. Und man kann keinen Menschen zwingen, sich zu einen oder andern zu bekennen, wie sehr es auch die Menschen zu ihrer Selbsterhaltung

nötig haben, den Wert der Umsetzung allen Leides in lebendige Daseinsenergien über die Würde der reinen konsequenten und idealsumarmenden Leidensflucht zu stellen. Es kommt darauf an, ob man mehr das *physikalische* Naturell hat, sich auch auf Kosten der Lebensschönheit am spürbaren Motor des Daseins genügen zu lassen, und den anderen zum Behagen seine runde Linie auslebt oder ob man das *religiöse* Naturell hat, dem Leben nicht ein Haarbreit seiner Schönheit nachzulassen, und die andern beunruhigt. Die Griechen, an denen die Lehrervernunft der Ibsenmenschen so ärmlich kletzelt, nannten diese Angelegenheit, in die kein Fremder dreinreden darf: Schicksal.

Darum ist es ja recht angenehm, dem armen Mädchen, das da unlängst vom Leben zur Häßlichkeit und von der Häßlichkeit zum Tod verurteilt wurde, literarische Zitate ins Grab hinabzurufen und ihr das berühmte »kleinere« Glück, gegenüber dem ihr entgangenen großen, vorzuhalten. Aber nötig ist es nicht. Denn sieht man nicht am Leben, wie viele Tausende und Hunderttausende diesen Rat ungehört befolgen? Sieht man nicht überall, daß das Leben beinahe nichts mehr ist als eine Summe von Schadenersatzansprüchen für Häßlichkeit? Eine energetische Umwandlung verlustiger Schönheits- und Liebesgenüsse in Schmutz, Unglück, Trübsal und Literatur? Was ist die Empfindsamkeit? Eine nerven- und seelendurchwühlte Enge, in die einen das breite Leben gedrängt hat; ein Not-Etat der Verinnerlichung, auf das einen das Äußere setzt. Was ist das Denken? Rückzug von der Sinnlichkeit zum Geist statt Sinnlichkeit des Geistes. Was ist die Liebe? Überredung des fremden Wesens statt Überzeugung des eigenen; ängstliche verlogene Gefühlsdialektik, ängstlich, davor aus dem Traum zu fallen, verlogene genug, sich in ihn reißen zu lassen. »Ich blieb ungeliebt und wurde, als ein einziges Mal das Glück kommen wollte, betrogen ...«, schrieb die Unglückliche in jener heiligen Sprache nieder, die aus der schicksalsgesättigten Ruhe des Herzens fließt, und diese Worte sind allbedeutsam für das Lieben der Zeit. Sie blieb ungeliebt und wurde gleichwohl betrogen? Ja, denn sie verhehlte sich's nicht, daß sie nach der Liebe des Betrügers gegriffen hatte aus Mangel eines Besseren. Lieben heißt heute Liebe suchen, »Ich liebe dich« – so viel wie »Ich möchte dich lieben«. Das Leben bringt dann Wunsch und Wahrheit grausam aufs gleiche und schafft zerrüttete Ehen, verwiterte Herzen, das ganze Unglücksregister des lokalen Teiles und häßliche Kinder ... Das Mädchen, das sich im Grunewald erschossen hat, war eine Heldin.

Ihrem Selbstmord ist nichts dreinzusprechen. Und darum ist er zum Unterschied von den vielen lächerlichen Selbstmorden des Tages, in

denen das Motiv die Tat hervorbrachte und nicht sättigte, ein wirklich tragischer. Ein Hoheslied der Liebe stellt er dar und ein höheres, als in tausend süffigen Gstanzeln der Erotik steckt. Geliebt werden, von der zärtlichen Wärme eines Wesens eingehüllt zu sein, dem man das Leben gilt – wieviel ist das und wie wenig weiß man es. Denn man kennt neuerdings nicht viel mehr als die Liebe einer bengalischen Gefühls-situation und jene unsaubereren affektierten Vergeistigungen, die das Manko an hemmungsloser Ungeniertheit decken sollen. Nur der Schöne liebt und wird geliebt. Er bleibt, wie er ist, natürlich und ganz, entbrennt und macht entbrennen. Aber der Häßliche bessert aus, artet um, verdreht sich und die anderen und schaltet einen suggestiven Strom ein, der das zynische Leben sehr bald wieder kaltstellt. Das ist die Lüge vom »Interessant«-Sein. Daß sie zur Literatur führt, ist das wenigste, aber sie züchtet im Leben Leben gewordenes Geschreibsel. Das Mädchen vom Grunewald aber war unserem Kunstgeschmack entwachsen. Es mochte die scheingeistigen Surrogate der Liebe nicht und wollte keinen Esel, der auf die Interessanten fliegt. Wie ehrlich, wie gottvoll ehrlich ist da wieder der Wiener Altenberg, der wehmütig davon spricht, daß unsere »Angebeteten« die geleckten Buben mit dem englischen Schnurrbart und den rosigen Wangen unseren olympischen Seelen vorziehen, zwischendurch aber die Resignation läßt, wie recht sie haben. Es ist ein Ansatz zu jenem Griechentum darin, dem das junge Mädchen im Grunewald mit seinem Selbstmord geopfert hat. – Hätte die Sappho Stendhal lesen sollen?

Prager Tagblatt, 21. Juni 1914

31. Die Volkskunst als Trittbrett

In der letzten Generalversammlung des Vereines »Freie Volksbühne« in Wien wurde im verwunderlichen Gegensatz zum äußeren Erfolg des abgelaufenen Jahres ein Ausfall von etwa 5000 Mitgliedern konstatiert. Darüber gab es zunächst unschuldig-erstaunte Gesichter, wobei die Unschuld das Erstaunen in eine Art forschfreudiger Lebhaftigkeit versetzte. Aber wenige Zeilen unter diesem Eklat-Ergebnis stand im Jahresbericht das aufklärende Detail: die Abstimmung über Gefallen und Mißfallen an den vorgeführten Stücken hatte eine starke Drittel-Opposition gegen das vorgeführte Repertoire der Bühne ergeben. Trotz künstlerischem Niveau, trotz günstiger Kritik und trotz literarischem Rumoren! Also – nahm die Vereinsleitung diesen Umstand beim Zipfel und ließ einen Straf-Aphorismus ergehen, der in

kompromittierendem Widerspruch zur Grundanschauung steht, aus dem ihr Weben und Wirken stammt: »Dem Volk die Operette!« Die Resignation unter Anführungszeichen hatte Eile zur Tat. Und es dürfte mittlerweile schon im Haus der Volksbühne an einer Orchestervertiefung die Arbeit sein. Entschlossenheit ist alles.

Die Timons von der »Freien Volksbühne« lassen also der Welt ihren Lauf. Sie opfern eine Prinzip-Erkenntnis ihrer Selbsterkenntnis und wollen lieber aufhören, an die Menschheit als an sich zu glauben. Sie haben getan, was sie konnten – und das Volk mag es nicht. Das Volk! ... Das war doch immer der Gegensatz zu den Philistern und Snobs, zur Affektation und zum Zeitmäzchen, zur Schwäche und Verbogenheit? Das war doch die Staffage zu großen und dauernden Taten, der ewige Richter des Allerschütternden, Allerheiternden, Allgewaltigen und Großstilisierten und ein Sieb der Jahrhunderte. Ja, ein von Barnum und Bailey adaptierter Neuklassizismus gedachte sogar das griechische Amphitheater in unsere engbrüstige Psychologienzeit zu übertragen! Nun stellt es sich heraus, daß die Kunst doch nur den Rezensenten und Eingeweihten gehört, einer kleinen literarischen Stammtischrunde mit Elitenerven und Ausnahmempfinden. Nun kommt es an den Tag, daß Goethes Begriff vom Volke als dem Hintergrund und Probestein einer großen Wirksamkeit ein ideales Luftgefüge war. Und am Ende hat es seinerzeit bei der »Orestie« nur darum die Steinbänke gestürmt, weil Götterflüche, Tantalidentratsch und griechische Aktualität die »Walzertraum«-Motive des Altertums waren.

Das ist das Ergebnis einer Generalversammlung. Und es wäre ihm nichts hinzuzufügen, wenn der Bürger nicht aus der Geschichte der geistigen Kultur die Pflicht entnähme, das Volk gegen seine Schützer zu schützen. Denn in Wahrheit ist die Masse ein Heron, der den Heroen vorsteht, und besser als der intellektuelle Mittelmensch. Das, was auf sie dauernde Wirkung hat, muß nicht allein Kraft haben, sondern auch einen höheren Kraftquell. Ihr sogenanntes Unverständnis für Feinheiten, Probleme, Sentenzen, Philosophien und Faxen ist eine Gabe der Weitsichtigkeit, durch die sie des Bleibenden umso besser gewahr wird. Und so lautet der kategorische Imperativ des Volkes als Publikum, durch den es den Atem der Kunst forciert: Nur das Wirkende zu wollen und nur mit dem Gewollten zu wirken. Denn das Volk hat gar keine Ursache, die Literatur am Leben zu lassen und sich um eine Bürgerschichte zu kümmern, welche sich einbildet, eine tätige Verbindung zwischen zwei Genies zu sein, während diese vielmehr der Literatur zum Trotz auf die Welt kommen. Das Volk gehört

ja nicht zum Geschäft und genießt nichts vom Selbstbewußtsein des künstlerischen Mittelstandes. Es gehört zur mitschaffenden Welt und ist eng mit dem Genius befreundet als die schreibenden Zwischenglieder.

Diese schreibenden Zwischenglieder haben aber neuerdings das Volk in Pacht genommen und ihm ihre eigene Bühne auf Anteilsscheine zugewiesen. Da sie aufs Bürgertum noch warten, begeben sie sich vorläufig ins andere Lager und benützen die »Kunst fürs Volk« als Trittbrett für sich selbst. Um nichts anderes handelt sich's bei ihnen als um den kleinen *spiritus rector* intellektueller Beweglichkeit, der heute in jedem absolvierten Hochschulstudenten als Widerstand gegen das anonyme Ins-Leben-Tauchen wirksam ist und im besten Falle eine Theaterkritik zeugt. Aber mit der Erkenntnis, wohin Strindberg gehört und wie Shaw zu spielen ist, wollen sie im Weltall schalten. Ob sie am Ende Schnitzler aufführen, im Schnitzler mitspielen, über Schnitzler schreiben oder es dem Schnitzler nachtun – ganz einerlei – die Bewegung ist Hauptsache, sie brauchen Spielraum für ihren höheren Standpunkt. Dann kommen sie zu einem Volks-Unternehmen, das billige Kräfte, glühende Ambitionen und literarische Linkssteher braucht. Sie sind billig, glühend und links. Sie reden zum Volke im essayistischen »Du« und machen es zum Richter über Probleme und Feinheiten. Sie setzen ihre Literaturmeinung aufs Repertoire und sagen: »Fürs Volk!«, und wenn das Volk damit unzufrieden ist, zucken sie die Achseln, spitzen maliziös die Lippen und entscheiden: »Also – Operette!«

Der literarische Intellekt gehört auf keine freie Volksbühne. Aber er gehört überhaupt auf keine Bühne. Hierher gehört: Pathos und Theaterfreude. Man muß die Welt selbst als Theater empfinden, um das Theater als Welt zu empfinden und es der Welt zu erschließen. Der letzte Lampenputzer im Globe-Theater Shakespeares könnte die Vereinsleitung der »Freien Volksbühne« darüber belehren, daß die Fähigkeit, im Sehen zu übertreiben und im Wahnsinn zu fühlen, für eine Bühne des Volkes wichtiger ist als intelligente Methodik. Aber wie so vieles heute an dem Tribunal der denkenden Nüchternheit zu Grunde geht, so geschieht es jetzt wohl auch mit der Idee einer freien Bühne fürs Volk.

Prager Tagblatt, 23. Juli 1914

32. Wedekind

Zu des Dichters 50. Geburtstag

Wedekind – so scharf-grimassiert und eckig und huschbleich klingt der Name, als hätte sich ihn der Dichter selbst für ein Exemplar seiner gedefteten Nihilisten oder lobesamen Hohnkreaturen erfunden. Er weist auf das butterweiche und friedliche, aber gemütsverbissene und uferlose Mitteldeutschland, die Gegend, wo die Leute als blondgefügte Kettenglieder auf die Welt kommen, aber mit einer Stubenzartheit, die wohl auch in Verhärtung enden mag, und wo sie wissend oder ahnungslos ihr Lebtage lang gegen ihre bürgerliche Gezähmtheit die Fäuste ballen. Schulrektor Traumulus und der Mörder von Mühlhausen sind hier beisammen; und es scheint ein ganz kleiner Zufall zu sein, ein Schienenknacks auf der freien Strecke des Lebens, was man werden kann: Lehrer und Mörder, Gemütschäfer und Fanatiker. Es ist bezeichnend, daß der Name Wedekinds aus diesem Bezirk kommt, wo man aus Winkelgassen nach der blauen Blume seufzt und wo die weite Sehnsucht immer in den engen Räumen zurückbleibt. Hier ist die dickste Bürgerlichkeit aufgespeichert und darum ist hier das Land unserer diabolischen verquickten Original-Romantik.

Es ist nichts leichter, als Wedekind einen Sprößling dieser original-genialen Romantik zu nennen und seinen Stammbaum literarisch auf Grabbe und Büchner zurückzuleiten. Aber der Unterschied beträgt ein Jahrhundert. In diesem Jahrhundert ist aus der Romantik des Gefühles eine Romantik des Willens geworden, sie bedeutet nicht mehr Systemlosigkeit schlechthin, sondern hat selbst systematischen Grund. Sie liebt nicht das bengalische Licht des Träumens, sondern das weiße Bogenlicht des Durchschauens. Die blaue Blume wächst nicht mehr in den Gründen, sondern auf der Höhe.

Trotzdem muß man den Kopf durch eine Luke stecken, um in Wedekinds dichterischem Reich zu atmen, und das macht ihn der deutschen Splitter-Romantik ähnlich. Es ist die Luke der Lebens-Parteilichkeit, durch die er selber blickt. Ihm ist nicht das Gestalten Endzweck, sondern das Enthüllen und er gibt diese empfangene Welt nicht als etwas Reines, in sich Übertauchtes zurück, sondern mit allen merklichen Krusten und Schlacken seines hitzigen Anteils, als etwas Bimorphes, aus dem Naturzustand des erschauten Vorbilds und dem Idealzustand des ersehnten Kontrastbilds. (Und man kann Wedekinds Werke vielleicht darnach einteilen, wo sie sich dem Vorbild oder Kontrastbild nähern oder in der Mitte bleiben, d. h., wo es dem Dichter mehr aufs Gestalten oder Verkündigen oder wo es ihm auf

den Witz ankommt.) Seine Dramen sind Schlachtopfer des Lebens, aus dem Kampf, den er mit ihm geführt, und nicht Siegtrophäen der Kunst. Er zieht jenes wie einen an den Fesseln oder der Selbstentfesselung blutenden Sklaven hinter sich aus dem Tumult, statt es im Triumphwagen aufzuführen. Er steht mit dem Leben auf gleichem Parteiniveau. Darum sind seine Räume so eng und verschnörkelt, wenn auch grell und geladen. Ihr perspektivischer Maßstab ist kabarettistisch – mögen sich die Blinden immerhin etwas darauf zu Gute tun, sich von der äußeren Tatsächlichkeit dieses Ei haben finden zu lassen –, ihr pathetischer Maßstab mikrokosmisch; und nicht immer wird das Pathos ihre Perspektive. Daher die brütende Zündluft, das dimensionale Durcheinander und alles andere, wodurch Wedekinds Theaterstücke so oft Kunststücke sind. Es leben neben Wedekind noch einige solcher zeittypischer Romantiker (wie die um 1820), denen das Leben zu viel zum Sagen gibt, als daß sie es bemeistern können, und deren gestaltende Freiheit in der Zeit befangen ist. Sie haben ein Auge, das sieht, ein Ohr, das hört, einen Mund, der spricht – aber es fehlt ihnen im Goetheschen Sinne die Heiterkeit. Sie sind zwar über die Welt hinausgekommen, aber nicht über sich selbst.

Aber unter den schaffenden Zeitgenossen, die über die Welt hinausgekommen sind, steht Wedekind unstreitig am höchsten. Man sagt, er habe den Naturalismus geerbt. Das ist nicht wahr: Sondern der Naturalismus hat ihn, und *in* ihm seine Idee gefunden. Er selbst war nicht einmal ein Versuchsweg der Kunst, der nach einem dunklen Ziele tappte, sondern einfach ein Metier zur Original-Bewegung. Und nun kam Wedekind und gab ihm einen idealen Wunsch als Ursprung: den Wunsch, das Leben ohne Eingriff in seine Natur und ohne systematischen Zuschnitt, ohne motivische Starrheit und ohne schilderndes Zerfließen seine Dramen aufdecken und die Verhängnisse selber Komödie spielen zu lassen. Wie viele haben nach dieser äußersten philosophisch-offenbarenden Reinheit des Dramas gestrebt? Wie roh ging die Raum-, Zeit- und Sinn-Technik ans Leben, durchhieb Zusammenhänge, zersägte Begriffs- und Empfindungswelten und stellte dann einen unechten, aber glatt behauenen Klotz hin, den man schon als wahrhaft echt erziehlich und bedeutend nahm, wenn man nur Stärke und Bilder des wirklichen Lebens darin sah. Aber keinem wollte es gelingen, das Ohr so ans Chaos des Weltgeschehens anzulegen, daß ihm ein fast musikalisches Gefühl Anfang und Ende des Zusammen-Bezogenen erkennen und ihn ohne Gezwungenheit die dramatische Auswahl treffen ließ. Es war immer entweder zu viel Kunst oder zu viel Leben, zu viel Stoff oder zu viel

Form, aber nie bloß so viel Kunst, als das Unmaß des Lebens, und so viel Leben, als das Ausmaß der Kunst erforderte. So schwanken die Dramen aller Zeiten zwischen hochgestelzter Falschheit und wahrheitstriefender Plattheit. Klassizismus und Naturalismus heißen die beiden Pole – man könnte aber auch sagen – Tragödie und Komödie. In der Mitte liegt als der einzige Stil der Lebens- (zum Unterschied von den Bilder-Thesen-)Dramen der phantastische Realismus und als einzige Art die Tragikomödie.

Wedekind ist Tragikomiker und phantastischer Realist. Während der Naturalismus methodisch auf das Schattenseitige und Gewöhnliche losgeht und glaubt, in dem, was »auch« zur Kunst gehört, das ganze Um und Auf der Kunst zu sehen, während er uns wahllos mit Klatsch und Quatsch belästigt, vergißt Wedekind über die kopistische Genauigkeit nicht die Bedeutsamkeit. Seine Menschen sprechen nicht bloß wie im Leben, sie sprechen aus geladener Brust und mit ihrem stärksten Atem. Er nimmt nur Höhepunkte. So ist der Dialog kein getreulich abgelaushtes Geschwätz, sondern Handlung, jedes Stichwort ein Stich, jedes Schlagwort ein Schlag und die Aktion bewegt sich in Sätzen vorwärts. In Sätzen, die fürs Spezielle und Typische zugleich gelten und von denen man daher nicht, wie es die Genie-duzenden Allesverstehler und Allesverzeihler der Kritik tun, sagen kann, daß sie über den Kopf des Dramas hinweg ins Publikum gesprochen sind. Nein, die Dichter sind nicht solche Spaßvögel, wie man ihnen seit Oscar Wildes Zeiten einredet, um vor ihrer Überlegenheit zu bestehen. Es fällt ihnen nicht ein, »sich und das Publikum zu frotzeln« usw. Das glaubt das Publikum bloß, wenn es sie nicht versteht und die Worte nicht zum dramatischen Geschehen beziehen kann, weil sich seine eigenen Dramen in viel zu landläufigen Phrasen abspielen. So spricht man bei Wedekind von Wortgefechten und dialektischem Kreuzfeuer und überspeichelt sich in Impressionsworten, die das Urteil ersparen. Aber die Wedekindsche Dialektik ist kein Leerlauf am Rand der Handlung; sie ist die Handlung selbst. Und im selben Sinne, wie man seine Gespräche undramatisch findet, konnte Grillparzer, der allerdings tragischen Grund hatte, sich gerade am technischen Handwerkszeug der Kunst festzuklammern, von den wundervollen aktionsbewegenden Seelen der Iphigenie sagen, es seien schöne Sätze, die den dramatischen Fluß stören.

Ein englischer Plauderer von jener feineren Sorte, der das Plaudern eine weltkindliche Neckerei alles Gewohnheitsstarren und Wohlgeordneten bedeutet, hat vor kurzem über die menschliche Unechtheit des Dramas gesprochen, das im Gegensatz zum Leben seine ideale

Linie durch nichts Unvorhergesehenes und Zufälliges stören lasse. Ist denn die Figur eines Hamlet und ist sein Schicksal echt, wenn man bestimmt weiß, daß kein plötzliches Nasenbluten seine Selbstmordgedanken unterbrechen kann? Wenn man weiß, daß der Held keinem Impuls nachgeben darf, der nicht zum Bedarf des Ganzen gehört? Hat ein Drama Wahrheit, wenn seine Menschen an die innere Szene gebunden sind, ohne sich mit einem Einfall, einem Wunsch, einem Stimmungswechsel oder durch ein vorübergehendes Bild ihres Kreises verlockt, vom Fleck rühren zu dürfen? Das ist mehr als ein Bubenspaß. Denn Nasenbluten ist mehr als ein detailszenischer Zwischenfall. Es ist auf der Seite des Umstandsmäßigen und Ewig-Ungefährten ein ebenso starkes Motiv wie auf der Seite des Ideellen Haß, Furcht, Trauer, Ekel und Liebe und als solches ein Symbol der gewöhnlichen Augenblicksabgründe, an denen vorbei die Ewigkeit ihren Weg nimmt. Man darf die Beiläufigkeit nicht unterschätzen. Sie stellt das Erdenbegehen dar, das sich um Gesetze und Gefühle nicht kümmert, und ist eine eigene Welt, in der die Notwendigkeit, den Moment zu überleben, von selber alle Konflikte ertränkt und im Menschengesicht den Ausdruck tragikomischen Phlegmas malt. Etwas davon liegt in Kleists »Prinzen von Homburg«, der mitten in aller wehmütigen Todesangst einschläft. (Und daher hat man den Dichter unnatürlich genannt.) Und im Hamlet selbst ist ja dieser lebenswahre Wechsel von Pathetischem und Beiläufigem. (Und daher hat man ihn mit Kennermiene auf das Konto von Hamlets Narretei gesetzt. Aber wo ist Shakespeare nicht Tragikomiker?) Bei Wedekind ist dieser Wechsel unaufhörlich. Man ist nie gewiß, ob sich nicht der Held, der eben gemordet hat, im nächsten Moment auf ein Fliegenpapier setzt oder ob der Hausknecht, der einen Brief überreicht, nicht auf einmal liebewinselnd auf den Knien rutscht. Im »Kammersänger« ist diese Tonart des Lebens sogar zum Thema erhoben: Um 5 Uhr 30 Minuten geht der Zug und die Geliebte hat einen erotischen Wahnsinnsanfall. »Willst du jetzt ruhig sein?« sagt begütigend der Held. Und sie sagt: »Ja« und schießt sich eine Kugel durch den Kopf. Aber da um 5 Uhr 30 Minuten der Zug geht, läßt sie der Kammersänger im Blut liegen ... Oder im »Erdgeist«: Da ist hinter jedem Vorhang ein Liebhaber versteckt. Lulu sitzt am Tisch mit dem Sohn ihres Mannes und ist im Begriffe, ihn zu verführen. Unterm Tisch liegt ein verliebter Gymnasiast. Auf der Treppe aber steht der Mann und beobachtet bebend und zähneklappernd das Bild. Dann geht er harmlos zum Sohn hin, begleitet ihn hinaus, und diesen Moment benützt einer der Liebhaber, um aus seinem Versteck zu kommen. Aber der Vater kommt zurück

und der Liebhaber weiß nicht aus noch ein. Er will rasch unter den Tisch, da tönt die Stimme des Gymnasiasten: »Kein Platz!«

Ist das zum Lachen? Ist das boshafte Selbstverhöhnung? Es ist die Groteske des Lebens selber. Fliegenpapier oder Mord – ganz einerlei! – solange man zum einen so unversehens und unschuldig kommt wie zum andern. Man muß seine Rolle »Mensch« zwischen Großes und Kleines hindurch spielen, von diesem an die Komik des ersteren, von jenem an die Tragik des zweiten erinnert. Der Moment will reine Hosen, die Zeit will reine Gemüter. Der Moment macht die Zeit lächerlich, die Zeit den Moment furchtbar. Diese Stellung zwischen Minute und Ewigkeit macht den Menschen zur tragikomischen Figur. Er will aufwärts und wird abwärts gezogen. Er rauft um Himmelsgenuß und kommt auf die Sandbank des Lebens – zerschlagen, erschossen oder resigniert. Ein Zunder von Lust macht ihn zum Gott der Erde und seine Göttlichkeit verpraßt er in kleinsten Lebensbrocken.

Der Wedekindsche Mensch ist eine solche Mischung aus einem Heroen und einem Beamten, aus einem Zeitregenten und einem Minuten-Untertan. Freilich ist er auch bald das eine oder das andere, je nachdem, ob er das Leben erleben oder ob er es tragen will. Aber den Durchschnitt geben seine Abenteurer, die, das Weltall vor sich, im Rücken von der bürgerlichen Resignation gedeckt sind. Dazu gehören: Der Marquis von Keith, der Kammersänger und vielleicht auch der Dr. Schön. Zu den Gedefeteten: Der Melchior im »Frühlings Erwachen«, der Komponist Dühring im »Kammersänger« (wie weh tut der Aufschrei aus dem Sarg seines Lebens) und alle die arbeitsgeschäftigen Schemen, die durch seine Stücke laufen. Dann endlich zu den Heroen, die bis aufs Messer den Kampf mit dem Leben führen und lieber als Phantasten sterben, ehe sie als Realisten leben: der Mädchenhändler Casti Piani, der zum Idealrevolver greifen muß (diesem Wedekindschen Kabarett-Revolver, der das Tat-Prinzip vertritt, dem Leben und Dichter zugleich aus der Verlegenheit hilft, im übrigen aber der wahrhaftige Deus ex machina ist); der Zwergriese Karl Hetmann, dieser Narr, der nicht will, daß der Gedanke als Aphorismus verendet, ihn im Fiebertaumel menschlicher Selbstentrücktheit über die Welt hin organisiert, bis er ihn schließlich an einem Türpfosten erhängt, um nicht der Resignation zu verfallen; oder Ernst Scholz, dieser grenzenlos Unglückliche mit dem Kainszeichen des Pechvogeltums auf der Stirne, der die Ironie hat, freiwillig in ein Irrenhaus zu gehen, weil ihm der Aufenthalt daselbst der ehrlichste Ausdruck des verzichtenden Lebens erscheint; oder die Gräfin Geschwitz, dieses triebzermarterte Weib, das sich mit Krankengiften infiziert, um

dem geliebten Wesen im Spital nahe zu sein und ihm zu helfen. Promethische Selbsterfleischer, die sich allerdings ebenso oft um ihres Lebens als um des dichterischen Exempels willen selbst zerfleischen! Und neben allen diesen erscheint der Homo communis unserer Zeit als hochgescheite, -gebildete und -erfahrene Profit-Bestie, die sich vom riskanten Gebiet des Kämpfens auf den beschränkten, aber sicheren Ort des Kaufens zurückzieht. Es ist der Normalmensch 1914 mit der Devise: »Wie hat doch der olle Darwin jesagt?«

Drei Dramensorten entsprechen diesen drei Menschensorten. Bald läßt Wedekind das menschliche Kunterbunt austoben, weil darin sein Zweck und Sinn liegt, und phantasiert im Realistischen. Bald bildet er es schlechthin ab und zeigt es, bald statuiert er Exempel. Im letzten Fall ist er ein Platoniker der Bühne und das Geistige dieser Dramen wird sich erhalten – (wie im »Totentanz«, wo die erotische Erkenntnis endgültig wird, das Begriffswort verliert und nur noch melodramatisch markieren kann und wo die weihevollte Kanzleisprache des Dichters ein Freudenhaus zur Kapelle wandelt) –, mag auch ihr natürlicher Bestand dem engsten Tageskreise angehören. (Wie in »Hidalla«, wo zwar an den stärksten und verfeinertsten Kreaturen das Leben durchleuchtet ist, aber im Ausnahmestadium und der Ausnahmsszenarie des unmittelbarsten Datums.) Es sind groteske Beispiele und sie gehören auf eine Experimentierbühne, die mit dem Leben nach einer strengen Formel anatomische Versuche anstellt und ideale Umbildungen vorführt. Ihrer wartet das Theater der Zehn, das mich wahrhaftig mindestens ebenso wichtig dünkt wie das der Zehntausend. In den Gegenstücken (übertreibend wie diese, aber das Leben zum höchsten Mut seiner Spieler übertreibend und nicht den Gedanken zum höchsten Mut des Lebens) wird Wedekind, wenn auch noch mit etwas mitleidender Schlächter-Freude, die den Atem beklemmt, ganz eigentlich zum Dichter: Er wird zum romantischen Dionysier, der nicht mehr, rechts und links die Opfer und Sieger, eine Moral verteilt und tragische Lehren gibt, sondern über die Grenze des Erkämpfenswerten hinausgelangt, sich ins Chaos wirft, weil nun einmal das Dasein aus offenen Posten besteht, die auch die Erkenntnis nicht begleiten kann, und weil das gräßlich Schöne und Interessante der Natur der zwischen Erkennen und Müßen klaffende Zwiespalt ist. Es gibt kein Endgesetz, das Endgesetz ist das Leben selbst. Es gibt keine Ruhe, es gibt keinen Ausgleich, Mann und Weib leben aneinander vorbei, fassen sich, packen sich und können sich nicht finden. Aus Sehnsucht ist die Welt erstanden, aus weiter Öffnung, aus der Uner sättlichkeit Gottes: Darum bleibt ja die Uner sättlichkeit und Unaus-

füllbarkeit für alle Zeit als Fluch und Inhalt. Hier ist die Grenze, wo man das Schicksal selber walten läßt. Und hier beginnen die Griechen, auf die sich Wedekind deshalb in seinem Vorwort zur »Büchse der Pandora« nicht mit Unrecht beruft. Er wird in diesem Stück zum Enthusiasten der Erdenqual. Von Blut, Verworfenheit, Grauen klebt und starrt die Szene – in der nur die Sonne des Weltgefühls fehlt –, aber ihre Menschen spüren den Lebensnerv.

In Wedekinds Werken scheint diese Sonne mit fahlem Glanz, sie ist von den Menschen verfinstert, diese von sich selbst. Aber kann die Sonne scheinen, wo die kalte Kontroll- und Bilanzwahrheit des Lebens waltet und nicht die wechselnde warme Empfindungswahrheit? Seine Bilanz allerdings ist eine gerechte, seine Kontrolle haarscharf. Es gibt keinen Moment des modernden Daseins, aus dessen Urgrund sich nicht spielend ein Wedekind-Zitat holen ließe, und keinen Höhepunkt, der nicht selbst ein solches Zitat wäre. Denn er hat diesem Dasein die letzten Hüllen genommen und es nicht wie jener nordische Heros in einen Knäuel von Phrasen und Gesetzen verwirrt und über einen theoretischen Leisten gespannt. Die heißeste Glut des Forderns setzt sich bei ihm zur Eiskälte des Erkennens. Und seine Menschen sind Forderer, die alles oder nichts wollen, sich um keinen Sou betrügen lassen und nach dem Genuß der Schönheit schreien. Überall ist dieser Fanatismus, der die Sinnlichkeit des Denkens und Liebens zur Neige kosten will und an die starke Phalanx des Lebens anrennt oder schon vorher in seiner Lust sich ernüchert. Die Leidenschaft kristallisiert zu philosophischen Grundworten der Zeit ... Soll man den Dichter um dieser Worte willen einen Moralisten nennen? Oder deshalb, weil bei ihm das Leben recht behält? Der Schiedsspruch ist ein sehr sauer-süßer. Das Leben hat recht, weil es recht haben muß. Sein Selbstzweck-Motiv macht es zum angenehmen Sanatorium für freiwillige Patienten, die nicht mehr verzweifeln wollen, einem Irrenhaus wie jenem, in das sich sein Ernst Scholz begibt.

Es ist müßig, den fünfzigjährigen Wedekind mit der ästhetischen Elle zu messen; denn er gehört zu jenen, die sich selbst geschaffen haben und deren Wert durch die Person des Schöpfers und nicht von Gnaden der Literatur lebt. Es ist müßig, seinem Talent das Kinn zu streicheln und ihn ermunternd nach dem schönen blumigen Gefilde der Formkunst zu verweisen. Denn er ist kein Reviertändler, er ist ein Kündler. Darum ist alles an ihm echt und wahrhaft und darum kann man glauben, daß er sich den letzten Tropfen abpreßt, um echt und wahr zu sein. Er hat es leicht gehabt und sich's schwer gemacht; denn es kam ihm, wie dem wirklichen Original, auf die Sache an und nicht

auf sich. Und man kann ihm zum fünfzigsten Geburtstag nur wünschen, in seiner ehrlichen deutschen Art weiter mit sich zu raufen, statt mit den Lorbeerkränzen des fünfzigsten Geburtstages sein altes Konterfei zu umrahmen und es lieb lächelnd in den Schaukasten des deutschen Volkes zu stellen.

Prager Tagblatt, 24. Juli 1914

33. Zeitgeschichte

Ein Traumtheater ist die Welt geworden. Der Boden schwankt und wackelt, die Perspektiven sind verdreht und zerrissen, die Zeit springt und surrt wie eine irre Feder, Alkohol ist in die Luft verschüttet – man muß sich anhalten, um bei sich zu bleiben. Wo ist das weichgepolsterte Sprungtuch der Sicherheit? Wo ist das ruhige Geviert für den Verstand und seine Sekunden-Kontrolle? ... Titanic! Titanic! – Das Symbol kam ein Jahr vor dem Ereignis. Damals zitterte der Schiffsbauch und warf am Deck die Leute zusammen, daß sie sich feindlich-freundlich umhalsten, im Chore schrien und im Chore sangen und nur noch den Trost und die Sorge kannten, beisammen zu bleiben. Es ist jetzt nicht anders. Man kann nicht allein stehen, wenn sich die Erde bewegt und erneut. Wer sich jetzt Maulwurfslöcher gräbt, verweist in ihnen und bleibt begraben. Der Boden schwankt und wir suchen nach Brüderhänden, uns festzuhalten. Jenes Sprungtuch war zu bequem und zu wenig sicher. Jenes Geviert zu eng und ausgedörrt. Wir waren den eigenen Ideen und Idealen entfremdet, die große Kulturmünze hat sich im Kleinhandel verbraucht, die Wahrheit der vergangenen Zeit ist die Repräsentation der gegenwärtigen geblieben und hat lähmend und drückend mit ihrem selbsterzeugten Gegengift die Luft erfüllt. Nun lernen wir am eigenen Leib und nicht aus einem rohen Kulturkalküle die Mission des Krieges verstehen. Dem schwindelnden Blicke werden neue Grundlinien sichtbar – und es sind die alten Ideale. Die Phrase glüht bedeutungsvoll im Licht ihres Ursprungs und der Tatentrieb hat wieder sein freies Feld. Das Herz der Welt liegt bloß und in herrlicher Übersicht erschauen wir, was zusammengehört und dauern soll.

Nicht auf einmal hat sich das Weltherz entblößt, es ist Tag für Tag um ein Stück sichtbarer geworden. Das erste war der Tusch gegen Serbien. Und wir haben gesehen, daß es ein Österreich gibt und geben muß. Wie oft hat man in Zeiten häuslicher Vergleichung auf den Moment gewiesen, der den Ausgleich in den festen Lettern der

Geschichte selbst am besten präsentieren werde. Es mag wie die goldene Aufschrift zu einem Staffage-Österreich geklungen haben. Da kam der Moment und zeigte, daß die Geschichtslogik stärker ist als Stimmung und Verstimmung. Die Völker umarmten sich und begriffen, was Heimat bedeutet: einen Wohnort mit natürlichen Kulturgrenzen. Darum riefen die Leute in Wien den böhmischen Soldaten, die aus den Waggons der Staatsbahn winkten, gerührt das »Nazdar!« zurück; darum klang den Patrioten Ungarns auf der Ringstraße das »Éljen!« entgegen, das sie mit »Hoch!« und »Heil!« erwiderten. Nie kam einem der Familienbegriff im Worte »Vaterland« näher zu Gemüt als in diesen Augenblicken. Aber auch nie der Kraftbegriff. Wo war in den Einberufungstagen die Wiener Träne geblieben? Wo das Lächeln der Stimmungseligkeit? Die Allüre des Herzens floß in die Geste der Tat. »Dienen!« war das allgemeine Loswort und es wuchs aus dem speziellen Sinne der Staatsdisziplin zu jener höheren menschlichen Bedeutung, die ihm der größte deutsche König und der größte deutsche Staatsmann gegeben haben.

Rußlands Grenzrumoren gab das zweite Datum in dieser Erkenntnisgeschichte einer Woche. Rußland – das Wort selbst hätte es einem leicht gemacht, es mit gröhlender Bitterkeit aus dem Herzen zu stoßen, zumal seit langem ein Bleigewicht von Staatsraison dabei hindernd in der Kehle lag. »Was für die Vergangenheit das Schlechteste war, gerade das ist für die Zukunft das Beste«, sagt Demosthenes in einer Rede und er hat mit diesem Satz auch in der Umkehrung recht. Ein Staat darf ja leider nicht immer sein Kulturgewissen befragen, wenn er eine Freundschaft schließt. Aber vielleicht bedeutet 1914 den historischen Wendepunkt, wo diese Wahrheit aufhört zu gelten, wenn auch die Konstellation im Kampf um dieses Ergebnis seltsamerweise ihm selbst widerstreitet. Ausnahmen, die die Regel bestätigen. Was sich verbündet, gehört zusammen, solange es diesen Bund verträgt. Um das, was der eine Staat kulturell hinter dem andern steht, nähert sich ihm dieser sittlich an. So geben zwei Mankos die Verbrüderung auf jener Seite, die gegen den Brüderbund der sittlichen Kultur kämpft. Die aber hat es endlich als ihr großes und neues Ziel erkannt, den Krankheitswind aus Asien aufzuhalten, die Ost-Matratze auszuklopfen und einem morschen Riesenkörper Luft zu bringen – allenfalls auch durch Löcher, die von Kugeln geschlagen werden. Der Krieg entschleiert das Bild zu Saïs. Es ist dasselbe, das wir vorahnend schon lange in unserem Gefühl getragen haben.

Am Tag vor der deutschen Kriegserklärung an Rußland zog durch die vornehmste und belebteste Straße Wiens ein starker Trupp ungarischer

Staatsangehöriger. Man sang in jenem fremden Deutsch, das, für die eigene Sache angestimmt, so herzlich-naiv klingt, patriotische Weisen, dann auch mit der choralen Inbrunst der Versunkenheit Heimatslieder, schwang Fahnen und Tücher und ließ Österreich hochleben. Da rief eine Stimme: »Éljen Vilmos!« und die ganze Masse wiederholte jubelnd und brausend und wie bei der tiefsten Empfindung gepackt: »Éljen!«, daß es in den nächtlichen Straßen widerhallte. »Vilmos«, dieser intime Landesname galt Kaiser Wilhelm. Schon einmal haben die Ungarn mit ihrer Begeisterung für den Mann und Helden, der Deutschland regiert, dem eigenen Ritterblut und ihrer edlen Entzündbarkeit Ehre gemacht. Das war, als sie vor sechs Jahren bei der Annexions-Debatte im Parlament in denselben Ruf ausbrachen, den man jetzt in Wien gehört hat. Denn sie fühlen, wodurch der deutsche Kaiser ihren Idealbegriff von Männlichkeit repräsentiert: durch sein Abwarten und Zur-Stelle-Sein. Dieses Die-Hand-geballt-und-das-Auge-ruhig-Halten war aber von jeher die beste Art des deutschen Volkes. Und der Tag nach dem nächtlichen Bruderfest zog von einem neuen Musterbild dieser Artung den Vorhang: bis zur letzten Sekunde war Deutschland der Wächter, ehe es zum Kämpfer wurde. Dann aber ging es: eins – zwei – drei! Erst der Gedanke, dann der Aufmarsch – das ist die Volksdevise.

Es ist schon ganz gut und tut wahrhaftig nicht weh, wenn sich drüben in Friedenszeiten die Berufsrepräsentanten des Gedankens und des Aufmarsches wechselseitig auf den Kappen sitzen; wenn eine freie Kritik den kleinsten Schritt vom Wege der idealen Geistigkeit aufschreibt und eine Kraftdisziplin diese Kritik zügelt. So vermischen sich Geist und Kraft und dienen sich als Stütze. So strömen beizeiten dann alle Adern bewußt und freudig zu einem Ziele. Dann kann das Wunderbare geschehen und ein sozialistisches Blatt bittet dem Kaiser alles Gehechel ab; und der Kaiser läßt sich vom Sozialisten seines Bestands versichern; und ohne Debatte sind 5 Milliarden da; und der Kaiser, der so gut weiß, was er tut und dennoch jede Stimme beachtet, gedenkt vom Schloß aus der Zeiten, wo ihn das Urteil schärfer anfaßte. Er scheint jetzt bei der Entscheidung einen Zug von friderizianischer Herbheit um den Mund zu haben, wenn er so knapp und gottergeben den Ratspruch der Geschichte verkündet. Freudig war er beim Vorbereiten – und da sah er weiter als die anderen. Jetzt, wo er nur noch *will* und nichts Sicheres mehr weiß, wo ihn das Schicksal als Kämpfer fordert, spürt er die »Qual der Könige«. Aber nach 24 Stunden geht es schon Schlag auf Schlag vorwärts. Das Heer steht auf den Beinen und der Bericht nennt nur noch Etappen des Vormarsches: Eydtkuhnen –

Libau – Czenstochau ... Man muß sich hier an das deutscheste Drama der Deutschen, an den »Götz«, erinnern. Wie dessen Schloß von den Kaiserlichen belagert ist und die Munition ausgeht. Er bricht die Dachrinne ab, schmilzt sie über eine Kugelform, läßt das Gewehr und der Probeschuß trifft den ersten Frechling. Das war derselbe Götz, der sich als einer der frühesten deutschen Schriftsteller betätigt hat, und sein Wesen hat die deutsche Nation als Kulturmission übernommen: zwischen Geist und Kraft kräftig und geistvoll die Wage zu halten. Und in dieser hohen Mission, die sich unter dem aufgebrochenen Erdboden wieder als Grundlinie des Weltbestandes zeigt, wird es jetzt von Westen und Osten zugleich angegriffen. Vom Westen, der teils unruhig und ungebändigt den Spiritus verrauchen läßt, ehe ihn der Wille zum Geist sammelt, und teils das metaphysische Gewissen des Geistes im Geschäft verloren hat, und vom Osten, diesem Janitscharen des Instinktes. Und dieser Weltkrieg erweist, daß es Deutschlands Mission ist, zwischen Westen und Osten unverrückbar stillzustehn.

Wenn wir jetzt ein Stück zurückblicken – nur zwei Wochen etwa – und diese zwei Wochen hat das Geschehen am Ewigkeitsmaße erweitert –, scheint es uns nicht, als ob wir all die Jahre in einer Lethargie gelebt hätten, die nur die Vorbereitung zum jetzigen Zustand war? ... Oder sind wir bloß friedensuntauglich, weil die Zeit kommt, wo wir nichts mit uns anzufangen wissen? Nein. Die Geschichte zeitigt Früchte, welche das Menschengeschlecht aufzehrt. Die Luft braucht Erneuerung. Wir wüßten nicht, woran wir litten, und der Krieg belehrt uns: noch klaffte unsere Kultur gegen eine Seite ins Ungewisse; und gegen die andere hin hat sie sich überspendet und ist in ihre Mittel entartet. In der Mitte steht der Zeiger des Gewissens.

Und wir in Österreich? Unser Bruderbund mit Deutschland ist allbedeutend für unser Wesen und unsere Sendung.

Prager Tagblatt, 11. August 1914

34. Wienertum

Zum Tode Eduard Pötzls

Während die Stadt vergessen hat, sich selbst zu leben, ist ihr im Wirrwarr heimlich ein Genius ihres alten Wesens weggestorben. Wird er bei ruhigem Himmel wieder in anderen seine Augen aufschlagen?

Der Humor – nicht als Sprachäußerung, sondern als Gemütsbedingung verstanden – sieht die Gegenwart immer als Diminutiv im Zeiten-

laufe, ihm gilt nur *die* Gegenwart, die ewig geworden ist, ihm gilt nur das Entrückte, aus der Debatte Gezogene, geistig – Währende. Darum bangt er auch vor der Zukunft. Und darum glaubt das Wienertum jeden Moment, daß es aus ist, hält den gegebenen Augenblick für das Ende und nennt jeden seines Stammes den letzten. Aber gerade dieser sentimentale Aschenrückstand, den das Leben hier übrigläßt, ist neuer Brennstoff für das Gemüt. Solange es »letzte Wiener« gibt, wird es neue Wiener geben. Aber sie werden nicht mehr aus einem Volk, sondern bloß aus einem Geist heraus sprechen, immer mehr in Gegensatz zum Lebendigen kommen und am Ende zwar die echten, aber nicht mehr die rechten Wiener sein. Und darum wird ihr Wesen an Stelle der runden Linien des Humors die schärferen Kanten der Selbstwehr haben.

Dem Wienertum fehlt Wien. Es fehlt ihm Raumbeschränktheit und Ruhe, Bescheidenheit und Behagen, das reine Schauen und das reine Lachen und alles, was man »Donau-Griechentum« genannt hat. Das Leben ist zu ernst, die Bewegung zu schnell, die Welt kein Theater mehr. Das Wienertum erweist sich nur noch als Geschmacksventil, das die Arbeit aufhält und die Freude durchläßt. Aber es fehlt ihm Humor, dieser Reichtum der Bescheidenheit und Kultur, diese Liebe zur bedeutenden Ruhe.

Man hat den Tod Eduard Pötzls betrauert, als ob der Herr von Nigerl selbst gestorben wäre. Der wird aber gesund und munter fortleben. Gestorben ist die Kultur, die Herrn von Nigerls Sprache sprach und seinen Anzug trug und die die Kultur Grillparzers und Nestroys war, Raimunds und des Kaisers Franz. Der scharfsichtige Pötzl, der eine gute Portion Selbstkritik als Voraussetzung seines Humors hatte und gegen sich mit viel Strenge verfuhr, ehe er harmlos wurde, wird mehr als einmal sehr hochdeutsch in sich hineingelacht haben, wenn er sich als Dichter des Rindfleischs gefeiert sah. Denn das konnten und können die Ironie-»Bastardln« nie begreifen, daß ein Beinflfleisch, so gewiß es mit Beethoven nicht blutsverwandt ist, unter den »allen Sprachen«, die es dem Lobwort des Wieners zufolge spricht, unter anderem jene einer gastrischen Kultur spricht, welche die Siesta einer geistigen Kultur spricht, welche in einer Zeit, wo sogar dieses Rindfleisch seinen kultursymptomatischen Geschmack verloren hat, der, der es mit Kultur bezahlt, nicht unrecht hat, es anzupreisen. Aber der Lobsänger des Beinflfleischs war ja über den Herrn von Nigerl längst hinausgewachsen, bis zu der Grenze beinahe, wo an die Stelle der runden Linien die scharfen Kanten treten ...

Hat man kein Wort dafür gehabt, daß Eduard Pötzl dem Dichter Peter Altenberg, diesem »Ur-Modernen«, zum fünfzigsten Geburts-

tag einen offiziellen Kranz überreicht hat? Diesem Kranze fehlte alles Blattwerk des literarischen Hokuspokus. Aber der noble, elegante Natur-Ästhet, der im Dialektrock Pötzls stak, schmückte den Kranz aus den Blüten des Gefeierten selber – und es waren die schönsten, die man finden konnte. Vielleicht war das auch eine persönliche Berichtigung: »Sehts – damit ihr nicht glaubts, ich bin selbst der Nigerl. Ich weiß schon, was gut ist. Aber deshalb hab' ich keine Lust, das Schlechte auszuhängen – außer wenn's genug komisch ist.« Ist das nicht die überliefertste Wiener Art? Die Kritik blieb in ihm selbst daheim als ein herber Bodensatz. Aber da er Faxen nicht machte und die Kultur der Scham hatte, diente ihm dieser Bodensatz nur als das edle Gewürz seiner Laune.

Am Tage des Kaiserfestzuges 1908 hat Eduard Pötzl ein Feuilleton geschrieben: »In stillen Gassen«; und es war gewiß eines seiner besten. Am Tage, da alles wegeilte, um zu gaffen, zu drängen und dabeizusein, ging er in den stillen Gassen der Stadt herum, traulich-erhoben in jene eingehängt, die besser zu der feinen Würde des grauen Barock gehörten; er suchte den Genius Wiens und glaubte, ihn im Gestein zu finden. Er fand ihn aber wieder nur in sich selbst. Und so wie er damals die stillen Gassen durchschritt, wird jetzt so mancher nach ihm seine Lieblingspfade schreiten und nach ihm suchen, wie er nach den Seinen suchte ...

Prager Tagblatt, 2. September 1914

35. Der Haß gegen das Deutschtum

Die Suffragetten waren die ersten, die sich als Sklaven derer fühlten, die herrschen konnten. Sie nannten sie darum Tyrannen, haßten sie aus ganzem Leib und taumelten aus dem Vandalismus in den Masochismus. Das hieß: Der Kampf ums Stimmrecht. Es war aber der Kampf um die Stimme – die Empörung gegen die Männlichkeit.

Ein Suffragettenhaß gegen das Deutschtum enthüllt sich jetzt in anderen Völkern. Ein Haß, so wüst und ziellos und ungerecht und kindlich wie der der Weiber, die Männer werden wollen und darum Polizisten an der Nase kratzen und heißes Wasser auf Passanten schütten. Man war gegen sie *gentlemanlike* – gentlemanlike bedeutet im Deutschen: in der Rüstung um Frieden bitten – und bat sie dafür um Entschuldigung, daß das Ausschütten heißen Wassers aus Sicherheitsgründen untersagt sei. Wenn man ihnen dabei auf die Schleppe trat, schrieten sie: »Seht die elenden Tyrannen! Sie zerreißen unsere Kleider,

sie zerdrücken unsere Handgelenke, sie mißbrauchen ihre Gewalt!« Weil nun einmal der Gebrauch dessen, was man selbst nicht hat, Mißbrauch heißt.

Die Suffragetten, mit denen Deutschland Krieg führt, kehren alle dasselbe Motiv ihres Hasses hervor. Bernard Shaw nennt es »Potsdam« (ein Wort, das er der deutschen Ironie gestohlen hat) und meint die Männlichkeit; Maurice Maeterlinck sagt dafür »Barbaren«; Romain Rolland »Hunnen«. Zuviel des Guten! Die Komplimente haben sich zu einer Zärtlichkeit verstiegen, die dem wissenschaftlichen Ohre genug sagt ... Es ist der einzige ästhetische Behelf, den man gegen die Überlegenheit und Kraft hat, in der Kraft allein die Überlegenheit zu sehen und sie isoliert von allem Geiste zu empfinden. Eine Notwehr der Terminologie! Sie muß die Krieger Barbaren, die Sieger Hunnen nennen. Aber sie gibt diese Worte freudiger, aus einem längst gehüteten Reservoir des Herzens her. Die waren nämlich drin, seitdem das deutsche Volk die Frechheit hatte, ein Deutsches Reich zu werden, und seitdem die deutsche Art einen deutschen Besitz im Rücken hatte. Das Gewissen der Völker muß unruhig geworden sein, wenn sie sahen, daß nach einem tausendjährigen, verborgenen Umweg eine Nation plötzlich als jugendlicher Konkurrent dastand, der in der Langsamkeit das sichere Gedeihen erwiesen hatte und jetzt am Beginne war, wo sich die anderen müder fühlten ... Der arme, deutsche Schlucker mit dem großen Geist und dem unendlichen Gemüt, dem man in England so gerne Unterstand gegeben hatte, um ihn sein Zaubersprache aus den Tiefen aufsagen zu lassen, und der in Frankreich als protektionswürdige Abnormität galt, war auf einmal ein großer Herr geworden ... Der Parvenu! Und die Engländer und Franzosen können's noch immer nicht fassen, wie er das Entgegenkommen an Goethe und Kant und Mozart so lohnen durfte und es wagen konnte, sich zur eigenen Sprache, zum eigenen Geist und zur eigenen Geschichte auch ein eigenes Reich anzuschaffen. Seitdem hört man den deutschen Schritt im Ausland doppelt so wuchtig; seitdem nimmt man das einfache Reden für Schreien; das Gemüt für Plumpheit; die Ganzheit für Roheit; die Männlichkeit für Militarismus; und die Ordnung – diese Staatskraft der Gründlichkeit, die den Zweifel als natürliches Gegengift in sich trägt – als Harmonie der Unfreiheit. Seitdem herrscht unter den Schwachen und Neidern die Idiosynkrasie gegen das Deutschtum. Wenn seine Männer Soldaten wären und damit basta, so würde die Uniform nicht sticheln und reizen; aber seine Soldaten sind Männer.

So haben sich die Deutschfeindlichen im Hasse absichtlich ihr Auge und Ohr übernommen. Sie hören im Gang den preußischen

Stechschritt, im Wort das Kommando, in der Versammlung die Prahlerci und sie sehen, wohin sie blicken, die Uniform. Aber sie würden sie auch sehen, wenn es im ganzen Deutschen Reich keine einzige gäbe. Denn sie sehen die Männlichkeit. Und können ihr nirgends ent-rinnen. Der deutsche Philosoph, der aus den Urgründen tiefsten See-lenverlangens spricht – sie mögen ihn nicht mehr hören, weil ihnen selbst die wahre Wurzel der Unendlichkeits-Begierde fehlt, aus der die Kraft stammt; der deutsche Dichter – oh, er spricht so anstürmend und voll; und jeder einzelne der Deutschen wird gleich so schwer und wuchtig und genau, als ob hinter den Spielereien des Lebens noch ein Geheimnis wäre und in ihm selbst ein lauernder Dämon. Am Ende bleibt davon ein Tonfall – dem einen bedeutet er Zucht, dem anderen Gewissen – und dieser Tonfall hat etwas Starkes. Der Haß ist fertig – denn der Mann ist da. Die Völker, deren Kraft oder Geist des männ-lichen Aromas entbehrt, werden zu Suffragetten und taumeln vom Vandalismus zum Masochismus. Allerdings bleibt der erstere nur Wunsch und der zweite leidet die deutsche Tat.

Prager Tagblatt, 24. September 1914

36. Reichtum ist keine Schande

Eine sehr freie Zeitglosse

Schade, sehr schade, daß so oft das kleine, bleich-schwammige, er-hitzte Gesicht des Neides aus diesem Kapitel von Reichtum hervor-gäugt hat! Es bringt daher einen klassentrüben Dunstkreis mit, der es den Reichen leicht macht, sich die Nase zuzuhalten – statt die Oh-ren aufzumachen. So muß ich denn von vornherein unbedingt fest-stellen, daß ich schon das bloße Reichsein ohne Titel und Charakter (und vielleicht nur ohne Titel und Charakter) für etwas Höherbe-rechtigt-Ästhetisches halte wie etwa Wedekind das Glückliche-, Al-tenberg das Schlank- und Liliencron das Dasein. Der letztere, dieser Pascha mit dem leeren Beutel, zeigt übrigens mehrfach, in welchem Sinne: als Freude durch die restlose Selbstverwendung.

Reichtum ist keine Schande. Aber ist es überhaupt zeitgemäß, das zu konstatieren? Ja, weil die Zeit es in Frage stellt.

Nicht bei uns allein, in der ganzen Welt ist große Verwunderung und Ironie darüber, daß gerade die Reichsten zum allgemeinen Hilfs- und Schutzwerk »relativ« so wenig tun. O, dieses »relativ«! Es ist eine Quittung über das absolute Hergeben und zeigt die Relation des Reichen

zu den anderen: er kommt sonst nicht aus dem höheren Gesichtskreis, aber beim Geben versteht er es auf einmal, den Geldwert mit den Augen der Bedürftigen zu taxieren; und er taxiert ihn sehr bedeutend. In Wien gibt es nach der Statistik etwa 1100 Millionäre; sie könnten, ohne sich zu beschränken, sondern indem sie eben ein Quentchen ihres Besitzes nicht in die toten Zuber der Vermögenshäufung sickern lassen, leicht zehn- und zwanzigmal soviel tun, als bis jetzt Österreich im ganzen für Wohltätigkeit und Hilfe geleistet hat. Aber das absolute, gehaltlose, unfruchtbare »Haben« ist der Adel solcher Reichen, um den sie zitternd bangen. Mit dem Weiter-Erraffen und Sich-ängstlich-an-der-Leine-Halten schwindeln sie sich Lebensaktion vor; ihr Wert ist eine Zahlenprogression: von 100 auf 1000 und 10.000. Wird ein Autor sein letztes Buch verbrennen? Ein Staatsmann seine Ideen preisgeben? Ein Sänger sich selbst »schmeißen«? ... Ein Millionär »zurückgehen«?

Die Wohltätigkeit, die in den letzten Jahren ohnedies eine Redoutenmaske trug, hat sich demaskiert. »Wohltätigkeit« ... das Wort allein kommt mit seinem bürgerlichbreiten Grinsen der Ironie so entgegen – daß es sie umbringt; alles, was der Spott daraus nimmt, nimmt er schon aus dem Klang, er verwässert und verschlammt den eigenen Anlaß. Warum? Weil die »Wohltätigkeit« einen gesellschaftlichen Sammelbegriff bedeutet, der dem Sinn des Wohltuns widerspricht; weil hier als Institution und Ostentation zu hören ist, was sein Wesen im Geheimen und Besonderen hat. Die Wohltätigkeit ist eine der originalen Gegenkräfte im Gewohnheitszustand unserer Welt: wie Poesie und Musik und Philosophie. Sie ist das Erkennen, Erfühlen, Erfinden und Erwirken des einzelnen und drum eine geniale Begabung; Realistik des Herzens, fortgesetzt in eine Romantik des Handelns. Nur ein Welt-*Entgegengestellter* kann diese Kunst üben (wie denn überhaupt nur Entgegengestellte eine Kunst üben können), der mit dem Vernachlässigten empfindet, das Verborgene sucht, das Verachtete liebt und sich ganz den Einfällen seines Gemütes überläßt. Aber einer, der mit den anderen in der breiten Vorderlinie steht? Der immer nur den Himmel seines haarbreit »Gesellschaft« sieht? Der zu den Begründern, Wahrern, Nutznießern und Prestige-Verwaltern jenes Zustands und jenes Geistes zählt, in dem das Lebenswürdige seine Not hat ...? Nein, diese Wohltätigkeit geschieht zum Wohle der in ihr Tätigen, aber nicht aus dem Wehe der Leidenden.

Die Wohltätigkeit der Wiener Millionäre ist also nicht sonderlich groß. Und da fragt man nun allenthalben mit großem Staunen: wie ist das möglich? Warum diese noble Zurückhaltung, warum??

Warum? Darauf kann man mit allen Eigenschaften antworten, die im Wesen des Nichtgebens liegen: aus Dünkel, aus Geiz, aus Ungefühl. Aber das sind nur Teile eines Ganzen und dieses Ganze ist: ihr *Reichtum*. Es gibt einen Reichtum, der äußerer Umstand ist und am vollen menschlichen Wesen nichts ändert; das ist vor allem der Idealreichtum derer, die schon das große Los ziehen oder eine Tante in Südamerika beerben müssen, um gehäuftes Geld zu haben. Aber seid getrost: bei ihnen wird es sein wie bei Gerhart Hauptmann, dem im vorigen Jahre die Statistik ein Viertelmillion-Einkommen nachgerechnet hat, mit dem Vermerk, daß er damit sein knappes Auslangen finde ... Dann aber kommt der Reichtum, zu dem man die organische Disposition hat, d. h. die Disposition, ein Nichts zu sein, um etwas zu haben – die Indisposition zum Menschentum. Wie will man von einem solchen Reichen Menschliches verlangen? Er verdankt sein Geld durchaus dem Bestehenden. Er hat – als Abgesperrter – das Talent nicht, zwischen Chaos und Ordnung zu leben, das Ewig-Wechselnde und Unbegrenzt-Mögliche der Welt zu empfinden, im Werden und Vergehen mitzuschwingen, links und rechts aufgerissene Schlünde zu sehen und so dieses Leben in jedem Teile mitzuleiden; ein Talent, das jede Hausbesorgerin hat, die eingerückten Reservisten ihren Apfelstrudel zum Bahnhof trägt, und jedes Dienstmädel, das seine Sparkreuzer darreicht ... Ja, aber da liegt es gerade: Hausbesorgerinnen und Dienstmädchen verwalten das gute Herz – also sei es ihnen belassen! Das Wohltun ist ja doch – soweit es den Salon und Basar nicht drapiert – eine Proletensache; der Kleinverschleiß der Humanität liegt zu fern – und der Großbetrieb schämt sich, mit ihm zu konkurrieren, da es nun einmal demselben Zweck gilt. Wohltaten – mein Gott, die gibt es in der Welt des Mangels! Darf etwas aus ihr zum Exterritorialen herüberdringen, in jene Sphäre, wo das Annehmen schmutzt? Schmutzt nicht auch durch die Berührung das Geben? ... So wird die Wohltätigkeits-Unterlassung zur Standespflicht.

Shakespeare – der jetzt in der Welt der Millionäre für den Boykott in Frage gekommen ist und den die Schnorrer umso lieber für sich in Anspruch nehmen – gebraucht als ärgstes Schimpfwort den Ausdruck: »Bettler!« Damit ist aber kein Hungerleider und Habenichts gemeint, sondern eine Kreatur, deren Himmel ein aufgerolltes Notenpapier ist, ein »armer Sklav, der mit gefülltem Leib und led'gem Mut, die grause Nacht, der Hölle Kind nicht sieht«. Die Taschen fühlt man förmlich leer aus den Hosen hängen, wenn das Schimpfwort auffährt. Es bedeutet die unendliche Armut des nichtigen Vorteilsbedachtes; Bettler ist einer, der nichts als sein Äußeres hat, mit dem Drang zum Äußersten, das

ihn, sich immer riesengroß neben seine Kümmerlichkeit malend, noch schäbiger macht; bettelhaft sind die Existenz- und Verdienersichter des Strebentums. Bettelei: das ist die Kleinigkeit des irdischen Auskommens inmitten des ungemessenen Reichtums der Welt, das ist die Gemüts- und Denkgangsart jedes »Narren, des Sinn nichts weiter fühlt als eig'ne Pein ...«. Und in diesem Sinne ist die Frage leicht zu beantworten, warum so viele Reiche so wenig tun: aus *Armut*.

Indessen wird man, wenn demnächst ein unbekannter Herr in unseren Kreis tritt und uns ein Bekannter rasch die Zahl seiner Millionen ins Ohr flüstert, laut und taktlos abwehren müssen: Warum?? Reichtum ist keine Schande! ...

Prager Tagblatt, 11. Oktober 1914

37. Die vergessene Sandrock

(*Zum Zeitanschluß des Burgtheaters*)

Das Burgtheater sucht ehrbaren Zeitanschluß. Als es wiedereröffnet wurde, gab man sich in dem engen Fachkreis, der nur noch das Kulturressort »Burgtheater« als amtliches Überbleibsel zu führen hat, die Pose, als würde jetzt die große Kunstglocke zum Kriege schlagen. Aber es blieb bei »Burgtheater-Deklamation« – wie zuerst an Stelle des Erfassens die windige Ironie den alten Stil nannte und wie es jetzt richtig auf die Würde ohne Rückgrat, den Pomp ohne Größe, das Pathos ohne Atem paßt. Man schlug ungefähr im Jahrgang 1870 nach, übertrug die Weiheworte mechanisch in unsere Zeit und markierte ganz geschäftsmäßig Reverenz – so wie man indes oben auf der Bühne »Burgtheater« markierte. Und einige wiederum strichen sich den alten Sorgenbart und strickten seufzend aus den Begriffen »Zeit« und »Burgtheater« einen ästhetischen Plauderstrumpf.

Das Burgtheater gehörte zu den bröckligen Werten des sich zu Ende neigenden Friedens, zu dem überraschten Geschlecht, das für eine neue Zeit keine Idealfassung seines Wesens bereit hatte und das jetzt verloren zwischen dem Gestern und Morgen zappelt, indem es sich jedenfalls vom Heute den Anstrich nimmt. Aber diesen Anstrich hatte ja das Burgtheater von jeher und er hieß: Hoheit. Es hat den Heroismus schließlich zur Mache verpatzt, warum sollte es also am Anblick des Heroismus »sich selber« finden? Es müßte erst die Bindeglieder zu seiner Vergangenheit (deren vorhandene Ausstattung noch mehr wert ist als alles literarische Bühnengetue), es müßte – da

Pathos keine Sache der Kunstdressur und Inszenierung ist – die schauspielerischen Vollwesen finden, die die Zeitkraft ungebändigt aus sich herausschreien, zügellos aus sich heraustoben und den großen Kriegsdämon *in* sich haben. Oder, wenn es nach diesen vergeblich sucht, zumindest solche, die anders sind, nicht anders spielen, die ein Geburtsfehler zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, indem er ihrer Natur die abgeschiedene Einheit gibt. (Und man erinnere sich hier daran, daß Laube ein Meister-Manager von kuriosen Nasen, Stimmen und Gestalten war, die dann ihre innerlich verdiente Karriere machten.) Aber auch die werden zu früh von der platten Theaterei gegängelt, ehe sie in eine große, strenge Zuchtschule kommen. Wen sieht das Burgtheater an Stelle der Großen und Originalen im Umkreis? Naturalistische Faxenmacher, Marktfiguranten, Ibsenstotterer, Auffassungskomödianten. Es sollte aber weiter und weiter suchen. –

Während in Wien also zeitgemäße Burgtheater-Deuterei getrieben und im alten graziösen Lirumlarum ein Kunstschicksal beredet wird, hört man aus Berlin, daß Adele *Sandrock*, die einstige Burgtheaterheroine mit dem »großen Talent und den noch größeren Hoffnungen«, in großer Not sei. Einer ihrer Freunde wandte sich an Hermann Bahr, den beharrlichen Mitfühler der Minoritäts-Talente, den Parteirufener auf der äußersten Linken des Könnens und Nicht-Dürfens. (Der allerdings auch manche förderte, die Nicht-Können gedurft haben.) Von ihm kam nebst einer generösen Versicherung der Bescheid, daß der Sandrock in Wirklichkeit nicht zu helfen sei, da die einzige Hilfe wäre – »daß sie wieder ans Burgtheater käme«. Das ist wahr. Aber ich glaube, daß das Burgtheater ihr im Augenblick weniger helfen könnte als sie dem Burgtheater.

Aus dem elegischen Nachhall der Wolter war sie hier aufgestiegen, aber man verzieh ihr scheinbar nicht – wie es ja immer das Kennzeichen einer Repräsentanz ohne Seele war, das letzte Wesen als neue Form zu statuieren –, daß sie nicht die Wolter war. Die Dinge liegen einer deutlichen Impression weit zurück, aber wenn es anders war, war es gleichwohl dasselbe. Das Burgtheater hat bekanntlich, seitdem es keine Großen hat, ein Hausgesetz. Ein sehr aristokratisches Hausgesetz, das die Allüren des Pathos behält – ohne das Pathos zu erlauben. Dawison hat seinen Direktor tätlich bedroht; und wenn das auch nicht den Erlaubnisschein seiner Kunst darstellte, so war es jedenfalls der Kunst zu danken, daß überhaupt unter dem Direktionssitz fortwährend eine niedergedämpfte Revolution kochte. Heute aber kann man schon beinahe im Exzeß eine Kunstverheißung erblicken; so wenig hat die Noblesse gehalten.

Das Hausgesetz verbietet Genie. Es taucht die Kunst in eine Weiheluft schulklassischer Harmonie. Das Erreichen-Wollen des Vorbilds ist gestattet und nicht das Erreichen oder Übertreffen, das vorerst neue Wirkungspfade geht. Zurückhaltung des Talents, Ausrundung der Ecken und Zacken mit traditioneller Watte ist die oberste Regel.

Die Sandrock aber? Sie hat die beiden Theater-Pole der ausartenen, d. h. großen Weiblichkeit in sich, welche die Asche des Dämonisch-Heroischen geben: Iphigenie und Cleopatra. Sie ist Herrscherin und Dulderin zugleich, denn sie hat den Stolz der Rasse. Ihre Schwäche kann taubenmild und himmelblau sein und dann wieder verhängt und wüst. Was sie sonst noch kann und wie sie erscheint? Ihr volles Wesen gibt kein Detail ins Auge. Es kommt eben alles aus dem Vollen und geht ins Volle zurück. Ihre Sprache ist vom leiseren Atem des Tändelns und vom stärkeren der Leidenschaft bald vibrierend, bald entflackert und immer edel ohne gestochenen Rhythmus, ohne die Politur des Bedachteten. Ihr Spiel beschränkt in der Freiheit, frei in der Beschränkung – Natur und Theater zugleich. Nur spielt sie gewissermaßen am liebsten mit aufgelöstem Haar. Aber selbst dazu hat sie inmitten so vieler Gretchenzöpfe und Kopfdiademe, Hysterielöckchen und Pikanteriefrisürchen und angesichts so fester Hausgesetze recht. Aber daß nicht ihre Haare allein ungebunden sind – daran hat sie jetzt zu leiden. – Die größte deutsche Schauspielerin der Gegenwart steht in der Ecke, während ihr die sogenannten Individualitäten aus ihrem Fonds die weiblichen Freiheits-Register phlegmatisch wegspielen.

In Berlin ist Adele Sandrock in Not, in Wien das Burgtheater und eines wegen des andern. Ist ihnen zu helfen?

Prager Tagblatt, 30. Oktober 1914

37 a. Disziplinierte Knaben

Den geschlechtserneuenden, wehmütig-stolzen Inbegriff des Krieges habe ich bisher nie in feinerer Bedeutsamkeit wahrgenommen als durch dieses Zufallsbild der Stadt.

Hinter dem Schwarzenbergplatz schneidet ein lockeres Spalier den Weg ab. Es ist Kriegszeit – mit herzugerannt! – was gibt es, Extraausgaben, russische Geschütze, Verwundetenkolonnen? Nein – ein heiteres Klingklang und junge uniformierte Radfahrer in bedächtiger Fahrt, paarweise, zu dritt, zu viert, ungeordnet, aber in gleichem Tempo. Sie biegen von irgendwo um die Ecke, so daß die vielen

Nachzügler überraschend kommen. Am Ende ist man statistisch zufrieden. Wieder ein Wertfaktor mehr im Kriege!

Eine angenehme Störung, wiewohl es nichts zu begaffen gab als Fahrräder und Kindergesichter. Und doch zieht dem klingelnden, gelassen bewegten Schwarm etwas von der lieben Harmonie nach, die sein Anblick bot, und das leere Gesichtsfeld scheucht aus einer ungeklärten Betrachtung.

Was war es, was an dieser Radfahrgruppe so unbestimmbar reizvoll wirkte und in der Empfindung Mannesfreude und Rührung gegeneinander tauschte? ... Zunächst fesselte schon der militärische Zweckgebrauch der Vehikel. Das Fahrrad ist sonst ein Requisite der bürgerlichen Ungebundenheit, ein Motor der Ausgelassenheit, das Sinnbild beliebiger Fortbewegung. Der Mensch liegt, pickt, pendelt drauf. Es ist ein rollendes »Dulliah«. Und nun sind da auf einmal assentierete, geordnete, erzogene, subordinierte Fahrräder, die so ganz dem Drilltakt gehorchen, als wären sie an den Marschbeinen befestigt. Die rollende Truppe hat soviel Schneidig-Strammes wie die reitende oder schreitende.

In den Sätteln aber sitzen Burschen von kindlichem Ausdruck und schmalen Gliedern – Knaben! Ihre Physis hat es vorläufig nur zum Nötigsten gebracht, zu Muskeln und Sehnen, gerade soviel, als ein leichtes, lebendiges Instrument braucht. Sie gehören also völlig zum federnden, straffen Gerüst, auf dem sie sitzen, und man kann sich denken, daß manch einer von ihnen es so hätschelt und pflegt wie Georg, Götzens Bursch, sein Leibbroß.

Diese jungen Buben von 16, 17 und 18 Jahren sind Soldaten. Knaben, die Männerdienst versehen. Sie haben heute die Pflichten und Mühen wie alle die übrigen wetterharten, schnauz- und stachelbärtigen, körpermassiven Militaristen, die dem Krieg gehören. Sie unterstehen derselben Regel, tragen dasselbe Bewußtsein. Und das rührend Anmutige ist nur, wie unauffällig sie dieser Regel und diesem Bewußtsein gerecht werden, obwohl sie um nichts weniger Kinder bleiben. Da schielt keiner mit einem Lausbubengesicht über seine Mission und kokettiert mit dem Publikum; da nimmt keiner Züge und Posen an; da zeigt keiner dieses erste Symptom der Pflicht-Unfähigkeit, sich mit ihrer Erfüllung in den Spiegel zu schauen. Sie sind alle sachlich, ohne Würde. Knabenhaft in der frohen Unbedingtheit, kindlich im reinen Blick und männlich durch ihren Wert. Das Ausfallfreudige des Buben ist hier im frischesten Ansatz verwendet, ohne daß es aus der zugewiesenen Bahn bricht oder dem Ernst ein Schnippchen schlägt.

Disziplinierte Knaben. Die Kinder von gestern, die Männer von morgen und in diesem Stadium das symbolische Kriegsgeschlecht. Preis und Mittel des Kampfes ist in ihnen vereint; ihre freudige Jugendseele ist der Preis, ihre Jugendkraft das Mittel. Sie sind das reinste Material, diese Knaben in Uniform, denen das disziplinierte Gehorchen als Vorpflcht des Herrschens innewohnt. Ihr Kindergesicht aber bezeugt, daß sie daneben noch ungehemmt von der Vorschrift ihre ausschwärmende Freiheit haben ...

– Eine Straßenimpression. Hat sie der Tagesbezug über Gebühr vergrößert?

Prager Tagblatt, 31. Oktober 1914

38. Der Griechischprofessor

Ein französischer Universitätsprofessor soll, wie die Blätter berichten, zu zwei Monaten Kerker verurteilt worden sein, weil er deutschen Gefangenen zum Fall Antwerpens gratuliert und sie über den Stand der großen Schlacht beruhigt habe. – Der Deutsche ist streng genug in seinen Gefühlen, diese Meldung zunächst allgemein zu fassen, und er weiß dem Professor für diese Güte lockerer Herkunft wenig Dank. Dann aber besticht der Ausnahmefall: Die Höchsten und Geistigsten des Landes sind verblendete Hasser und raffen sich nicht einmal zu einer Neutralität des allmenschlichen Mitleids auf – und da ist ein Feingebildeter, der aus der solidarischen Kette springt, dem allgemeinen Chorus widerspricht und dabei zu keinem weltgerechteren Fühlen verpflichtet ist als die Berühmteren – das heißt doch wohl: Tieferschauenden? – des Volkes. Wer ist dieser Mann? ... Und wieder möchte man aus seinem Nationale nicht verallgemeinern; denn gerade dieser Krieg blamiert solche Kardinalsätze und verteilt die Stimmungen scheinbar ganz nach Zufall. Rechnen wir also lieber mit einer verirrten Sonderlingsliebe zum Deutschtum, ehe wir den Dank tiefer stimmen, als die Tat war. Aber – weiß der Himmel – da steht ein Wort, das wie kein anderes bedeutsam und erfahrungsgemäß zur Tat paßt: der Professor lehrte *Griechisch* ...

Griechisch! – das Wort klingt so mild und hell im wüsten Schrapnell- und Phrasenhagel der modernen Kulturnationen wie etwa der spanische Dichtername an jener Stelle von Grillparzers »Bruderzwist«, wo der verbitterte, morose, zeitverekelte Kaiser mitten im trüben Diskurs auf den Schreibtisch zugeht, ein Buch aufgeschlagen findet und in heiterer Liebe die Aufschrift nachspricht: »Lope de

Vega! ...« Eine innige, goldene, freie Gemüts-erinnerung im kranken und schwatzlauten Umkreis! – Und so hebt sich auch hier vom tagesverhängten Blick der Vorhang und läßt ein wunderbar-trauliches Etappenbild des Geistes schauen: Griechisch – die Sprache der träumenden Gottverwandtschaft, des erdenbescheidenen Umgangs mit dem Unendlichen, des Mönchtums der Heiterkeit! Die Sprache des weltverlorenen Suchens und des welterhobenen Genießens, der reinsten Ausdruck der Philosophie. Die Deutschen waren die ersten und Besten, die sie in ihren Schoß erbten. Noch schloß ihre physische Freiheit, als ihm Psyche im griechischen Altertum ihr eigenes Kinder- gesicht erschaute. Die kleindeutschen Beamten der Welt- und Wahr- heitserforschung sammelten an den Universitäten alle Brosamen des hellenischen Geistes zusammen und schrieben mit Vermerk und Zu- tat ganze Bücher voll. Dann kam Winckelmann, der erste Tatgriecher des deutschen Volkes, ein korrekter Schullehrer, der sich willig vom griechischen Wahnsinn nach Italien und ins Verderben ziehen ließ und unübertrieben und gewissenhaft, wie es in der Art dieses seelen- verschämten Volkes gelegen ist, das seine Funktionen zu Lehrsätzen beschwichtigt, das hellenische Evangelium verkündete ... Nach ihm kam Lessing und der deutsche Klassizismus und Goethe, der mit grie- chischen Quadern auf deutschem Boden baute. Aber das Griechische brauchte von nun an den Deutschen nicht mehr gefunden zu werden. Es blieb die Sprache der edlen, musikalischen Gedankenreligion und war es für Schopenhauer und Nietzsche und auch für unseren un- gleich gemütsbequemen Grillparzer, der den Homer am Klavier prä- ludierte und in seinem Tagebuch so oft unmittelbar die Worte ab- wechseln ließ: »Dien perdidit!« und – »Griechisch gelesen«. Grie- chisch war für das deutsche Volk eben immer die Umgangssprache mit der großen, schönen Gefühlswahrheit.

Die Deutschen gaben also den anderen Völkern den Dolmetsch darin ab. Franzosen und Engländer mußten den holprigen Umweg machen, um zum Schönheitsbegriff der inneren Ruhe zu kommen. Und manche unter ihnen waren allerdings mit deutscher Himmels- sehnsucht oder deutschem Himmelsrespekt auf die Welt gekommen. Unter diesen sogar der Franzose Taine, der in seine Geschichte der englischen Literatur, ob willig oder unwillig, unsere Kunst und Phi- losophie wie einen magischen Hintergrund hereinschimmern läßt und auf Schritt und Tritt vor den Pforten deutschen Erkennens steht. Und wie hat der Engländer Thomas de Quincey, der transzendente Opiumraucher – in England muß man Opium nehmen, um unter den vielen zu sich zu kommen! –, ein Geist, der das Griechische mit der

Zärtlichkeit der Narretei liebte und seine Gedanken aus griechischen Hüllen klauben mußte, um sie auf englisch auszusprechen, wie hat er vor den deutschen Brüdern und Meistern sein Haupt gesenkt und sie um ihre dunkelklare Weisheit befragt! Er wußte, daß die Liebhaber des Griechischen die Lieblinge des Griechentums waren. Und nach ihm, in viel neuerer Zeit, Walter Pater, der tiefe Kunstapostel, der Wilde und seine Gegner unter den gleichen Reverenzhut zu bringen vermochte – er hat Goethe eine erkenntnisschlanke Statue gesetzt, in der alles mitgeformt und mitgetrieben war, was jetzt die Deutschen ihren Feinden zeigen. Sie alle, er und die früheren und die anderen ihres Geistes, waren Griechischprofessoren, ohne akademischen Lehrgrad, aber mit echtster Geweihtheit für dieses Fach. Und auch sie wären wohl der griechischen Naivität fähig gewesen, dem gefangenen Landesfeinde durch die Brille blauäugig zuzulächeln wie Kollegen, die es toll und blöd um sich branden lassen und unbeirrt bei ihren Göttern bleiben ...

Gäbe es eine deutsche Académie française, der französische Professor müßte ohne Abstimmung in sie gewählt werden – als eine Antwort auf Maeterlincks Wahl in die französische ... Aber jetzt schon darf man daran denken, daß die Deutschen, wenn sie ihr Schwert eingesteckt haben, vor dem naiven Hochverräter und Patrioten ihr Griechentum nicht blamieren.

Prager Tagblatt, 8. November 1914

39. Die Altersfrage

Der Durchschnittsmensch taumelt von dem Moment an, wo die Arbeit sein Leben wird, durch die Jahre. Er läßt sich, solange er jung ist, mit einer Koketterie unnötiger Nachgiebigkeit – die ihm die Jugend selbst ersetzt – vom Sausewind der Zeit treiben, blickt nicht vor- noch rückwärts und bleibt nicht stehen. Er gewöhnt sich ins Leben ein und vergißt sich selbst. Vorher aber war er ein peinlicher Kontrollor seines Lebensalters; denn wenn man viel zu buchen und noch mehr zu erwarten hat, macht man gern Bilanz. Man wiegt den Tag und den Genuß und der Geburtstag vollends hat auch ohne Glückwunsch und Klimbim seine Feierlichkeit. Aber da kommt plötzlich eine Ecke; man hat die strenge Ökonomie der Lebenszeit heraus, blickt auf den spärlichen Gewinn der Jugend, fürchtet, die Zeit zu verlieren, indem man ihr zu genau nachrechnet – und rechnet nicht mehr. So können wir es in Grillparzers und Platens Tagebüchern lesen: wie sie zuerst

mit großer Weihe hinschreiben: »Heute werde ich einundzwanzig« ... »Gestern war mein Geburtstag« und eine ganze Schleife musikalisch-melancholischer Betrachtungen daran knüpfen und wie sie dann mählich immer knapper, bitterer und förmlicher dieses Datum notieren ... Und die beiden waren keine Durchschnittsmenschen und haben ihr Alter gespürt, wenn sie es auch nicht zahlengenau im Kopfe hatten!

Auch das ist jetzt anders. Die Zeit rüttelt an das Gewissen jedes Alters. Ihr bloßes Ereignis stellt an die Menschen ein Kreuzverhör: Wie alt bist du? Wie erlebst du's also? Was wird es für dich noch bedeuten? ... Denn wenn das Leben der Welt wieder von vorne beginnt, dann möchte man in Kraft und Frische nicht älter sein als sie. Und die Leute, die bis jetzt wie in einem Tunnel durchs Leben fahren, sehen von der luftigen Hochbahn dieser Zeit aus ihre Jahre in einem Panorama vor und hinter sich liegen ... Der Krieg, der die Ausnahmsmenschen nervös macht (wiewohl er selbst die hergebrachte Nervosität heilt), macht aus den Durchschnitts- Ausnahmsmenschen. Jetzt erst wird ihnen das All-Mögliche im Gefühl Ereignis. Jetzt erst werden sie über sich selbst gehoben und müssen in der Eile des sicheren Augenblicks rasch alle Koffer ins Ungewisse packen; jetzt erst verstehen sie das Leben selbst als romantischen Ausnahmzustand. Und das alles durch ein Plakat, das sie zur Stellung beim Konskriptionsamt auffordert.

Diese Musterung reißt sie plötzlich aus all den bequemen Gelegenheits-Zusammenhängen, die sie für ungenießbar gehalten hatten, hebt sie aus dem bürgerlichen Existenzkleid, in das sie so schön hineingewachsen waren, nackt hervor und zwingt sie, sich selbst zu assentieren. Da sehen sie nun auf einmal, daß sie staatsoffiziell noch »jung« sind; daß der Körper, den sie nachlässig in eine Lebensaufgabe gesteckt oder in eine Pflichtenhülle hineingeschwindelt haben, noch etwas gilt; daß das große Schicksal noch Anteil an ihnen hat; daß sie noch weiß Gott geschupft werden können; aber sie erhalten auch ihre physische Selbstgefälligkeit zurück und fangen wieder an, wie einst in den Jugendtagen, sich als physisch-geistige Einheit zu empfinden. Nichts haben sie im Gedächtnis öfter zur Hand als das Datum ihrer Geburt. Die Altersfrage ist ihnen wieder eine Gewissensfrage.

Darum heißt auch die Nach-Assentierung – nicht durch ihre Entscheidung, sondern durch ihre Prozedur – »Gerichtstag halten über das Ich«. Vor Jahren ist man in diesen Räumen hier ungebraucht unter Ungebrauchten gestanden; ein Bursch unter Burschen; und selbst wenn man schwächer war, im Vollgefühl einer gelenken und ungehemmten Jugendlichkeit. Buben und Halbmänner rings im Kreis. Die

Körper so frisch, entwicklungsfröh und jugendbewußt wie die Geister. Nun kommt ein Wiedersehen. Gestalten der zweiten Blüte sind da. Männer, die sehnig und gedrunge aussehen und doch aus früherer Zeit die weiche Naturzeichnung noch mitbringen. Aber da sind auch andere, die das Alters-Gewissen bedrücken und melancholisch machen. Was vermag der Mensch in zehn, fünfzehn Jahren aus sich zu machen! ... Ohne Zweifel: Er hört zu früh auf, sich in Nacktheit zu fühlen. Das Hemd ist ihm gleichsam näher als die Haut. Er sollte aber möglichst häufig alle Einbildungs-Gewänder ablegen, die ihm die Tage angezogen haben – vor allem: die »Würde«. Denn ich glaube immer, daß unter ihr die Leiber schimmeln.

Eins kann man jetzt schon sagen: Dieses Geschlecht, das in einem Tag Jahre erlebt, wird länger jung bleiben. Denn es wird sich gewöhnen, sein Leben bis in die spätesten Tage parat zu halten für den Moment, wo wieder das Schicksal ruft.

Prager Tagblatt, 4. Dezember 1914

39 a. Von der Zukunft des Schwanks

Eine Unterredung mit Gustav Maran

Wir gestehen, daß wir uns nicht ohne Lampenfieber anschickten, eine lose Beziehung zu Gustav *Maran*, dem lang entbehrten Komiker des Josefstädter Theaters, in das Beet eines regelrechten und hochnotpeinlichen »Interviews« zu leiten. Denn es ist das Wesen und der Witz dieses Künstlers, daß er sich in Sprache und Haltung, in Mund- und Augenausdruck gegen die Geschraubtheit alles Stilisierten und Öffentlichen auflehnt und es – um im Fach-Jargon zu sprechen – »schmeißt«. Wie wird er also vom erhöhten Gesprächsstuhl aus unserem Interesse für seine künstlerische Zukunft, die auch die Zukunft einer ganzen Kunstgattung ist, begegnen?

Es war am Tag der letzten Maran-Première, die dem ergötzlichsten und feinsten Komiker Wiens nach halbjähriger Krankheitspause die Gelegenheit geben sollte, sein ungeschwächtes Können zu zeigen. Der Künstler saß gerade – nicht lange vor dem Auftreten – beim Klavier. Ein Abglätten der Nervosität. Und wie er uns dann in seiner noblen Schlankheit, mit dem altersfeinen Kopf und dem dabei bubenhaft geschnittenen und zwinkernden Gesicht entgegentrat, da empfanden wir die Jugendlichkeit dieser Nervosität im Gegensatz des Alters besonders anmutig.

Es galt nach einer durch den Krieg ausgesperrten Kunstart, der französischen Posse, bei ihrem symbolisch gewordenen Verkörperer zu fragen. Und was würde nun sein Literatur initiierendes Wesen *Deutsches* an ihre Stelle setzen?

»Ich bin froh«, sagt Maran, »daß ich in diesen Possen nicht mehr aufzutreten brauche. Ich hab' gerade genug davon.«

– »Aber glauben Sie nicht, daß das Französische Ihrem Wesen un-
gemein entgegenkommt? Sie haben es doch darin zu einer Spezial-
marke gebracht!«

»Ach – das war gar nicht französisch – das war einfach so *meine* Art.«

Es liegt viel Bescheidenheit in dieser achselzuckend gesprochenen Bemerkung. Denn sie betonte nicht das eigene Originalwirken, sondern die Verwahrung gegen einen »höheren« Zusammenhang. Und wir überlegen einen Augenblick: war es nicht ein Unrecht gegen diesen Künstler, sich aus seiner Meisterschaft die Impression eines fremden Volkstums herzuleiten, statt in den vorgeführten »Werken« Kreationen seiner künstlerischen Überlegenheit zu sehen?

»Glauben Sie mir, daß ich das, was ich kann, in anderem Rahmen lieber zeige. Um wie viel mehr Vergnügen hat es mir seinerzeit – vor achtzehn, zwanzig Jahren – bereitet, in Bauernfeld und Benedix aufzutreten! Ja – auch im alten Benedix.«

Das bloß Frivole behagt dem tieferen Naturell Marans nicht. Und wie er uns übrigens selbst an einer Stelle des Gespräches scherzhaft zudroht: »O – wie frivol!«, da nehmen wir hinter der Komik dieses Ausrufs ein Gelände wahr, das eines reicheren theatralischen Anbaus wartet. Harpagon und Tartuffe steigen aus dem Wort und eine Menge klassischer Gestalten. Maran kommt auf sie und sein einschlägiges Repertoire zu sprechen. Ja – das ist ein Feld! Aber bei der modernen Literatur scheint ihm die Ausbeute gering. Für Anzengruber und Nestroy fühlt er sich nicht genug dialektischer – bei dem durchlaufenden Dialektanklang seines Sprechens ein andeutendes Symptom künstlerischer Peinlichkeit! ... Und die anderen? Schnitzler und Bahr? – Keine Rolle weit und breit!

»Ich trete also wieder in Stücken auf, in denen ich mir das Geschriebene auf der Bühne umschreiben muß. Aber vielleicht wird es jetzt doch bald deutsche Komödien geben. Autoren sind ja in Sicht, die Zeit macht sich günstig. Aber ich muß halt warten ...«

Beim Abschied erst fragen wir nach Marans Befinden, das die Wiener im Sommer so besorgt gemacht hat. Sein rosig überhauchtes frisches Gesicht und sein munterer Gang haben die Frage vorher als »unaktuell« ganz vergessen lassen.

»Ich fühle mich schon wieder ganz bühnentauglich. Und dann hab' ich's ohne Arbeit schon nicht mehr ausgehalten. Ich bin froh, daß ich jetzt etwas von dieser unangenehmen Krankheitsluft, in die ich versetzt wurde, im Beruf abstoßen kann.«

Es ist vor der Vorstellung und Herr Maran geht – »umschreiben«.

Prager Tagblatt, 6. Dezember 1914

40. Episoden des Deuschtumms

Für das Wesen eines Volkes ist das Epische kaum so bezeichnend wie das Episodistische. Jenes mag die Höchstleistung seiner äußeren Muskulatur gegenüber der inneren Schwäche bedeuten; die Klotzkraft seines Taumels; einen Rhythmus ohne Gehalt. Dieses aber gibt Durchblicke, nicht bloß Überblicke. Es stellt die Einzelheit dar, in der der ideale Riß des Ganzen gezeichnet ist, eine Blutfaser des Volksgewebes. Wer kann noch zweifeln, daß das Volk durch und durch vom selben Blut getränkt ist? ... Die Deuschtumsepisoden dieses Krieges von seinem Beginn bis zum heutigen Tage könnten ein Buch füllen. Ein Musterbuch für künftige Gymnasien, von dem wir uns jetzt schon vorstellen, daß es die Skeptiker der Deutschstunde zur Parodie reizen wird: zu viel Tugend und zu wenig Realistik! Aber das ist schon gut so. Denn wir haben es erfahren, daß das, was die Buben als harmonisch und tagesfern langweilt, das Elysium der Jünglinge und Männer wird! Das Perikleische Zeitalter besteht für den Neuling aus tausend Übungssätzen und einer Pädagogenlüge. Den Begreifenden entzückt die Wirklichkeit jener Harmonie, die episodistische Durchsättigung einer Zeit mit Schönheit. Selbst auf den Abwegen des Lebens galt noch ihr Geist! Und daß es Kleinkrämer und Philisterschöpfe waren, die einem Sokrates das Licht ausbliesen, besagt gar nichts dem Umstand gegenüber, daß man damals am Marktplatz philosophieren konnte, ohne vom Dionysostheater als Conférencier berufen zu werden ...

Der ästhetische Enthusiasmus, mit dem wir das Deuschtum dieser Zeit miterleben, hat dieselbe Quelle wie jener, mit dem wir das Griechentum des Perikleischen Alters nacherleben: Die Vollständigkeit des wirksamen Geistes. Daß er so tief wie kräftig ist, bezeugen die Episoden. Da war gleich, wenige Tage nach dem Ausbruch des Krieges, eine Meldung im Kleindruck: Der General, der Lüttich erstürmt hatte, lehnte es ab, den Zeitungen sein Bild zu geben, weil er nichts als seine Pflicht getan habe. Hier ist *ein* Symbol – und hinter dem deutschen Bild gleich der deutsche Urgrund! ... Woher rührt der Erfolg?

Davon: Wie selbstverständlich einem das Bemühen ist. Wer die Lorbeerkränze vor der Tat sieht, wird diese nie vollbringen. Aber dieser Herr von Emmich, dessen Name schon ganz in eine Liliencron- oder Fontaneballade paßt, hat seinen Generalsberuf eben als die Pflicht betrachtet, ihm gerecht zu werden – das heißt: zu erstürmen, wo es die Losung ist. Andere begnügen sich vielleicht mit Titel und Rang und dem schönen Wunsch und überlassen das andere der Zufallslaune; haben sie den Erfolg, so haben sie die Ehre, haben sie ihn nicht, so haben sie doch ihren Beruf geübt. Für den enthusiastischen – d. h. bis zur Genialität sachlichen – Deutschen hingegen ist Beruf und Erfolg identisch; er sieht von allem, was möglich ist, das Erreichbarste. (Überall: Im Dichten und Denken und Dreinhauen.) Und hat er es erreicht – dann sinkt er demutsvoll in die Knie – vor dem Gott, der ihn nicht straucheln ließ. Die Charlatane und Nichtskönnner sind Selbstanbeter; gerade weil sie der Erfolg nichts gekostet, sind sie nachher so furchtlos und aufgebläht; aber wäre der Atem der Gefahr an ihrer Seele vorübergegangen, sie würden ernst und demütig, wie nach einem Gewitter. Das war das Deuschtum des Herrn von Emmich; und er, der vielleicht als Pensionist oder goldener Hochzeiter gerne der Zeitung sein Bild gegeben hätte, hat in der Erstürmung von Lüttich die Höhe gewonnen, von der er die Volksgunst als Lotteriegewinst sah. Über die Nacht des Kriegsgeschehens wird jeder deutsche Feldherr zum deutschen Philosophen ... Eine Episode, die einst mit zur Erklärung der Geschichte dienen mag.

Oder etwas ganz Unbeachtetes und weit davon Gelegenes, was den prompten Rechtswahrern Deutschlands im Kampf gegen die »Auslandsmeinung« mindestens eine Pointe gegeben hätte: Zu Kriegsbeginn stand irgendwo im Allerlei der Notizen, daß sich der Schuster Voigt zur deutschen Armee gestellt habe und wirklich für Heereszwecke in Verwendung stehe. Auch eine Episode des Deuschtums ...? Vielleicht. Der Schuster Voigt ist, wie man weiß, der Hauptmann von Köpenick. Er hat seinerzeit neben dem echten auch viel affektiertes Lachen auf sein Konto gebracht. Das »Revolutionäre« jenes Späßes hat in Wahrheit vielfach gemeinen Operetten-Instinkten geschmeichelt. Und am Ende gefiel einem die seriöse Prinzip-Ableitung besser als der Vorfall. »Der Militarismus funktioniert zu mechanisch!« ... Aber je gründlicher man die Anekdote studierte, desto flacher erschien einem ihr Lehrwert – mochte man auch hochbefriedigt buchen, daß in ihr gleichsam die »reservatio mentalis« eines ganzen Volkes stofflich geworden war. Sie ist nicht mehr als das gewesen. Was kann die tiefste Seele des Militarismus im Frieden sein? Blindeste Genauigkeit.

Was Geist an ihm ist, wird erst in der Praxis frei, dadurch, daß sich die Disziplin mit dem Zivilempfinden der Nation, dem Stolz, dem Freiheits-, dem Kulturgefühl vermählt. (Wäre der Geist früher sichtbar, so ergäbe dies eine Armee von Bramarbaseuren und Stänkerern, die den Staat schädigen.) Konnte man also im Prinzip anders als befriedigt sein über dieses unbedingte Klappen des Apparates? Was einem daran zu seelenlos schien, dafür hat der deutsche Eulenspiegel-Humor ein Exempel statuiert. Daß dieses Exempel ganz Deutschland – das Deutschland mit der genauen, disziplinierten, straffen, automatischen Armee – zum Lacher hatte, bedeutet genug. Darin versinnbildlichte sich: wir müssen's so haben – aber wir können auch anders ... Der zuchthäuslerische Schuster hat sich zu freiwilligem Dienst gemeldet. Nicht aus Uniform-Manie – er arbeitet in der ärarischen Schuhfabrik. Bernard Shaw sieht, daß am Ende auch die praktischen Vollstrecker seiner »Potsdam«-Ironie dem vielbeneideten, eisenumpanzerten und doch frei atmenden Genius »Potsdam« verfallen.

Ein anderes Bild: von Potsdams Schloßherrn. Es ist nicht mehr bloß das Titelbild der »Woche« – sondern der Zeit. Vorher, in der Muße des Friedens, nahm sich die Kritik (die am eigenen Maß die Tätigkeit nie als Vorbereitung der Tat ansieht) die Freiheit, den Kaiser ästhetisch zu betrachten. Und dem Element der Seßhaftigkeit (nicht: der Gesetztheit!) waren seine Reisen ein satirischer Stoff. – Genug an Rückblick! – Der Kaiser reist wieder. Er schwingt von West nach Ost und wieder nach West wie das unruhige Pendel Mitteleuropas. Unruhe war ja immer das intime Stück, das von der kaiserlichen Person in den Vordergrund entwichte. Sie ist – von so hohem Sitze unverhohlen geäußert – ein Zeichen von Enthusiasmus als Eigenschaft, von pathetischem Mitgefühl – mit sich oder dem Volke. Daß dieses »sich« und das Volk eins, beweist die Zeit. Was ist es anderes als Mitgefühl, das zum äußersten Miterleben und Miterwarten drängt, was anderes als der naive Demutsglauben (hier hat man des Gottesgnadentums andere Seite!), die kaiserliche Nerven könnten sich nicht umsonst aufopfern – wenn der Kaiser immer dorthin reist, wo sich das Geschehen zur Entscheidung ballt? ... Der Frieden hat die Programme, der Krieg die Beweise. Kaiser Wilhelm, der früher die Endsätze seines Programms kündete, erlebt jetzt ihre Voraussetzung. Sein Sinn hatte schon die Möglichkeit dieses Krieges durchflogen, als er das »apostolisch« betonte. Nun, wo der Krieg los ist, fühlt sich der apostolische Kaiser als erster Diener des Staates ... Immer entfaltet sich in der Mitte idealer Gegensätze hierhin oder dorthin strebend das deutsche Werk; und breitet sich zwischen ihnen so völlig aus, daß es im anderen

den anderen und in beiden nur sich selber findet ... Staatsdiener oder Gottgesandter – zu beiden Bekenntnissen wirkt die Pflicht der Liebe ... Wenn man auswärts auch noch so beharrlich deutschen Geist und deutsche Tat scheiden will, sie sind ein Fleisch und Blut.

Der Kaiser und sein Lieblingskanzler haben sich versöhnt. Fürst Bülow, der Fünfundsechzigjährige, der schon auf der höchsten Kriegsstaffel gestanden war und jetzt wohl nur noch mit Hilfe der Bibliothek und der Ruhe das abgeschlossene Arbeitsstück seines Lebens in Harmonie zu sehen hoffte, wird auf einmal einige Ranggrade unter seinem letzten Beruf beschäftigt. Welche Schule muß der Ehrgeiz durchmachen, um sich so zu bescheiden? Gar keine. Denn der deutsche Ehrgeiz – jener andere Kanzler, der unlängst seine logisch-philosophische Abhandlung über »Ursache und Entstehen des Weltkriegs« sprach, erhärtet das noch sichtbarer – ist ein Schaffens-Ehrgeiz. Das Militärsystem nach dem Satze: »Der rechte Mann am rechten Platz« ist wahrhaftig auch im Reich des Geistes nur von Nutzen. Da gibt es weniger Erstrebtes und mehr Erreichtes, weniger Ambitionen und mehr Arbeit. (Daß es in Frankreich umgekehrt war, daran leidet jetzt das Land.) Fürst Bülow hat dieses Gesetz ganz selbstverständlich angenommen; er fühlt sich jetzt – wie jeder andere im Deutschen Reiche – einzig als Mitarbeiter. Jedes Stück, das er als solcher leistet, gilt ihm als Sieg. Und gern kämpft er mit seinen 65 Jahren mit. – In Deutschland gibt es eben kein i. P. Wer noch mitlebt, muß mittun. Das hat der Fall des Herrn von Hindenburg gezeigt, und das zeigt jetzt auch Fürst Bülow. Denn es ist eine Eigentümlichkeit des deutschen Volkes, daß sich jedem seiner Männer in Zeiten, wo das Vaterland zu kämpfen hat, von selber ein »z. D.« auf die Visitkarte schreibt.

Noch ein anderes Deutschtum gibt es freilich neben diesem, eins, das gleichsam von der Kraft in den Mund lebt. Es ist das schon von Börne entdeckte »Käseblättchen«-Deutschtum. Aber hinter dem Ungeist dieser Deutschtumsepisode lauert unmittelbar Schopenhauers, Nietzsches, Wedekinds Geist. Sie sind die Feldherrn des inneren Kriegs, denen das deutsche Volk so ruhig vertrauen kann wie den Klucks und Hindenburgs.

Prager Tagblatt, 11. Dezember 1914

41. Der Mut zum Pathos

Man spricht und liest jetzt viel vom »Pathos der Zeit«. Vielleicht etwas gar zu viel und gar zu geläufig. Denn: Pathos ist eine schöne Sache; aber ich möchte nicht zu allen Mahlzeiten und von jedem Mund davon reden hören. Das Wort ist schwer und voll und bedeutend; und dies darum, weil es die Welt aus der weitesten Distanz und vom freiesten Standpunkt nimmt. Und wenn sich nun die Zeit selbst bei jedem Atemzug Pathos unterschreibt und aus nächstem Anschauen ihr Kennwort findet, wenn ihr das bewußt ist, was, bewußt, schon nicht mehr da ist – dann mag eben leicht der Verdacht aufkommen, daß ihre flinke Terminologie auch schon das Pathos bei der Hand hat und daß dieses Pathos ein Geschwisterkind des Tango ist.

Was ist denn eigentlich Pathos? Ist es eine tönende Wildheit des Fühlens? Ist es die ganze, große Empfindung? Ist es der erhöhte Atem der Tat? ... Nun ja, das ist auch Pathos. »Burgtheaterpathos« sagt man in Wien; also Darstellungs- und Vortragspathos überhaupt. Das wird in kriegerischer Zeit nie schwer zu konstatieren sein. Aber bleiben wir einmal bei diesem »Burgtheaterpathos« und das Vergleichsbild wird uns Tieferes sehen lassen.

Das Burgtheater war vormals und noch bis zur Neige des neunzehnten Jahrhunderts die Bühne Shakespeares und Sophokles'. Es war die zeitlose Bühne der Kunst, zu der der Hörer und Zuschauer hinaufblicken mußte; hier war der Maßstab der Überlebensgröße, die Akustik des Weltraums, das Spiel der Zeitentrücktheit. Hier wurde die Gabe der theatralischen Selbstempfindung Handlung. Und diese theatralische Selbstempfindung war das Pathos. Seine Form war also seine Natur. Der zerschlissene Garderoben-Purpur bedünkte echter als der echtteste; die Papierkrone war aus reinstem Gold; die Jamben klangen natürlich; die Gesten waren bedeutend; und aller Stil war: ideales Leben ... Da kam eine andere Zeit. Das Pathos war unterdessen gewöhnlicher Lebensstoff geworden. Es drang in alle Parlamente und Redaktionen, in die Universitäten und Gesellschaftsräume, ja zum Schluß in alle Krämerbuden und Wasserköpfe, und was davon übrig blieb, war: die Phrase. Sie war aus einer chemischen Verbindung des Gesamtpathos mit dem Einzel-Nichts fest geworden. Überall lagen nunmehr die Phrasenschiefer und Phrasensplitter und Phrasenblöcke herum. Bei der Lyrik hießen sie bekanntlich: »Herz« und »Schmerz«, »Vaterland« und »Mutterlaut«, »Baum« und »Traum«; in der Politik: »Freiheit« und »Licht«; in der Philosophie: »Los von Gott!« und »Hin zum Affen!«. Kurz, der Welt wurde allmählich sehr, sehr übel. Sie gab dem

Pathos schuld statt seinem Auswuchs: der Phrase. Und vollends nach 1870, als Nietzsche gegen die Phrasenelemente von Siegrunkenheit und Verstandesfrechheit, von Koloritanschauung und Bürgerbildung zu wettern begann – er leistete notabene unbewußt, indem er die Geschichte wegräumte, der Technik Vorschub –, wurde das Pathos auf die Proskriptionsliste des Geistes gesetzt. Nun kamen die Intellektuellen! ... An Stelle des alleinseligmachenden Gefühls der alleinseligmachende Aphorismus. Das wasserblütige, beintrockene, schmalbrüstige, niedrignüchterne [Geschlecht] kroch hervor, das Geschlecht, dessen Gott die Gescheitheit war und das mit Schreibtafel und Kreide die Welt auf »richtig« und »unrichtig«, auf »gedanklich« und »äußerlich« zu kontrollieren anfang. Damals stand das Burgtheater noch fest und einsam. Und noch hatte es sein wirkliches, ehrliches, großes Pathos. Aber es erging ihm damit in der neuen Zeit sehr schlecht. Die hatte das Pathos ganz verlernt und sah es nur noch als Form. Sie war »besoffen vor Nüchternheit«. Und so begann auch das Burgtheater sich zu schämen und wagte einmal einen Ausflug zu Ibsen. Dabei aber hat es sich scheinbar so erkältet, daß es jetzt noch verschnupft und nervös ist und sich so scheu und blaß im Rahmen Shakespeares bewegt wie ein Spitalsentlassener in der freien Natur.

Das Pathos der Zeit! ... Wenn wir uns mit jenem äußeren Pathos, das so leicht die Ironie weckt, nicht begnügen wollen, dann berufen wir's lieber nicht! Dann hüten wir uns davor, das Wort »Pathos« auszusprechen; sonst wird es uns nicht bloß im Handumdrehen zur Phrase, sondern wir bleiben auch nur den Phrasen entlang pathetisch. Das wäre aber Widersinn. Es gibt kein gezüchtetes, sondern nur ein zeugendes Pathos; denn es ist nicht Echo, sondern Schall selbst. Es ist die mächtige Akustik des Herzens, der Größenwahnsinn der Empfindung, die Übertriebenheit in Permanenz! Und es ist im weiteren auch eine Lust an malerisch-musikalischer Welt- und Zeitbetrachtung, selbst gegen zehntausend Detailproteste der Vernunft! ... Machen wir uns lieber wahrhaft zu diesem Pathos Mut. Der Krieg hat einen Lärm erzeugt, in dem die Scham über blinde Hingerissenheit und pompöse Getragenheit untergeht. Im Gegenteil: Das Donnern der Kanonen, der Schrei der Granaten, das freie Zorn- und Kraftentfalten, das hemmungslos brandende Getöse rings um uns schleift unseren Atem mit. Aber wir trauen uns noch nicht heraus. Einer sieht den anderen an, aber über ein »Hoch!« und »Hurra!« bringt's keiner. Solange ihr Fauteuil nicht weggeschwemmt worden ist, bleiben sie sitzen und bilden sich sogar etwas darauf ein, daß sie nicht aus der Fassung kommen, die »kulturelle« Ruhe nicht verlieren und das neue Geschehen mit

alten Augen betrachten. Daher dieser Mißklang, der in allen Neben-
debatten zum Kriege bis jetzt lag. Denn in allen war, von einer steifen,
leimriechenden Sachlichkeit umhüllt: die intellektuelle Scham ...
Werft sie doch weg! Laßt euch vom Moment erziehen! Schämt euch
nicht, »Hoch!« zu rufen, wenn es kein anderer ruft, schämt euch
nicht, Phrasen zu sprechen, an die ihr glaubt oder glauben wollt,
schämt euch der Gesten nicht, wenn ihr sie auch im Spiegel seht, und
auch nicht des unsachlichen Rhythmus! Dann wird auch das wahre
Pathos erblühen und nicht jenes, das auch der Kriegstag in kritisch
gehackten Portionen zuteilt.

Immer entsteht das Pathos der einen Zeit aus dem Ekel an der
Übernüchternheit der vergangenen. Und fürchtet nicht, daß aus dem
Boden dieses neuen Pathos wieder die alten Phrasen wachsen. Die
wollen wir uns später mit vereinten Kräften schon gut anschauen!

Prager Tagblatt, 3. Januar 1915

42. Die vorahnende Literatur

Ein Versuch

Irgend jemand hat irgendwo geschrieben, die deutsche Literatur sei
vom Kriege geradezu überrascht worden. Wie man den Jahrgang 1913
auch durchblättere, nirgend fände sich ihre Mission, Vorahnerin der
Zeit zu sein, erfüllt. Nämlich: nirgend sei zum Kriege gedrängt, nir-
gend sei der Krieg abgebildet.

Damit kann das Staatsgewissen Deutschlands für Gegenwart und
Zukunft nur zufrieden sein. Denn es bedeutet einen Gut-Point mehr
für die Offensichtlichkeit seiner Unschuld, es offenbart, daß Deutsch-
land der Überfallene war. Aber umso weniger könnte sich die Litera-
tur ihrer Unschuld freuen. Denn: der überraschte Staat war gerüstet;
da sollte sie es nicht gewesen sein? Sie, die aus der Zeit und für die Zeit
empfindet, die im Schimmer der Tagundnachtgleiche das Vergangene
festgebildet und das Künftige vorgezeichnet sieht, für die des Lebens
Wesen Zusammenhang ist; sie soll die neue Luft nicht vorgeahnt ha-
ben, in der das neue Wesen durch Zufall oder Vorbestimmtheit mög-
lich wurde? ... Nun, wer da nach Kriegsbroschüren oder Alarm-
schriften oder Blutgemälden sucht, ist von vornherein den falschen
Weg gegangen. Denn damit hätte die Literatur den Beweis ihrer Mit-
schuld, aber nicht ihrer Mitempfindung erbracht. Auf dem Deckblatt
steht die Zukunft nicht. Blättern wir um!

Wie hießen die Führer von 1913? Im Drama: Hauptmann und Wedekind. Im Roman: Thomas Mann. In der Lyrik waren es Hunderte und gar keiner. Und wenn wir nun dieses ganze Beste durchschneiden, welche Impression gibt das Grundmotiv der Zeichnung? Die Kunst, ans Ende des intellektuellen und psychologischen Selbstgebrauchs gelangt, wird beschaulich und erwartet oder sucht das Weltereignis. (Das heißt: das Ereignis in der Welt.) Wieder eine Wende von der selbsterstrittenen zur austeilenden, von der suchenden zur ruhenden Kunst, wieder der Inhalt von gestern als Form von heute, wieder nach dem Kampf das Spiel! ... Ruhe und Kolorit zeigt jener Durchschnitt; eine Ruhe, die vorerst noch Müdigkeit ist und sich nach dem Stahlbad sehnt; und ein Kolorit, das noch ganz breit und voll ist – wegen der berühmten Blässe des Gedankens. Die Stimmung noch ein Feinextrakt des Gehirns. Aber schon verträgt sie den schweren Schritt des »Außenvorgang«, schon darf die weite Welt in ihr auftreten.

Nicht zufällig sind also gerade im Jahre 1913 Hauptmann* und Wedekind** mit Stoffdramen gekommen. Diesem hatte sich alles zeitgenössisch Sagenswerte zu zeitlosem Wissen ausgegoren, und er griff nach einer biblischen Welt, um sie aus der seinigen darzustellen; jener hatte das Land gesehen, wo Probleme wieder zu Natur werden und aus der Natur wachsen, wo man bloß aufheben muß, um zu finden – Griechenland, zugleich aber Dichtungsland schlechthin; denn bisher kannte er nur den Dichtungsgeist. Und auch er langte in einer Sprache, die der Himmel beruhigt und die Sonne gewärmt hatte und in der doch auch spitze Brocken von geistiger Selbstzeugtheit waren – Bruchstücke aus dem Handgemenge von Welt und Wesen –, nach der Legende. Beide Dramen zeigen Vorrat und Szene – aber die wissen miteinander nicht fertig zu werden. Der Vorrat ist da von langer Schulung, von weiten Erkenntniswegen her; er braucht sich bloß auszugeben. Aber Ithaka und das Land der Philister sind doch eigentlich so entfernt wie Odysseus und Simson fremd. Die stärkste Phantasieeinfühlung läßt die Gestalten nicht zur Höhe der Szene wachsen. Die Dichter übersetzen sich also die historische Zeit in die Gegenwart und Gegenwartsmenschen in die Vergangenheit und erzeugen durch dieses anachronistische Katzensilber in gleicher Weise das Interessante und – Unhistorische ihrer Stücke. Ihre Helden sind theoretisch gerändert. Sie haben eine dreiviertel gefühlte Wirklichkeit. Das eine

* »Der Bogen des Odysseus«

** »Simson«

Viertel hätte unsere Zeit hergeben müssen. Aber die war erst hinter den Kulissen anderer Länder in Vorbereitung dafür. Das beinahe krampfhaft herbeigeführte Schwerheldentum des Odysseus und die dogmatisierte Einfalt des Simson, sie entfalten sich jetzt sehr natürlich und sachlich im ganzen deutschen Umkreis.

Die hundert Lyriker kann man zu dem einen Romancier nehmen. Denn was sie – bis zum Expressionismus, dem Goetheschen Landungsort der Gegenständlichkeit – auf allen möglichen Vorstufen singen, fließt dahin, wie er sagt. Sie trauen sich das Spezialwort schon aus dem Feuer zu ziehen oder sie schämen sich, es noch darin zu lassen – die höhere Technik! Nur freilich: zur Ökonomie haben sie noch nicht genug freien Atem; ihre Sprache ist ruhiger als sie selbst, auffallend ruhig, irritierend ruhig. Abgeklärtheit, die nach Abgespanntheit aussieht. Sie werden, da sie schon so vollkommen sind, ein Wetter in der Welt brauchen, um »sich anzubringen« ... Einen plötzlichen kalten Luftzug, der ihr Wesen starr und hart macht, ehe es sich setzt und zersetzt ... Im Doktor Gustav Aschenbach, dem Helden der Thomas Mannschen Novelle »Der Tod in Venedig« (vielleicht der besten neueren Novelle der Deutschen), ist dieses Wesen schon selbst wieder eingefangen. Und vielleicht repräsentiert sich in ihr vollends die Kriegsahnung der deutschen Literatur.

Mit diesem Gustav Aschenbach müßte man sich über vieles unter vier Augen unterhalten. Man müßte ihn wählen lassen: ein ganzer Mann oder ein ganzer Künstler zu sein – in beiden Fällen aber um Gottes willen nicht diese Novelle zu erleben! Sich erst an der Grenze des vollen Selbstwillens das hungrige Herz mit Poesie stopfen zu lassen, aber nicht einige Literaturgrade vorher, wenn man überhaupt noch beim »Essen« Enttäuschungen fürchten kann und die alte, liebe, naive »Illusionserhaltung« als Ausrede des Verzichts nimmt. Nein – das schmutzigste Stück Erlebnis ist, ganz unter uns gesagt, noch mehr wert als eine notdürftig um den Entgang zusammengenestelte Schleierpoesie, die *nur* vom Entgang und nicht auch vom wirklichen erschauten Wert des Entgangenen zehrt ... Und wenn sich Thomas Mann darüber hinweghelfen will, dadurch, daß er dem »Schleier« eine Goethesche Konsistenz gibt, so geht das gerade noch auf die Dauer einer Meisternovelle ...

Der Schriftsteller Aschenbach ist der Tiptop-Künstler 1913. Ein Beamter der Kunst, der sich jeden Bissen des Lebens entgehen ließ – um es festzuhalten. Woher die furchtbare, anachoretische Mühe des Schaffens? Weil er mit dem vollkommensten Gehirn das Nichts der Umwelt zu bebauen hat. Er ist ganz offenbar vom Detailschleifen ge-

kommen und hat Poesie geträufelt. Dann ergriff ihn der deutsche Gründlichkeitstrieb und er wurde im Baufleiß zum Märtyrer seiner eigenen Sprache (deren Selbstzucht, nach des Dichters Worten, ein Teil des militärischen Preußentums ist, so wie diese ganze Figur mit ihrer wohlgeordneten, durch Höchstspannung schöpferischen Seele); ja, er schuf sich wohl eine Registratur aller Weltnuancen, war fanatisch im Klarsehen, pedantisch im Betäubtsein und hatte dabei am Schreibtisch die ganze mondäne und maschinelle Gegenwart verschluckt. Und je schärfer sein Auge und sein Wort wurde, desto träger dünkte ihn die Luft umher, desto satter, müder, kranker und gewitterhafter. Ja, es ist alles herrlich für die Sinne und den Verstand da, aber es macht schläfrig. Es nützt sich selbst ab. Etwas fehlt. Etwas Elementares. Vielleicht das gähnende Chaos als allgegenwärtiger Gegensatz. Zu gepolstert ist die Welt und ihre Seele spricht Französisch.

Der Schriftsteller Gustav Aschenbach fährt nach Venedig. Die erste Haltestelle vor Italien, dem Gelobten Land. Dieses Italien war für die Kunst und Künstler sonst eine Jahreskur. Aber dem Schriftsteller scheint es, daß es diesmal doch nicht das Südliche, Freie, Schwärmende ist, was ihm fehlt. Er hat, noch nicht am Ziele, Nordsehnsucht. Er bleibt in Venedig. Hier wird ihm ein Bubengesicht Erlebnis. Aschenbach vertreibt sich die Zeit mit Blicken auf den Buben, auf sich und auf die Kunst. Mit einer Art Langweile kommt er von einem aufs andere, vermischt Gefühl, Kunst, Selbstbetrachtung, läßt sich davon hölderlinisch umnebeln, konstatiert dazwischen, daß die Welt allmählich ins Seltsame, Bizarre zu sinken scheine, und bleibt, auch als der Bub wegfährt (so weit hat er's gebracht, daß er sich auf die Reizungen des Nichterlebens verlegt), im Strandessel sitzen, der höchsten Stimmung und des tiefsten Denkens voll. Ein fauler, süßlicher Geruch schwebt durch Venedig. Der Schriftsteller achtet nicht darauf. Er möchte in sein eigenes, dämmerndes Empfinden versinken auf Nimmerwiedersehen. Der Geruch wird intensiver, er kommt von einer Epidemie. Der Schriftsteller bleibt und überläßt sich dem Schicksal; das heißt: er benützt dessen Hand zum Selbstmord. Er sitzt im Strandkorb am Meere bis in den Tod hinein ...

Die Tragödie dieses Schriftstellers spielt sich nicht so unabhängig von der Zeit ab, als daß die Frage zu banal wäre: was geschähe, wenn in das versonnene Zutodeermatten des deutschen Dichters auf einmal der deutsche Heerruf dränge? ... Ohne Zweifel: er spränge auf, höbe den Strandkorb, würfe ihn weit hinaus ins Meer, um sich selbst nichts Ärgeres anzutun, und riefe aus: »Evviva! Jetzt beginne ich, was ich seit langem vorhabe und was mir zu Hause in Randschriften und Notaten

herumliegt – und schreibe eine Geschichte Friedrichs des Großen, des einzigen, herrlichen, begnadeten Fritz!« Er wußte auf einmal, wozu er so geordnet und ordentlich war. Er wäre nicht nur »im Gange« – sondern am Platz. Des Daseins Abgründe sind aufgerissen – nun riecht es nicht mehr nach Patschuli, sondern ist bis in die Fingerspitzen tief und freudig fühlbar ...

Vielleicht wird einmal einer späteren Zeit die Novelle Thomas Manns als das Wendepunktwerk deutscher Kunst zwischen Frieden und Krieg erscheinen. Denn in der Tat: kein anderes ist im ausgemeisterten Gefühl und Geist so auf der Höhe des letzten Friedensjahres; und kein anderes verliert sich wie dieses gleichzeitig in einen Dämmer der Überreife, als ob es nur gerade auf den ersten Blitz und Donner Schlag wartete ... Vielleicht war der Schriftsteller, der im Jahre 1913 im Strandkorb vor dem Meere saß: die deutsche Kunst.

Pester Lloyd, 11. Januar 1915

43. Vor dem Regal

Ich stehe vor dem großen Bücher-Regal meines Freundes und mustere wie so oft die Einbandrücken, um mich durch die unumschränkten höheren Welten des Schrifttums tragen zu lassen, zu leuchtenden Erinnerungen zurück oder in vorgemerkte Regionen der Erwartung. Dieser Bestand hier ist doch unverrückbar und vielbedeutsam geblieben, wie sehr auch alles andere vom Treibriemen des Tages mitgeschleift wird! Und ich stelle mir bei jeder Aufschrift rasch das geistige Gelände vor, um endlich auf jene zu kommen, die mich ganz zeitgerecht einladen würde, im Buche zu blättern.

Da ist gleich oben ein bekannter, großer Name: Dostojewski. Es hat noch immer im Aug' und Finger gezuckt, wenn man das las. Schwergewichtige Massivwelten der Stimmung und Betrachtung, unbehauene Leidenschaftsblöcke voll psychologischem Geäder, durchlochte Wüsteneien. Jeder Satz wirbelt das Denken auf und drückt das Herz nieder. Jede Silbe schwängert die Luft problematisch. Aber – da sitzt schon ein Hemmungs-»Aber« im Schlund. Übersetzen wir es rasch und aufrichtig in Kritik! Dann muß ich sagen: aber – ein Russe!

Ist das Zeitbetäubtheit? Gehört es zur seichten Kumulativfeindschaft derer, die eine Nation ausnahmslos unters Militärmaß ihrer Rekruten stellen? Nein – im Gegenteil, eher hindert der Umgang mit den Drübergewachsenen am nötigen Zeitgefühl. Und dennoch könnte ich jetzt den Russen Dostojewski nicht lesen, mag sein Werk auch auf

ewig als Chiffre gebucht sein. Denn früher war die Fahrt in des Dichters Lande zugleich eine wohlwollende Forschungsreise, auf der man das Widerwärtige und Beklemmende nicht feindselig empfand und nur den Kunstriß des unter einem so sonderbaren Himmelsstrich auch sonderbar gestalteten Menschentums als Geschenk nahm. Heute stehen wir mit dem Widerwärtigen und Beklemmenden im Krieg. Was oft unser mitleidiger, utopischer Begleitgedanke war, ist aktuell und *unsere* Tat. Der Starrkrampf des Riesen Rußland ist jetzt seine Stärke und Mauer. Und hinter dieser Mauer liegt erst Vorder-, dann Hintersibirien. Das Leidensepos eines seelenumnebelten Volkes erstreckt sich von hier bis ans andere Meer. Eines argwöhnisch vor Fremden zusammenzuckenden, in die eigene Qual verbissenen, an der Last seiner Größe tragenden und zum Gott des Lebensverhängnisses – der eigenen Seele, wie sie glauben müssen, um, unfrei, dennoch leben zu können – inbrünstig aufblickenden Volkes. Sentimental-orgiastische Christlichkeit vom einen Ende bis zum anderen. Der Geist ist darin etwas bis auf seelischen Widerruf Gestattetes und also gleichzeitig Dämonisches und beschränkt, auf jeden Fall aber durch die Mischung von Verbohrtheit und Abgerissenheit ein originelles Putzstück. Der Nebel, den man sich anderwärts selbst spinnt, ist ihnen um und um über den Kopf gewachsen. Immerzu tropft die Träne, aber es ist nicht die wahre Träne, welche die Wehmut aus einem gesunden Herzen gießt, sondern der gewöhnliche wäßrige Abfluß aus einem kranken Herzen. Wäre sie bedeutsam und groß, dann müßte das Volk auch lachen können. Aber gerade dieses Urkennzeichen der Menschlichkeit, gerade das Lachen fehlt in dem allslawischen und allchristlichen Krankenhaus Rußland. Sein Volk hat *eine* Manie und *einen* Glauben: dem Gott vermählt zu sein, der es leiden läßt.

Wie ist's also mit Dostojewski? Soll ich wieder die großen Originalgebilde anstauen und kann ich übersehen, aus welchem Mutterboden sie wachsen? Unmöglich. Wie ekelerregend mutet jetzt der gepeitschte Tiefsinn an, die Mumientrauer dieses großwahn sinnigen Kleinheitsgefühls, dieser selbstumfriedete Scharfsinn, der nur als ein Streusalz am russischen Seufzer haftet, diese ganze pathologische Geistigkeit, die bloß ihrer vorbestimmten Umsetzung in Kosakentum wartet! ... Ich kann Dostojewski nicht lesen. Und auch Rowlenko nicht und Gogol und selbst Tschschow und den lichtesten: Gontscharow – wir können es alle nicht. Denn wir können bei dem nicht Ruhe finden, wogegen wir Krieg führen. Und es gibt nichts Ärgeres – wie auch unlängst ein Schriftsteller richtig gesagt hat – als wässerige Toleranz.

Weiter gesucht! Zweite Reihe: Französische Autoren. Eine ganze schreibfrohe, wortgewandte, universell bewegliche Kolonne voll der Urteile, aus denen die Weltstraße gepflastert ist. Da steht alles drin: Tod, Leben, Kunst, Liebe (und noch einmal Liebe), Gesellschaft, Philosophie, Alltag, Unendlichkeit, Geschichte, Salon (und noch einmal Salon) – von jedem etwas, so daß man es selbst wieder auf einer französischen Wortplatte sammeln muß: »Bouillon« oder »Ragout« oder so in der Art dessen, was duftet und nichts wiegt. Alles sehr gescheit und geschmeidig, aber in der Kehle zur Welt gekommen – gesprochen, geschrieben, gedruckt! In einer Sprache, in einem Ton, in einer Farbe; immer fix, immer wohlauf. Ein unaufhörliches Sprechen und kein Atemholen. Dieses Sprechen ist der Salonzustand des Fühlens und Denkens. Warum können wir es nie nackt und schmutzig finden oder warum den Schmutz und die Nacktheit nie anders als phrasenbekleidet und blumengeschmückt? Einst war das ein Ergötzen für den Gast: er schälte sich den Sinn aus der Hülle und behielt – *sie* für sich; er lernte Theaterei, gekreuzte Beine, leichten Atem, Manschettenrascheln, er wurde wollüstig, traute seiner Sprache und fand den Mut, zwischen dem Stumpfsinn und den letzten Zielen mit der schönen Mitte vorlieb zu nehmen. Er lernte geistige Manier. Nun aber? Die französische Manier und die russische Seele passen zusammen. Gipsmasken sind beide. Eine beschränkte Seele – die über das Gefühl: *âme* zu heißen, nicht hinauskommt – ist unter der einen, ein beschränkter Geist unter der anderen. (Und aus dieser Wahlverwandtschaft haben sich die Franzosen und Russen im 19. Jahrhundert wohl so häufig getroffen und sich Form und Inhalt wechselseitig erborgt.) Wir aber befinden uns mit der Gabe, schnell zu sprechen, im Kriege, mit der gewissenlosen Vernunfttechnik, mit der Kunst: zu leben, ohne zu leiden. (Wie bei Rußland: zu leiden, ohne zu leben.)

Was in dieser Reihe steht, hat intensiven Papiergeruch. Das Agile, Grazile, Habile ist tot wie das Geschwätz vom vorigen Tag. Auf jeder Seite Grandezza und Haltung. Und nirgends Aufruhr und Echtheit, Entartung und Keuschheit, Wildnis und Ruhe im Verein! Kann man etwas in dieser Lack- und Galasprache, in diesem seelenlosen Gescheitheitsstil lesen, wenn der Wunsch nach Sieg die Mißachtung des entmannten Herrentums lebendig in sich begreifen muß? ... Welchen Autor von Nasalklang und im Nasalgeist ich da angeschrieben sehe – mir blickt immer derselbe spitzbärtige geölte Anshetenkopf des Belklon entgegen und [ich] spüre immer denselben Katakombengeruch des Salons. Vom Höchsten bis zum Geringsten diese Positur und Politur, das Fertigsein vor dem Dasein. – Der Instinkt ist gereizt. Und

darum sehe ich auch über Diderot hinweg und Montaigne, dessen klarer Kopf sich's in der fließenden Sprache gar so gut gehen ließ. Nichts davon! Auch die Franzosen muß man vorläufig ad acta legen.

Dritte Reihe: Macaulay und Ruskin, Tennyson und Moore und andere. – Eine unterdrückte Geschmacksnotiz erwacht voll Ingrim. Schon lange war einem irgendwie der germanische Anlaut peinlich. (*Notabene* auch bei der bloßen Zeitungslektüre.) Das hatte die verwandtschaftliche Stimme der Biederkeit und Lauterkeit, der Unbedingtheit und Genauigkeit und dabei klang es doch wie die blamierende Sprache des »Vetters vom Lande«. Ja, es mutet manchmal beinahe durch die scheinbar absichtliche Geistesentfaltung der stammgemeinsamen Tonart wie eine Parodie auf das Deutsche an: große, geschweifte Periodenzüge, geräumig hallende Satzrotunden, humoristisch bemessene Beiworte, alles wahrhaftig und ambitiös – und ins Deutsche übersetzt kam ein Kinderspruch heraus. Gesalbte Seichtigkeit! Oder die Innigkeitslyrik, die mit einem eingeschränkten Warenlager von Worten deutschen Gefühlsreichtum markierte! In Poesie und Prosa Bürgerwürde und Bürgerbravheit, holzbockige Erlauchtheit. Eine Feierabendmuse nach dem brutalsten Werktag: eine Literatur, deren Seele und Richtung dilettantisch ist. Aber freilich, dieses herablassend-hohle England ist im höheren Sinne – so ungeistig, daß ihm seine eigene wahre Kunst immer entgegengesetzt war. Und darum ist in dieser Reihe – in der uns Kraft und Ruhe jetzt wie Rauheit und Feigheit erscheinen – die unbedingte große Ausnahme: *Shakespeare*.

Ein Berliner Blatt hat unlängst die Frage ausgeschickt, was man jetzt lesen soll. Die Antwort ist umso leichter, wenn man sich vorstellt, was man nicht lesen kann. Muß also auch der Kunstsinn die Neutralität aufgeben? Im Gegenteil. Aber je gerechter er sie bewahrt, desto mehr wird er im eigenen Lande bleiben.

Prager Tagblatt, 7. Februar 1915

44. Der sonderbare Tag

Sonderbar und fremdartig ist der Tag, der uns umgibt. Himmelsbläue, Sonnenschein und milde Luft; der sentimentale Frühling ist da, die Seele liegt auf der Hängematte, schaukelt sich und blickt in den Äther. Sie nimmt am feierlichen Bangen des Wachstums teil. Der Verstand läßt sich indessen nicht umschlälern; er sammelt und ordnet die Zeitatome, ist mit großer Politik befaßt, studiert Geographie, steigt ins

Volkswirtschaftliche hinab und fühlt sich wichtig. Die Phantasie hebt sich über den nächsten Boden und hat, in Begriffe und Bilder gedrängt, das Weltpanorama zu Füßen. Die Gewohnheit begegnet Widerständen und wird von jedem Moment überraschend und neu zur Anpassung gefordert. Das Herz sieht Scheinbilder, umschleiert sich selber und fragt beim Verstand an. Dann ziehen frische, junge, lachende Truppen vorüber und es empfindet, stark aufzuckend, das Wort: Staat. Ein Wechselspiel von Sehen, Denken und Fühlen, das man Geschichtsmalaria nennen möchte. Was ist der Grundton des Sonderbaren in, um und über uns?

Unser Dasein ist wieder einmal wirklich theatralisch. Wie oft haben wir in romantischer Schreibtischsehnsucht darnach verlangt und zum Himmel gebettelt, daß wir endlich Rollen bekommen und sie nicht kennen, daß der Wellenstoß der Zeit fühlbar mittreibt, daß Unerwartetes zum Ereignis werde und Ideen den Tag darstellen, daß das Höchste in gewöhnlichen Umlauf komme. Wir haben uns diese goldene Zeit sehr romanhaft vorgestellt, so etwa als ein langweiliges Sekunden-Paradies ohne Leben, das sich das Gehirn ausheckt, um sich die Ideale zu erhalten. Als Wirklichkeit gedacht, ließ eine solche Zeit etwas Geräuschvoll-Nüchternes und Freudlos-Bewegtes erwarten, wie ein erfüllter Traum. Denn wir glauben nur an eine Theatralik des Abstandes von Wunsch und Hoffnung, keinesfalls aber an eine, deren Teilnehmer wir sind, ohne sie als unecht zu spüren.

Unser Dasein ist jetzt theatralisch und echt. Was beweist das? Daß es eine Poesie der Ursachen wahrhaftig gibt und eine Schönheit des Schicksals! Alles Geschehen, das der Willkür entgleitet und den Willen zum Kampf stellt, hat diese Schönheit. Alles Unausweichbare, Lebensbedingende hat sie. Das besteht nun zwar im kleinen aus Hindernissen, an denen wir uns die Füße wund treten wie an spitzen Kieselsteinen. Im großen aber ist es ein Felsen, vor dem wir Ehrfurcht und Weihe empfinden, auch wenn er sich mitten im schönsten Wege vor uns aufbaut. Das Große macht uns groß, das Notwendige zu Heldenpielern. Wir sind zwar heute jeder nur eine Zahl; aber diese Zahl empfindet sich als ewige Gattung, sie empfindet die Würde ihres Stellenwerts, das Bedeutende ihrer Armseligkeit. Wann fühlen wir uns gehaltvoller: wenn wir auf einer kleinen Gesellschaftsbühne mit Geist und Scharfsinn dominieren oder wenn wir etwa ganz kleinlaut im Kolosseum zu Rom stehen und nichts zu reden haben? Jedenfalls werden wir von jenem Geist und Scharfsinn gar nichts haben, wenn wir nicht zumindest einmal das Gefühl dieses Aufenthaltes durchkosten dürfen. Wir haben es im Frieden viel entbehrt und gesucht. Die Leute

sind in der Suche darnach zu Gefahrfeuern und realistischen Abenteurern geworden. Sie haben die zackigsten, unsichersten Teile der Berge gesucht, sie sind auf Luftschiffen in den Himmel gestiegen, immer höher und höher, bis zum Absturz, der auch keine Erlösung war, sie haben das bürgerliche Leben um Revolvereffekte bereichert, sie haben auf Dämonen in sich gelauscht – alles vergeblich. Das Individuum hatte in der Massenwelt einen zu starken Gegenspieler. Die selbst war schon Individuum, aber noch nicht aufgetreten. Jetzt tritt sie zum erstenmal auf und der kleine Egozentrist fügt sich willig und adelsbewußt in den Chor.

Das ist die geistige Grundstimmung unseres sonderbaren Tages. Man glaubt rings einen Naturalismus von weltpischem Sinne wahrzunehmen. Der warme, beklemmend-schöne Frühling ist dazu der seelische Scheinwerfer. Die ewige Ruhe als Folie zum Erdenchicksal! Aber ist dieses blutige Handgemenge der Kultur nicht mehr Natur als die seßhafte Beschaulichkeit? Ist nicht all das im Weltraum, was wir in unserer philosophischen Muße für selbstsehend und erwartend halten, blind und nur mit der Affäre seines eigenen Seins befaßt wie jetzt wir selber? Wieviel Heimweh nach dem Tode liegt im Reinduft des Frühlings? Was sein Atem ausstrahlt, wird zur Erkenntnis der armen Menschheit: daß alles Blühen dem Verblühen geweiht ist und aus allem Verblühen das Blühen wächst. Sie weiß es und hat für ihr Wissen zu leiden. Sie stellt den Gedanken der Schöpfung durch das Gewalttame dar. Das ist der Fluch und Segen der Vernunft.

Vielartig rauscht unter dem Tag dieses Motiv des Gewalttamen und durchsummt ihn in einem Ton von Beklemmung und Trotz. Großes, Edles, Widerwärtiges, Qualvolles ist darin, alles, was von der Kultur und dem Geist kommt. Und oft scheint der herrische Vielklang wie eine Paraphrase auf der einen Seite des Grotesk-Gemeinen, die doch bloß mit allem anderen ewig mitschwingt. Frühlings- und Spitalsgeruch mischt sich in der Luft, Lebensfreude und Lebenspflicht. Und wohin wir blicken, nichts als Beispiele des Schicksalsthemas, dessen Kreuzlinien das Müssen und Wollen sind: da kommen blühende Jungen, frisch von den Feldern und Dörfern hereingeschickt und ans Leben abtransportiert; da jubeln andere von der Hochbahn herunter und es klingt wie elegische Tatenfreude; vor einem Bäckerladen stellen sich Leute an und warten unerbittlich und ruhig auf ihr Brot; ein Soldat humpelt auf zwei Krücken und ist fröhlich über den lichten Tag. Die Geld- und Machtbesessenheit wollten ihn schon verdunkeln, das Leiden macht ihn wieder licht, indem es vom wahren, lebensatmenden, lichtsehenden Herzen alles fortreißt, was ihm nicht gehört:

Gier und Genuß. Freilich gibt es sehr viele, die jetzt den Triumph der Eintagsfliege feiern; so weit kann sie's bringen, auch auf dem Totenhemd einen Punkt zu lassen, aber sie ist die Sekunde, in der sie es tut. Und so sind jene *trotzdem* am Leben und nähren sich ausschließlich vom Mist der alten Welt. Das geborene Gestern! – es muß leibhaftig unter uns sein, damit wir sehen, wie und um wieviel das Heute vorrückt. Was geschieht indessen nicht dort und hier und da, verhöhnt die Schwäche, trotz der Natur und arbeitet mit dem Blute! Sonderbarer Tag, der so hell und umflort ist, der so heiter dem ernstesten Aufgebot des Strebens und Dienens scheint! Wir schwanken und bleiben aufrecht.

Prager Tagblatt, 31. März 1915

45. Raimund und der Patriotismus

Es gibt bekanntlich – wie die Schulbibel unseres Vaterlandsgeistes lehrt – zwei Österreiche: ein Altösterreich und ein Neuösterreich. Beide Arten wachsen zwar ineinander, aber wenn man sie sich dennoch in historischer Folge denken will, sieht man als Grenzpunkt etwa das Jahr 1880. Da schimmern in einem photographischen Gruppenbild zum letzten Male die Begriffe der Tradition auf: Markart – die Farbe, Strauß – der Frohsinn, Andrassy, Herbst und die anderen – die Tribüne, das Burgtheater – der Geist. Jenseits liegt die Vergangenheit und diessets beginnt schon der galoppierende Realismus jeden Betrachteten und das Tüch-Getriebe, das ihn mit Makartschen Farben untermalt, auf Straußische Töne stimmt und dem Gerüst des Burgtheaters und der politischen Bühne zuweist.

Seither sind die Worte »Altösterreich« und »Neuösterreich« oft aneinandergeraten. Aber die Unterscheidung – die anfangs mehr ästhetisch als politisch verlockte – hätte niemals bewußt getroffen werden sollen; indem sie dem Pietätsspiel Vorschub leistete, nahm sie zugleich der Arbeit die Epigonenwärme und zerstückte den einzigen Geist. Was soll sie denn überhaupt besagen? Altösterreich – damit ist das Urständige, Vorrätige, Werthältige gemeint, die Eigenart ohne Bewegung; Neuösterreich – das werdende, Strebende, Wirkende, also vor allem: die Bewegung. Allein die hat kulturell, politisch und künstlerisch nie recht ihr Ziel gesehen – weil es eben nur aus dem Geiste des inzwischen suspendierten Altösterreich zu fühlen und zu fassen gewesen wäre. Die Nachfahren, die den edlen, liebevollen Kampf gegen das Rückständige von ihren stamminnigen Voreltern

erbt, glaubten schon nicht mehr Österreicher sein, österreichisch fühlen und erleben zu müssen, den Dämon Altösterreichs, seine Starrheit, abschütteln zu müssen, und sie schüttelten alles ab, was daran hing. Das Zurückblicken wurde – zur größeren Sicherheit – als Stehenbleiben verrufen. Und nun ging ein »Bauen« an in der Art provinzieller Häuservermehrung. Ein schaler Modernismus der Geschäftigkeit drohte einzureißen, der sich vom Wesen des »Kulturkampfes« ein Stück windiger Ironie erborgte. War das Neuösterreich ...?

Indessen ist des Reiches Schicksal zwischen beiden Geistern an die große Wende gekommen. Was man wahrnimmt, ist eine bis jetzt nie gesehene Unbefangenheit der Tatkraft. Das »Ironische« scheint überwunden. Kultivierte Arbeitstribe kommen zum ersten Male ans Licht. Aber dem einigen Wollen und Können, das der historische Augenblick entfesselt hat, ist der reine Gemütsblick noch nicht nachgekommen. Während jenes den Blutimpulsen folgt, weilt dieser noch in – »Neuösterreich«. Scharf und schneidig ist die Zeit. Rasende Kräfte ballen sich weiter und weiter, es dröhnt und saust um die Ohren, der Atem jagt und die Seele setzt aus. Aber doch braucht der Sturm eine Musik und das Prinz-Eugen-Lied genügt da so wenig wie den Deutschen die »Wacht am Rhein«. Die freilich stecken sich einfach den »Faust« und Luthers Bibel in den Tornister und tragen den Volks- und Reichsgedanken am Rücken. Und die anderen lesen Deutsches, sehen Deutsches, denken Deutsches. Was haben wir in der Rast und zu Hause, was tragen wir lebendig herum, was spielt in uns zum wilden Tanz auf? Eine Verwandtschafts- und Heimatliebe, von viel Treue und wenig Eigenbewußtsein. Es wäre aber für jenen reinen Gemütsblick und dieses frohe Eigenbewußtsein gut, gerade jetzt aus Altösterreichs Geist das stille Licht zu holen.

Warum ich davon spreche?

Aus Berlin ist vor einigen Wochen die Nachricht von einem schönen Zweibundakt gekommen: sie haben dort – zum unwiderruflich ersten Male! – den Dichter Raimund entdeckt, wie um populär zu zeigen, an wessen Seite jetzt gekämpft wird. Der Wiener Zauberposenschafter hat bis dahin im Deutschen Reich und seiner Hauptstadt ein merkwürdiges Schicksal gehabt: nämlich durch ein dreiviertel Jahrhundert überhaupt keines gehabt zu haben. Bei uns war sofort die Neigung, zwischen Tagesbeifall und Ewigkeitslob zu schwanken; der Beliebte war nach dem freudigen und zugleich selbstpeinlichen Kunstgefühl Wiens augenblicks ein Umstrittener. Und später schämte man sich nicht, auch den Dialektpoeten und »Vorstadtshakespeare« (hier kann ich mir die Bemerkung nicht versagen, daß noch jeder

Shakespeare, inklusive des einzigen, ein *Vorstadtshakespeare* war) als Problem zu nehmen. Nach Deutschland trug ihn zuerst die Aktualität; man hatte etwa einen Kalisch oder Raupach erwartet. Und als man sah, daß *dieser* Kalisch seinen geographisch unterschiedenen Witz hatte und immer nur im Wiener Kleinbezirk geisterte, da schob man ihn mit den berühmten vier Breitengraden überlegener Vernunft wieder über die Grenze. Dann schwemmte ihn die Literatur noch ein paarmal zaghaft an; aber nun setzte das Theater gegen ihn schon ein raritätenfeindliches Gesicht auf. Es waren immer nur Versuche. Noch Theodor Fontane, der frischblickende Kunstgenießer, sah über die »päpperne Feenwelt« nicht dasjenige, was sie zur Kulisse forderte: das Kontrastbild sonniger Menschlichkeit. Deutschland hatte damals schon angefangen, das werkbefreundete Österreich zu verstehen, der Organismus den Organismus, aber Berlin verstand Wien noch nicht, der »Kopf« noch nicht das »Herz«. Jetzt, gleichsam unter Reinhardts, des Umstürzlers, Einfluß, kommen sie ihm schon näher; sie sehen es unter biedermeierischen Führungszeichen, als Luxuspielart eines ebenso sach- und machgewandten Wesens, als vormärzlich renovierte Modernität. Auf Umwegen finden sie in Raimunds Theater und am Ende des Ibsenismus leuchtet vor ihnen, tapeziert, problematisch, neuartig: das Gemüt. Sie nehmen es wohl als besonderen Trick; sie schicken Grüße herüber, bewundern die Wiener Ringstraße und fragen, wo der Geist zu dieser Bauart ist? Ob er nicht nach 66 hinübergewandert sei und nach 15 wieder brüderlich zurückkehren sollte? Und wissen nicht, daß dieser Geist in jenem Gemüte, daß er in dem allabendlich und mit so großem Erfolg gespielten Raimund liegt.

Aber das ist kein Wunder: denn wir wissen es selber nicht. Während drüben Raimund gespielt wird, haben wir unseren anderen Stolz. Wir haben nämlich schon die Mache, das höchste Produkt des gewerblichen Geistes eifers. Was ist uns Raimund? Gute Exportware – ohne Zweifel. Wir haben mehr davon im Antiquitätenkasten. Aber unsere Kultur zieht keinen Tantiemengenuß neuen Eifers daraus. Raimund ist »frei«, wie wir von ihm frei sind. Wir staunen über Berlin nicht, sind nicht entzückt, beziehen es nicht auf uns. Raimund ist uns, wie jetzt ein Wiener Theater zeigt, ein Verlegenheitsbehelf, um einem großen Schauspieler seines Schnitts die nötigen Rollen zu geben. Eine patriotische Kassarettung. Und doch: wieviel Liebe sollten wir gerade auf Raimund häufen! Er ist nicht so groß wie Österreich, aber so tief wie der österreichische Gedanke. Er gehört zum Patriotismus und verdient, daß man wie über eine Aktualität über ihn herfällt. Denn er ist ein Symbol unserer guten Artung und sich seiner möglichst weit-

hin erinnern heißt darum eine Gemütskraft und Wärme empfangen, die sich dem Wechselatem ganz Österreichs mitteilen muß.

In einem Wiener Theater ist ein Vorhang, der niemals weniger versprechen kann, als sich dann auf der Bühne zeigt, in der Regel aber die Phantasie für nichts und wieder nichts in die vollsten, erwartungsfrohesten Bauschen wirft. Ich weiß nicht, wer ihn gemalt hat, und gewiß nennt der Kenner so etwas Kitsch. Jedenfalls ist es Raimundischer Kitsch: Glaube im Schaubudenhimmel, Echtheit im gemeinen Panorama und schließlich und endlich hat sich ein Herr Wilhelm Shakespeare mit Ähnlichem produziert. Ein malerisches Boskett schwebender Feen zeigt sich, von keuscher Zauberhaltung und mit neckischen Soubrettenge Gesichtern (ich denke an die »Hero«). Sie neigen sich, schmeicheln, lächeln wie Goethesche Grazien und ihre Huld ist bräutlich und mütterlich. Unter ihnen aber fährt gerade ein schmerzblütig-heiterer Geselle in den Himmel. Er hat die Tracht Altwiens, in der so liebenswürdig die Demut herausstaffiert und das Selbstbewußtsein parodiert scheint, und hält, das All begrüßend und wie hingestreckt in einem Walzertrio, den »Stößer« von sich weg. Der Gute ist Raimund, die Rosalandschaft – so ein über das Bett eines träumenden Wieners strahlender Lichtkegel – seine Welt. Das Himmelfahrende ist seitdem als Gassenhauermotiv traumseligen Dämmerns in Verruf gekommen. Damals aber grenzte der Himmel an die Erde und wo sie sich berührten, war das Theater. Das Kleinste von diesseits hatte in der großen blauen Kuppel seine Resonanz, alles Jenseitige lächelte erdenbescheiden ins Gemüt zurück. Das Leben war von der Unendlichkeit nicht weiter unterschieden als die Prosa von der Poesie. Also brauchte man jenes bloß ins Klangmaß zu bringen, um es unendlich zu machen, und diese bloß in trockene Häuslichkeit übertragen, um sie mit dem einzigen Organ zu begreifen, das dem Menschen zur Verständigung mit Gott gegeben ist: mit dem Humor. Das war die innige Theatralik nicht Wiens, sondern: Altösterreichs. Das Katholische, unter einem Vaterhut Bewahrte, durch Staatsschicksal familiär Umsperrte und bei allen Nöten schwärmerisch Große hatte – mögen Überdeutlicher des klaren Bildes jetzt auch das Identische von Staat und Stadt zerreißen, um dem Disparaten gerecht zu werden – die Hauptstadt darin zum Brennspeigel des Landes gemacht.

War dieses Wienertum Raimunds sein ganzes symbolisches Österreichertum? Und wenn es sonst noch etwas war, worin bestand es? Das gäbe im einzelnen eine Arbeit, an der selbst der literarhistorische Tüftelgeist abspringen müßte, und es ist damit wie mit allen »sprechenden Bildern«: die Augenfälligkeit erschwert die Erklärung und

läßt am Schluß keine andere zu als sich selbst. Raimund war ein Großer mit einem »Wenn und Aber«; ohne dieses wäre er nicht Raimund – aber auch nichts Besseres. Ist das nicht Österreichs Formel? Wenn Grillparzer einmal über ihn sagt: es stünde, wenn er Bildung gehabt hätte, »der leibhaftige Shakespeare noch einmal da«, und dieses Wort sogleich gewissenhaft dahin korrigiert, daß er ohne diesen Mangel seinen Hauptreiz verlöre, so liegt in der ehrfurchtsvollen Bedingtheit etwas für Gesamtösterreich Gültiges. Unsere Taten sind nun einmal nicht bestimmt, den Willen des Verstandes zum Vater zu haben, sondern jenen des Gemütes. Die Kraft mag wie immer gezüchtet sein, sie kommt von der Ordnung und nicht von der Kälte. Freilich dürften wir uns dem Gemüt nicht wahllos überlassen. Aber sind wir so schwach, daß wir an Stelle des kritischen Gemütes – dieses strengen Gewissens, das dem Lebenszweck vor den Lebensmitteln den Vorrang gibt und uns diese zu suchen und gebrauchen lehrt – den unkritischen Verzicht darauf wählen müssen? Nein, es ist Tüchtigkeit und Nüchternheit genug, als daß wir von der Erwärmung zu fürchten hätten.

Raimund aber – das ist die Familienwärme im Staatsgedanken, der Lustreiz zum Streben ins Weite. Er hat im Dialekt geschrieben und der Dialekt, als Absolutes genommen, ist die Nationalsprache Österreichs. Das heißt aber auch: daß er weniger repräsentativen Schöpferernst hatte als freudigen Gehalt. Und dieser unzeremonielle, ungehobene Reichtum an blanken Worten, die so gar nicht aufs Postament streben, ist der unsrige. In Raimund ist auch das »Sonntägliche« des Landes, worin sich alle Volks-Klänge zusammenfinden: der Dvořáksche Ländler, der Straußische Walzer, die kroatische Weise, das Puszta lied. Sie alle erklingen im selben bukolischen Grundton, der, bald zusammen-, bald auseinanderstimmend, bald gemütvoll und bald ironisch, mit allem Leid und aller Leidenschaft, allem Erkennen und Wissen verschmilzt. Raimund malt auch auf diesen Grund eine ganze Welt hin! Und immer steht, gleichsam halb in der Kulissee, eine Art Shakespearescher Epilogist mit Schelmenkappe und Tränenaugen, der bald Schneider, bald Tischler, bald Aschenmann und Barbier ist: der Österreicher. Er ist der phantastische Realist im Umkreis, den die Notdurft witzig und die Freude seelenbegeistert macht. Er ernüchtert sich vom allzu schleierhaften Taumel zu heller, scharfer Vernunft und wird zwischen schäbigen Wänden gefühlstrunken. Er ist ein Idealist der Lebensmüde und ein Realist der Lebensfreude. Das dürfte – ins Politische übertragen – daher stammen, daß ihm das Sozialgefühl doch – er mag tun, was er will, und was er tut, bezeugt es – vor das Nationalgefühl geht. Die mit dem zunftgeborenen Nationalgefühl

sind Bürger, die geradeaus sehen; die mit dem kümmerlichen, gescheiterten Sozialgefühl aber sind freiere Weltpassanten, die auch nach links und rechts sehen und sich am Wege (zu dem nunmehr allerdings entfernteren Ziele) auch ein bißchen mit dem Leben unterhalten. Denen ist Streit, Plage, Kampf mehr Form als Inhalt, mehr Selbstzweck als Mittel. Ist das nicht ein wenig der Sinn des Österreichtums? Und noch mehr, was sich dann als Gegensatz aus der idealisierten Mühe ergibt: die realisierte Freude? Die Österreicher haben ja diesfalls in ihrer Manier, Arm in Arm mit dem Parteigegner den Sitzungssaal zu verlassen, dem Feinde eher gefällig zu sein als dem Freund, im höchsten Affekt ironisch abzublasen, im Sachlichen immer gutmütiger zu sein als im Formellen und im Vergnügen den Sorgenlohn zu erblicken, ihre Selbstkenntnis im Gefühl. Aber nunmehr ist eine eiskalte, nein, wenn sie noch eiskalt wäre, eine laukühle Schnoddrigkeit aufgetaucht, zu der unsere Geographie so übel passen will, eine nüchterne Rührigkeit, durch die wir besser wohnen und schlechter leben. Gewiß macht die Theatergewohnheit duslig; gewiß droht dem fließenden Gemüt die Gefahr zu zerrinnen; gewiß hat die himmelsüchtige dionysische Patschierlichkeit ihre Grenze; und gewiß ist Rückgrat oft wichtiger als Gemüt. Aber man soll das nicht ohnedies tauben Gemütern predigen, denn ihr Rückgrat bleibt sonst marklos und spröd. Schließlich ist ein Volk von untalentierten Schauspielern immer noch besser als eines von geschäftigen Statisten.

Und wie Grillparzer seinen König Ottokar sagen läßt: »So stark? Ein Tröpfchen Milde täte wohl«, so möchte ich sagen: »Ein Tröpfchen Raimund täte wohl.« Dann werden die Taten, die jetzt an den Grenzen unseres Landes so frisch und lustvoll geschehen, nicht bloß hallen, sondern auch innig im Gemüte widerhallen.

Prager Tagblatt, 4. April 1915

46. Wiener Frühling

Die Wiener haben bekanntlich Zeit. Sie demonstrieren mit diesem Talent gern dann, wenn gerade alle anderen die Zeit regiert. Ihr Trumpf ist der alleinseligmachende wahrhaftige und unvergängliche Lebenstag. Mag sich die Welt vom Datum blöd übertölpeln und überrennen lassen – »mir san mir« – das ist sogar philosophisch und heißt: wir können niemals etwas anderes und Besseres sein als ein unverfälschtes, lebensbefristetes, freudenbestimmtes Stück Mensch und haben uns als solches ohne Rücksicht auf Begriffe, Idealwerte und Zeitbeziehungen

restlos aufzubrauchen. Denn nichts ist so hell wie der bewußt genossene Tag. Aber ist sein Licht nicht doch manchmal armselig-künstlich und leblos-grell? Welcher kahle Vergänglichkeitssschimmer dringt von ihm her, wenn die Geschichte zufällig ihren Extratag hat! Schlagen wir heute die Wiener Chronik auf und lesen wir von 1866 und 1809. »Beim Sperl«, schreibt der Historiker, »fand am Tage dieser Schlacht ein großes Tanzfest statt.« Der Tausend, müssen sie auf die obsiegende Lebenskunst stolz gewesen sein! – heute wirkt sie wie eine rauschende Vergänglichkeitsorgie, wie der Übermut der Abgeschiedenheit. »Man lebt ja nur keinmal!« ist die Devise dieser Abenteurerlaune.

Der epikureische Datumstrotz gehört zur Wiener Lebensart. Man altert an der repräsentativen Zeitrechnung und an den Außendingen, die man zuerst so groß nimmt, um sie dann ganz klein hinter sich zu sehen. Man altert am tätigen Vorwärtsstreben. Darum sind die Wiener nicht für die Geschichte, das Karriere-Tempo der Menschheit, sie sind überhaupt nicht für die »äußeren Ereignisse«, für die Maximalleistungen des Datums. Sie fürchten wohl schon durchs bloße Dabeigewesensein zum »alten Eisen« zu zählen. Gerade im Moment, wo sie zum Wein nippen, also auf dem Höhepunkt anakreontischer Lust, ergreift sie die Sterbens-Melancholie, die sich so schön zum Lied formt: »Es wird ein Wein sein und mir wer'n nimmer sein!« Und so mag die Kriegsstimmung der Stadt den geschichtlichen Nachhall im Gedanken antizipieren: »Es wird Kriege geben und mir wer'n nimmer leben!«

Allerdings ist Wien gerade durch diesen Weltkrieg mit seiner allgemeinen Wehrpflicht vom Ältesten bis zum Jüngsten, mit Brotkarte und anderem erheblich von seiner Eigen- und Unart abgelenkt. Es wird geschwätzt, getrödelt, getändelt – aber bei allem auch und mit umso geringerem Aufwand an Protzigkeit *getan*. Ein dämmer-taumelnd-elegischer Ton ist da; man klammert sich an die früheren Wertbegriffe der Seele, ist bestrebt, möglichst ungeändert über die bewegte Zeit hinwegzukommen und die ganze Staffage der Gemütlichkeit in Stand zu halten. Aber das ist mehr die (ewig unkonfiszierbare) Nachtseite Wiens; seine Tagseite ist feldgrau und macht den Eindruck allgemeiner, ruhiger und heiterer Zeit-Dienstbarkeit. So ist in diesem Wiener Frühling edler, lebens- und sterbensfroher Militärg Geist mit elegischer Unsicherheit und altem Hang durcheinandergemengt.

Für das sogenannte Fortbestehen der Kultur und den Gewohnheitssinn sind die Theater, Varietés und Kabarets da. Alles darin mutet jetzt so gotts jämmerlich-farblos, kalt und unbegeistert an wie die reine Ausverkauf-Schäbigkeit. Es wird dargestellt, gesungen, gehupft

und gesprungen – die vorgeführte Aversseite des Wortes »Kriegsgage«. Selbst dort, wo eine Leistung exakt ist, bleibt die Kunst aus. Es mangelt der letzte Wille, der Mut-Wille, sich selbst zu entzünden, vorzumachen, zu erfinden. Bloß eine Kleinigkeit fehlt, die mit Maske, Haltung, Stimme, Regie-Vorschrift nichts zu tun hat, eine Draufgabe der Lust – aber ihr Entfall macht so viel aus wie bei ein und demselben Muster-Rezitorator der Umstand, ob seiner voll entfalteteten Künstler-auch die gewöhnliche Herzensstimme nachvibriert. Aber es ist gerade ein Beweis für die Hochwertigkeit des Theaters und seinen Zusammenhang mit den erlesensten Gefühlen, daß es vor einer Welt, die sich umschafft, nicht bestehen kann. Dabei war heuer mannigfache Theaterbewegung. Die drei größten Künstler unserer Bühne – Thaller, Girardi, Tyrolt – gaben ein Seriengastspiel, Zugoperetten waren da, Auffrischungen, anderer Krimskrams und guter Besuch. Aber kein Animo. Dazu trugen freilich auch die Erstaufführungen »heimischer Dichter« etwas bei. (Ich frage mich übrigens bei dieser Gelegenheit, warum sich diese neuesten heimischen Dichter so ähnlich sehen? Sie diletterieren alle mit altkluger Phrase in der Unfähigkeit, ihren wilden, ungebändigten Originalgehalt zu einem anspruchsloseren, aber glatteren Quark ausrunden zu lassen.) Im ganzen ging es dem Theater diesmal eben um nichts als eine Trotz-Bewahrung. Es hat sich umsonst eingeredet, daß alles beim alten ist.

In den anderen Unterhaltungsorten ist die Enttäuschung gleich zweifach. Der Humor hätte schon eine Zugkraft – aber er hat sich im Wesen des Weltkrieges verspekuliert, auf den auch die Wiener nicht mehr als auf eine Couplet-geeignete Begleiterscheinung des täglichen Lebens sehen. Dafür hat sich der Ernst in der Zuständigkeit des Podiums und der Hurra-Bereitschaft der Leute getäuscht. »Hurra« schreit man über etwas, woran man bloß ideell beteiligt ist. Und der Weltkrieg braucht es sich (wie immer man über ihn denkt) nicht gefallen zu lassen, daß er vor einem Parterre von Halbbesoffenen und Müßigtuern zu gespreizten Heldeng'angeln herhält. An dieser »Aktualität« sind schon ein paar Kabarets draufgegangen. Anderwärts wird nach wie vor durch Wein und Gesang das Weib vermittelt. Mottenfraß-Industrie.

So nimmt es sich wenigstens im Licht des Kriegstages aus, der die Szene eines rührenden und leuchtenden Bruderschauspiels der Männlichkeit ist. Unser Frühling ist flaumweich und südlich. Und da ziehen unablässig Trupps sonniger feldgrauer Wickelkinder, kehren blaßverschüchterte Soldaten mit trockener Welträne im Auge heim, liegen im offenen Vorgarten eines Kunsthauses blaugekleidete Kranke, stille, verträumte, milde und dann tönt von irgendwo schneidendes, buben-

herrliches Jauchzen her – die Erde ist christlich gestimmt, während der Himmel apollinisch glänzt. Man möchte diesen Himmel ungeschmälert für sich haben und sich aus der Umschnürung der kriegsfriedlichen, allbereiten Disziplin lösen, will nicht immer nur als der Schattenriß eines Zeitgenossen herumwandeln, der auf dem Großvaterbild »Wien anno 1915« picken bleibt – und fährt ins Freie, in den göttlichen, grüneschwellten lieben Wienerwald. Aber auch er ist aktuell und ärarisch. Warnungstafeln, Einzäunungen, Verplankungen hemmen den Weg. Sogar dieses stille, bescheidene Gelände ist staatlich angepaßt. Nein – man hält es in der vergatterten, beschränkten Natur nicht aus. Lieber zurück in die Stadt mit ihren vielen jungen und Jugend zurückstrahlenden Soldaten, den Verwundeten mit den erlebnisumflorten Gesichtern und den leisen Schritten des Duldertums, den unzähligen Kollegen gleichen Dienstes und gleichen Schicksals! Zurück in das aus Zeit- und Frühlingbewußtsein zusammenflutende Treiben der Stadt!

Das Dahingleiten hier zwischen dem Alltag und dem Geschichtstag, diese kriegsergebene Lebenssucht, prägt sich als aktuelle Zwitterstimmung auch im Dichter aus. Der Hellseher unter den Umdunsteten dieser Stadt, der die verstricktesten, tiefst verborgenen Seelenfunde zu beinahe tagesklaren Wichtigkeiten formuliert, der Büchmann der unentdeckten Gemeinplätze: Peter *Altenberg*, ist diesfalls in seinem neuen Buche »Fechung« (Berlin, S. Fischer) nolens volens: »der Dichter Wiens«. Da ist noch immer die zärtliche Allgegenwart zu allem Unterirdischen des repräsentativen Lebens, die Nuancen-Teilnahme an den Tragödien der Schönheit und den Komödien der Häßlichkeit, das Abenteurertum der Gewöhnlichkeit, die Lust, das Augenfällige auch sinnfällig auf die aphoristische Nadel zu speißen, die Liebe zu dem botanisierten Leben und die Freude an sich, dem Sammler. Aber die Tatsachen scheinen gelegentlich mit unscharfer Beiläufigkeit protokolliert – gleichsam: »der Name Altenberg genügt ...« – und die Banalität hat nicht immer intuitive Besonderheit. Vielleicht kommt das daher, daß Altenberg, der den sehr richtigen, kriegswahren Satz aufstellt: »Der Dichter, der kein Sozialdemokrat ist, ist kein Dichter«, selbst schon zum Salonsozialisten seiner eigenen Marke geworden ist. Vielleicht auch davon, daß der »Tag« bis zum Kriegsbeginn in seinen Motiven, Wundern, Problemen ganz industriell überspielt war und dabei schon – den Altenberg kannte. Zum Teil jedenfalls liegt es am Krieg selbst. Die poetische, ethische Einzelheit hat keine konkurrenzberechtigende Würde mehr, da das, wofür sie da ist und woraus sie stammt, die Welt, selbst im Unband ist. Der Dichter

zwar will demonstrativ bei seinem Friedensempfinden bleiben, er geht mit dem Seherauge für die große Kleinigkeit herum und begeistert sich für die Erlebnisse vorurteilslosen Genusses. Dieser Teil seines Buches ist wahr, wahr, wahr. Aber wir haben vorläufig den Maßstab nicht, der es auch genügend wichtig macht. Daß es uns bald wieder wichtig werde, wollen wir prinzipiell hoffen – gerade angesichts der neu auftauchenden Selcher-Ästhetik. Doch wollen wir zugleich vom Kriege die Wirkung erhoffen, daß dem Dichter wieder der durchgereinigte Tag gehört und nicht das Nachtlokal. Das wünscht kein anderer als Peter Altenberg selber. In ihm wird durch den Krieg auch seelisches Spartanertum frei und er verkündet – sein Verkündertum aus dem Stegreif ist die lyrische Form absolut unpopularisierbarer Erkenntnisse – eine Askese, die nicht das letzte Destillat des Lupus ist, sondern eine Abkehr vom Unnützen, Gemachten, Verzögernden und also mit dem üppigsten Genuß identisch. In einer Welt von Reinwerten sollen wir leben – sie müssen ja auf die Dauer nicht militärisch adjustiert sein. (Im Gegenteil.) Es stellt sich heraus, daß der Dekadent und Variétéberichterstatter Peter Altenberg ein Peter Rosegger der Großstadt ist. Stellt es sich heraus? ... Der Dichter hat immer für die Extrakte gesprochen – und was sind sie anderes als die mit rüder, breiter Kulturhand vermengten reinen Ur-Stoffe? Aber in der Welt der komplizierten Verlegenheit (in der sich der Echte allerdings bald als Pascha fühlen darf) schien der Widerspruch ein Paradoxon. Jetzt, wo das Paradoxe mit dem Ruf des Tages übereinstimmt, wird man es zur Revanche vielleicht als bloßen Widerspruch sehen.

Peter Altenberg schreibt in diesem Buche seine alten, rührenden, vollen blitzphotographischen Skizzen des Unter- und Überlebens nieder. Dann nimmt er eine Zeitungsnotiz des Krieges her und zitiert sie ohne Vor- und Nachwort. Darauf eine Skizze »An Sie!« und zum Beispiel eine Betrachtung über Roller und dann wieder eine Hymne über »Hymnen«. Da steht ein Satz, der nur aus Wien her gesprochen werden konnte und sich in alle Herzen schreiben sollte: geben wir uns dem Rausch nicht zu sehr hin und sehen wir lieber, daß wir für später die *nüchterne Trunkenheit* lernen! Aus hochachtungsvoller Skepsis stammt dieser Satz, es ist, als hätte die lyrische Seele zaghaft mit dem Respekt vor dem Geschehen angebunden. Der Dichter empfindet schon in festen Formeln. Die anderen aber schwanken zwischen Datum und Tag. Und wie sich in seinem Buche Kriegs- und Friedentönendes, Mannhaftes und Stimmungszartes mischt, so wünschen auch sie, daß alles beim feinen, heiteren, lieben Alten bleibt, während sie das kräftige Neue mitfühlen und mitwirken.

Ein Wort aber aus dem Altenberg-Buch möchte ich noch hierher setzen, da ich diese Betrachtung schon mit »Wiener *Frühling*« überschrieben habe:

»Inwiefern kann Österreich durch sein Bündnis mit Deutschland künftighin profitieren?!? Insofern es lernt, daß z. B. eines seiner *Lieblingslieder*: »Drah'n mer *auf*, und drah'n mer *um*, es liegt nichts dran!« ganz falsch ist, und eben doch sehr viel an allem dran liegt!«

Prager Tagblatt, 1. Mai 1915

47. Der Einzige

Einsamer König, mir ein Gott,
Ich sah an deinem Munde
Den herben Zug von Stolz und Spott
Aus deiner Sterbestunde.

Denselben Zug, der streng und hart
Verrät die Adelsgeister,
Der aus der Totenmaske starrt
Bei jedem *großen Meister*.

Detlev von *Liliencron*

Als der Weltkrieg begann und einem die geharnischte Grazie Deutschlands immer lieber ans Herz wuchs, da riefen wir jene Genies zur schützenden Begleitung, in deren Gesichtern sich die ganze Volksart strafft. Wer konnte der Segner der Stunde sein? Goethe? Er ist der Gott und Schirmer des Friedens-Deutschland. Er ist so mächtig, so weit, so reich, so gründlich und so tief wie dieses, ein Vater allem Schaffen, aber – wie viele haben es leiblich erfahren! – kein Bruder im Schicksal. Er ist sonnig und würdig – aller Kampf ist vorbei, die Kraft schwelgt in Ruhe. Nein, Goethe tut nicht mit beim stählernen Ingrim und er täte nicht mit, wenn er lebte ... Also Bismarck? Der hat doch das Eisen im Blut, den Entschluß zwischen den Brauen, Triebkraft im gedrungenen Leib. Ja, aber sein Bild schwebt in den Wolken, staatskalt und legendenheilig, und wie wir ihn näher rufen, ist er ein politischer Teil des deutschen Ganzen. Wer also sonst? Kant und Fichte, Schiller und Luther und – damit die Skala voll ist – im Nachtrab der anderen Friedrich der Große? Jeder nimmt den in die Aufzählung und keiner meint ihn. Und gerade er ist der vollkommene, einzige Held der Stunde und Held der Zeit, gerade er der Genius, in dem wir alles Deutsche unseres Kriegstags wiedererkennen: Wesen und Schicksal.

Warum ist der große Friedrich, dieser Erstling in Preußens Augen, so wenig reichspopulär, daß man ihn nicht wie Karl den Großen und Höchsten für sich betrachtet, sondern immer nur, als sei der genealogische Zweier hinter seinem Namen ein Registrierzeichen seiner Unsterblichkeit? Weil er nicht der Kaiser Friedrich war, sondern der König? Weil er keine Welt zu tragen hatte, sondern einen Kleinstaat? Weil er keine mächtig aufgerollte Landkarte seinen Erben hinterließ? Weil er bloß der erste Diener seines Staates war und ihn nicht ein bißchen souverän drunter und drüber warf? Oder vielleicht, weil er so unvorteilhaft gerade vor Napoleon auf die Welt kam? Deshalb und aus den übrigen Gründen. Er war kein Zirkus-Cäsar, der von der obersten Staffel herunterschaut und sich mit Gold und Pomp in die Weltgeschichte tragen läßt. Er war ein Fürst der Deutschen; nichts weiter. Die sind nun zwar schon lange ein einziges Ganzes. Aber bis sie Gegenwart und Geschichte in Einklang gebracht und auch ihre partikularistische Vergangenheit auf das Nationalbewußtsein des heutigen Reiches gestimmt haben – bis dahin wird noch viel Zeit verfließen und viel Zusammenarbeit geschehen müssen. Bis dahin ist »Friedrich der Einzige« – der Zweite.

Den »Einzigen« hat man ihn genannt und der Beiname klingt nach der Kleistischen Soldatenhymnik, spröd und verschwärmt. Kleistisch taucht auch sein Bild auf: glutbezähmt-hartknochig, kriegsgrau und phosphoreszierend, eckig und übervoll. Ich denke an das Voltairebuch von David Friedrich Strauß und wie er da, bald heiter, bald traurig, feinsinnig und augusteisch, scheinbar in die Liebe für die schöne Kunst verströmend und doch immer mit dem Schlüssel zum königlichen Geheimzimmer in der Hand, in einer Art spleenhafter Neugierde für das Wachstum solcher parnassischer Geschöpfe neben dem Dichter wandelt, ein Menschenkenner aus Throndistanz und doch versachlicht im Königsberuf. Dann wieder an den alten Fritz aus Nicolais unveraltetem Anekdotenbuch, den menschen scheuen und gütigen, widerhaarigen und edlen, verbissenen und weltgerechten Kriegsveteran mit der spitzen Nase und dem furchtbar schlaflosen Aug' eines Uhu. Ja, ein so Eigener ist ein Einziger. Aber weshalb hat man gerade ihn so genannt, wo jeder Große einzig ist? Wer der Frage nachgeht, ist auf dem besten Wege, Friedrich des Großen Bild zu zeichnen. Er war der einzige unter allen Männern gleicher Kraft und gleichen Willens Denkbare, der seine Zeit und seine Lage hätte meistern können; vielen anderen hat das militärische und politisch-erfinderische Genie dazu eignen mögen, aber keiner hätte dieses am Nervensaft zehrende innerste Widerstreben gegen den

Beruf, diese martialische Bezwingung des Leidenschafts- und Empfindungsmenschen in sich, die pedantische Mühseligkeit des Gewissens gehabt, aus dem heraus erst seine Taten die Festigkeit und Zukunftssicherheit logischer Resultate erhielten. Was er tat, lag lange schon in seinem Geiste, war kühn und überlegen; aber er ließ es sich erst vom Zwang der Umstände ertrotzen. So kam es, daß seine Initiative dem Lauf der Dinge recht zu geben schien, wo dieser ihr recht gab. Und so wunderbar logisch ließ sich das Ingenium von der Zeit bestätigen, die es schuf. Nur schwer hatte sein Werk gelingen können, nur durch den einzigartigen Zufall, daß die widerspenstigste Zeit mit dem eigensinnigsten Kopf zusammentraf. Sie beide bekamen davon Furchen: die Zeit und er. Aber bei ihr waren es Ackerfurchen.

Friedrichs historischem Verhalten entsprach sein menschliches Wesen. Es war Verhängnis und Sendung für ihn, von seiner Überlegenheit war der Überblick, den ihm schon Genuß und Unglück der Jugend gegeben, die Nähe, die er in gleicher Weise zum Vergänglichen und Ewigen hatte und in der er erst beides lernte: ein Mensch und ein König sein.

Nie vielleicht hat der Mensch mit dem König, das Individuum mit seiner Aufgabe so gehadert als Friedrich mit der seinigen; denn nie war eines so grunddeutsch. Deutsch sein heißt bekanntlich nach einer der unzähligen Definitionen ein Gewissen haben. Für den Denker ist es da leicht: er *hat* eines und bringt es zum Ausdruck. Aber der Weltmensch? Der sieht, daß die Betätigung ein eigenes Gewissen erfordert und ein anderes die Seelenruhe. Nun beginnt er mit sich zu unterhandeln. Entweder er verachtet sich von Haus aus – und wird ein Machiavelli, ein Advokat, ein Parteimann. Oder er schachert mit sich und bringt einen Ausgleich zustande: so viel für die Welt, so viel für mich. Dann wird er alles, was es gibt, mit Ausnahme eines Propheten oder Märtyrers. Oder er hetzt unaufhörlich ein Gewissen gegen das andere, färbt ab und altert dabei, »die Zähne fallen ihm aus, sein Kopf ergraut auf einer Seite, sein Rücken krümmt sich und sein Körper schnurrt ein« – aber er setzt, was er sich abzehrt, als lebendige Kraft in die Welt. Und das ist der leidende Schöpfer, das ist der wahrhaft Gesalbte. Der sitzt mit schopenhauerischer Verkniffenheit auf dem Thron und sein Gesicht predigt Selbstmord. Aber ebendiese Pedanterie der Abrechnung mit dem Diesseits und Jenseits bewirkt, daß er Ball und Szepter nur um so straffer umspannt.

Das ist das Bild Friedrichs des Großen, wie es aus einem meisterhaft und im hastigen Atemzug der Überfülle geschriebenen Essay

Thomas *Manns* hervorblickt.* Er nennt es »einen Abriss für den Tag und die Stunde«. Daß die Schrift und ihr Held noch dieses rhetorischen Vermerks bedürfen? Wohl weil es erst nötig ist, ihn vor dem deutschen Volk als eisernen Wehrmann, auf freien Platz gestellt und jedermanns Augen erkennbar, zu enthüllen. Denn eigentlich sollte der bloße Gedanke an ihn die Identität mit der nachgeborenen Vielheit aufleuchten lassen. Keinem anderen ist dieses Deutschland, das sich mit allen philosophisch-dialektischen Himmeln herumschlagen muß, ehe es sich selbst das Recht gibt, auf Erden dreinzuschlagen, das sich seiner unzarten Heldenrolle zu schämen scheint und sie gleichwohl am besten darstellt, das loshaut aus Gewissen und dafür am Gewissen geschmäht wird, das ringsum droht und rings verraten als Bedroher und Eroberer dastehen muß, weil ihm Gott mit der Pflicht auch die Kraft gab, sich zu wehren, vergleichbar! Dieses Deutschland, dessen Strahlkraft aus dem Friedenswillen stammt und aus dem Widerstreben gegen seine verlockenden Überschüsse und das sie dann so exakt gebraucht, weil es sie gebrauchen muß. Die Person Friedrichs hat sich auf ein fritzisches Volk verteilt. Es muß reinliche prompte Barbarenarbeit leisten, weil das verfehlt Wollen anderer sein Können zur Reife brachte, ebensolche Arbeit, wie sie Friedrich tat, als er unter dem Zeter und Mordio Europas ins feindliche Sachsen einfiel und eine Königin aus dem Bett reißen ließ, um die Dokumente seines vorbeugenden Rechtes öffentlich auszuhängen. Mit ironischer Harmlosigkeit schreibt Mann die Geschichte ab. Es war nichts geschehen, nichts als eine Reihe sogenannter »Annäherungen«, über die man beruhigende Leitartikel schreibt. Und dann wurden aus den Annäherungen Defensivbündnisse. Friedrich hatte das Ohr der praktischen Philosophie. Defensivität – was ist das anderes als unvorbereitete Offensivität? Und er war der Vorbereitete, vorbereitet durch den grimmigen Haß der Empörung, wie er aus den Briefen an seine Schwester aufschlägt. Eine Minute später – und ohne das Zuvorkommen wäre auch die Schwungkraft nicht gewesen, vorn zu sein und es durch sieben Jahre zu bleiben ... Friedrichs Schicksal ist das seines Volkes.

Aber auch sein Wesen ist Genie und restlose Selbstsachlichkeit. Seines war Sachlichkeit noch im besonderen. Kein Gramm seines Geistes, kein Hauch seines Empfindens, kein treibender Überrest des Kampfes mit sich selber, den er nicht in die Welt verarbeitet und auf seine Königspflicht bezogen hätte. Man möchte sagen: er verengte

* »Friedrich und die Große Koalition«. Von Thomas Mann. S. Fischer, Berlin.

sich zur eigenen Aufgabe, um sie zu erfüllen – und das war der einzige Ausweg, mit sich fertig zu werden. Darum hat das Menschlich-Pri-vate an ihm, die Liebe zur Kunst und zum Spekulieren etwas von einer elegischen Selbstbesinnung; er entzog es augenblicksweise dem kalten Beruf. Diese Hingebung war Fanatismus. Und wenn wir einen Blick auf seine Züge werfen – wahrhaftig, wir erinnern uns an Rousseau – es ist das Gesicht des Fanatikers, eines solchen, der das Wüste in sich behalten und nur den übriggebliebenen, trockenen Weltgedanken verausgabt hat. Wie solid hält so ein Kraterstück als Grundstein; es trotz jedem Wetter und Zufall. Und wie stark ist die Arbeit, die stärker ist als die widersprechende Erkenntnis! Sie muß das leichthin Ge-zeugte übertreffen und überrumpeln, ihm präzis voran sein. Das ist deutsche Arbeit und Sachlichkeit. Sie haftete gleich im Anfang dem Begriff des Heldentums an, als die Adjektivpsychologie ratlos stand. Sie erwies sich im Großen und Kleinen, im belgischen Laufschrift und in der Säuberung des Meeres. Man ist nie mit Unruhe und Bangen hinterdrein. Man sieht nur noch wie vom Balkon zu und begleitet den Sieg mit notierendem Kopfnicken. Das wirkt diese Sachlichkeit, die eine umgewandelte Abkehr von der Sache des Krieges ist. Die Deutschen tun jetzt exakt wie Friedrich der Große die Pflicht ihrer Überlegenheit, automatisch, wie am Schnürchen der Voraussicht. Sie waren bis zum Kriegsbeginn weltverloren – wenn man »kosmopolitisch« so übersetzen will. Aber im Moment der ärgsten Gefahr wurde der Zwang zur Tat und die Abwehr der Feinde hatte die sichere Kraft der Notwehr gegen das Gewissen. So ist es merkwürdig, aber wahr: was die Feinde Deutschlands seine Vorbereitung zum Kriege nennen, war die tiefgefühlte Abneigung gegen ihn.

Thomas Manns politischer Abriß ist ein patriotischer Triumph-gesang ohnegleichen. Ihm ist die Tragik anschaulich geblieben, die darin liegt, daß das Gemüts- und Gewissensvolk der Deutschen zum Kriegsherrn berufen ist ... Ob die Turnwarte und Professoren das Vergleichsbild von König und Volk so rasch verstehen und goutieren werden? Ob nicht eine Zeitlang ein bißchen handwerkliche Gröhl-vernügteit vom Kriege bleiben wird? ... Wenn es zu befürchten stände, dann wäre es auch eine Gefahr, in die Montur einer ästhetischen Formel gepackt herumzugehen, soldatische Ideologie zu treiben und immer solide zu sein; denn von Friedrich dem Großen führt auch ein Weg zu Philipp Lehmknecht ... Aber nein! Die Deutschen tragen ja das Antitoxin in sich, solange ihre Schriftsteller am helllichten Kriegstag Bücher schreiben wie dieses.

Prager Tagblatt, 18. September 1915

48. »Theaterkrisen«

Prinzipielles zu einem Spezialfall

Was? – am Sonntag deutet ein Neuigkeitsbringer intime Kulissendinge an und am Dienstag darauf prangt in Berlin, Frankfurt, München, Dresden, Budapest das Wort »Theaterkrise« nebst reichem Zubehör reflektorisch-pathetischer Diskussion? So rasch ist der Funke entflammt, so kurz der Weg vom Gerede zur »Krise«? Es muß abenteuerlich unwichtig sein, was in einem solchen Organismus treibt, wenn in achtundvierzig Stunden aus einem fallengelassenen Wort eine Kunstaffaire ersten Ranges aufsteigt. Und die perspektivische Überwertung scheint ihren guten Zweck zu haben, den schrei- und schreibereiten Überwertern ihr geistiges Brot, ihre Industrie zu lassen, in der sie Kulturaktion markieren, wenn sie an die »Sache des Herrn Maier« und die »Zurückdrängung des Fräulein Huber« eine Betrachtung von Äschylus über Shakespeare zu Strindberg knüpfen. Kein Wort drapiert dieses großmächtige Beginnen besser als das düstere, bedeutsame, offiziell-wichtige: »Krise«.

Es gibt mannigfache Krisen. Solche im Ausschuß des Vereines arbeitender Frauen und in der Zentralstelle zur Beaufsichtigung landwirtschaftlicher Wohlfahrtsaktionen; unter den Mitgliedern des Verbandes Stockerauer Fußballspieler und an leitendem Orte des Bezirkskomitees Favoritner Radfahrfreunde. Sie haben alle Krisen und sie warten auf die Krise als auf die Großjährigkeitssprechung ihrer öffentlichen Wichtigkeit. Die Krise ist das Lebenszeichen brandender Unternehmungen. Seit Jahr und Tag der Gründung ist's darauf angelegt. Feierlichkeiten und Förmlichkeiten werden installiert als Möglichkeit ihrer unliebsamen Verquickung und als Boden für die Erschwerung von Leichtigkeiten behufs Notwendigkeit der Einberufung einer Ausschußsitzung, in der der gesellige Mitarbeiter seine Ehre zeigen und das Feuerwort aussprechen kann: »Meine Herren! Verhehlen wir uns es nicht länger, wir stehen am Vorabende einer Krise!« Es ist ein tiefer Drang im Menschen, hinter einer jener Phrasen zu stehen, die als Chiffren des Allwichtigen auf Erden gelten, und mysteriöser Rollenspieler eines toten Zeitungstextes zu sein. Worte wie: »Dunkle Machenschaften«, »Kesseltreiben«, »deputative Maßnahmen« sind ein Festgericht für den Geltungshunger. Die Krise ist also um ihrer selbst willen da, indem sie für einige Zeit auch jene in den Vordergrund stellt, die in der praktischen Arbeit den Hintergrund beherrschen.

Eigentlich ist das das Um und Auf der letzten sogenannten »Volks-theaterkrise« (ein Substantiv scheint das andere zu erschlagen). Ein

paar Herren des Theaters, die mit dem frischen Pathos der unbeschäftigten Heldenspieler herumrennen und mit dem tragischen Spieleifer der Zurückgestellten, spielen »schönen Wahnsinn«, d. h.: sie haben einen jener kindlichen Künstleraffekte, von denen die Nachwelt einmal nichts erzählen wird. Der Direktor – dem man nachsagt, er habe etwas von einem Sulla aus Leitomischl – ließ, wie immer in solchen Fällen, die Türe zwischen Mensch und Gott versperren. Nun, das ist eine Privatsache und die Schauspieler hätten aus- oder auftreten, klagen oder die Gewerbeparagraphen zitieren, am Ende auch sich öffentlich beschweren können. Da damit aber keine Krise gewesen und die heilige Sache der Kunst nicht in Gefahr gekommen wäre, arbeiteten sie (unter genossenschaftlicher Hilfe) auf den Artikel vom 24. d. und seine Textstellen von »dunklen Machenschaften«, »Maßnahmen zur Erreichung« u.s.w. Statt daß nun die Öffentlichkeit die Geschichte indigniert abwehrt und höchstens noch beiläufig konstatiert, daß der in Frage stehende Direktor bisher mindestens einen hurtig-schwirrenden und komödiantisch glatt geölten Theater-Leerlauf garantiert habe – nimmt man die Kleinigkeit als großes Faktum und ist schon bereit, mit kritischen Essays (und ihnen zuliebe) den Direktor zu köpfen.

Das wäre ja sehr schön, wenn hier der Anlaß sich einer Ursache versicherte und wenn sich eine ungestüme Kunst an die Tür zum Direktionszimmer drängte, um endlich den bürgerlichen Galascharmarn mondän-problematischer Kreuz-und-quer-Nichtigkeiten zu vertreiben. Was aber gar nicht der Fall ist. Hinter der Tür wartet bestenfalls ein originell aufgemutztes Stümpertum (wie wir's in der seligen Volksbühne erlebt haben), eine literarisch glotzende Kunstfrage mit glänzend routinierter Unzulänglichkeit als vorläufiger Ersatz im Dunkel tapender Bedeutsamkeit. Ich glaube an Originale wirklich nicht mehr. Ihre eine Hälfte ist organisch erwerbslustig und die andere von S. Fischer erstanden; sie ziehen aus der Lektüre den sauersten Most, um leichter pantschen zu können. Mit gutem Handwerksgeschick verlegen sie sich auf die technische Ungeschicklichkeit, die eine von Fall zu Fall höher lancierte Verheißung ihrer bizarr-ornamentierten Phrasenempfindung wird. Da sehe ich schon in Herrn Saßmann, dem Neu-Entdeckten in aller Munde, ein höheres Symbol. Der Mann war als Federnschmücker in die Welt gerufen worden und hätte seinem Gewerbe durch sozial-erschütterten Dilettantismus gerecht werden sollen. Aber er hielt nicht, was das Gewerbe versprach: er schrieb ein regelrechtes Theaterstück und debütierte mit einer Sicherheit im Windigen, mit einer Routine des zwischen Fünfuhrtee und Weltall balancierenden Dialoggewächs, mit einer Technik bengalischer Wäßrig-

keit – zu der es der F. Th. Csokor mit bestem Gegenwillen niemals bringen wird. *Das* war eine Offenbarung. Die Kinder reden schon wie die Großen – für wen von den beiden ist das löblicher? *Difficile est tragoediam non scribere* – aber wann kommt endlich der Mann, dem wir wieder glauben dürfen, daß er ein Dilettant ist, wie Wedekind, der geniale Kabarettist der Shakespearewelt, oder wie vielleicht dieser Wilddieb William Shakespeare selbst? Ist jetzt irgendeine Aussicht dafür vorhanden, weil man in Köln, Krefeld, Frankfurt, Würzburg und Nürnberg auf einmal so eifrig die »Volkstheaterkrise« diskutiert? Die remonstrierenden Schauspieler sollen auch Vorwürfe erhoben haben über »Vernachlässigung eines künstlerischen Spielplans«. Gibt es keinen Kunstverein, der gegen die so durchaus zuständige Erhebung künstlerischer Vorwürfe einschreiten kann? Den Herren ist der Spielplan zu wenig künstlerisch! – sieht man, wie da das Kunstgerede ansteckt? Brave Kulissenreißer werden krank. Früher hätten sie ihre Kunst gezeigt in dramatischen Pfützen – heute tun sie's unter Oscar Wilde nicht, zumal es der Schauspieler in den »Kunst«-Stücken dem Dichter nachmachen, die Talent-Hälfte zu Hause lassen und eine »ehrliche intellektuelle Auffassung« aufbringen kann.

Sind wir in einem Zuschauerraum oder in einem Genossenschaftszimmer? Was sich in allen freien Künsten gewidmeten Berufen allmählich feststellen läßt, ist auch beim Theater mißliche Wahrheit: daß das Gebotene wie der leibhaftige Kompromiß zwischen den Erfordernissen der Kunst und den mühsam beschwichtigten Forderungen der Angestellten anmutet. Je weniger Talent, desto mehr Industrie; daß die Mittelmäßigkeit einen so verzweigten Apparat braucht! Bühnen-, Schutz-, Schriftsteller-, Dichtervereine sind da. Die Genossenschaft der Dramatiker gibt demnächst ein neues Stück heraus. Ein Mitglied der Opposition hatte einen wirksamen Monolog eingestreut. Aber auf Beschluß der Majorität figurirt an der Stelle nunmehr eine aktuelle Gesangseinlage.

Prager Tagblatt, 31. Oktober 1915

49. Gespräch mit einem Gymnasialprofessor

Ein Wiener Schriftsteller hat einmal sehr fein dargetan, daß es eine Kindlichkeit gibt, die der Mensch auch im vorgeschrittensten Manesalter nicht los wird: den Respekt vor den ehemaligen Gymnasialprofessoren. Eigentlich entläuft man niemals ihrer Hut; noch auf dem halben Wege zur Unsterblichkeit dreht man sich einmal um, ob sie

einen sehen, und am Ziele möchte man sie mittels Korrespondenzkarte von der Ankunft verständigen. Das macht: ein unglücklicher Wunsch nach Intimität mit den Kathederfernen. Sie sind die letzten Menschen mit fester Physiognomie und unerschlossenem Privatcharakter, die letzten eigentlichen Autoritätswesen, die einem in den Weg kamen. Was Wunder, daß man sich gerade ihnen hündisch, patschierlich anfreunden möchte, um von ihnen die Bekanntschaftswärme auf sich strahlen zu fühlen, die umso wohltuender wirken muß, als sie das Eis liebender Resignation bricht. Wie hat man sich in die menschliche Nähe dieser Klassenbuchgötter gesehnt und wie gerne möchte man ihnen jetzt zeigen, daß man es im Leben zum Primus gebracht hat ...

Gymnasialprofessoren – die alten Schlags freilich, die weniger lehrende Staatsbeamte als lernende Gelehrte waren – haben von Natur ohnedies einen Spezialreiz: Sie sind die einzige Art jener ewig Sitzengebliebenen, d. h. im klassischen Idealismus Sitzengebliebenen, die noch beim letzten Atemzug selbstgläubige, gemütsreine Schüler bleiben. Nicht aus »weltfremder Stubenhockerei«, wie die Realisten und Auf-ins-Leben!-Rufer der tagesklaren Seichtheit so gerne sagen. Sondern: Weil sie das gegenwärtige Leben bloß als Beispiel und Beleg der schönen Begriffswelt sehen, wie auf einer Kinoleinwand des Anschauungsunterrichtes, als Rohmaterial von Erscheinungen, denen das ruhige Bildungsauge erst das Gleichmaß gibt. Ihre Aufgabe ist es gar nicht: »sich zurechtzufinden«, »im Mittelpunkt des Geschehens zu stehen«, »sich den Erfordernissen des Tages anzupassen«, Gott behüte! Da brächten sie ja recht schöne Versammlungsschreier, Gastwirtschaftler, Defraudanten jeder Erwerbskategorie, Kabarettisten und Monisten aus den Schülern heraus – aber nicht einen einzigen, vollen, wirksamen Menschen. Sie haben dem schrecklichen Straßennebel der praktischen Lebensphase fanatisch entgegenzuwirken, nicht durch Pedanterie oder Buchstabentyrannei, sondern durch Demonstration des Bedeutend-Scheinhaften der Vergangenheit! Schüler sind sie selbst geblieben, die an das Vokabular der Schönheit glauben, wenngleich sie – gerade sie, die Männer der neunten, zehnten und elften Rangklasse! – oft genug auch um die Häßlichkeit des Lebens wissen. Sie glauben eben nicht, daß es – wie nach dem Sinn der Lebensgeschaftehuber, deren Ohnmacht, der Sonne standzuhalten, sich in Lob und Preis des täglichen Brotes umsetzt – ein Zweierlei gibt: Hie Leben – dort Begriffe. Sie glauben fest, wie die Dichter, Phantasten und alle Staats- und Weltunbequemen, an die Fähigkeit des Lebens, zu höheren Begriffen zu führen, an die Möglichkeit, im Kampfe um die leibliche Existenz die seelische zu erhalten. Sie sind *a-priori*-Idealisten,

die über den sumpfigen Pfad hinweg zu ferner Landschaft hinübersehen, nicht die *a-posteriori*-Idealisten der Spekulation und Literatur, die dem Dreck den schillernden Aufputz ekstatischer Bewußtheit geben. Sie sind Elegiker der Bildung.

Mit einem solchen Elegiker hatte ich unlängst ein schönes, erinnerungswarmes Gespräch. Er setzte sich zu meinem Wirtshaustisch und bestellte ein Krügel. Ich schiele nach seinen goldenen Brillen – ah, ein guter Bekannter, ich hätte ihm sofort meine Lebensgeschichte erzählen wollen, von dem Tag angefangen, da er mich »aushilfsweise« ins Klassenbuch geschrieben. Er erkennt mich auf den ersten Blick, aber ich bilde mir darauf nichts ein: Ich weiß längst, daß diese verkannten Männer vom Katheder ein viel intimeres Verhältnis zum Schüler haben, als der es ahnt; mir ist z. B. jene geradezu ergreifende Episode bekannt, da ein hellstimmiger und helläugiger Weltpriester, der Geschichte vortrug, dem sonst plumpen und verschlafenen Schüler, der eine Papierkugel nach seiner Nase warf, zurief: »X – Sie sind ein Don Quijote!« – und hundert solcher lieblicher Miniaturen, die bezeugen, daß der *Professor* der unglücklich Werbende ist.

Ich geniere mich nicht und ohne zu verkennen, daß dem Herrn Professor das Bier hier wichtiger ist als der *ablatis absolutus* – tauche ich gleich mit ihm in einer Welt von Scharteken und Folianten unter. Es ist etwas von der schandbaren Neigung dabei, die die Brutusse unter den Gymnasiasten – später verteidigen sie Raubmörder oder werden es – das »Eintegeln« nennen: ein Drang, in das Klassifikationsbuch seiner Meinung einen römischen Einser eingetragen zu bekommen. Aber nebenher interessiert mich das Griechische wirklich. Der Professor merkt auch, daß ich ihm nicht wohl tun will, sondern mir daran wohltue, und er hat eine Freude wie der Mormone, der im flachen Treiben der Großstadt seinen Genossen erkennt. Also schwöre ich auf dieselbe Religion? Also habe ich das Bildungswesen in mir, das ewig zu Bildende und durch die Realität nie Gebildete noch so gläubig und rein und frisch erhalten wie er? ... Er hat kein besseres Dankwort dafür: Er nennt mich: »reif«. Und führt mich unbewußt mit diesem Wort in die Tiefen der Professoreenseele: Reif sein – das ist ein auch durch die lateinische Übersetzung »*maturus*« unerreichtes Endziel: reif – das heißt: den »Gegenstand« mit dem Professorenauge sehen, als das Schöne, das schwer ist, bevor es dem Geist und der Seele hilft; das heißt: den Unterricht als nötig erkennen, weil er das Fundament aller Veredelungs- und Besserungsgelüste ist; das heißt: die Ruhe des Anschauens lernen inmitten der Unrast des Mittendrinseins. Und eigentlich sind ja darum diese Bart- und Brummbaßreifen,

die über Ibsen und Harden sprechen und über die Entwicklung des deutschen Aphorismus, dem Professor ein Greuel. Denn wieviel Unreife in jenem anderen Sinne ist diese Suffisance der aufgelegten Tatsächlichkeit und intellektuellen Realität im Vergleiche zur Unsicherheit und Befangenheit des immer noch Respektvollen und immer noch Unwissenden! Ich verstehe den Professor und möchte noch Weiteres tun, was ihm meine Bravheit bezeugte: ihm in formeller Gymnasiastenart die Hand drücken.

Aber lieber lese ich ihm weiter aus den Augen. Wir verständigen uns ohne terminologische Umwege, ohne dialektischen Hahnenkampf, ohne überzeugungsbeflissene Vielwörterei. Wir brauchen nicht »bergkraxeln«, um in die geistige Luft zu kommen, wir haben sie durch die philologische Mundart schon zu Füßen der ragenden Begriffe. Und kommen ans Herz der humanistischen Frage. »Haben Sie den Berliner Aufruf gelesen?« fragt er. Er spielt auf den Protest an gegen das Übergreifen der Kriegssphrase auf die humanistische Erziehung und die Einschränkung des klassischen Unterrichts auf Kosten der sogenannten praktischen Fächer. Das ist ein altes Weh und Ach. Die Frage sollte bloß sein: Moral-Klassizismus oder Genuß-Klassizismus und die berühmte »Reform« hätte in der Linie fortzuschreiten: die alte Zeit für die Umstände der neuen zu adaptieren und nicht die neue Schleppenträgerin und Anbeterin eines ethisch-ästhetischen Prunkbegriffes sein zu lassen. Statt dessen aber fuchtelte eine Reform an Haupt und Gliedern herum und der humanistische Teufel wurde mit einem realistischen Beelzebub ausgetrieben. Hingegen muß man sagen: In Österreich, gerade hier, wo man sonst weniger gründlich ist, war von jeher eine liebenswerte edel-tradierte Geheimkontrolle über den Klassizismus, es sind immer noch die künstlerischen, freiblickenden, formgetreuen Menschen aus dem Barock und der van-Swieten-Zeit da, die inmitten politischer Streberhitze und sozialen Tagesdampfs unerschütterlich bei der Ruhe einer vogelperspektivischen Zeitbetrachtung bleiben. Der Minister Hartel war der begeistertste von ihnen, der jüngst verstorbene Hofrat Huemer einer der letzten. Die lassen sich kein Phrasen-X für ein Notwendigkeits-U vormachen und sind lieber moderne Rückschrittler der Erziehung als rückschreitende Modernisten. Sie hüten die Klassizität, als wüßten sie's besser, daß ihr nach sturmberuhigter Zeit alle Zukunft gehören muß, weil sie ja doch Zweck und Ziel ist, mögen die Mittel auch Wege benötigen, die sich immer weiter von ihr entfernen. Sie wissen, daß ohne sie früher oder später kein Auslangen ist, und sehen beizeiten auf die Bewahrung, mögen die Heldenspieler der Minute auch dagegen schreien.

In Berlin aber gilt die Minute noch mehr. Wir freuen uns also, daß die deutsche Gründlichkeit auch die Unaktualität in Rücksicht zieht.

Aber freilich, sonst ist es ein Jammer. Dem Gymnasialprofessor ist heute befohlen: »modern« zu sein, das heißt: allen populären Winden Zutritt zu lassen, die der Genauigkeit des Lernens entgegenblasen. Gott behüte aber, daß die also Unterwiesenen nicht bis an die Zähne mit gymnasialer Bildung bewehrt wieder weggehen! Dazu kommt: die Straßenagitation des Lebens. »Ich möchte immer, wenn ich einen Schüler vor einer Buchhandlung stehen und in eine Zeitschrift gaffen sehe, zu ihm sagen: Lesen Sie's nicht! – Aber was nützt das?« Ja, die flüggen Intellekte können sich nicht früh genug an dem Phrasenschutt der zerbröckelnden Gegenwart ansiedeln, um ihn dann als granitenen Grundstein der Zukunft weiterzuvermitteln. Keine Literatur ist ihnen zu schofel, keine persönlich zu diminutiv, keine Richtung zu kurz gesteckt, daß sie nicht herzensgerne einschlüpfen, was so süffig über den Rand der Form schäumt, daß sie nicht vor jedem auf dem Bauch liegen, der vor dem Schulhaus seine Lebensstrümpfe feilbietet. Man möchte sie wie der Professor bei der Hand nehmen, ihnen treu ins Auge blicken und zum Herzen sprechen; aber das ist nichts für die Sport-Revolutionäre, die den – Katheder aus den Angeln heben wollen und sich drei Jahre später, brav, sittsam, sklavisch, vor jeder Autorität der Welt ducken. Ich halte da nichts vom Prinzip der edlen Mahnung; es nimmt sich zu senil aus. Besser selbst mit lausbübischem Spott und Flegeljahrironie den Jungen zurufen: »Ihr Schulfüchse *in spe!* Ihr Philister! ... Müller Johann, ich lasse Sie zwei Stunden hier – weil Sie ein Pedant sind – ja, Ihre Disziplinlosigkeit ist eine dumme Pedanterie – und Maier Friedrich – Wenn Sie mir zu der geworfenen Löschblattkugel bis morgen nachmittags nicht andere Humornachweise erbringen, schreiben Sie fünfzigmal ab: »Ich soll nicht auf Kosten eines armen Löschblattes witzig sein.« – So hätten sie es gern und so gingen sie drauf ein – wenn das Leben sie nicht vorzeitig zu großen Herren macht.

Darüber aber klagt mir gerade der Professor. »Ich muß zeitlich nach Hause gehen, denn ich habe morgen um 8 Uhr früh einen Kampf mit der Septima und da heißt es gerüstet sein. Eine Septima im Kriegsjahr! ... Da bin ich mit meinem Hannibal und Epaminondas ja wirklich im Nachteil ... Wenn ich den wunderbaren« – er wird schwärmerisch und seine Stimme schwebt über dem Tischrauch – »Eventuellfall erkläre – die Griechen waren doch Künstler der Logik – und die Bur-schen hören: »Nisch ist gefallen!« – was soll ich da anfangen, sie sind nicht mehr zu halten.« – Der arme Professor! Ich hätte ihm gerne einen

Rat mitgegeben: daß er beim nächsten Fall einer Festung alle Schüler nach Herzenslust Leitartikel darüber schreiben läßt – in griechischer Sprache!

Prager Tagblatt, 19. November 1915

50. Es onkelt ...

Es onkelt in den Schachtelhalmen ...

Der Onkel ist ein herzerquickender Lump in unserer gemütlichen Philisterfamilie. Er ist gescheiter als der strenge Vater, der seinen liberalen Wahlzettel abgibt, die Jungen verprügelt und pfeifeschmauchend den »Burgfrieden« bewahrt. Er guckt gerne mal aufs Gegenteil der geltenden Weltbegriffe und findet, daß es da Verwandtes für ihn gibt. Er lacht oft, wenn sich ein Gesetzesbewahrer das Bein bricht, geht aber gleichwohl rüstig denselben Weg. Er hält es mit der Opposition und der Jugend, weil sie seiner übernächtigen Biertrinkerfreude ein Dekorurn geben. Er würdigt, er versteht, er rauft mit – aber bei allem nimmt er bedächtig eine Prise Schnupftabak, macht scherzhaft Mundwinkel und bittet um Ruhe, wenn's etwas zu toll wird. Der brave Onkel – nach dem Tode wird sein Bild im Zimmer hängen und man wird tränenschneuzend dazu sagen: »Ja – der war auch noch von den andern.«

Ich habe jetzt selbst in seiner Sprache sein Konterfei gegeben. Denn er liebt – zu den Schriftstellern verschlagen – solche Rundbogen-Metaphern, durch die man der Wahrheit nie zu nahe kommt und doch immer ironisch aussieht. Diese archaistische Facetten-Sprache gibt eine Distanz, an deren anderem Ende sich der Onkel unnahbar und unsichtbar den Bauch kratzt. Denn der gute Philisteronkel ist ja nichts als ein gealterter Studiosus, ein arteriosklerotischer Lausbub, der sich gern Weinlaub um die Glatze windet, damit man sie für einen Lockenkopf hält – der im übrigen aber seine Ruhe haben will. Das Aussehen des Stürmers und Drängers genügt ihm – in Wahrheit ist er nicht mitgekommen, nicht einmal mit den eigenen Flegeljahren. Er verlangt für Strindberg eine Gasse, sagt über Wedekind »na – na«, ist für den Kosmopolitismus, der freilich nicht in waschlappigen Allerweltsdusel fallen darf, und immer: »wenn – auch«, »zwar – aber« und das brave Onkellächeln des Gescheiten, der sich dumm stellt – während er doch bloß feig ist.

Der Onkel ist in manchen Zeiten eine wohltuende Herbst-Erscheinung, der gediegene Gleichmut inmitten seichter Temperamente.

Manchmal aber ist seine Fürsprache für den Geist lästig und gefährlich. So z. B., wenn ich jetzt in einem Blatte lese, »ein bißchen Freiheit täte wohl«. Ein bißchen natürlich scherzhaft; aber kann man von Freiheit überhaupt per »ein bißchen« sprechen? Ein bißchen Übermut, ein bißchen Sozialismus, ein bißchen Radau oder Pessimismus, wie Onkel Otto Ernst für ihn plaidiert, der dem toten Nietzsche einen Haustorschlüssel empfiehlt – aber ein bißchen Freiheit? Ich glaube, der unerbittlichste Konservatismus und die peitschenschwingendste Rückwärtslerei können nicht soviel Böses schaffen wie diese bemoosten Unterhändler, die nie die Haltung ihrer feineren Bildung verlieren (aber nicht als Rückhalt des Geistes, sondern der Würde) und dem Radikalismus die saure Kontrollmiene nachmachen. Entweder – oder. Entweder die ganze Knechtschaft oder die ganze Freiheit. Ein bißchen kann man sich, ernsthaft oder neckisch gemeint, im wahrsten Sinne des Wortes auf den Hut stecken als Gesinnungsschleife alleruntertänigster Devotion.

Es onkelt. Nie haben die Onkels eine bessere Zeit gehabt als jetzt. Da kommen sie denn und bauen auf weißen Flecken satirisches Hausgemüse, spielen gegen die Macht des bürokratischen Zopfs das Recht des professoralen Dummkopfs aus und beschützen den Geist mit statuarischer Förmlichkeit. Sie bewahren den Anstand der Gemeinung und am Ende die Meinung des Anstands und lösen den »Kampf der Weltanschauungen« zu einem bürgerlichen Unterhaltungsbrei. Sie schmunzeln. Weiß man noch von früher her, wie gefährlich dieses Schmunzeln ist? Der Holzknecht und der Kreisgerichtsrat wünschen gute Laune und lachen sich in die Faust. Denn die gutmütigen Onkels sind immer die Vorboten der strengen Tanten – des Weibsteufels, der gegen sich selber wütet.

Prager Tagblatt, 28. November 1915

51. Ein Sonderfrieden

(»Text von Bernard Shaw, Musik von Franz Lehár«)

Das Wesen dieses großen, die Staaten korporativ ins Feld stellenden Krieges ist: Kaltblütigkeit. Mit einem modernen Catolächeln kommentmäßiger Vaterlandspflicht werfen sich Völker ins Handgemenge, hauen alles krumm und klein, stürmen an und fallen um. Die Kulturen suchen und betonen die persönliche Fühlung, während in ihrem Namen Geschütze auffahren und Bajonette sich kreuzen. In der fran-

zösischen Kammer nimmt man auf die Formkritik der deutschen Leitartikel Rücksicht, deutsche Politiker stehen im nüchternen Meinungsverhältnis zu englischen Kollegen, sogar die Italiener sprechen über die Berge herüber diskussionsgefällige Worte – ein allgemeiner besonnener Austausch der politischen Geschäftspraxis. Die Gegner werfen einander in der Ausübung ihrer höchsten staatlichen Pflicht kokette Weltmannsblicke zu – es ist ein historischer Manège-Kampf mit Erbitterung und Händeschütteln.

So tief ist denn also dieser Kulturkrieg doch nicht gegangen, wie man es am ersten Tag plakatierte. Auch seine Leidenschaftlichkeit stand von allem Anbeginn im Zeichen des Fremdenverkehrs. Im Handumdrehen war der Krieg in seinen Grundrissen organisiert. Kaum zwei Wochen haben die Staaten gebraucht, um ein für alle Male ihre kulturellen Leit- und Endziele niederzulegen, die Ursachen zusammenzustellen, die Forderungen aufzuschreiben und aus dem wilden Kunterbunt der Ereignisse den Entwicklungsgedanken herauszupräzisieren. Die internationalen Plakatinstitute brachten in noch feuchten Lettern die Devisen heraus, gründlich und unerschütterlich, wie es sich der historischen Verpflichtung geziemte. »Los von Deutschland!« – »Los von England!« – »Los von Frankreich!« – »Los von Italien!« – in zehntausend Kleinigkeiten, prompt nach der Druckfertigkeit des Zeitalters an jede Wand geschlagen. Es war eine naive Auffassung des ungewohnten Krieges: daß (nach alten Bilderbuch-Begriffen) das Kanonenduell der Staaten den privaten Taschenfeitelhaß ihrer Bürger bedeute ...

Denen wurde aber nach einer Zeit zornerfrischter Selbstbestimmung im neuen Zustand nicht recht wohl. Es wäre schön, auf den ganzen Auslandskrempel pfeifen zu können – wenn man eben nicht selbst Leib und Seele darin etabliert hätte. Englische Stoffe, französische Possen, italienische Hotels und deutsche Bücher sind bloß Ornamente gemeinsamer Artung, des Zeitvertreibhunders merkantiler Schnelligkeit. Dieses Wesen ist nicht umzubringen, die Gewohnheit hat sich da in die Seele verwandelt. Was man ihr nimmt, entbehrt sie mannhaft und entschlossen – aber doch mit einer untäuschbaren Sehnsucht nach dem früheren Zustand. Der innere Friede ist von hüben wie drüben längst geschlossen, es fehlt nur noch die diplomatische und – was noch länger auf sich warten lassen wird – die kulturkritische Unterfertigung. Man wird im Jahre 1930 noch vom tiefgehenden Wandel und der Erzogenheit der Völker sprechen – während die Episode schon ganz begraben sein wird, daß es einmal verboten war, Französisch zu sprechen und deutsche Musik zu hören ...

Unter der Geldhand Amerikas ist ein Einzelfriede zustande gekommen: eine berühmte Varieté-Künstlerin und Gattin eines amerikanischen Multimillionärs geht zur Bühne und wird in einer Operette auftreten, zu der Bernard Shaw den Text und Franz Lehár die Musik schreibt. In anderen Zeiten hätte die Nachricht einen satirischen Lekturbissen gegeben. Der gute alte Onkel Bernard entschließt sich auch, den literarischen Giftzahn ins Etui zu stecken und es der Vorsehung leicht zu machen. Der doppelt vertrackte Ernst- und Scherzbold mit seiner unpraktikablen Sonderbarkeit bekennt sich zur Tantième als dem eindeutigsten, aktuellsten Witz der Gesellschaft. Ei, wird das eine Ausgelassenheit geben auf so freiem und entschuldigtem Felde! Man darf sich schon darauf freuen – denn »bekanntlich ist Bernard Shaw der einzige hervorragende englische Schriftsteller, der gegenwärtig seine vorurteilslose Gesinnung öffentlich bekundet«. Vordem hat er bekanntlich seinen Berliner Verleger ganz aus der Fassung gebracht durch Bemerkungen über »Potsdam«, »Militarismus« u.s.w. Aber da B. S. vom Gegenteil lebt und Satiriker ist, da er die militaristische Impression für zu unkomödienhaft und trocken erkannte und kurz: da auch der artistische Buchhandel seine Konsequenzgesetze hat und man heute nicht auf Büttenspapier kreuzfidel-vorurteilslos sein kann, um morgen als nationale Würdenpuppe dazustehen – hatte die deutsche Kultur nach wie vor in ihm einen Generalrepräsentanten für das englische Ausland. Wasser ist dicker als Blut – B. S. sah viel zu tief, um die Gemeinschaft literarischer Übertragenheiten, ja die Abhängigkeit englischer Bizarrerien von deutscher Originalität zu übersehen. Er hielt das Banner seines Verlegers hoch – und schließt jetzt auch mit Österreich und dessen Franz Lehár Frieden.

Wozu die Heimlichkeiten? Wir wissen's alle, daß im feindlichen Ausland unter falschem Titel Wiener Operetten blühen und wohl auch mit ihrem neckischen Gemütsschwung Soldaten werben helfen. Und wir leugnen nicht, daß in unseren Tingeltangeln mancher neue Patrioten-Schlagler eine übersüßte Einfalt aufweist, die einem von selber die englischen Lutsch- und Quirl-Laute dazu in den Mund gibt. Ein Versteckspiel, während aller Erwartung, ob der Churchill und wann der Kitchener und was der Lord Grey ... Da ist die Ankündigung der neuen Operette doch ehrlich. Hört ihr den Frieden unter dem Boden der Zeit rumoren? Der geharnischte Zeitgeist trägt tief im Wams verschlossen seine Operettensehnsucht: Text von Bernard Shaw, Musik von Franz Lehár ...

Prager Tagblatt, 12. Dezember 1915

52. Götterdämmerung

Eine Impression

Sieben-Uhr-Stimmung. Abend-Bereitschaft ... Das Opernhaus, die Musikkirche Wiens, wie sie ein Dichter genannt hat, ist voll besetzt von zurückhaltend durcheinander hüstelnden, tuschelnden, summennden Leuten. Plötzliche Ruhe. Unten klappt etwas. Noch ein Hüsteln. Und dann – –

Ein fremdartig-banger Sphärenakkord, dämmertrunken, seufzerströmend – das Erwachensmotiv. Aus mythischer Umwölkung eine aufsteigende Skala; sie sinkt wieder – und zum zweiten Mal, heller und fragender, der frühere Akkord; und wieder schwingen geschlängelte Töne aufwärts, fallen, schwellen wieder an, bis im rasch zerfließenden Wirbel der Vorhang aufgeht, ein mythenbläuliches, nachtbligiges Gelände offenbarend wie die Musik.

Die Erwartung zieht die innere Kurtine. Aus Weihe, Wehklagen, Weissagung verflechten sich die Fäden und Stränge des Orchesters von unten und schießt ein breit zerflatternder Jubel-Knäuel über die leitenden Töne, es fließt hinauf und hinab in melodischen Glimmerfarben, braust durcheinander, fällt auf eine verlassene Einzelweise – balladenschwere, seelendurchzuckte Wirrnis. Das Bild auf der Bühne gehört immer dazu. Rauchwolken, Nebel, ibsenisch gequälter Nornenspuk.

Musik und Bild wird heller. Siegfried und Brünnhilde kommen aus der Höhle. Schmetternde Fanfarenklänge, jugendvoll, liebesbrausend. Der Erwartung zweiter Teil, des Mitgeföhls zweiter Impuls. Nun sind Menschen da, Halbgötter zwar, aber mit menschlicher Empfindung. Die Teilnahme mag inniger anknüpfen. An die Heldin mit dem Götterroß und der begriffssicheren Dialektik ihrer selbstbewußten Lieb'-Durchränktheit oder an den kecken Knabenhelden mit seinem abenteuerlichen Ungestüm und der schlagfertigen Altklugheit. Beider göttlich Teil ist Bühnen-Rauschgold, sobald das Menschliche so geschieht wird, und dieses Menschliche Theater-Pappe, sobald es sich der mythischen Zuständigkeit besinnt ... Immerhin, die Musik ist gegenwärtig und ihre Gegenwart zwingt zum Glauben. Tiefe Empfindungsanklänge tauchen aus der jetzt hochgeschürzten und jetzt plötzlich versiegten Flut. Das Ohr will weilen – und wird auf und ab gerissen.

Drittes Bild. Neue Gestalten. Wieder dröhnend, wuchtig, übersinnlich und wieder sinnlich, seelisch, dialektisch. Wieder Erwartung und Impuls. Aber – entfernt sich die Bühne nicht immer weiter vom

Auge? Hat dieser reichverzierte Anstieg und Abfall nicht so oft an das Empfinden gerührt, daß nunmehr das Ohr schon den weiteren Zutritt weigert und das tönende Gebilde als wunderbares, kaltes Schema draußen läßt? Ist der Sinn auf die Dauer imstande, das Geschaute zum Gehörten zu binden, angeklammert an die schicksalsvollen Gestalten der Rede zu täuschen und ihr entlang die erklärende, detailbedeutende, Höhen und Tiefen besuchende Linie der Musik zu ziehen? Alles ist dick von dramatisch-musikalisch-theatralischen Pleonasmen. Immer tiefer sinkt das Orchester, jetzt noch nebelhaft wie im ersten Momente, jetzt noch vielversprechend und zwischen grellen und sanften Ekstasen taumelnd. Ich fühle einen Schmerz im Genick. Die Augen sind ganz trocken. Herr Siegfried aus dem Wälsungengeschlecht hat mich ermüdet – und was singt mir Frau Brünnhild' von ihrem tiefbohrenden, lustumfassenden Lebensschmerz, da sie sich und alles um sich herum genauer zu kennen scheint als ich, da ihre selbstpsychologische Seelenkraft so bühnenfest und vollkommen dasteht, daß nichts mehr aus dem Grund zu bauen bleibt? Die Musik ist ein Hausschatz derer von Wälsung und Walhall; hier haben sie alles Ihrige leiden- und freudentönend beisammen, in noch zerrissenem Bestand. Aber wenn sie sich (hinter den Kulissen und den Augen des Publikums entzogen) selbst über ihr Dasein erheben wollten, würde ihnen da die Begleitmusik ihrer Affekte zu neuem Auftakt des Gemütes und seiner edlen, himmlischen Besänftigung genügen? Würden sie immer und ewig nur »ihren Fall« hören wollen und nicht einmal wenigstens die freie, unbeschwerte, allvertraute, allerschließende und alltröstende – *Melodie?* – Die Leute hier aber sind zum Teil anderer Meinung. Sie schlürfen das tönende Chiffren-System dieser fremden göttlichen Seelenangelegenheit schülerhaft ins Ohr – um nur ja nicht weit darüber hinaus zu kommen, in das Bereich der unstillbaren Sehnsucht nach Harmonie, ins Leben selbst hinüber, wo so viel Musik ist, nach der man nicht langan darf.

Überall Effekt. Kanonen-Effekte dort draußen, Posaunen-Effekte hier drinnen. Ich fröstle in der Musikkirche und sehne mich nach einem Werkelmann. Das psychologisch-tonmalerische Riesengebilde hier ist schon zu fertig und noch nicht heiter. Es geht *mich* nichts an – es geht *dich* nichts an ... (nur das psychische Protzendum). Wir haben unsere eigene Seele und wollen lieber ihre einfältige Stimme wiederhören als problematischen, tief-psychologischen, aus dem Handgelenk spendierten Fremdklang. Ist es meine Empfindung allein? Oder hat das kalte Allerweltsrasen die Lust an bescheidener Echtheit aufgezüchtet? Ist das schon die Abkehr von der Technik in jeglicher

Gestalt, auch in der der gelungenen Kunstverwandlung? ... Wer weiß: vielleicht steigt, wenn mir der Nachgeschmack dieses Opernabends recht gibt, nach diesem Kriege eine neue Blaublümlein-Zeit herauf ...

Prager Tagblatt, 17. Dezember 1915

53. Der umgewandelte Kommiss

Der Kommiss, der jahrüber im bestgeschnittenen Anzug, mit der neuesten Kragenform und der feinsten Jahreszahlprägung des Gesichtes in den Theatern sitzt, auf dem Korso schwänzelt, im Nachlokal die Mimi in den Arm zwickt, Ehrenaffären hat und auf seine gesicherte Position hinweist – kehrt in dieser Zeit zu seiner alten, devot-chevaleresken Küß'-die-Hand-Demut zurück.

Seine Rückverwandlung in den liebenswürdigen, dienstbereiten, weltbescheidenen Tausendsassa läßt seine glanzvolle Vergangenheit in der Nestroy-Posse wiedererstehen. Da war er schäbig und reinlich, ärmlich und adrett, trug karierte Magazinosen und den farbigsten Krawattenknopf, hüpfte mit anmutiger Velozität alle Sprossen zu den Fächern und Schachteln auf und ab, kascholierte Dienstmädchen und Welt Damen mit der Anmut, die man im Geschäft und vom »Juchhe« des Burgtheaters herab lernt, ratschte verzuckerte Reklame-Weisheit herunter über Leben, Liebe, Kandis und englische Wolle – der liebe Kerl, den der Volksmund nicht zu Unrecht »Budlhupfer« nennt. Über das Geschäftspult tänzelt seine unwiderstehliche, zynische Lebenskenntnis.

Aber weh – es kamen Zeiten, da der Kommiss mondän wurde. Alternde Sozialformen erkrankten an einer Sklerose: der Etikette. Sie stahl sich auch als Ausdruck von Ernst und Würde ins Geschäft. Der neue Kommiss sprang nicht mehr die Leiter empor – er hatte seinen Lehrbuben und die Servilität stand nicht im Vertrag mit dem Prinzipal: auf den gefallenem Günstling von Kohn und Sohn wartet schon Weiß und Bruder. Auch war er nicht so zungenfertig wie ehemals, denn das jahrmarktsmäßige Zungenschnalzen paßte nicht mehr zur Industrie; appetitanregender wirkte heute seine aus Kragen, Krawatte, Besatz-Schuhen und Mode-Sakko zusammengestellte, tadellos sitzende Zurückhaltung. Sein geändertes Benehmen war eine Folge der Änderung in den sozialen Instinkten. Ganz anders fühlten sich die auf einmal geschmeichelt: nicht mehr durch Devotion, tiefe Theaterbücklinge und mechanische Ergebnisformeln von ein paar Minuten, die einem die Stampiglie »Kundschaft« aufdrückten – sondern durch zugeknöpfte Reserviertheit und Kühle bis ans Herz hinan, die

einem selbst unzugängliche Fremdheit imputierte. Der moderne Mensch gibt auf Würde mehr als auf Macht und tauscht das individuelle Geltungsbedürfnis in vornehme soziale Anonymität. Sein Herr und Meister, der Kommis, spielt ihm hinter dem Pult die Rolle vor und demonstriert, durch die Ökonomie, nicht mehr als das Unbedingt-Nötigste für die Geschäftsbeziehung zur Kunde herzugeben, vielsagend: Privatleben. »Ein Hut – der Herr? ... Oskar – ein Hut!« Schluß damit. Und der junge Bub muß die Ware mit einstudierter Sachkenntnis drehen, wenden, abgreifen und ins Licht tragen.

In der schönen goldenen Weihnachtszeit aber, wo alle zu Kindern werden, schämt sich der Kommis nicht mehr der gesprächigen Vertraulichkeit. Zehn Tage zählt der geschäftliche Hochdruck – da muß man schon ein bißchen die Peitsche nehmen und: anbringen, anbringen. Der Kommis kennt keine Parteien mehr, er weist das Dienstmädchen aus Sievering nicht mit stolzer Gebärde nach hinten, sondern sagt ihr, wie in guten alten Zeiten, das »'nä Fräul'n« und macht, was er nie macht, weil er es nicht braucht und wenn der eine geht, ein anderer kommt: Umstände. »Ein Hemd mit Piquetbrust, bitte? ... Einen Moment, der Herr – vielleicht hierher! ... Johann, die Piquethemden, links ... Franz, vielleicht von hinten die Schachtel mit den ganz feinen ... Fritz, wo sind die weichen Hemden? ...« Dann stapelt er fünf, achtzehn, zweiunddreißig Hemden auf und hat für jedes sein Pro und sein leise auf die nächstteurere Qualität weisendes Contra. Und dazu das alte, lang schon abgekommene: »Sonst nichts, mein Herr?« Zu den Hemden gehören Knöpfe und da die einen verlorengehen können, ein zweites Paar. Selbstverständlich können sie an diesen Röllchen nicht sitzen und es wäre da gerade eine Neuheit, die aber nur als Garnitur mit Kragen verkauft wird ... notabene Unterhosen haben wir von derselben Farbe ... etwas Diskretes. – Wie liebenswürdig, wie heiter, wie springinkerlfrisch und witzig – Millöckersche Bruder-Luftikus-Musik gehört dazu, die elastische Umgangsart zum Libretto fertig. Der Kommis hat wieder um einige Kilogramm Position, Würde, soziale Stellung abgenommen und wiegt leicht wie sein ehrliches Geschäftsinteresse. Das Jaquette hängt im Kasten – er arbeitet in Hemdärmeln.

Eine seltene, kostbare Zeit, in der der Held zum Statisten wird und seinen großen Anteil am Zeitbetrieb vorläufig niederlegt. Heute ist er brav, ehrlich und fleißig und schafft am sausenden Webstuhl des Weihnachtsgeschäftes – morgen wird er wieder auf dem Korso und im Musikcafé erscheinen und sich herablassend unter den Leuten zeigen, die er angezogen hat.

54. Liebevollle Rückkehr

Bühnenkunst im Kriege: Wedekind-Zyklen in Berlin, Frankfurt, München, Wien. Man drängt sich zu den Problemschlagern Shakespeares und Goethes. Strindbergs »Vater« wird auf zwei Berliner Bühnen zugleich gegeben, Schillers »Maria Stuart« aus naturalistischer Taufe gehoben. Shakespeare, Goethe, Schiller, Strindberg, Wedekind – wie bringt man in die ungleiche Fülle ein aktuelles Maß?

Man scheint jetzt erst (wenn man von seinen partei- und gesinnungsmäßigen Meinungsträgern absieht) die Muße und das Bedürfnis zu haben, Frucht und Früchte der bis zum Kriegsbeginn abgelaufenen Epoche der Kunst zu genießen. Bis dahin steckte man bis tief über die Ohren in der psychologischen Übersättigung, im Ekel der literarischen und aktionsfeigen Selbstbetrachtung, im lauen Geplätscher überspielter Problematik. Das Motivische hatte nur noch den Chiffrenwert der dramatischen Voraussetzung – als wichtig galt erst die technische Folgerung und als kunstbestimmend der Grad, in dem das Variationsperpendikel von der Lotschnur der Schablone abwich. Denn die Leute waren seelisch unerzogen trotz »Kunst für alle« und *l'art pour l'art*. Sie hüpfen auf formkritischen Sprossen immer höher, ohne auch nur je auf der Unterstufe des gewöhnlichen Verstehens gestanden zu sein. Also bekamen sie Realistik und Klassik in gleichem Maße satt und wußten doch (in ihrer literarischen Meinungsreserve) kaum, was Liebe und Leben bedeutet. Es gab also nichts Uninteressanteres mehr als den modernen Menschen, diese leibhaftige Sentenzen- und Situationsgelegenheit mit ihren tausend Auswahlbeziehungen zu Trieb und Gesetz und ihrer eindeutigen, unexplosiven Platitude. Immer und immer wieder diese Dutzendexemplare, die für die Dauer von zweieinhalb bis drei Abendstunden ihre Seele enthüllen, um nicht ungewöhnlicher links abzugehen als die Zuschauer – diese Wortmacher und Wortverwirrten, deren Tragik im Dialog frei wird, um den Sprecher dann gesund ins Leben zu entlassen. Der Mensch! – was redet er immer von sich, fuchtelte pathetisch mit Welt- und Liebesschmerz, haut Theatersessel um und benimmt sich so absonderlich – wenn er doch so feig, so gut angezogen, so unromantisch und schwächlich und vor allem so ein innerlichkeitsmarkierender Jongleur seiner Außenseite ist wie jeder im Publikum?! Nein, stellt lieber gleich eine Puppe hin und laßt sie tun, was uns zerstreut und erheitert! – Das Theater befolgte den Ruf und wurde zum mondänen Puppenspiel.

Inzwischen ist – gerade im Kriege – der Mensch wieder interessanter geworden. In der Zeit des Sterbens ist das gewöhnliche Atmen schon

ein Phänomen und das Tagtägliche wunderbar. Der Mensch wird neu erlebt – von Grund auf und als kurzfristete, demütig-reiche Einheit. Unter diesem Gesichtswinkel fällt viel Augenblicks-Scheinhaftes, Not-Konventionelles, Oberflächlich-Illusionäres von ihm ab und übrig bleibt: Lebenstrieb und Weltgesetz, der dämonische Wille und der elementare Widerpart mit den Hauptkreuzungslinien ihrer Über-einkunft. Der ausgezogene *homo communis* – etwas ganz Neues. Die Gesellschaft und die Begriffsphrase, von der sie lebt, gehen ihn nichts an. Er fühlt mit den Urwerten und weiß, wie viel das wenige des Lebens ist. Warum muß es sich so verwirren, daß nur verschwommene Sensationen bleiben, warum muß es sich so zersplittern und in Nebenwege verlieren? Wie schön ist das Behagen der ungebrochenen Leidenschaft, wie herrlich die Blutwärme der markerschütternden Erfahrung, wie bewegungsvoll die Wahrheit, die bis an den Grund der um Sein und Nichtsein losenden Daseinsfreude hinabreicht! Ein Engländer sagt, es sei Aufgabe der Kunst, in die Minute möglichst viel Pulsschläge zu drängen. Diese Aufgabe empfängt sie aber vom wahn- und wahrheitsfiebernden und nicht vom meinungs- und haltungs-übertünchten, in Anpassung und Rücksicht verstrickten Leben. Der naturalistische Kratz- und Keulenkrieg der Ohnmacht und Verblendung entbehrt dieses Pulsschlages; aber die adeligste, blumigste Tagesentferntheit und Kunstgemaltheit in Jamben und Trochäen kann sie hinwieder haben, sofern nur ganze Menschen im Spiel sind und keine psychologisch-anämischen Bruchteile. Der Krieg verleiht die Freude wieder an der schönen Straffheit des Willens zum Dasein.

Die feldgraue Umwelt wirkt da beispielgebend, die militärische Bindung von Gefühl und Tat gibt ein neues Modell des Menschen. Ihm bleibt für ein Minimum an Zeit und Frohsinn ein Maximum an Denk- und Empfindungskraft. Er fühlt sich (in der Monotonie des Kriegstags) als Spitalshäftling, der dann und wann in den Garten darf. Was ist ihm dieser Garten nicht alles! Er möchte in die Bäume klettern vor närrischem Wohlbehagen und dankt dem Himmel für das Stückchen warmen Sonnenscheins, das ihm das Gesicht bestreicht. Von der Sonne der Natur genügt ihm das kleinste Strahlenbündel zur Begeisterung und doch möchte er in ihrem weiten Wildpark seine überschüssige Freude austoben. Die Uniform der Zeit hat seinen krankhaften Schwammbauch von Müßiggang und Müdigkeit eingeschnürt und die Seele wieder schlank gemacht. In naturangewiesener Echtheit findet er sich wieder, einfach, rein, aus einem Stück gehauen. Dieses Wunder des Wiedererlebens kann er nicht tief und festlich genug genießen; das Leben gibt dafür einen zu einförmigen Spielraum –

nichts als Uniformitäten, Staats-, Wirtschafts-, Gesellschaftsuniformitäten, mit der Wiederholung der Motive: Not und Tod und Staat. Da geht er ins Theater, zu Goethe, Shakespeare, Strindberg oder Wedekind, will ohne träge Formforderung und Formgereiztheit nichts als Theater sehen, pathetische Wirklichkeit – und sieh' – er findet sie, er streitet nicht über Stil und Art und ist glücklich, in die Tiefen tauchen zu dürfen. Darum dieses paradoxe Nebeneinander der Bevorzugungen; es ist einerlei, ob die Sonne der jambischen Begeisterung herniederstrahlt oder ob man ins erdreichwürzige Gestrüpp der Wirklichkeit kriecht; ob äußere oder innere, formale oder inhaltliche Wärme die Pulsschläge in der Minute zusammendrängt und ob die Echtheit zum Pathos heranreicht oder das Pathos bis zur visuellen Echtheit herab.

Was das Verständnis nicht bewirkt, erreicht der Wandel. Im Frieden haben sie Zeit und Lust für Verstandesornamente und bringen also ästhetische Forderungen ins Theater mit, Kritik- und Einordnungsbereitschaft, Formneugierde und Vor-Urteile. Da ist Wedekind ein Neuer und Goethe ein Alter und der eine will und der andere stellt sich und um die abstrakte Musterzeichnung von Effekt, Geist, Klang und Moral schlingt sich mehr oder minder dazu passend ein konkretes Theaterbild. Paßt es exzellent, dann heißt der Autor Schiller; paßt es miserabel, dann heißt er Wedekind. Die Abweichung wird von der Kunstkritik erörtert. Sie nennt dann (in Übereinstimmung mit dem Publikum) das gar zu Arge »verlogen«, das gar zu Nahe »dekadent«, das gar zu Einfache »überspitzt«. Zu einer Auseinandersetzung über Wahrheit und Unwahrheit, Wesen und Unwesen des dramatisch Dargestellten kommt es über diese Schulbegriffe überhaupt nicht, denn das Verständnis geht nicht über die Gewohnheit an das Überliefert-Formale und das Auge kann nur noch theaterrelativ sehen. Bis die Zeit kommt, wo alles Theater in diesem Sinne als Plunder gilt, Formstatuten als Ballast, Theorien als Zeitvertreib und als einzig maßgebend: die intensive Echtheit. Dann geschieht, was längst hätte (versuchsweise) geschehen sollen: daß man (wie unlängst Karl Scheffler) Schiller plötzlich als Naturalisten anspricht und Wedekind als Pathetiker, daß man auch aus Jamben Probleme spürt und aus dem Bedientendisch klassische Übertriebenheit. Auf einmal nimmt man streitlos die Spiele hin und freut sich, daß es auf den Kreuz- und Querwegen des Daseins so viel zu fühlen, so viel zu leiden, so viel zu schauen gibt. Ruhig und liebevoll kehrt man zu ehemaligen Diskussionsobjekten als zu Offenbarungen zurück und hört und sieht nur noch die Sache, das heißt: das Glaubhafte, Wichtige, Nötige. Ob der Weiberhaß

Strindbergs übertrieben, ob sein Dramenbau dialektisch, sein Stil realistisch, seine Anschauung polemisch ist, wird gleichgültig angesichts der Tatsache, daß der Einzelfall schneidende Wahrheit hat und daß es Frauen gibt, die über das Grab des Gatten hinaus recht behalten müssen und dem Gefühl, daß sie »hier überflüssig sind«, dadurch Luft machen, daß sie den Umkreis von den anderen säubern. Ja – es gibt auch andere Frauen und andere Fälle, die sind ein anderes Problem oder gar keines und die Aufgabe der Kunst ist es einzig, im Spezialfall gründlich zu erschüttern. Ob ein Wedekindscher Bauchaufschlitzer auf der Bühne unangenehm wirkt, hat nichts weiter zu sagen – es gibt in einem alten, vornehmen Trauerspiel eine Dame, die dem Vasallen ihres Vaters mit dem Sesselbein die Augen herausdrücken läßt. Ihr Vorgehen wird nicht bühnenreiner und idealer als das ihres Rächers aus der »Büchse der Pandora«, weil sie es aus altbewährten, bürgerlichen Instinkten tun. Umgekehrt ist es auch wurscht, ob Antonius und Kleopatra auf hohen Jamben thronen und aus der Geschichte sind. Ihre Liebestrunksucht und Weltgequältheit ist etwas Ewig-Wirkliches, so naturalistisch, nachbarlich wie das Verhältnis des Greislers mit der Portiersfrau, ein Abriß aus der Lokalchronik der Weltgeschichte.

Klassizismus – Realismus – glaubt man noch immer, daß die Worte einer äußeren Stilart gelten und daß es auf Richtungen ankommt? »Richtung suchen«, das ist eine Sache gehaltsloser, das heißt bedürfnisloser Zeiten, wo die Thematik überquillt und die Menschlichkeit vertrocknet, wo das Leben eine Variation ohne Thema ist. In den Zeiten der Variationsarmut und fanatischen Lebenshungers tritt alles Neuheitsbedürfnis hinter die Freude an der seelischen Reichlichkeit. Darum hat man unlängst in Wien der Goethe-Rezitation Dr. Wüllners, des fahrenden Enthusiasten, so hingerissen zugejubelt; jede Verszeile berauschte die bedingt bewußten Zuhörer durch die prangende, offene Bewußtseinsfülle. Darum ist für Goethe und Schiller und Shakespeare – ganz anders als in den Inszenierungszeiten, wo die erlauchten Namen und Werke zur archaischen Renovierung ausgelaufener Bühnenstile dienen – wieder eine Epoche der Neuentdeckung gekommen. Plötzlich stellt sich ein Publikumsgefühl ein, dessen Mangel sich bisher so oft dem Verständnis entgegenstellte und die Kritik auf Kosten tieferen Verweilens in den tageswechselnden Ansprüchen beschleunigte: die Freude am Volumen, an der lebendigen Spannkraft. Mehr als der jambische Kothurn ist sie den Kunstrespekt wert. Sie ist das Ewigneue, das Immerpackende, das Niegelöste, ob es nun jede Szene des »Götz« betrifft – der jetzt im Burgtheater noch

ganz aus der alten Inszenierungsspielerei heraus auf die Bühne gebracht wurde – oder die vielbedeutende Märchenhaftigkeit des »Sturm« oder die Geschlechts- und Intellektsstürme Strindbergs und Wedekinds. Nicht aber – soweit es Ibsen betrifft. Auch hier scheint es, hat der Wandel stillschweigend das Werk der Entscheidung verrichtet. Nirgend ein Ibsen-Zyklus auf den Programmen, nirgend ein Zulauf zu den Dramen des Mannes mit der doppelten Brille und dreifachen Stirnfalte und dort, wo eines oder das andere erscheint (wie jüngst bei einem Wiener Gastspiel der Lehmann), ironiesaueres Verwundern, wie merkwürdig überspielt und veraltet »das« anmutet, was noch vor kurzem usw. Ein Begeisterungssturz, dem auch Alfred Knors unlängst in Hamburg gehaltener Vortrag nichts helfen kann, worin Ibsen über Strindberg gestellt war, weil er – Majoritätssentenzen verkläre (eine kriegsaktuelle Auffassung, die deutscher ist im Sinne der Zeitgemäßheit als in dem der kritischen Selbstsicherheit). Jetzt erst merkt und erkennt man, daß Ibsen durchaus Theaterprodukt ist, daß seine Dramen (nach bewährtem Handwerksgesetz) das Leben zergliedern, statt aus ihm zu schöpfen. Jetzt erst empfindet man, daß sich hier Konzessions- und Kompromißfeigkeit bedeutsam macht, um nicht kläglich zu erscheinen; daß Ibsen die Natur in ein pädagogisches Korrektum überschreibt und als Über-Sardou die breitere Gesetzlichkeit für die Dialogverschlingung und Dialogintensität verwendet. Jetzt erst fühlt man das Theoretische, Unfreie, Statutenmäßige seiner Problemhaftigkeit, die Ödigkeit dieser Ringkämpfe zwischen Mensch und Gemeinplatz. Das »Raunen« der Phantome zieht und imponiert nicht mehr und die Gefängnisluken des Sittengesetzes hat man gerade satt. Man weiß, wie der Lebensdämon raunt, mißtraut Phantomen, wo die Natur auch ohne Gänsefüßchen sich so gewaltig und mystisch zeigt, und achtet die Gesetze für gering, die den Lebensatem schnüren. Bedingtheits- und Zirkelgebaren, Umstandstragik und Beziehungssentenz gehören zum Theater. Das Volk der Kriegszeit mag es nicht – es will im Komischen und Tragischen immer den Anschluß an die freie Luft der Wirklichkeit.

Der Tag ist einförmig, feldgrau in feldgrau. Das Schicksal heißt Staat, das Gesetz Not, das Gefühl Pflicht. Der Mensch läßt sich auf die Dauer nicht in ein und dieselben drei Begriffe sperren und verlangt nach seelischer Abwechslung. Und da findet er denn die Ruhe und Würde, die alten und neuen Werke der Kunst in ihrer freudebedeutenden Form und ihrem gefühlsbedeutenden Inhalt zu genießen.

Pester Lloyd, 24. Dezember 1915

55. Feldtrostbrief zum heiligen Abend

Du wirst in diesen Tagen viel ins Feld geschickt bekommen von Mutter-, Schwester-, Tantenseite: sechs Paar doppeltgestrickter Wollsocken – von denen Du bedauern wirst, daß Du nicht alle übereinander anziehen kannst –, ein Leibchen und noch ein Leibchen, ein Paar Ohrenschützer und eine Schneehaube, zehn Dekagramm Tee und einen Sack voll Zucker – und wenn Du alles auseinandergekramt hast, wirst Du Dich festtäglich-winterlich vermummen, den Tee auf einer fremden Maschine kochen, gleich acht Würfel Zucker hineinschütten, um nur ja alle Liebe aufzuessen – Du kennst wohl noch die Lenaustelle, die dieses Bedürfnis, sich heißhungrig und nahrungsweise mit Zärtlichkeit vollzustopfen, um sie nur möglichst tief herumzutragen, so schön ausdrückt: »Ich aß vom Kuchen und weinte bitter ...« –, und dann wirst Du Dich weihnachtsduftend hinstrecken, Dir am Himmel die tausend oder mehr Kilometer in die Heimat ausmessen und eine dicke, heiße Träne wird Dir vom Herzen oder vielleicht wahrhaftig über die Wange rollen ... Das Schöntun in die Ferne hätschelt noch mehr den Schmerz. Da möchte ich nun, daß Dir neben all den unaufzeßbaren Nützlichkeiten dieser Brief zur wirklichen Weihnachtsgabe werde. Denn ich will darin versuchen, mit Dir den heiligen Abend zu verbringen und Dir Deine bitterliche Sehnsucht wegzubannen.

Stell' Dir vor, Du wärest jetzt hier bei mir und den Deinen, wie jedes Jahr zuvor. Du seufzt – und ich sollte nicht davon reden dürfen? Aber hast Du zum Seufzen denn Grund? ... Weihnachten ist ein schönes, warmes, liebes Fest. Die weltverlorenen Herzen werden unter eine Stube gebracht, die Familienliebe sammelt sich innig um den Tisch, überall kommt in kleinen Kreisen die Verschwisterung der freudegedenkenden Gemüter zu neuer Feier, die Stimmen strahlen jubelüberflort und ganz weihevoll selbstverzückt, die Augen schimmern in der Rührung über sich selber – ein sentimental durchzucktes Torkeln und Schaukeln in befangenem Frohsinn ... Das Herz schämt sich seines kalendarischen Mutes zur Ausnahms-Echtheit und dem Gedanken, daß es immer so sein könnte, gesellt sich die Empfindung zu, wie kindlich diese Christbaum-Schau der Güte einmal im Jahr dem Gewissen aufhilft. Die Menschen sitzen mit freudeübertünchter Verlegenheit im Zimmer, aber während es in ihnen gluckst und gurgelt, wird der Raum immer kleiner, unscheinbarer, lichtmatter und eine Sehnsucht erfaßt sie nach freier, immerwährender Weltliebe, die diese Familie weit zurückläßt, um sich mit ihr erst in unbekanntem, unendlichen Weiten tatgewordenen Mitleids zu sich und den anderen

wiederzutreffen ... Die bekannte Fest-Sentimentalität, der ewige Vergänglichkeitsgedanke inmitten feierlicher Lebensbeleuchtung. Ein Vergänglichkeitsgedanke, der zugleich die große Lebenshoffnung ist: das armselig-flüchtige Stück Dasein bedeutend und dauerhaft zu machen durch abenteuerliches, einsames, tiefwühlendes Erleben. Alle Freude mündet in diese Traurigkeit und wer sich ihr mutig Aug' in Aug' stellt, der kann hoffen, daß er aus dem lampenbeschiedenen Kreis der Familie wächst, in die Heimat – der Welt.

Du hast immer etwas von den Unzufriedenen, Sentimentalen, Mutigen gehabt, an deren Freudentafel sich das ironische Banquo-Gespenst des Vergehens setzt, und ich erinnere mich, wie ich in Deinem trotzigen Festtags-Trübsinn Grund zu mancher Hoffnung sah. Muß ich Dich erst darauf führen, wie Du als Kind zynisch verdrossen im Zimmer standest, weil Deine echte, ungesättigte Selbst-Gerührtheit die kleine, schattenhaft vorüberhuschende Festlichkeit nicht ertrug? Wie Du Dich – ein großes Kind – mit Christbaumkerzen, Naschwerk und Geschenken nicht über größere Ansprüche täuschen lassen wolltest? Freilich, es war eine Über-Zärtlichkeit dabei, der das Beschenktsein nicht genügte und die bedauert und gestreichelt zu sein wünschte. Glaub' mir, Du bist darin nicht anders wie jeder andere. Und nun stell' Dir vor, Du wärest da. Du hältst es in der Trümmerharmonie zerborstener und angebissener Herzen, die für den einen Abend geleimt sind, um die unheilbaren Risse der furchtbaren, kleinlichen Gewohnheit noch tiefer zu spüren, nicht aus und ein Grufthauch schlägt Dir aus der befristeten Wärme entgegen. Du gehst an diesem heiligen Abend durch die menschenverlassenen, jämmerlich-öden Straßen; aus jedem Hause dringt vielfach gelblicher Fensterschein; und Du sagst Dir: Weihnachten – hier – dort – die gleichen Kreise – die gleichen Geschenke – die gleichen Personen, ein Ringeltanz im Zimmer – Klavierspiel und Gesang – Taumelfreude und Kerzengeruch – sentimentale Grimassen – »ein Blick auf ihren Sarg, vorüber schon – « Sie bleiben aneinander picken, immer dicker und dunkler verschlingen sich die Hausfäden von Mißverständnis und Unverstand und verkrusten das freigeborene, zu tatenvoller Selbstbestimmung geschaffene Herz ... Im eigenen Kreis sitzt Du fremd – was gehen Dich die Fremden an? Zu bang und eng wird dem Gemüte – es sehnt sich fort, in Fernen, wo es keine Stubenwände gibt und doch heiteres, befreites, selbstgewärmtes Menschentum.

Siehst Du – das wäre Deine Sehnsucht am heiligen Abend: irgendwohin fort – aus dem Familienfest zu tätiger Weltfreude. Und denk' nur, für wie viele hier der heilige Abend so leer und trostlos ist – nicht

deshalb bloß, weil jene fern sind, die sie, anwesend, für nichts erachten würden –, für wie viele, die echt und einsam sind, weil ihr Familienbedürfnis über diese Welt hinausgeht. Sie schleichen, Dickenssche Spukgeister, am Abend durch die Gassen und spähen trübselig nach den Fensterscheiben, hinter denen Herzen aneinander teilnehmen. Sie setzen sich ins verlassene Kaffeehaus, wo der Kellner am Lesetisch in der Zeitung blättert, während eine vorlaute Wanduhr ihre Freude an der trübseligen Ruhe mittendrin tickt; dann stellt sich dieser Spätbeschäftigte vor Dich hin und möchte Dir – der Fremde dem Fremden – etwas Gutes tun; zu Haus warten seine Kinder – wenn nur schon Sperrstunde wäre. »Zu Haus« – das ist sein ärmlicher Seelenaufenthalt und der aller andern, die ihren heiligen Abend feiern ... Aber keiner ist im eigenen Heim zu Haus. Jeder, der schon ins Leben schauen kann, blickt nach einer anderen, fernen Heimat, die nirgends endet und keinen fesselt ... Und so wie Du Dich am heiligen Abend hierher sehnen wirst – so werden alle, die hier sind, ihr »Weihnachten im Felde« feiern, sich bei einem nächtlichen Lagerfeuer singender, festlich-angeglühter Burschen niederlassen und denken, wie herrlich es im Kreise dieser weiten, jungen, frischen und männlich-wechselgestützten Familie der Krieger ist, die einander, von gleichem Sehnsuchtsband umschlungen, alles bedeuten, weil sie bloß Weg-Bekannte sind. Euere Fremdheit macht Euch zur lautersten und treuesten Familie. Ihr seid zu hundert, zu tausend und spürt das drückende Alleinsein des einzelnen und familiären Strebens nicht; Ihr kennt Euch nicht und tragt bloß das Brudergewand des freien Mutes; und was Ihr zusammen denkt und fühlt, ist rein von den Kleinlichkeiten häuslicher Beziehung und vieldeutig wie alles Unbekannte ... Dort unter freiem Himmel, wo sich das Leben neu offenbart und der Mensch die Einfalt der echten Freude wiedergewinnt, wo der lichtbesteckte Weihnachtsbaum viel sinnvoller ist als im engen Wohnungspferch, begehen die Zuhausegebliebenen Weihnachten – – während Ihr Euch in unsere kalten, gleichsam nach dem Felde hin halboffenen Stuben seht ...

Warum also? Alle Sentimentalität ist Fernsehnsucht. Während Du Dich nach der fernen Heimat sehnen wirst, blicke ich nach der heimatlichen Ferne. Aber für dumme kindische Rührung gibt es ein gescheites Mittel: das nüchterne Hinüberdenken. Der Mensch muß die Erkenntnis lernen, daß es auf keinem Längen- und Breitengrad ein »zu Haus« gibt, und je früher er es lernt, desto später wird sich sein Glück von einer bröckligen, vergänglichen Scholle bannen lassen, desto tiefer wird es aber auch in der eigenen Seele wurzeln. Ich sehe

dafür in dem alten Volksliedermotiv von der Heimkehr des Wanderburschen ein allverständliches Symbol: er kommt nach Jahren wieder, findet das Haus nicht, die Freunde und Bekannten nicht und »die Welt ist fremd geworden, als wär' sie nur erlogen«, wie der große altdeutsche Lyriker sagt. Da muß sich die Traurigkeit des Burschen ihr eigenes Heimlicht machen. Die Sehnsucht selbst ist die Heimat, sie ist das einzig Warme im kalten Leben; denn diese ist nirgends und überall die Seele. Ihr Freien, Selbstüberlassenen, Tätigen draußen, lernt Euch auf die Eueren stützen und sie als Halt und Hausstand in allen Fernen tragen. Wie beneiden wir Euch um dieses neue, feste, helle Heim und wie möchten wir daran teilhaben am heiligen Abend, Ihr Soldaten im Felde!

Zünde darum für mich Deine Kerzen an und lade mich zu Deinem heiligen Abend! Weißt Du auch, um wieviel dieses »Ich bin im Geiste bei Dir« mehr heißt als die leibhaftige Gegenwart, dieses Fernsein und Sichsuchen auf selbstgebautem Umweg? Es gibt kein anderes Beisammensein – und das Weihnachtsfest soll ja dazu dienen, es zu verdeutlichen und verherrlichen. Wie sind wir uns denn anders mit einem Mal soviel geworden und sehen uns in sanfter, seelenvoller Verklärtheit, als weil uns die Ferne veredelt und vereinigt? Wären wir beisammen, wir böten uns lässig den Festtagsgruß. Darum freu' Dich Deines Fernseins, das Deiner Seele zum ersten Mal ein wirkliches Weihnachtslicht ansteckt, und wenn Du an die Deinen denkst, so wünsche, sie wären bei Dir (wie sie es wünschen) – und nicht Du bei ihnen.

Prager Tagblatt, 25. Dezember 1915

55 a. Die solide Silvesternacht

Die Polizei hat auch diesmal Ruhe und Ordnung für Silvester vorgeschrieben. Die Lokale dürfen nicht bacchantisch bis in den Morgen des neuen Jahres hinübertorkeln – eine Nase voll, ein bißchen Licht, ein kurzer Empfangsruf – und die Bürger werden mit der Jahreszahl 1916 nach Hause geschickt. Gerade nur die Wende machen sie mit, das entscheidende und offizielle Zeigerfallen. Darnach geht die alte Weise weiter ... Ohne Straßenumzüge und Jubelaustausch, ohne durchs Fenster gezeigte Schweine und Stefansplatz-Quadrillen, ohne Rausch und Ulk.

Es ist nicht die menschliche Stimmung, der gegenüber die Behörde so deutlich ihren Wunsch statuieren muß, sondern die Gewohnheit.

Der Kalenderbrauch ist so zur Lebensart gewachsen, daß ihm schon automatisch gehuldigt wird, gefühl- und bedürfnislos und gleichsam nur, um das Datum zu repräsentieren. Die Neigung hingegen dürfte heuer wenig vorhanden sein zu turbulenten, taumelnden Silvesterfeiern. 1915 war diesfalls erziehlich. Man kann die letzten Tropfen dieses Jahres nicht achtlos verschütten. Und man muß auch aus dem neuen Jahr die Züge mit Bedacht tun. Die Zeit ist teuer.

Vordem stimmte freilich immer die Unabänderlichkeit und Unaufhaltsamkeit des Einerlei bacchantisch. Was Liliencron beim Anblick eines blaukalten Märzhimmels über die Lippen kam: »Und langsam frißt und frißt die Zeit und frißt sich durch die Ewigkeit« – es ist das Grundmotiv der wüsten Silvesterfreude. Was soll sie künden? Die Selbstbelobung, daß man's »durchgestanden« ist? Das poetische Summarium eines Jahreskapitels? Das höhere Bewußtsein der Datums-Anwesenheit? ... Nichts davon gäbe dem Jubel recht. Höchstens einer inneren, einer Art Buß-Anakreontik zwischen den vier Wänden. Unter den Leuten aber hat man sich selbst verloren und schwimmt inmitten der Zeit, die man auf eine Sekunde still sehen wollte ... Schade, daß der Kalender dem Sekt, den er billigt, nicht auch die »Blume« seines Geschmackes vorschreiben kann. Dann wäre die Silvesternacht eine freudige Erhebungsnacht.

Sie wird es heuer durch den Zwang der Behörde werden können. »Silvester« soll – auch wenn die Nacht im Lokal ihren Anfang nimmt – wieder eine Hausfeier sein, als die sie eigentlich immer hätte gelten müssen. Die gar zu genau genommenen Weltumarmungen auf offener Straße sind ja erst ein Brauch der massen- und trubelfreudigen Großstadt geworden. Zur Geselligkeit aber gehört ein *numerus clausus*. Und mehr Stimmung als Stimme, mehr innere Musik als äußerer Lärm ... Man braucht es diesmal nicht speziell zu predigen. Nach langer Zeit wird das alte Jahr mit einem »Habtacht« verabschiedet, das neue mit einem »Habtacht« begrüßt. Viel stolzer schreiten die Menschen durch die Pforte. Denn kam ihnen sonst in der Silvesternacht die Flüchtigkeit des Ewigen kalendarisch zum Bewußtsein, so dürfen sie diesmal die Ewigkeit des Flüchtigen vorausempfinden und froh sein, den Flutstand des irdischen Geschehens miterlebt zu haben. Kein Anlaß zur Trunkenheit! Kein Grund, sich in der Zeit zu ersäufen, die enteilt, ohne etwas zu enthalten. Sie enthält jetzt so viel, daß um jede dumpfe Minute schade ist. Die Silvesterfreude steigt nicht aus dem Katzenjammer – sie braucht auch nicht in ihn zu münden ...

Damit soll freilich gegen den Silvesterpunsch nichts gesagt sein. Das Gegenteil von Betrunkenheit ist noch nicht die Nüchternheit.

Denn die ist bekanntlich eine chronische Nachwirkung ungenossener Räusche ...

Prager Tagblatt, 31. Dezember 1915

56. Der Untertan Grillparzer

Zur Burgtheater-Reprise des »Treuen Dieners«

Wenn Österreich und Franz Grillparzer zusammenkommen, dann ist es immer ein zeremonielles Mißverständnis. Auf ehrfurchtsvollen pietätischen Knien naht sich das Vaterland dem jambischen Gepränge von Staatsbejahung und Geschichtslobpreisung, das der Dichter bloß sich und seinem Trotz zulieb trug. Er hatte sich mit ihm aus jener Ängstlichkeit umgeben, mit der auch der Beschwerdeführer und Revolutionist aufs peinlichste das Gewand herrichtet, in dem er zur Audienz geht. Getreu seinen Etikettemeistern Shakespeare und Schiller bürstete Grillparzer den loyalen Zylinder auf, zog den patriotischen Frack an – und weiß Gott, er hätte sich nicht ungern immer in dem Aufzug gesehen, wenn man nur beachtet hätte, daß dieser submisseste Österreicher auch ein eigener Mensch und Dichter war. Aber man sah und sieht es nicht – man *sah* nur, daß er sich etwas unmanierlich benahm, und *sieht* nur, daß im prächtigen Fluß seiner Dramen etwas eigenbrötlerisch hapert. Der Dichter Franz Grillparzer kommt wie immer zu kurz.

Er hatte seit jeher unter dem Vorbehalte zweier Verehrungsparteien zu leiden, die sich darnach gruppierten: daß er in Jamben schrieb und auf eigene Weise die Welt sah. Den Vers- und Glanzliebhabern klang das Eigene als Mißton ins Ohr, den Modernen und Inhalts-suchern mißfiel die klassische Anlehnung. So ward sein Werk zum Spielball zwischen Lesebuch und Literaturbuch – über den Kopf der Zeiten und Menschen hinweg. Einmal kam er ins Burgtheater und dann wieder ins Forschungsregale. Man tat ihm diesfalls sogar die Ehre an, ihn mit Ibsen zu vergleichen und seinen glatten Versstrecken entlang problematisches Dickicht aufzuspüren. Ibsen – das *Nonplus-ultra* des Denkens mit dem Zeigefinger auf die Stirn! Nein – so hat Grillparzer nie gedacht und gedichtet. So wenig als er sich zum Ehrenmitglied eines reformierten Veteranenvereins ernennen ließ. Er litt nur eben an einer Krankheit, die man ins Grab und in den Ruhm mitnimmt: an der Unzeitgemäßheit. Das war seine große Schwäche, indem sie den ohnedies lästigen Widerstand des Zeitgenossen gegen den

Zeitüberblicker, des Bürgers gegen den Künstler in ihm, den er von der Überreife der ethnographischen Kultur auf die Welt mitbekommen hatte, noch verstärkte. Seinem weichen, ruhedürftigen, in Goethes Nähe strebenden Naturell fehlte der Mut zur Einseitigkeit. Neutöner sein, übers Ziel schießen, um es sicher zu erreichen, übertreiben, um gehört zu werden, Komponenten verhätscheln aus Lust an ihrer Bemerkbarkeit, Wahrheiten sprechen aus Eitelkeit – nein, um Gottes willen nicht; die Schopenhauersche Selbstehrlichkeit dieses nachsichtigen Pessimisten ließ es nicht zu. Er sah jene verlockende, ungestüme und unbekümmert-wilde Neigung als unästhetischen und unmanierlichen Störenfried in seiner Wohnungsruhe und *sub specie* dieser alleingiltigen persönlichen Ruhe auch als kleinlichen Großmacher. Er machte ihn also mit Vers, Form und Anlehnung wieder klein, bis ein braver patriotischer Schauspielschreiber herauskam, der sich mit den berühmten nachgiebigen »Nu, nu« zwischen Neu-Verkündigung und Epigonentum durch die Kunst drückte.

In einer Burgtheateraufführung des »Treuen Diener seines Herrn« ist es neuerdings zu einer zeremoniellen Begegnung zwischen Österreich und Franz Grillparzer gekommen. Aus unbekanntem Verszeilen stieg der Hauch überraschender Analogien zur neuen Kunst auf; uraltes Bühnenpolter erwies sich für die strengste Forderung als durchlässig; verblichene Motive leuchteten dem naturalistisch aufgeweckten Auge ganz neuartig wieder. Der Mann mit dem Ibsenvergleich kann einpacken – bald rückt die Psychoanalyse heran und läßt sich nicht mehr aus dem Tempel der Andeutung jagen. Zuviel ist hier enthalten, was die Kunst der Wahrheit entrissen und was man ihr wieder entreißen kann. Loben wir Grillparzer zur sexuellen Bedeutsamkeit hinauf – sonst wird er zum Dichter hinuntergelobt! ... Aber wenn ich persönlich darum bitten dürfte: nur diesmal nicht. Es wäre zu schmerzliches Mißgeschick für den armen Dichter, der sein Leben mit der Bemühung hinbrachte, zu täuschen und verkleistern, flaumige, zarte Hüllen um das Unaussprechlich-Wahre zu werfen, damit man ihm nur ja die Gabe des Sehens vergäbe, und selbst auf die Gefahr, daß man sie übersähe – und der nun trotzdem und unbelohnt für den selbstlosen Bedacht enthüllt dastehen sollte. Lieber nimmt er die Titulatur eines »Altösterreichers« entgegen und verbeugt sich noch heute vor dem Stammlogen-Publikum, das ihn vormals ausgepiffen hat.

Der »Treue Diener seines Herrn« war Goethe zugehört – als ein zartes Zeichen des Einverständnisses mit dem unbeliebten Bürokraten im Dichter. So verstehe ich dich, wollte Grillparzer sagen – und bin ich so nicht dein erlauchtester Jünger? ... Aber dann widerstritten

(wie immer) Feingefühl und Selbstgefühl, der unbekannte Grillparzer wollte jetzt doch lieber allein weitergehen, wo es für Huld-Umstrahltheit ohnedies zu spät war, und die Dedikation unterblieb. Aber – ohne die übliche Neugierde gesprochen, die himmelferne Wesen wenigstens in anekdotischer Stubenwärme zusammenbringt – wie hätte Goethe das Werk aufgenommen, wenn ihn Zelter oder Meyer oder sonst ein tüchtiger lederner Gevatter darauf gewiesen hätte? ... Pflicht, Unterordnung, Weltharmonie des Gehorsams, befreiendes Teilbewußtsein in der unendlichen Kette, und »nur wer sich selbst bezähmt, mag des Gesetzes scharfe Zügel lenken« – mein Goetheherz, was willst du noch mehr? Ist nicht auch dein Antonio ein Bankban und wieder anders und rebellischer selbst dein Tasso? Ist dieser goldene Gnadenkönig nicht der deine und die duldende Göttin, deren Treue so un-griechisch-griechisch in sich selber ruht, nicht eine Schwester deiner aus dem Liebesmoment heraus verewigten Holdinnen? Ist dieser Sieg des Dienstes über die Persönlichkeit, wobei sie sich erst ihrer bewußt wird, nicht deine Forderung an die Welt? ... Ja – und doch denke ich mir etwa unter Eckermanns Eintragungen (man verzeihe diesen Nachbildungsversuch einer Beziehung!) den Satz: »Wenn dieser Grillparzer mehr Mut hätte, könnte er mein erster Diener sein. Aber er versteht mich nicht. Er meint – wie sein Bankban in bezug auf den König –, dazu gehöre Rührung und Ergebenheit und nicht Wille und Selbstbewußtsein; da kämen dann freilich nur Bankbans ans Licht, die schon das Knie beugen, bevor sie wissen, warum, und mir weinerlich den Schlafrockzipfel küssen ...« Goethe neigte doch noch in aufrechter Haltung den Kopf; Grillparzers Männlichkeit ist früher entwaffnet – sie ist es von Haus aus ...

Das ist jener Grundklang im »Treuen Diener«, der den freigesinn-ten Licht-und-Luft-Geschlechtern von 1830 bis zur Gegenwart ein Mißklang war. Daß dieser treue Diener seinen Lebensanspruch aufgibt, verzeiht ihm die Staatsraison – aber halt, tut sie es wirklich? Bei Grillparzer nicht – da verzeiht der König erst in ihrem Namen. Und darüber hat es zwei Tote, weitere Gefahr und Volksempörung gegeben. Die Raison des Staates kann unmöglich fordern, daß ihm nur der Untertan ist, der niederkniet. Der alleruntertänigste Diener ist nicht so stark und wertvoll wie der allerdurchlauchtigste; und man muß – die Könige selber lehren es – auch die eigene Demut beherrschen und nicht bloß den Dünkel. Der Diener, der sich bei der Abwesenheit seines Herrn das Haus über dem Kopf anzünden läßt und ruhig sitzen bleibt, weil er Auftrag hat, sich nicht wegzurühren – wäre eben ein Diener, ein treuer Diener sogar; ein Hausverwalter und Staatsmann

aber sollte sich auslachen und schmähen lassen, am Ende gar den Bösewichtern eine Gasse in die Freiheit geben, nur damit – soweit es das eigene Walten betrifft – nichts geändert ist, niemand in Haft und keiner am Galgen? ... Das wäre höchstens eine hübsche Fabel zur Verhöhnung des edlen, guten, aber so jämmerlich ungeschickten Konservatismus. Grillparzer hat hier – keusch wie immer – nichts als ein Bild gegeben; nicht eine Handvoll Tendenz dazu und kein Streukorn persönlichen Urteils. Man mag nun denken, was man will. Daß die tragischen Opfer die Lehre geben oder die friedlichen Sätze am Schlusse. Es ist – wie alles Österreichische, was Grillparzer geschrieben – eine persönlich und klassizistisch verballhornte Tragikomödie der Wirklichkeit. Aber ich glaube schließlich: auch die Verballhornung war ehrlich gemeint – war doch des Dichters Wesen darnach, das sich am Abschluß sämtlicher Auflehnungen und Proteste jesu-nickend mit dem Frieden vertrug als der Weisheit des Bestandes. Diese »Baumeister«-Güte Grillparzers, wie ich sie im Hinblick auf den großen Schauspieler nennen möchte, dessen bitter-verkniffenen Lippen das reichste Gemüt entströmt, war ihm das (Schopenhauer verwandte) Element der höchsten Ordnung. Sie könnte freilich auch nur in einem Schopenhauerschen Nirwana-Staat verwirklicht sein oder dort, wo die Verneinung des Flüchtigen unter behaglichem Verweilen auf ein und demselben Sessel erfolgt und sich die Beweglichkeit der Güte in Selbsthaftigkeit des Humors verwandelt ...

Grillparzer schöpfte seinen Weltwunsch – aus der Resignation. Seine Helden haben darum eine rückwärts gewandte Tragik, sie blicken schicksalsergeben drein, ohne ihr Schicksal erlebt zu haben (hier mag der Vergleich mit Ibsen obenhin stimmen), und die Tragikomödie hat – was sie sonst nie hat – Ebenheit und Ruhe. Daß und auf welche Art die beiden Frauen sterben – wie schrecklich und belehrend! »Sei mäßig im Maße!« müßte der König hier fingerdrohend sagen – nein, er sagt es nicht, es geht auch nicht hervor, es war nur der obligate Opferaufbrauch jeder brav durchgehaltenen Gesinnung im Drama. Und daß der arme, herrlich gute Bankban wie ein Strolch durch allen Unflat geschleift, gezwackt, geschunden, gemartert wird – lacht keine Tränen, weint keinen Ingrim! –, er merkt es selbst nicht. In der verwaschenen Aussöhnung bleibt kein Pro und kein Contra übrig. Soll die Rettung des kleinen Königssohnes das Motiv sein, das der unbedingten Dienertreue recht gibt, wobei ihre freie Auslegung wahrscheinlich noch zwei andere Menschenleben gerettet hätte? Der furchtsame Grillparzer hätte sie für diesen Fall *eo ipso* preisgegeben und sein Bankban stände da wie ein unvernünftiger

Straßenrevolutionär aus dem achtundvierziger Jahr, vorschnell, ungezügelt, gemein. An einen Bismarck, der mit achtzig Jahren noch kein Lear und mit sechzig Jahren kein Bankban war und der mit der Parole »Ich dien'« den Mut zum Eigenen verband, hatte Grillparzer nicht denken können – und mögen. So stellte er einen wunderbar-kindlichen und die Bismarcksche Herbheit allzu edel verschluckenden Leib- und Seeleneigenen seines Königs hin, von hinreißendster familiärer Dienertreue, aber nicht von der kalten intellektuellen Pflichtgetreueheit des Staatsmannes. Sein Stück ist darin das vollkommenste Gegenstück zum Preußendrama Heinrich von Kleists, dem »Prinzen von Homburg«. Hier wie dort ist die Untertanenpflicht das zeitgemäß anklingende Motiv. Aber während des Prinzen von Homburg Übereifer eine Lehre zu empfangen hat und der Kurfürst es ist, der darunter leidet, daß er seine Freiheit beschränken muß – leidet hier der Gefolgsmann darunter, daß er die königliche Huld nicht weiter zu gebrauchen wußte, und der König empfängt durch ihn die bittere Lehre ...

Was wäre noch viel von der vornehm verschleierte Erotik zu reden, die in diesem Werke ist. Von der Liebe dieses Weibes, das die tragische Schuld des Gatten mitsühnen mußte, weil sie ihm nichts mehr zu sagen hatte – als »Ja und amen«. Wär' ihre eheliche Bankbantreue nicht dem Muster jener Königstreue gefolgt und hätte sich auf die Pflicht ihres eigenen Anrechts besonnen – sie wäre die Augenöffnerin zur rechten Stunde geworden und jener Teil im Wesen des Gemahls, durch den er selbstgerechter gehandelt hätte. Und dann diese Königin mit ihrem Wedekindschen Zuviel für das Ibsensche Zuwenig der Erny – die ihren Bruder als den eigenen vermenschlichten Ehrgeiz ansieht und ihn scheinbar noch jugendträumerisch näher zum Herzen hat als ihren königlichen Gatten. Und dann die Werbung dieses Bruders bei Bankbans Frau – auf zwei Seiten im sprachgalonierten Flirt umschrieben das ganze Register männlicher Beredung von verstellter Sentimentalität zu selbstgefälligem Wesensnachdruck und der geheuchelten Zuversicht, aus der Weibes-Liebe die neue Manneswürde zu empfangen –, hier fehlt keine der Suggestionen, aus denen später bei den Veristen der Erotik alle Tragik des Erwachsens aufgeht! Der Satz zum Beispiel: »Mich reizt es nicht, zu schmelzen diesen Schnee, zu Eis gedämmt in ihres Mannes Gletschern« oder die eine in der beinahe animalischen Anschauung den tiefsten Liebessinn enthaltende von der anreizenden Blondheit »nicht einmal blond, aus Gelb und Fahl gemischt, mit ihrem Antlitz weiß und weiß« – Beweisproben nicht sowohl einer tiefen Kenntnis, die gleichwohl die Anbetung nicht ver-

lernt hat, als einer Sprache, deren behutsam und doch aufs Geratewohl kosende Wärme für sich selbst spricht. Ein Meisterstück der Gemütlichkeit in Form und Inhalt – wenn wir uns dieses Wort aus dem Shakespeareschen »Humour« ins Deutsche übersetzt denken ...

Wenn es einen Maria-Theresien-Orden für Staatsmänner und Dichter gäbe – der treue Bankban hätte sich ihn so wenig verdient wie der teure Grillparzer. Und doch stehen sie beide hochausgezeichnet durch das Christentum ihrer großen Schwäche vor den anderen da, auf deren Brust die goldenen Tat- und Erfolgorden prangen.

Prager Tagblatt, 6. Januar 1916

57. Theatralischer Irrsinn

Epilog zur Volkstheaterkrise

Nein – ich sollte mir die Erinnerung an ein ähnliches Wort nicht heraufbeschwören, das so abgrundtief-verschieden ist von diesem und sich zu ihm verhält wie die Nacht zum Tage, wie der Genius der Tollheit zur Raserei der Existenz. Jenes war von Nestroy, glaube ich, oder von einem seines Schlages und hieß: »Theatralischer Unsinn«. Da hatte das Theater noch den Kinderglauben an das aufgerichtete Stoff- und Holzgerümpel und seine Freude an der Hingemaltheit, durch die es sich auch dort betrog, wo es sich selbst verspotten wollte. Die Lebenden in dieser Posse riefen »Ha!« und die Toten niesten; der Mann in der Bühnenloge gab sich mit dem hinausgeschleppten König noch rasch eine Verabredung zum Nachtmahl (die witzig war, weil sie damals noch unglaublich scheinen durfte und Könige überhaupt nicht Nachtmahl aßen) und sein Operngucker an der Zweimeterschnur kitzelte den entschlafenen Helden erbarmungslos an der Nase ... Der Direktor dieses Miniaturtheaters war kein Bevollmächtigter von Anteilscheinen, ihn wählte kein »Königsmacher«; aber er war ein ungekrönter König der Lumpenpracht und unumschränkter Gebieter des Scheines.

Ich tauche aus dem Schmutz dieses Märchens von anno dazumal in ein Vaudeville der Schmutzigkeit. Das Leben ist das Gerüst und eine abgeschminkte taumelnüchterne Spielzunft gibt darauf ihr Theater. Und alle sind von dem Größenwahn ergriffen, der ihren vor Erwerbsgrimm überschnappenden Stimmen einen falschen Hysterieflor von Komödiantentum gibt, daß dieses schäbige Gerüst das nämliche ist, auf dem sich der sinnige Unsinn verspotten durfte, und daß der schimmernde

Betrug noch ebenso wichtig sei wie der Schein, der einst trog. Wäre das je in den Sinnkreis der Leute gekommen, die hier vormals das Talent zeigten, das Unwahre der Wirklichkeit für bar zu nehmen, es wäre eine Tragikomödie: daß Nachgeborene sich um die Erbwürde eines Bettlertums raufen, zu dem sie sich nie und nimmer aufschwingen können – weil »ein Fond« da ist. Raimund hat einen privaten Zufall seiner Schmierendirektorlaufbahn zu einer Allegorie umgebildet; sie hieß: »Der Alpenkönig und der Menschenfeind«. Er hätte auch hier einen dankbaren Stoff gehabt.

Wenn der Irrsinn auch nur solche angesteckt hätte, deren Vollsinnigkeit von Belang war! Aber da liegt eben die Komödie, die sich gleich den Krieg zum übertönten Brummbaß nimmt: daß sie lauter literarische und theatralische Schneider-Meck-Meck-Figuranten, deren Atem nicht einmal für den Zorn ausreicht, in Ekstase versetzt und angesichts der Verheißung ihrer Tatkraft schon ihre Lungenkraft blamiert. Der alte »Mammon«, vom ironisch-galligen Ungeheuer zum Wedekindschen Amts- und Würdenklachel degradiert, eine Phrase seiner selbst, ist natürlich im Spiel. Entrüstung über die auftauchende Erkenntnis, daß die Seele des Theaters Geld ist und die Machenschaften rings um Pachtschilling und Aktiendividende sein Adernsystem! Dieser Mammonsoperette fehlt doch schon längst der seriöse Kontrapunkt und damit jede groteske Verkleidung. Die Frage einer Direktionsablösung ist eine Geldfrage ohne Zubehör, von zinsenbedachten Kapitalisten und vermögensbedachten Schnorrern umstritten – das bißchen Arbeitsambition dazu ist ein irrtümlicher Umweg. Aber hier gaben die statutengequälten Bewerber am Ende, wie schlecht bestochene Mitwisser, das Um und Auf als Erkenntnis von heute preis und schrieten, als sie zu wenig Geld hatten: »Ahh! – Hier geht's um Geld!«

Seit der Papstwahl Urbans VI., bei welcher dem erregten Volke von Rom ein uralter Kardinal vom Balkon herab in der Tiara gezeigt werden mußte, damit es an die Erwählung eines Römers zum obersten Kirchenherrn glaube und sich beruhige, hat es in der Geschichte nicht so viel lautes Intrigengemurmel, feierliches Gemunkel und dolchwildes Hintergrundgestieren gegeben wie beim letzten Volkstheater-Konklave. Heute treten die Funktionäre zusammen; nein, morgen nachmittags – hieß es. Die Kandidatenliste änderte sich von Tag auf Tag. Heute sprang der Bildhauer Treßler aus (der in seinen Mußestunden am Burgtheater spielt), morgen ein Herr Doktor ein, der durch seine jahrelange Tätigkeit als Konkursverwalter seine Fähigkeit in der Führung der Theatergeschäfte bewiesen – und das Schrecklichste in der Ungewißheit war, daß die öffentliche Meinung nicht wußte,

wie sie sich bisher zum neuen Mann gestellt habe und ob er sie also verbannen oder seinem Throne nahe halten werde. In der Zwischenzeit ertönte die Klage des Schriftstellers Holzer, der vom selben Volkstheater, zu dessen Leitung er sich würdig fühlte, zum Dramatiker wie berufen war – er vollzog die Volkstheaterimpression, indem er von ihrem Bestandteil zu ihrer Repräsentation vorrücken wollte. Umsonst. »Mit einer Wunde fürs Leben im Herzen« mußte er davon abgehen, weil der Herr Pollak in letzter Sekunde die 200.000 K zurückhielt. Allen Freunden und Gönnern schmerzlichst mitgeteilt. Die Volkstheaterkrise hat uns mit dem Sitz einer Wunde bekanntgemacht. Mit der Besetzung der Direktorstelle am nächsten Tag. Da verkündete der Oberbaurat Fellner von der Loggia des Deutschen Volkstheaters aus, daß wir einen Vater haben. Er nennt sich nach jenem *pontifex maximus* der dritten Muse, der seinen Völkern die »Lustige Witwe« gegeben hat, Wallner und verspricht in den Bahnen des Vorgängers zu wandeln. Zunächst behält er die drei Schauspieler, die jener entlassen hat und die zu der großen Umwälzung Anlaß boten. Seine Wahl wird von namhaften Kritikern, wie: Rudolf Holzer, u. a. als »heilloser Aberwitz« bezeichnet.

Am selben Tag beschäftigt die Premièrenautorin der vergangenen Woche, die Verfasserin des »Gefährlichen Alters«, das übrige Interesse. Da ihr Feuilleton außerdem »Epilog des Dramatikers« überschrieben war, glaubte ich zuerst, es melde sich eine Wahlbewerberin. Mein Gott – von einem sogenannten Achtungserfolg, d. h. vom Takt der Nichtzischer, auf die Eignung zur Theaterleitung zu schließen, das hätte ein anderer auch getroffen. Denn der Salonkompromiß der Gesellschaft ist eine Plage, die sich fürchterlich selbst straft. Das Kompliment wird beim Wort genommen, das Schweigen ausgedeutet, der Geduldete zum Herrn, und – hilft euch aus der Verlegenheit, wenn der Günstling vom Premièrensamstag höher hinaus will! Frau Michaelis hatte dem Spielplan einen guten Titel beigesteuert, der ein schlechtes Stück hinterdreinzog. Man nennt das in der Kritik hier: »gutes deutsches Volkstheater«. Und weil sie es diesmal im Widerspruch mit ein paar Auspringern so nannte, die immer so komisch subjektiv sind, der Phrase, die sich kritisierend und stückschreibend, anregend und empfangend, nicht sehr unterscheidet, aus dem Wege zu bleiben, schüttete die Dame sechs Spalten Grazie und lächelnd umtobte Kunsthoheit auf deren Kopf aus. Sie setzte unter Anführungszeichen, verglich und ließ die Rezensenten, wie weiland Schiller und Goethe, ganz klein werden an ihrem eigenen Widerstreit. Als ob nicht in jedem Fall an der Verwirrung das Theater von heute selbst

schuld wäre, wo sich laut und offen die Schonung mit der Beziehung, das Privatvergnügen mit der Protektion, die Spielerei mit dem Berufsinteresse unterhält, als einem Nebenschauplatz bürgerlichen Strebertums ... Ich möchte sagen, das Feuilleton der geschätzten Autorin gab der Wahl des geschätzten Operettendirektors vollauf recht.

Noch tobt indessen die Erregung. Eine Komödie der Irrung, das Theater noch für deren Schauplatz zu halten. Es ist zu schal geworden, um den Vorkommnissen hinter seinen eigenen Kulissen eine würdige Heimstatt zu geben. Was heute in jedem Bereich geschieht, ist (wie ich hier schon einmal sagte) eine bürokratische Personalfrage. Und das Theater wird erst dann wieder eine Ausnahme davon machen, bis es aufhört, sich als das zu betrachten, was es nur sein kann, wenn es nichts davon weiß: als »bürgerlichen Faktor«.

Prager Tagblatt, 2. Februar 1916

58. Der Chiavacci

Wieder hat sich ein Unzeitgemäßer leise und sacht davongeschlichen. Nach Eduard Pötzls Tod der zweite Urwiener, der diese unhäusliche, kaltdurchlüftete, pflichtpünktliche Zeit zum Heimgang gewählt hat, um nicht in eine hineinzuleben, die sich schon auf sich besonnen hat – ohne sich seiner mehr besinnen zu können. Die Zeitungsleser des niederen Volkes freilich werden ihm einen Kranz zur Leiche schicken als Zeichen, daß ihre Art noch zusammenhält und sich jedem Nachfolger von gleichem Blick und Wesen getreulich aufbewahrt.

Er hat diesen vierten Stand als Erbe des alten wohlbehaglichen Wienertums übernommen, mit dem richtigen sozialen Vorgefühl der Heimatliebe, daß sich in seiner treuen, bescheidenvergnügten Notdurft allein die idyllische Weltseligkeit des Stammes erhalten werde. Darum wurde er sein Epiker und Breitmaler, sein Gesellschaftsautor und Humorist. Aber er schien keinen Fuß breit außerhalb dieses Kreises zu stehen, etwa als sentimentaler Außenseiter, der die Umgebung in einem von fernher zugehörigen Künstlerherzen auffängt – so sachlich, verwandtschaftlich war seine Beobachtung. Sie enthält mehr Poesie, als sie bringt – und das ist besser, als wenn sie eine wortwindige, geschraubte brächte.

Es ist die Poesie eines Wiener Häuserhofes, auf dessen ärmliches Viereck eine goldmilde Sommernachmittagssonne Glanz und Wehmut wirft. In diesem Hof spielen seine Kinder, die nicht wissen, was es jenseits der Mauern gibt, und sich der buntmöglichen Bewegung im

engen Felde freuen; hier hängen an der Wäscheleine die geblühten Armeut'fetzen, die man nicht wäscht, damit man sie tragen kann, sondern die man trägt, damit man sie waschen kann und nicht zu Atem kommt. Hier herein schweben die märchenhaften Gestalten unserer Küchenjugend: der Sekundo unter den Lumpen – der Hausierer, der Rastelbinder, dessen fremder und steppeneinsamer Krählaut ohne das Echo bleibt, wie um der Eintönigkeit noch mehr Würde zu geben, und dann das Abenteuer unter den Lizenz-Berufen: der Ziehharmonikaspieler mit dem singenden Kinde. Auf das gemüterschütternde Duo zwischen dessen blechdünner Litaneistimme und seinen vergrämten Jodlern füllen sich alle Fenster und der Zwist auf dem Klopfgang zwischen der Frau Nellermeier von Nr. 11 und der Köchin von Nr. 17 verstummt ... Dieser Hof und das Haus dazu war Vinzenz Chiavaccis Welt. Der Milchmann, der Kohlenträger, der Mistbauer, die Zeitungsfrau sind seine Figuren. Sein Tag beginnt, wenn der Bäcker kommt, und endet, wenn der Hausbesorger von Stiege zu Stiege das Licht verlöschen geht. Dieser Hausbesorger war sein »Herr von Wien« wie derjenige Pötzls der Hausherr.

Breiter, milieubehaglicher und selbstbelustigter als dessen Schilderung war die Chiavaccis. In ihm fehlt jeder saure Tropfen des exterritorialen Weltmannstums, die Witzschärfe des mit einem Auge hochdeutsch und mit dem anderen mundartlich Blickenden. Er sah, was seinem Humor keinen Abbruch tat und ihm zur Rundung nur auch mehr menschliche Fülle gab, mit beiden Augen im Dialekt. Daher lockt er seine »Frau Sopherl vom Naschmarkt« auf ernste oder Gemütsgebiete, nicht bloß um ihre intime Schnellsprachtechnik daran zu produzieren, sondern weil er sich mit homerischer Detailliebe in ihren Kreis eingelebt hatte und ihr Schimpfen, Raunzen, Schöntun, Schwatzen, Klagen für (beinahe politisch) ernst nahm. Von der Art waren auch seine allwöchentlichen Zwiegespräche zwischen der Frau Brennessel und Zangl, zahnlosen Tratschweibern, die aus der Teppichklopf- und Kaffeemaschinperspektive die Aktualitäten durchnehmen und sie in die Luft der Korridorzänkerei übersetzen. Chiavacci war eine Zeitlang ihr Schilderer – später ihr Erfinder. Denn bekanntlich haben nach dem Wiener Hausherrn auch der Hausbesorger und nach der Hausfrau auch die Greislerin ihre ethnographische Unschuld verloren und setzen jetzt zumeist das häßlich-versauerte Gesicht ihrer sozialpolitischen Bewußtheit auf. So arkadisch wie vormals gebärdet sich auch die Notdurft nicht mehr – sie schießt, ist boshaft und verbindet Lokalkolorit mit Profit. Aber hier ist der Unterschied vom besseren Bürger bloß wie der von *en gros* und *en détail*.

Und immerhin verträgt sich diese unverhüllte Spitzbüberei der kleinen und kleinsten Leute besser mit allen guten Eigenschaften des Volkstums als die kunstkultur- und politikumkleidete Geldgefräßigkeit der mittleren und großen. So bleiben die Typen Chiavaccis noch immer ihres idealisierten Anstrichs würdig.

Chiavacci war auch Burgtheaterkritiker. In seinen Nachrufen wird aus der alten Auffassung heraus, daß der Dialekt der Bediente des Hochdeutsch ist, seine umfassende Bildung betont. Dies und jenes macht das Bild seines Wesens nicht vollständiger, als es sich aus den tagesverstreuten Schriften bot. Humor und Beobachtungsfreude fließen beim echten Wiener seligen Angedenkens aus derselben Herzensquelle, aus der seine Begeisterung für Kunst und Bildung stammt.

Prager Tagblatt, 5. Februar 1916

59. »Herr« und »Meister«

Ein Begleitwort zu Richard Straußens »Alpensymphonie«

Wann wird, ob Krieg oder Frieden, ein Kunstbegebnis zu einem »Fall«? Wenn die Unsachverständigkeit wechselseitig argumentierend bis zu einem Verständnis-Kompromiß fortschreitet, statt auf den ersten Blick und Griff zu Haus zu sein. Traditionen und Impressionen müssen erst in zähem Widerspiel dem Aug' und Ohr Platz geben, das früher da war als sie. Bis dahin ist aber die Kunst selbst kompromittiert als ein Vereinbarungsraum gegeneinander gehetzter Subjektivitäten und von der Walstatt erhebt sich siegreich und lebensschaffend – der Snob.

Ein »Fall« dieser Art ist die nunmehr vorgeführte »Alpensymphonie« Richard Strauß'. Der »Herr und Meister« von heute muß beides abwechselnd sein; als Thronsitzer über die Berühmtheits-Schmarotzer, das heißt jene kalenderregierte Kritik, deren Anbetung aus der Anpöblung folgt wie sein Gekannt- aus dem Geschmähtsein, ist er der »Meister«; kaum daß einer nur grau geworden ist – mag er gestern noch so aufreizend grellbraun oder rabenschwarz gewesen sein –, avanciert er sofort zum Siegelbewahrer ihrer klischeegeborgenen Gegenwartsfeigheit. Für die anderen aber, deren Interesse es nun umso mehr ist, ihn dieser ungerechten Datumswürde zu entkleiden, wird er schwupps wieder der Nichtsalszeitgenosse, der Herr Wohlgeboren. In dieser Titulaturfrage hat man gleich beide Seiten des Falles; und sieht, daß sie beide Standpunktskonventionen, Kehrseiten ein und

derselben Unsicherheit des Zeit- und *implicite* Kunstgefühls sind. Man kann sagen, daß jeder in die moderne Arena Steigende zwischen diesen Anredeformen von »Herr« und »Meister« hin und her geschupft wird. Ich glaube aber, es liegt letzten Endes am Künstler selbst, an jenen Impressionen nicht teilzuhaben, die ihn einer solchen datumsrelativen Wertung nahe bringen. Darum ist es am besten, die Umstrittenen wie der Ober aus dem »Central« mit »Herr Meister!« anzusprechen.

Meister Richard Strauß hat vor etwa einem Jahr durch alle in- und ausländischen Zeitungen – im Sensationsfang sind sie alle neutral – hören lassen, daß er eine Symphonie naturmalerischen Charakters in der Arbeit habe. Das ließ sich irgendwie nach den Assoziationen der seichten Bildung mit »Rückkehr« und *ergo* mit dem Krieg in Beziehung bringen und es stand nun für die Autoritätsgefolgschaft ebenso von vornherein fest, daß Richard Strauß die gesunde Zeitkraft verkörpert, wie für die Datumsskeptiker, daß er ihren Geschäftswink verstanden habe. Damit waren wieder die zwei uralten Schablonen der Kunstkritik lebendig, von denen die eine, sich auf ihr ästhetisches Unverständnis verlassend, die schulbekannte Form als Gehalt empfindet und die andere im Vertrauen auf ihren musikalischen Bildungsmangel sich überhaupt nicht fangen läßt. Die Gelehrten standen gegen die Empfindler, der Erzogenheits- gegen den Berührtheitsschwindel und man konnte sich auf einen Kampf darum gefaßt machen, ob die blendende Technik des Herrn Richard Strauß inhaltslos sei oder ob die drängende musikalische Ideenfülle des Meister Strauß in ihre natürliche Form wachse. Preisgegeben ist dabei bloß die Kunstart als solche, die soviel unerlösten Snobismus in sich trägt.

Fahrplanmäßig traf alles ein. In Frankfurt stellte ein begabter Kritiker in Bezug auf das neue Werk die Sufficance einer früher selbsterkämpften Eigenart fest und es gelang ihm, das Bild von einem kinematographischen Programmbuch genug mit enharmonisch-chromatischen Fachlichkeiten zu sättigen. Hier bewies sich (was dem besprochenen Werke nach dem Vorhandensein einer schablonenhaft gruppierten Kritik, aus der förmlich der Kampfgegenstand kunstlos-rekonstruierbar ist, zu mangeln scheint) die Überzeugung durch ihre Form. Worauf in Wien und Berlin einige »Trabanten« (wie jener Kritiker sagte) dahin sich ereiferten, daß die Formkultur zwar gewohnheitsmäßig innere Leerheit befürchten lasse, hier aber vollkommen inhaltsbedingt sei. Nun wäre man in arger Verlegenheit, wenn es neben der schlampigen Halblyrik der musikalischen Impression nicht auch die nüchterne Impression des Verstandes gäbe, die ja den Künstler

bedient. Und wie sich der Musiker seelenabtropfend, widerstandslos und kernweich in den Sessel wirft und ausruft: »Ich fühl' es so!« – so darf der kalte Betrachter sagen: »Ich aber seh', was dein Gefühl macht« und alles einrechnen, was sich vor-, nach- und nebenher zu trägt. Und er konstatiert, daß diese alte Verlegenheitsfrage: »Gehalt oder Technik?« – als Entwertungsfaktor alles im Goetheschen Sinne Un-Populären und Un-Elementaren in der Kunst, was sie alleine zuläßt, unschätzbar!! – von den begleitenden Tagesbildern der Reklamemache und Fixigkeit bestimmt wird.

Für wen aber wird der typische »Fall« zum Triumph? Für den verachteten, verhöhnten, gassenhauerverliebten, von Beethoven irgendwie aufgewühlten und von Lehár irgendwie angesäuselten Laien, dessen Unsachverständigkeit vor jener des Musikers den Vorteil hat, unverdorben und unmittelbar zu erfließen. Sein Eingeständnis des Laientums klingt heute gegenüber der ratlosen Fachlichkeit beinahe schon wie eine Anmaßung. Und für den vielumstrittenen und jetzt *in natura* produzierten Fall der »Alpensymphonie« wünscht er vor allem, daß Herr Richard Strauß alle hinauswirft, die seiner Meisterschaft schweifwedelnd den gewerblichen Ehrentitel geben, und ihnen wie seinen Gegnern – den *Herrn* zeigt!

Prager Tagblatt, 20. Februar 1916

60. Die Kappen der Schulbuben

Als ich vor ungefähr vier Wochen eines Abends durch den Wiener Volksgarten ging, fiel mir die freundlich-friedliche Farbe an der Kappe eines jungen Menschen auf. Grell leuchtete das Symbol seiner Weltanschauung her. Er war stramm blau-gold-gelb und stand mit der Farbe für seine akademisch-gebuchte Unterschiedenheit. Aber – dachte ich – schämt er sich nicht ein bißchen? Andere tragen den Tauglichkeitsnachweis im Hutband – er putzt sich mit der Wahrung heiligster Güter auf, die in einem Zwanzigmillionenkampf wirklich überaktuell geworden sind und hier etwas genauer und unabänderlicher entschieden werden als durch einen Samstagsbummel. Lieber Studiosus – setzen Sie einen einfachen Filzhut auf, betätigen Sie sich beim Roten Kreuz, fahren Sie mit der akademischen Legion! Oder lernen Sie rascher, damit Sie für den eingerückten Supplenten, Konzipienten und Aspiranten einspringen können. Es war ein blinder Alarm meiner Kurzsichtigkeit. Der arme, brave Junge, mit dem ich soeben polemisiert hatte, war ein aufgeputzter Schulbub. Es machte

ihm Spaß, den Hochschüler zu spielen ... Aber ich kam weiter und dieser Spaß sah wie eine Verabredung der reiferen Wiener Schuljugend aus. Noch zwei Kappenbabies und hier ein Rudel Parteiembryos – sie haben sich's vorgenommen, gerade am Kriegstag in Gesinnung zu strotzen und mit dem keuschen Feldgrau anzubinden. Das heißt, sie haben sich's nicht vorgenommen, sondern: es war ihnen erlaubt, zum Teil sogar befohlen.

Was damals in den Augen der unorientierten Bürger zu lesen stand und auf ihren Lippen schwebte, das war ein großes, unnachgiebig-naives: Wozu?? In der Kriegszeit »wozu« fragen zu müssen ist ärger als Maisbrot und Zuckerkarte. Hier bezeugte es: daß Stoff da ist zur Verfertigung von zehntausend Kappen; Geld zu ihrer Bezahlung; Zeit zu ihrer Anordnung; Lust zu ihrer Beschaffung; Eifer für ihre Diskutierung; Menschen für ihre Einführung und – ein Weltkrieg zu ihrer Anregung! Ist es das Beste, was mit Stoff, Geld, Zeit, Lust, Eifer und Menschen in dieser Zeit begonnen werden kann? Zehntausend Farbenfragezeichen stören den Blick und strahlen wie Reflexe zeitgenössischer Wichtigtuerei von den Häuptern der neuen Generation zurück.

Aber da die Erwachsenen noch immer nicht blöd genug sind für die Ziele der mit menschengehässigster Psychologie hantierenden Politik, fängt man bei den Buben an. »Ein schönes Kapperl« – hat es nicht die Verlockungsmilde bewährter Taktiken? Der Schüler braucht nichts dafür herzugeben als seine Bescheidenheit, seinen Vorsatz, seine Unbefangenheit – das ist doch gar nichts für einen Kleinen? Er erhält dagegen Abzeichenfreude, Innungsstolz, billige Menschenziele und eine rechtzeitige Bewußtheit seines Werkes. Dann ist er wenigstens übersichtlich und abgeteilt. Gilt als sozial-gefestigte Truppe für alles – was die Kappen schützt und sich um Kappen dreht. Verwandelt sich in einen erziehbaren Standesmenschen. Und wird mit der Kappe, die man ihm heute gegeben hat, morgen brav-provinziell und prügelknabenhaft zu Paaren getrieben. Das ist die Kappe. Sie hat Farbe – und Farben sind das beste Werbemittel für den Staatsbürger. Der Farbensinn bedeutet eine nicht zu unterschätzende Ablenkung von jeder Art Geist. Dem Gymnasiasten, der heute froh ist, auf dem Eislaufplatz zu imponieren, bleibt fernerhin das Bestreben nach so feschem, kastenzeremoniellen Aussehen – und der zukünftige Staat ist ein Eislaufplatz der Eitelkeiten ...

Deshalb haben die großen Farbenjungen der Publizistik die Sache sehr ernst genommen. Sollte man es glauben, daß da und dort eine eigene Rubrik eingerichtet war für das Hinundherwogen der Meinun-

gen und Mittelschüler in energischen Zuschriften ihren unmaßgeblichen Standpunkt vertraten, wonach, wenn, so doch?! ... Endlich gibt einem der Krieg festen Boden unter die Füße für Einteilungs- und Ausgestaltungsarbeit, für ehrliche Blau von Grün auseinanderhaltende Wirksamkeit! Leider erstreckt sie sich nur ohnedies zu gern auf das Experiment mit der Schuljugend. Deren Kindlichkeit soll jetzt das Versuchsobjekt für die Lebensfähigkeit von Phrasen darstellen.

Der schöne Kappentraum – man erwacht hier immer in solchen Traumbildern, deren Wichtigkeit in ihrer Besprechung liegt, und muß sich gedulden, bis sie zerreißen – ist verfliegen. Die Unterrichtsbehörde hat die Kappen der Schulbuben kurzerhand abgeschafft. Man muß wirklich sagen, daß dieser wortknapp-scharfe Erlaß ganz zum gediegenen, unbeirraren Traditionsgeist dieser vornehmen Regierungsstelle und ihrem edlen Konservatismus paßt. Sie duldet im Wesen keinen Kompromiß zwischen dem schreienden Tag und der ruhigen Bildung. Und daß sie in dem leichtgenommenen Unfug eine Wesentlichkeit dieser Art erblickte, bewirkt, daß man sich eigentlich des ganzen Falles freut. Beweist er doch, daß er unter den Augen dieser bedächtigen Erziehungskontrolle nur episodistisch bleiben konnte.

Prager Tagblatt, 25. März 1916

61. Zeitgeist im Literatur-Café

Es scheint unmöglich, daß über das Literatur-Café nach der sentimentalischen Methode, d. h. detailmalerisch-ironisch, noch etwas zu sagen ist. Sein irdischer Rest ruht als Klischee im Setzkasten der Witzblätter. Aber gerade jetzt, wo es seinem epitaphischen Witz erst sinnfällig ins Grab nachfolgt, eine Gespensterpantomime des eigenen Wesens, wirkt es nahezu sozial – wie eben jede aufgeschweuchte Menschensiedlung. Was auf einer solchen leibt und lebt, ist uninteressant, belanglos, schattenhaft. Aber die zerzausten Spuren dieser Schatten sagen einem rührend und elegisch: Menschen! ...

Ausgebissen und schäbig wie ein altes Katerfell sieht heute die Vegetation des Literaturcafés aus. Wo früher die Dampfhitze hart nebeneinander etablierter Intellekte kochte, ist es jetzt kalt vor Nachsicht und Geduld; wo man die eigene Stimme nicht vernahm durch das Getös der Eitelkeiten, überklappern Billardbälle und Gläser das geschwätziges Schweigen und jede Seitenglosse der Kellner ist vernehmbar, obwohl sie taktvoll genug sind, noch leiser als sonst zu sprechen, um den armen Gästen therapeutisch einzureden, daß sie in dem Nichts, das sie sich

zu sagen haben, gehört werden könnten. Wo sie früher alle im Harnisch ihrer persönlichen Marke dasaßen, haben sie jetzt die Westen aufgeklopft und lassen sich ins Beuschel schauen. Das Beuschel, das liebe Beuschel – es ist ja die symbolische Tagesordnung ihres die Zeit zum persönlichsten Stoßseufzer reduzierenden Miterlebens! Das Kulinarische schlägt die Brücke vom Phlegma zur höheren Bedeutung – in der Speisekarte berührt sich das Privatinteresse am ungezwungensten mit dem Weltkrieg. Also sind sie hier, wo's am sichersten und souveränsten ist, eins mit dem Zeitgeist. Anderen fehlt etwa das Schlagobers wirklich und sie werden nichts. Denen da fehlt es nicht im geringsten – aber es ist ihm kürzeste Formel. Sie haben den Rücken nach der welt-historischen und literarisch-sensiblen Seite zugleich gedeckt, wenn sie in einem Atem vom Schlagobers und dem blutigen Menschenmorden sprechen – und man nicht weiß, was davon den Ton gibt ...

Der Satz: »Ich sehe viele, die nicht da sind« wird jetzt im Literatur-Café zur intuitiven Aufdringlichkeit. Deutliche Lücken sind in der Typenskala. Hier sollte der schwarzhaarige Entwicklungsgedanke sitzen und immer nervös aus seiner Standpunkts-Bibel (erscheint einmal im Monat) aufblicken, ob noch jemand eine Seele hat – er ergänzt sich wahrscheinlich in Russisch-Polen zu Goethescher Totalität oder vergißt die gärende Hälfte. Wo sind die Maler und Bildhauer – alle tauglich? Ihrer immer gesellig auftretenden Robustheit im Umhauen und Zugreifen und dem gewissen Mutterwitz ihrer Vitalität wäre es zuzutrauen. Einer ist wenigstens da: er zeichnet freilich die Essenz der Programme, bleibt also um sechs Kilo naiver Gestaltungskraft hinter dem A-Befund zurück. Die Musiker scheinen mit der zweiten Musterung weggerutscht; da hat es ihren sentimental Bäumen nichts mehr genützt. Sie schaffen nunmehr am sausenden Webstuhl des Kanzleidienstes. Dort fehlt mir in der Ecke ein Neutöner – sein Antlitz wird vor dem Feinde verwendet. Ich darf ruhig so kleinlich-respektlos sein; er will es nicht anders und gehört nach wie vor im Geiste hierher. Denn er zählt wie sie alle, die Fehlenden und Gegenwärtigen, zu den »Trotzdem«-Zeitgenossen und schreibt seinem Freund aus dem Schützengraben, daß er die Marmorplatte nicht vergessen kann, die sich lebensvoll-mystisch schon über dem Kindesblick spannte ... Alle Aufstrebenden, Unbekannten, Dynamischen sind weg. Und damit fehlt dem Literatur-Café seine Heizung, sein Grundstock. Denn die paar Männer hier, die schon etwas sind, will sagen: heißen, soll heißen: gelten – das sind die kalten Postamentfiguren in den Nischen. Man könnte sie ebensogut an die Wand malen – und das Lokal hätte dasselbe Gepräge.

Ihnen, den halbmerschen Vätern, obliegt aber heute die Jugend-Arbeit, wie sie das Ackerweib für den eingezogenen Bauer verrichtet. Sie müssen an ihrer Stelle durchhalten und die dem Nachwuchs entgangenen Hausaufgaben des Zeitgeistes selbst präparieren. Das ist schwer, wenn man schon gemächlich in seiner Schablone sitzt und es ehrlich zu einer Unterschrift gebracht hat. Und sie tun es ja auch etwas lang, wie die außertourlichen Supplenten. Man braucht's nicht so genau zu nehmen – wenn nur der Sinn da ist ... Sie verderben sich's also mit der Jahreszahl 1913 so wenig wie mit der, sagen wir ... 1917. Für das Verhältnis zu Heldentaten u. dgl. entlehnen sie sich das Bürgerstaunen, für *Litera B*: »Preistreiberei« bringen sie die eigenen Adjektive mit. Aber wird man ihnen es einmal entgelten, daß sie hier im frostigen Unterstand den Aphorismus von vorgestern nicht ganz kalt werden lassen, ohne eine gewisse Beziehung zum Generalstabsbericht zu entbehren? Der wird hier notabene allabendlich höher gehängt. Allerdings nie so hoch, daß nicht seine Leser doch noch etwas höher sind. Er dient ihnen – nachdem sie sich acht Stunden lang so gegeben haben, daß nichts auf Krieg und Weltgeschichte schließen läßt – zu einem kurzen, sachlichen Blick, durch den sie sich (zum Aufbruch in die Geheimpolitik ihrer Seele) von ihrer gesellschaftlichen Beziehung verabschieden ... Sie lesen ihn wie den Gustav Meyrink, aber mit mehr Anstand.

Auch das Literatur-Café wartet – mit mehr Mühe als die anderen Institutionen freilich, denn es weiß am wenigsten »nichts Gewisses«. Inzwischen bekommt es sogar – Konkurrenz soll durch Stubenwärme ersetzt werden – einen gemütlichen »Gartenlaube«-Stich ins Familiäre. Goethes Botanik, mit der er sich über die Koalitionskriege hinwegbrachte, ist durchs Kartenspiel vertreten. Es ist eben Platz für Privatleben – die Probleme schämen sich noch ihrer belletristischen Mundart. Diese ausgespannten, affektiert-bummellustigen Energien, die den Besucher hier angähnen, diese Leidensmienen vieldeutigsten Hinunterschluckens, dieses photographische »Wie zu Hause« strömt zusammen eine Schläfrigkeit aus, der sich die Kellner kaum entziehen können. Sie sind darum die Spaßmacher, die ihre melancholischen Herren zum Lachen bringen. Wenn's so weitergeht – denken sie –, hört die Literatur auf; und wo suchen wir uns dann nachher ein so gemütliches Geschäft? ...

Schläfrig ist das Literatur-Café geworden, das früher so orgiastisch müde war. Ein Ausrauchen der Krater war jene Müdigkeit, ein Ausruhen der Selbstbiographien ... Heute hat die Schlawheit kein Denker Gesicht und keine innere Sammlung. Sie ist bürgerlich und harmlos.

Ja, das Literatur-Café ist einfach ein Bürger-Café geworden – das ist die Sache und ich bin gewaltsam kompliziert gewesen. Seine armen Hinterbliebenen halten darin den historischen Winterschlaf. Sie haben vor Gott und den Menschen die hehre Pflicht, wenn die Krieger wiederkehren, noch genau so dazusitzen, wie diese sie verlassen haben, in derselben Pose, am selben Tisch, und ihnen, tränenden Auges, zu sagen: »Seht – wir haben euren Wortschatz bewacht, während ihr uns neue Perspektiven holtet!« ...

Prager Tagblatt, 2. April 1916

62. Peter Altenbergs neues Buch

»Nachfechtung«, bei S. Fischer, Berlin

Peter Altenberg beklagt sich in diesem neuesten Buche, daß die Kritiker unter sein letztes Werk ein »*Nil novi*« gesetzt hätten; als ob die unbefolgte Wahrheit nicht ewig neu wäre und es im Dichten und Sagen darauf ankäme, jedesmal in anderem Aufputz zu erscheinen. Trotz dieser ehrbaren Auslegung, glaube ich, hat Altenberg jenes Wort nicht mißverstanden; er weiß, daß das »*Novum*« einen Stärkegrad bedeutet und keine Abwechslungsstufe. Aber was nennt ihr Kraft und Intensität? Auf Umwegen doch wieder ein Kunststückel, etwas neu zu packen und herauszuschmettern, sich möglichst anzustrengen und viel daraus zu machen! Das fällt mir nun gar nicht ein. Meine Stoffe strapazieren mich nicht. Ich habe es nicht nötig, literarisch zu sein und euch etwas vorzumachen, wo ich ruhig auf mich und meine gesammelten Werke verweisen kann. Ich wiederhole mich, wie ich atme und schaue.

So hat die Kritik wieder allen Grund, unter Altenbergs neuestes Buch das »*Nil novi*« zu setzen. Nichts Neues, solange er der alte ist. Er ist ja kein Buchschreiber und Stoffbehandler, kein Motivengestalter und Tausendkünstler. Er tut eigentlich nichts als aus sich herausprechen. Aber was er spricht, ist neu, weil es durch eine besondere Erscheinung leuchtet. Freilich, die Literaturkinder sind undankbar. Sie altenbergeln von A–Z in allen Tonarten, schreiben lyrische Entrefilets, zu denen er ihnen Mut gemacht hat, stolzieren mit ihrem Sinn für die Alltagspointe durchs Leben, sehen, wie er es sieht – und wenn sie ihn dann noch immer auf seinem Fleck gewahren und in seiner Art, dann wundern sie sich, daß ein Mensch von sich so wenig für seine Karriere gelernt hat und sich nicht auf den eigenen Buckel steigt.

Sie nehmen ihn ungefähr als einen Dutzend-Konkurrenten in P. A.s dichterischem Jagd-Revier. Wer hat es euch denn freigegeben? Und statt daß ihr euch mit jedem Mal des Nachweises freut, daß er unveränderlich ist wie ein Original und seiner Welt damit festen Wert gibt, wollt ihr ihn im Schweiß seines Angesichtes schöpfen und wachsen sehen! Natürlich tut er das nicht. Er ist auch gar kein Dichter in dem handgreiflich-produktiven Sinne des Wortes; er ist ein Wegweiser für Dichter und seine Gedichte Rohstoffe eines Dichterischen. Er will in der enthusiastischen Andeutung verstanden sein auch ohne den Schnickschnack von Reim und Rhythmus und teilt sich in Ermanglung der Fähigkeit, zu singen, wie der Vogel singt, auf dem psychologischen Duzweg mit. Dabei macht ihn scheinbar zusehends der Aplomb dieses Verfahrens nervös, diese umständliche Schaffensetikette mit Tiefgründigkeiten, Weitläufigkeiten und sachlicher Nachzeichnung (was dann vor allem »Darstellungskunst« heißt), und er beschränkt sich auf ein bald selbstparodistisches, bald bündiges, d. h. bald in der Ungewißheit und bald in der Gewißheit seiner Verständlichkeit hingeschriebenes: »Vide Peter Altenberg!« In dem neuen Buch kommen hundert solcher »Vide« auf ein reguläres Gedicht. Es ist ein Buch lyrischer Aphorismen mit dem ungeheueren Stoffbereich eines ganzen Tages. Hätte er es so genannt, wie er sein früheres Buch benennen wollte: »Sammelsurium« – der Kritik wäre der Atem abgeschnitten. Denn sie müßte sich, wo ihr dieses Wort (nicht ohne Recht) zu sagen geblieben war, nunmehr mit Kopfnicken darauf berufen.

Peter Altenberg sieht jetzt viel beipielsmäßiger als überrascht erkennend und darum ist sein Buch reicher an Gedankenspitzen als an poetischen Blumen. Das verstärkt den Eindruck einer Diogenesweisheit an Stelle bizarrer Äußerungshitze. Altenberg ist alt und älter geworden – er spricht in seinem Buche mit elegischer Jugendlichkeit von seinen 57 Jahren – und jetzt erst, als Papa Altenberg, erweist er den Künstlerwert seines Temperaments, die Naturkindlichkeit seiner Art. Er hat die Schaum- und Willensjahre überlebt, ohne seiner Jugend nachzuplappern oder sich in eine Resignations-Kapelle seiner Ohnmacht zurückzuziehen; seine Originalität war also mehr als Farbe. Von wie vielen Haudegen, Lockenkämpfern, Erdballumdrehern läßt sich das noch sagen? Die Schußligsten unter ihnen sind jetzt Pensionisten mit Komödiantenallüren und je ausholender ihre Geste ist, desto mühsamer ächzt ihr Asthma. Altenberg, der Sanatoriums-Philosoph, ist heute gesünder denn je; er schwört noch immer auf Zugluft, spinnt sich nicht in die Stube ein, bemißt nicht die Pulszahl seiner Affekte und hat sich keine Zurückgezogenheit vor den täglichen

Reibungen erwählt. Heute erst, wo ihn der hypochondrische Intellekt nicht quält, hat er die richtige Jugend, die Vaterjugend eines Kinderlosen. In ihr ist Ungestüm, Güte, Schärfe und Humor. Von diesem selbst hat Altenberg bisher nicht viel gehabt; in seinen Abtrumpfungen und Lebensparodien war eine seriöse Witzigkeit, wie denn überhaupt aus seinen in einem Zuge gelesenen Schriften das Säuerlich-Seriöse eines Generals von der Heilsarmee zu hören war. Der Apostel war eben früher Fanatiker – heute ist er Stoiker in fanatischem Dialekt. Nun blickt er bruderversöhnlich in diese schöne schiache Welt und kommt auf den Höhepunkten seines Fühlens dem Wienerischen immer näher. Am Ende wird doch das Wunder geschehen und die Literaturhistoriker werden eine Österreicherlinie ziehen von Raimund zu Altenberg.

Unverwirrt vom Krieg geht Peter Altenberg in seiner verwöhnten Eigenwelt spazieren. Man könnte jetzt vielleicht sagen: »als der leibhaftige Anachronismus«. Aber es ist nicht wahr. Diese Menschen, die in Erdhöhlen wohnen, Zeitgeist tragen, in Uniformen stecken, Spartanertum treiben und in Korrektheit verwildern, sind Zeitgenossen Altenbergs so gut wie des Krieges. Ihre geheime Sehnsucht ist bei ihm – ob nun der Krieg als Wall oder Weg dazwischenliegt.

Prager Tagblatt, 16. April 1916

63. Weltfeiertag

Heute vor dreihundert Jahren wurde es auf Erden plötzlich dunkel. Ein Genius hatte das Licht, um das er mehr erschaute als die trüb-äugige Menschheit um ihn, davongetragen und sie in der aschentrockenen Deutlichkeit ihrer Notdurft zurückgelassen. Die Welt, die von Gnaden seines Frohsinns zu Reichtum wuchs, alles, was rings durch seine mitfreudige Gegenwart rauschte, tönte und leuchtete, hatte ihn verloren und trauerte von der Stunde an um den unwiederbringlichen Wecker. Ein Mensch war gestorben – ein Halbgott geboren. Und so lebhaft wurde die Mitwelt der Verfinsterung inne, so biblisch- Augenblicklich begriff sie diese Angrenzung von Lebenszeit und Ewigkeit, daß sein übermütigster Widersacher im frischen Jahrtausendschmerz den Zeitgenossen von gestern zurückrief: Du singst nicht mehr, süßer Schwan von Avon!

Seit diesem Tage gibt es zwei Welten: die, in der Shakespeare lebte, und die, aus welcher er hinwegstarb. Grau und nebelhaft ist diese und sie wartet durch die Jahrzehnte immer wieder des Menschenkindes,

das sie froher und voller zurückwirft; jene aber ist allen geblieben, deren Weg der Dichter begleitet. Sie ist ein Spiegel, ihre Schönheit grenzt an ein Shakespearezitat und sie sucht, je weiter von ihm entfernt, desto mehr, nach seiner geselligen Leiblichkeit. Umsonst – er ist Natur geworden und wer ihn fassen will, muß ihre Sprache sprechen. Dann freilich wird das Wunder Shakespeare greifbar und gewöhnlich, wie der Wilddieb, Schmierendirektor und Raufbold es war. Ein unglücklicher Nachtreter seiner Pfade, Grillparzer, schrieb die Worte hin: »Der Riese Shakespeare setzt sich selbst an die Stelle der Natur, deren herrliches Organ er ist und wer sich *ihm* ergibt, dem wird jede Frage, an *sie* gestellt, nur *er* beantworten.« Gerade dies aber vermochten die im Heroenkult und Kleinheitsgefühl aufgewachsenen Geschlechter nicht zu begreifen: daß jemand Gott und Mensch zugleich sein könnte, Schöpfer und Schöpfung, Titan und schlichter Geselle. Darum lag dieser Begriff Shakespeare wie ein wilder Felsberg im geistigen Leben, ein Granitblock, den man nicht im leichtem Flug überschweben konnte wie die übrige Landschaft der Erde, weil ihn das Staunen nicht umfaßte; und deshalb greifen alle, die zu ihm oder über ihn zu sich wollen, so gerne zu jenem geologischen Sprachbild, das mit ihrer Ehrfurcht zugleich das Bekenntnis enthüllt, daß sie sich an ihm die Zähne stumpf gebissen haben. Von Herder zu Goethe und von Goethe bis auf unseren Tag – immer dasselbe. Könige des Geistes werden verlegen, wenn sie von ihm sprechen. Der bedeutendste Entwicklungsmensch der Neuzeit zuckt die Achseln und sagt: Man kann über ihn nicht reden, es ist alles unzulänglich! Und der einzig würdige Erbe seiner freien Hoheit, Lord Byron, flieht vor ihm und will ihn nicht sehen ... Natur, Gott, Wunder – hier endigt bei allen das Latein. Und erst ein Mann des neunzehnten Jahrhunderts, Emerson, findet auch noch zu feingezirkeltem ekstatischem Umweg das Wort: »Ein ganzer Mensch«.

Bei diesem Wort wird man auch beginnen müssen, um dem Weltgeist Shakespeare gerecht zu werden. Synthetisch und analytisch, kunstrichterlich und lebenserfahren, kleinspsychologisch und augenverdrehend haben sie sich alle dem Rätsel genaht: Was unterscheidet die Menschen so sehr von ihm, was entfernt ihn so von ihnen? Was ist das Sonderbare, Dämonische – Shakespearesche an ihm? ... »Die Natur«, sagt darauf der Sturm und Drang; die »Imagination«, sagt Taine; »der Geist«, Carlyle; »die Wirklichkeit«, unser guter, dramaturgischbewegter Otto Ludwig – und jeder dasselbe, ohne ihm näherzukommen. Keinem gelingt es, was sie doch jedem anderen gegenüber leicht zusammenbringen, sich in ihn zu verwandeln, um aus ihm heraus und

ihm ins Papier zu sehen. So bleibt er der Koloß fürs Volk sowohl, dem er verworrene Effekte gibt, wie für die Gebildeten, denen er ja stets noch zu dunkel und grobschlächtig scheint. Der Fehler liegt an ihnen und ihrer Verdorbenheit, an ihrer Mäßigung und Bändigung, an ihrer quellfernen Kultur. Er aber lebte an der Quelle, zog den Weltatem in seine Lungen, wuchs mit Bergen, Tieren, Menschen auf und verirrte sich nicht in Ordnung, Sinn und Behagen. In seinem Herzen war das Brausen, das in jedem ist, bevor er sich in einen Lebenszweck zurückzieht; mit dieser nie verstummenden Musik der Freiheit vernahm er alle Musik des Lebens, die unschuldig-wilden Rhythmen seines Fühlens flossen zum Kreislauf der Natur, er kam mit Pathos zur Welt und verlor es an kein abseitiges Streben. Die Sprache selbst wirkte ihm dieses Wunder. In dieser hallenden, wuchtigen, lebenserhabenen Sprache empfing er von der Bühnengewohnheit das Element, worin seine angeborene Freiheit nun nicht mehr verdorren konnte und zu einem Bewußtsein gedieh, aus dem er die ganze Welt zugleich faßbar nahe und tief unter den Füßen hatte. Ja, Shakespeare war ein Komödiant – aber nur ein Komödiant konnte so hochherrlich thronen wie er, der Staatsmann, Denker, Feldherr, Witzbold, Hofnarr, Bettler und König zugleich war und in nichts davon weniger vollkommen und würdig als im andern. In dieser Komödiantenart, die Welt als Theater zu empfinden, war er der Naturmensch schlechthin. Wen hätte es nicht einmal im Leben gelüftet, sich so toll im Wirbel der Welt gehenzulassen, die Arme auszubreiten, den nächsten Baum zu umarmen, die Kleider abzuwerfen und gleich darauf im fürstlichen Ornat zu schreiten, auf die Heide zu gehen und mit dem Leben so zu schalten, als ob die Zeit nur Raum, nicht Grenze wäre? Shakespeare gelang es. Die anderen aber kennen diesen schönen Größenwahn des Bewußtseins nicht, sie haben das Gefühl verloren, daß die Welt eine Bühne ist und sie deren Spieler.

Und heute? ... Immer mühsamer finden wir zu Shakespeares Menschentum. Die Kultur macht's uns immer schwerer. Das achtzehnte Jahrhundert suchte ihn, eingepfercht in die enge bürgerlicher Sammlung, mit schwärmendem Gemüt, das neunzehnte litt am sozialen Wachstum und wollte ihn mit zwangsheroischem Verstand erfassen, das zwanzigste sieht ihn als Kraftbewußtsein jenseits aller staatlichen Dämmerkämpfe. So schaut ihn auch das Volk dieser furchtbaren Zeit. Ihm ist Shakespeare vor allem ein Spiegel der eigenen Gewaltsamkeit, des uralten Verhängnisses der denkenden Natur. Darüber hinaus aber zieht es ihn zur ideellen Kriegsdienstleistung heran und spannt sein zeitspottendes Pathos ins Geschirr dieser trotz Blut und Eisen so

engen Wirklichkeit. Ob nachher, wenn der Staat seine letzte Schicksalsprobe erbracht hat, wieder Platz für Shakespeares komödiantische Weltfreude ist? Oder ob etwa dann erst der Kampf um ihn beginnt und gegen die Formen, die den Puls des Lebens unterbinden und Goethes Wort: »Wie zahm und schwach ist in den lumpigen paar hundert Jahren seit Shakespeare das Leben selbst geworden!« immer wahrer machen ... Gleichviel: hoffen wir nur, daß die Welt diesen Blutausch der Nüchternheit gebraucht hat, um, aus der trägen Sicherheit geworfen und des Erdenreichtums klarer bewußt, im Leben wieder ein Shakespearedrama zu sehen: als Schauplatz der Freiheit!

Prager Tagblatt, 23. April 1916

64. Die Sommerzeit und wir

Klageruf eines Neurasthenischen

Man hat – das bedeutet jetzt eine nachträgliche Lesung gesetzeskräftiger Erlässe – bei den verschiedenen Berufsvertretern herumgefragt, wie sie sich zur neuen Sommerzeit stellen. Die Lichtquellendirektoren, Hausbesorger, Fabriksunternehmer, Kaffeesieder, Zeitungshersteller, Wohnparteien, Nachtmenschen und Stimmungsbetrachter sind mit ihrer Meinung zur Stelle gewesen und ausnahmslos alle vom einzig zeitgerechten Standpunkt der Bilanz. Nur einer blieb ungefragt – und er hatte am meisten zu sagen: der Neurastheniker. Ich sage absichtlich nicht: der Nervöse oder Empfindsame oder Denkende, man könnte sonst seine Anführung zu ernst nehmen und sich über die Unaktualität seines Wesens erbittern. Ich nenne ihn nach dem Superarbitrierungsbefund. Da zieht er doch genug Ironie und Mitleid auf sich, um für die Seinen sprechen zu können. Einmal zwar – ja, wie viele Jahrhunderte unseres Kriegsgefühles ist das her! – war er der erregbarste Erreger des Lebens. Schildwache des Alten und Vorposten gegen das Neue, Zwischenträger von Impuls zur Arbeit – der Herr von Zeitgeist selber. Heute ist er ein praktisches Hindernis. Er ist zu weitläufig, macht der Natur zu viele Bedenken, nimmt jede Änderung zu genau und hat einen Konservativismus, den das Gesetz der Bewegung nicht brauchen kann. Sooft die Menschheit das Hemd wechselt, stürzt er sich wehmütig auf das alte, dreht und wendet es und denkt, ob es nicht noch guten Dienst täte. Er leidet an einer Manie: daß die Entwicklung so rasch vor sich geht, daß sie immer etwas vergißt. Er fürchtet eine Neuorientierung auf dem geistigen Boden der Schlampe-

rei ... Aber nehmen wir immerhin seine Vorbehalte zur Notiz; sie erlösen das Gewissen doch aus einigem Unbehagen der Nachlässigkeit ...

Kennt man die seltsame Erscheinung des doppelten Bewußtseins? Die moderne Nervenkunde hat dafür, wie überhaupt für die Alltagsraritäten unseres Zustands, viel übrig und kann sich etwas darauf zugute tun, sie längst aus dem Bereich nebelhafter Poesie in die kleine Sphäre medizinischer Ordinärheit gehoben zu haben. Sie hätte auch den Grillparzer gelegentlich jener Tagebuchstelle, wo er ganz kindlich-befremdet und seltsamkeitsbegeistert erzählt, wie er träumte, aus einem Traum zu erwachen, und dann, in die zweite, festere Welt hinein erwacht, sie noch immer nicht für wirklich halten konnte – über den Zwicker allwissend angelacht. Dem Dichter hat es vielleicht zur dämmertrunkenen Stimmung verholfen, sich wieder zehn glühende Zeilen abzupressen, oder es hat ihm den hellen Tag des Bewußtseins verleidet, dessen Wirklichkeit so traumhaft drückend ist. Platos Einbildungslehre aus einem physiologischen Moment begreiflich! Es bringt unsereins, die wir so schwer das Abc der Natur verstehen, noch mehr ins Taumeln. Wie bemühen wir uns nicht ohnedies von jeher um die Vorstellbarkeit der physikalischen Annahmen, errechnen uns in Schweiß und Not aus dem losen Nach- und Nebeneinander des Weltbildes ein bißchen Sicherheit und gewinnen endlich zu den Übereinkunftswerten ein halbwegs solides Verhältnis. Wir begraben diese ungelösten Konflikte unter eine dicke Schichte Zutrauens in die Gewohnheit. Aber wehe, wenn dann dem erkünstelten Wachsein eine Störung droht! Wenn sich Dimensionen verschieben, der Kalender wackelt, zwei nicht dasselbe sehen und die Ordnung eine Fratze schneidet! Wenn wir eines Tages erwachen, alles lautlos und wesenlos daliegt, ein grau überhauchtes Panoptikumspräparat der Erinnerung, Schein ohne Wärme – und wir mit dem äußersten Gehirnrand die Traumhülle sprengen wollten, um in einem helleren, wärmeren, wahreren Leben zu erwachen! Dann müssen wir entweder in ein Sanatorium – hier werden einem die drei Dimensionen disziplinarisch beigebracht – oder zurück auf die Schulbank des Denkens!

Ich bin schon darum gegen spaßige Manipulationen mit der Uhr. Bitte, lassen wir sie, wie sie ist! ... Ich trage ohnedies selbst keine bei mir, weil sie mir, Gott behüte, stehenbleiben könnte und das Aufziehen für mich einen zu schwierigen Akt bedeutet. Ich soll ihr souverän Zeit eingeben? Mich erkühnen, sie auf halb oder dreiviertel zehn zu stellen, wo diese Tageszeit doch ganz von ihr selbst abhängt?! Ihr vielleicht ein Unrecht tun und sie mit der erstbesten, dahergehängten Wanduhr Schritt halten lassen? ... Nein, dazu ist sie mir zu heilig. Sie

ist ja die einzige Ordnerin und Einteilerin der Austauschbeziehungen zwischen meinen Energien und der Welt. Nichts ist wahrer, als wenn sie sagt: »Es ist drei Uhr.« Da weiß ich: du hast noch soundso viel Helligkeit mit Beschäftigungen durchzubringen, die dich zu Affekten hinüberleiten; du hast jetzt genau dieses Stück Zeit zur Verfügung, um dich restlos hindurchzuquälen, daß du etwas anderes treibst, als du solltest. Aber nun betrügt man mich etwa um eine Viertelstunde. Ha – gerade in ihr habe ich mich versäumt, die Kenntnis von ihrem Mehr-Vorhandensein hätte den Spielraum meiner Müßigkeit unendlich erweitert, mein Gehirn hätte sich aus der Anpassung weiß Gott was eronnen! Jetzt aber muß ich mich wieder ins frühere Verhältnis zum Sonnenstand umrechnen – das Leiden des »doppelten Bewußtseins« beginnt. Es stellt sich typisch bei allen ein, die einmal ohne rechtes Zeitgefühl erwachen. Sie kommen sich dann vor wie dem Verband der Menschen entglitten, unzusammenhängig, unzuständig, in einer anderen Welt. Das aufgerissene Stück Zeit spüren sie wie eine ungewohnte Zahnücke und suchen es mit stärkster Vorstellungskraft zu plombieren. Und wenn sie nun glauben, es waren zwei Stunden Schlaf, und die Uhr verkündet, daß es zehne waren? ... Sind sie noch dieselben? Oder haben sie sich inzwischen nicht gehäutet und verlassen, ihr Selbst im Schlaf verloren, d. h.: sind sie nicht mit jenem Zeitbewußtsein, das sie in den Schlaf mitnahmen, irgendwo auf dem dunklen, nächtigen Weg geblieben und jetzt als Neue, Weltabwesende, einzelne wieder erwacht? ... Jedenfalls ist für die Relativität unseres Daseins die Sachlichkeit, in der wir uns hienieden gebärden, zu dumm; sie erheitert vielleicht irgendeinen Gott, der den ganzen Tag einer hitzigen Nachtwandler-Pantomime zuschaut. Wie sie zucken, hopsen, rasen, beißen und zwacken, weil ein höheres Bewußtsein ihre Schattengespinste anbläst! ...

Man wird gestehen, daß diese pathologische Anschauung dem Zeitgeist nicht zugute kommt. Die Forderung an uns lautet: uns für wahrer, richtiger, einziger zu halten denn je, dem Tage alles aufzuopfern – und da erfließt eine Verordnung, die einige an der Solidität des Sonnensystems zweifeln läßt. Die Kalendermathematik hat Zahl und Zeit so schön in Einklang gebracht! Aus den Zahlen zwölf und sechzig ist es ihr mühelos gelungen, ein Fesselnetz für unseren Geist zu wirken, die Uhr hat das Chaos gebändigt und uns zur Arbeit erzogen. Sechzig Minuten hat die Stunde, daran läßt sich nichts deuteln, und wie lang sie scheint, ist ohne Belang. Nun dreht ein Erlaß plötzlich alle Uhren vor. Die allmächtige Zeit als bewegliches Staatsgut! Was sie kündet, ist nicht mehr wahr, sie läßt mit sich nach Gefallen hantieren. Aber ich

ertrag' es nicht, daß sie in der Luft hängt. Ich weiß, daß ich nach diesem ersten Mai immer nervös hinter mich blicken werde, verfolgt von der ausgelassenen Stunde. Ich will nichts Ungeschlossenes, Unverrechnetes im Rücken. Wenn zwischen Türklinke und Rahmen noch ein schmaler Spalt bleibt, renne ich zurück und drück' die Tür hermetisch an; den umgeworfenen Schuh stelle ich vor dem Schlafengehen wieder auf; ich runde die unfertigen Schlingen meiner Handschrift nach jeder Zeile sorgfältig ab, weil sonst in mir selbst etwas offen bleibt. Wenn die Laden meines Schreibtisches herausstünden und ich würde mich auf der Straße daran erinnern – ich liefе spornstreichs zurück, um sie ins Fach zu schieben. Ich weiß, ich liefere mich den Psychoanalytikern mit Haut und Haaren aus; sie werden schon wissen, was mein Geschlechtsleben damit meint. Ich selbst habe es (in meiner persönlichen Anständigkeit) bisher für Symbole einer seelischen Korrektheit gehalten, mit denen ich mich über die großen Ungelöstheiten hinwegschwinde, sagen wir für Sicherheitsakte ... Von nun an wird mir also im Universum eine ganze Stunde fehlen. Meine Uhr zeigt fünf. Es ist aber vier, mein Kopf biegt sich zurück, mein Genick tut mir weh – ich recke mich nach dem anderen Zeitplan aus. Und nun ewig die Empfindung: die Uhr betrügt dich, sie betrügt die Zeit; es kostet dich eine ganze Gefühlsdrehung, um am richtigen Punkt zu sein; Mittag ist Vormittag und Nachmittag ist Mittag – nein, ich werde wahrhaftig lieber zum Sonnenleser und lasse mir von der großen, unregulierbaren Stundenweiserin die Wahrheit sagen. Außerdem kaufe ich mir zum ersten Mal eine Uhr, rein aus der diabolischen Freude – sie nicht vorzurücken. Ich sage mir: Die Menschheit geht um eine Stunde vor, und richte mich darnach ein. Meine Uhr wird das nichts angehen. Ich belehre sie liebevoll darüber, daß seit Anbeginn des Denkens jeder Wechsel auf Erden nur terminologischer Natur war. Und daß man also heute: statt zehn – elf, statt elf – zwölf usw. sagt. Mag die Welt verrückt werden – ich und meine Uhr bleiben vernünftig.

Diesem Krieg ist nichts unmöglich. Wahrhaftig. Das stellt aber vielleicht weniger sein Talent dar als seine Natur-Entartung. Er sieht die Zeit selbst nur noch als Stundenlauf der Pflicht, daß es ihm so leicht gelingt, sie nach Hausbedarf abzuändern. Aber ist es nicht ein gefährliches Spiel mit unserem stabilen Bewußtsein? ... Die anderen haben ja in der Bilanz einen festen Boden: der Lichtquellendirektor und Hausbesorger, der Theaterleiter und Kaffeesieder. Sie sagen: »Nutzen« oder »Schaden«. Was bleibt dem armen Neurastheniker? Fassung und die dritte Musterung.

Prager Tagblatt, 30. April 1916

65. Paul Schlechter und Wien

Selten ist eine Stadt einem ihrem Kunstbereich zugeteilten Mann übers Grab hinaus liebloser, hämischer und ungerechter gegenübergestanden als Wien dem verstorbenen Paul Schlechter. Zu seinen Lebzeiten spitzte sich das ganze moros-suffisante Burgtheater-Ach-und-Weh der Kritik regelmäßig zu einem Pfeil gegen seinen Namen – und jetzt wird mit akademischer Friedhofwürde sein Soll und Haben verrechnet. Eine hierorts ungewöhnliche Männlichkeit: mit dem Hut in der Hand vor der Bahre eines Mannes zu stehen und ihm ins geschlossene Auge hinein die Wahrheit zu sagen ... Den Grund hiervon könnte sich Hermann Bahr erfunden haben – so weitschweifig-natürlich ist er, so gemeinverständlich-paradox: Paul Schlechter war den Wienerern zu wienerisch. Sie halten es für eine Art Eingriff in ihr ethnographisches Vorrecht, wenn einer aus einem anderen Klima kommt, um dann um nichts weniger gemächlich, reserviert und zaghaft zu sein als ihre ausgewähltesten Talente und sich gleich ihnen zwischen Wollen und Können auf dem bürokratischen Drahtseil zu halten. Sicher hätte man zu Schlecthers Burgtheaterzeit in Wien keinen einzigen gefunden, der ihn auf seinem Posten übertroffen hätte; aber er, der Berliner, hatte nicht das Recht, sich's eventuell gleich tun zu lassen, vielmehr die Pflicht, aus der sehr peinlich bäugten Hand nur frappierende Kunststücke hervorzuzaubern ...

Vielleicht wäre es Paul Schlechter trotzdem geglückt, hier wenn schon nicht die Liebe eines Kunstvermittlers, so doch den schmeichlerischen, gunstschnuppernden Respekt eines k. u. k. Hofrats zu genießen. Aber in seinem Assimilations-Register war ein Loch: er hatte den »Pflanz« weggelassen. Dazu war er in Tugenden und Mängeln zu altwienerisch; ein bißchen temperamentvoll und sehr devot, radikal im Schwärmen und konservativ im Tun, scharfäugig und friedliebend, freigeistig und amtlich – aber zu vornehm und marktscheu. Da ihm seine philologisch-bedächtige Selbstkritik, die den Begriff »Hoftheater« mit ergebener Genauigkeit erfaßte, die letzte (und jedenfalls eine solide und reine) Instanz war, ließ er sie alle schwätzen, greinen, raten, wüten und witzeln, mit Recht – denn ihre Kritik stand nicht auf der Höhe seiner Fehler und ihr Burgtheatergefühl war gewissenlos-schwärmerisch und ungebildet-anspruchsvoll. Er machte keine Programme, liebte keine Klüngel, hielt keine Denkmalsreden, stand auf keiner Präsenzliste, suchte keine Fühlung, mengte sich in keine Debatte und wollte abseits stehen. Wahrscheinlich wurde ihm diese Folge seiner Umwandlung vom ultramodernen Literaten zum hal-

tungsbemühten Direktor mehr verübelt als ihre Tatsache. Genug – die Gemütlichkeit, die sein Wesen von der Spree mitbrachte und für die sein häufiger Besuch des »Löwenbräu« sprichwörtlich wurde, nahm sich jene Devise, mit der auf den Lippen bei uns Raubmörder und Schwurgerichtspräsidenten aus dem Leben gehen ... Vielleicht bezog er sie am Ende nicht bloß auf seine Feinde, sondern auch auf seine Stellung. Dann wäre zu sagen gewesen, daß dieses Phlegma, das ihn prinzipiell gewiß über alle die Besserwisser, Vielsprecher, Karriere-schnapper, Gschafelhuber und Händereiber emporhebt, denen schon angesichts der Möglichkeit, den Ibsen aufzufassen und den Shaw einzurichten, das Wasser im Mund zusammenläuft, bloß mit seinem Berufe unvereinbar war. An sich aber gibt es von einer tieferen Kenntnis des Burgtheaterübels Zeugnis als die Beherztheit derer, die nach Brahm und Reinhardt riefen ...

Erinnern wir uns nur des Burgtheaters jener Zeit – es ist vergleichsweise noch immer ein elegischer Lichtblick. Ob mit oder ohne sein Hinzutun, sei dahingestellt. Jedenfalls wies es unter Schlenther noch eine imposante Bröcklichkeit, eine aristokratische Verstaubtheit, eine großartige Zerklüftung auf. Die Kleineren durften schon Könige spielen – aber ohne Recht auf originale Dreikäsehoch-Gestaltung; der Nachwuchs durfte vorrücken, aber ohne ausgetrommelte Eignung hierfür; die Schäßigkeit wurde noch nicht weiß übertüncht, die Ödigkeit nicht neu tapeziert, die Langweile nicht frisch geölt und die Herren Wawra, Skoda, Höbling und Gerasch nicht engagiert. Lauter Großtaten Schlenthers, die man heute erst würdigt, wo der Mechanismus der unter ihm zu bemängelnden Defekte munter und festlich alleine fortspielt und das Burgtheater zwar langweilig und mittelmäßig ist, aber nicht erst im Hinblick auf Traditions- und Stilgefühl. Konnte er dafür, daß ihm die Besten wegstarben und er nicht in einer Zeit vorhandener und kommender Größen lebte? Mußte er nicht einsehen, daß das Burgtheater zu warten hatte, bis im Umkreis aus darstellerischem und dichterischem Kunstbestreben auch eine neue, fertige Kunst erwüchse? Oder hätte er es, im Widerspruch mit seiner einzig wirklichen Überlieferung, die ihm Distanz vom Tage gebietet, endgiltig zur problematischen und dekorativen Bühne des Herrn Piefke umwandeln sollen? Der Ibsenforscher Schlenther hatte ein eigenes Direktionsgewissen, das ihm zwar nicht sagte, was zu tun, wohl aber, was zu lassen sei, und was jenem gefiel, konnte dieses nicht verantworten. Es war, ästhetisch genommen, doch sein besserer Teil – er gewann daraus einen Blick für Flüchtigkeit und Dauer der neuen Kunstwerte, eine Distanz zu der Gegenwart, in die er sich schriftstellerisch einst so

impulsiv und enthusiastisch hineingestürzt hatte. Und es wäre nur eine Gerechtigkeit des Schriftstellers Paul Schlenther gegen den Burgtheaterdirektor gleichen Namens gewesen, wenn er in einem seiner allerletzten Aufsätze, einer schelmisch-bitteren Kritik über Franz Bleis »Sternheim«-Buch, nur einen Bruchteil der hier gegenüber dem modernen Theater geäußerten Verachtung als sein eigen bezeichnet hätte; freilich mochte wohl den Reiferen, Ruhigeren der intellektuelle Justamentston jener Verachtung und ihre akrobatische Unbedingtheit verstimmen. Gerade dieses Buch aber ist Paul Schlenthers große Apologie dafür – daß er kein Brahm und kein Reinhardt wurde.

Er hätte natürlich auch ein anderer sein können. Und gewiß verteidigt ihn die Erkenntnis, wie ungerecht es ist, gerade ihm eine Schuld am Ende des Burgtheaters beizumessen, in dessen organischer Verfallszeit er Direktor war, nicht davon, daß er nichts Neues und Großes darbot. Hier kam die ärarische Amtspflicht, auf die er sich so oft berief, seiner Art entgegen. Er war als Direktor des Burgtheaters jenem herzensklugen Gymnasialdirektor ähnlich, der in die ängstlich, allzu ängstlich eingehaltene Vorschrift doch hin und wieder Freigeisterei und persönlichen Standpunkt hineinschmuggelt. So sah er die Kunst frei, aber gesetzlich und legte sich gern das »k. u. k.« bei. Und so ging er auch im Denken und Fühlen nie über eine gewisse Staatsgrenze der Harmonie hinaus ans Ende und machte halt, wo sein Literaten- dem Menschenherzen zu viel abverlangte. Er war seinem ganzen Wesen nach ein Literat voll edlem Lebenshumor – und konnte kein anderer Burgtheaterdirektor sein. Hätte er in Wien geschrieben, er wäre wahrscheinlich der beliebteste Wiener gewesen.

Prager Tagblatt, 3. Mai 1916

66. Wiener Hochsommer

Ich weiß nicht, ob es schon ein eigenes wissenschaftliches Unterhaltungskapitel gibt: »Über den Geruch der Städte«. Jedenfalls wäre es einmal des Versuches wert, sich an diesen Stoff anzusiedeln und eine Art von Kultur- und Landschaftsphysiognomik durch die Nase zu treiben. Ein neues Beschreibungsverfahren mit lyrischen und essayistischen Möglichkeiten. Viel Geistreiches mag herauskommen und manches Zutreffende. Denn im Geruch liegt, von Haus aus wohlvertraut, alles Wesen gebunden. Durch ihn, glaube ich, müßte ich, wenn man mich mit verbundenen Augen über die Erde führte, die einmal besuchten Städte wiedererkennen. Zwar sind Großstädte diesfalls

nicht stark unterschieden: sie riechen beim ersten Betreten alle nach einem Gemisch von Wagenschmier, Magazinskisten und Pferdemist. Aber die Nase wüßte doch, wo sie zuhause ist. Eine Stadt mindestens verbürge ich mich, zumal im Sommer, unfehlbar aus allen Haupt-, Mittel- und Kleinstädten Europas zu erriechen und das ist meine Heimatsstadt, mein Wien.

Der Wiener Hochsommer hat ein italienisches Aroma. Es fällt einem die launige Skizze des verstorbenen Ludwig Hevesi ein: wie er an einem himmelblauen Vorfrühlingstag sentimental und fernsüchtig durch die Stadt schlendert, einer plötzlichen Laune nachgebend zur Südbahn fährt, ein Billet löst, sich in den Zug setzt, in einer unbekannteren italienischen Stadt wieder aussteigt, hier die prachtvollen Straßen bewundert mit ihrer südlichen wogenden, schwätzenden, schäkernden Menge, die Marmorpaläste, den großen gotischen Dom von San Stefano, bis er, durch die Via Torre Rossa gelangend, bei der Marienbrücke bemerkt, daß er in Wien geblieben ist und im Gehen geträumt hat. Aber diese Illusion ist hier klimatisch-ethnologisch begünstigt. Das Capua der Geister ist mindestens schon ein Verona der Leiber. Der allsonntägliche, durch keine Kriegsnot beeinträchtigte Korso zwischen Schwarzenbergplatz und Oper ein schwarzgetupfter, langsam fortzuckender Riesenwurm, dürfte sogar den Vergleich mit Kairo aushalten. Die Straße hat ihre alte Bedeutung als Kinderzimmer des Volkes behalten. Die Dienstmänner schlafen natürlich malerisch auf den Bänken, die Kutscher auf den Sitzböcken, die Kellner im Stehen und Gehen. Und in bezug auf die übrigen Bewohner hat man den Eindruck, daß keiner zu arbeiten hat und jeder zu tun.

Sonnen-, Staub- und Steingeruch strömt aus der Wiener Sommerluft. Kein Labsal für Lungen und Nerven und doch fächelt der leiseste Windzug den übervollen, reifeschweren Hauch von Gras und Bäumen zu, daß man sich in jede beliebige Ferne versetzen mag. So wirft das Wald- und Wiesenmeer der Umgebung seine Wellen herüber. Man spürt den weitläufigen Straßenkessel von milder Ländlichkeit umschnürt und fühlt sich wie in einem steinernen Vorort der Natur. Wien ist die Vorstadt seiner Umgebung. Ähnlich sagte ja auch Peter Altenberg irgendwo: die Liebe zu Wien bedeutet die Liebe zu seiner Umgebung. Diese naiv-schwärmerische Bemerkung umfaßt völlig den Begriff »Wien« und »Wienertum«. Das Heimatsgefühl für diese Stadt und was in ihr aus Liebe und Haß herausgewirkt wird, ist eine Rückprojektion der Vogelschau von den Höhen Grinzings, Sieverings, des Cobenzl. In diesem Betrachtete erhielt Grillparzers leergedroschenes und leider zu oft im Sinne eines hemmungslosen Herzüberquellens

verstandenes Wort: »Wenn du vom Kahlenberg usw.« frische Farbe und Seele. Ja – *nur* wenn du vom Kahlenberg die Stadt dir rings besehen, wirst du, was ich schrieb und wer ich bin, verstehen, und wenn du in der Stadt bleibst und bloß kulturseriös aus ihr herausblickst – dann bist und bleibst du ein fremdartiger, sauerblütiger, seelenloser »Zuag'raster«.

Im Sommer hat diese wunderbare, alpenbunte und gartentrauliche Umgebung Wiens ihr natürliches Vorrecht. Hietzing, Hütteldorf, Salmansdorf, Sievering sind die freien Tummelplätze, die Stadt selbst der staubige, notdürftige Arbeitsraum, der nur abends in seltsam-schönen Wehmutsfarben aufleuchtet, ehe er völlig in perlgrauen Dämmer fällt. Die Sonntagszüge der Stadtbahn sind überkomplett und mit Familiengekreisch angefüllt wie in der schönsten Friedenszeit. Kein Unterschied – bis auf das Aussehen der Kleider und Gesichter. Daß am Arm der Gattin statt eines Bürgers mit Strohhut und Lüsterrock ein Landsturmmann wandelt, wird auch Freunde der Aktualität nicht mehr überraschen. Und daß manchenmal die ganze Familie feldgrau in den Wienerwald ausrückt, ist ja stimmungsvoll, aber statistisch ohne Reiz und Besonderheit.

Da steuert der Grinzinger »Heurige« schon apartere Bilder vom Tage bei. Seine Staffage ist unverändert. Stimmlose Gemütssänger mit ausladender und meineidig ans Herz gelegter Hand; sie heucheln zeitvergessene Kreuzfidelität und bringen das Wort »Wean« noch immer aus einer allerheiligsten Reservekammer ihres verkrusteten Herzens hervor. Mit ihrer wirklich unverfälscht erhaltenen Gabe, sich selbstlos verbeugen und im Lächeln den nachfolgenden Sammelteller vergessen lassen zu können, gehören sie jedenfalls als Überbleibsel in ein Rassenmuseum ... Dann ist der Stegreifsänger da, dem die Leute nach dreißigjähriger Wirksamkeit noch nicht auf das Rezept seiner Reimkunst gekommen sind – er arbeitet jetzt leider nur auf Bestellung und absolviert sein Programm etwas virtuosenhaft. Der Wein setzt reichlichen Alkoholgenuß voraus, man muß um die Vollsinnigkeit kommen, um auf den Geschmack zu kommen. Das Publikum badet in Musik, Dulliah und Nebel. Hier einsam zu bleiben ist unmöglich; leider sind viele Herren Doktoren da, die nach Psychoanalyse, Literaturgeschichte und anderem Zionismus aussehen und sich das eitle Bärtchen der Bodenständigkeit streicheln. Aber schließlich: die verschiedenen Elemente dieses Frohsinns schwimmen bald ineinander. Der Stegreifsänger dichtet einen Tisch von Verwundeten an, die unter Führung der Frau Dr. X. aus ihrem Spital hierhergekommen sind. Der Tenorist des Quartetts singt aus jenem noch unentdeckten

Quetschraum, der erfahrungsgemäß den engagementslosen Sängern bei den geringsten Stimmitteln das fabelhafteste Volumen gestattet, ein Schlagerlied aus dem »Dreimäderlhaus«. Der Text alliteriert und tiriliert vom »singenden, klingenden, Seligkeit bringenden, herzbezwingenden Lied aus Wien«. Über diese üppig besetzte Musterzeile ist wahrhaft das Herzblut musikalischer Seligkeit ausgegossen; was Wunder, daß es der Mann dreimal, viermal singen muß, alles mitsingt, mitjauchzt, sich Tränen weggewischt und nach dem verklingenden Schlußakkord in prasselnden Beifall losbricht. »Ja, der Schubert«, sagen sich die Trinker beiderlei Geschlechtes in einem Stolz, der zum erstenmal von verstehender Liebe getränkt ist. »Hundert Jahr' haben s' braucht, daß s' auf'n G'schmack kommen san«, gröhlt ein Mann, während er den Käs ins Salzfaß taucht. Und wenn er damit auch mehr verspricht, als sein Verständnis sonst halten kann – er sagt kinderklug etwas Wahres. Der operettenzuckrige Text hat erst der Musik zur Heimkehr in jene volkstümliche Wienerwaldregionen verholfen, von der sie um nichts weniger schlicht und bloß tausendmal rassechter als die vielen Gemütsweisen im Dialekt ihren Ausgang gefunden hat. Schubert hat gut eingeschenkt; die Stimmung wird immer toller, dusliger. Jetzt springt leichtfüßig und siegessicher ein fescher Zugführer aufs Podium. Seine Stimme hat die unnachahmliche berufsnötige Heiserkeit, die für den jubelnden Weltabschied des Volksängers so gut paßt und aus der sich fabelhafte Effekte fürs Jodeln erzielen lassen. Er nützt sie aus. Große Begeisterung. Ein anderer mit der silbernen Tapferkeitsmedaille löst ihn ab und nun wird daraus ein regelrechter Sängerkrieg Wiener Landsturmänner. *Das*, glaube ich ausnahmsweise, ist wirklich mein Wien, die Stadt der Lieder ...

Ein wenig höher über Grinzing hinaus, das freundlich und butterweiß wie eine letzte Poststation des Alpengebiets am linken Abhang des Kahlenberges liegt, an den Weinbergen vorüber, die das Tal für das nächste Jahr mit Hetz und G'stanz versorgen, ist auf mittlerer Höhe eine Praterinsel. Schießbude, Ringelspiel, Schaukel, 180 Meter über dem Meeresspiegel. Die Schießbude geht gut, obzwar sie weiß Gott in Europa eine starke Konkurrenz hat; daß auch die Schaukel gut geht, spricht gegen den Zeitgeist, der der Seele des Volkes ja angeblich erlaubt, alle Ideale »auszuhutschen«. Der Bursch da oben zeigt das Problem des Daseins an einem Kinderbeispiel: er setzt sich mit wilder Kraft in Bewegung, erst langsam, dann immer schneller, mit Wollust, jetzt steht die Schaukel schon wagrecht, weiter, er will umkippen – da, am Rand der höchsten Seligkeit, zieht der Hutschenwärter die Schiene hoch, »damit nichts passiert« – der kühne Schwung

ist gehemmt; der Bursch flucht halbverständlich herunter: »... zahl nix ... Falott!« Der Schweiß perlt ihm aus dem Gesicht und er rackert sich ein zweitesmal hoch; derselbe Vorgang. Aber er ist unermüdlich und gibt sich fluchend, ohne dabei nach unten zu sehen, der alten Mühe hin. Immer fliegt er beinahe heraus und wird gebremst. Dann steigt er aus, wischt sich den Schweiß aus dem Gesicht und ist satt vom zweifachen Kampf ...

Abenddämmerung. Am Wege hocken Veteranen und Bettler mit Drehorgeln und Ziehharmonikas. Diese Alten, Lädierten, die sich mit beschaulicher Melancholie in die heitere Landschaft setzen, erscheinen mir wie die guten Geister aus Raimunds Lebens- und Traumwelt. Vom Kahlenberghotel blitzen Lichter ... Mir fällt ein, daß sich hier vor einigen Jahren ein junger Mathematiker das Leben genommen hat, weil ihm ein anderer mit einer Entdeckung oder Preisfragenlösung zuvorgekommen ist. Die Tatsache wäre wert, dem Anblick hier auf immer den Gehalt zu geben – wenn ich nicht den Kahlenberg selbst für das eigentliche Selbstmordmotiv hielte ... In Dunstschwaden eingebettet liegt die Großstadt. Wie schön ist es, auf sie herabzusehen! Man behütet sie von oben mit dem Segenswunsch und der innigen Hoffnung, daß sie sich zu ihrer freien, weiten Landschaft bekenne. Aber es ist, als wüßte sie nichts vom Gelände um sich und spinne eigenwillig an ihrem Dunst ...

Und richtig: da hinten ist ja das Riesenrad. Es wird bald so viel erzählen können wie der Stefansturm. Nach fünfzehn Jahren Lustbarkeit und fünf Jahren Defizit, die es miterlebt hat, dreht es sich jetzt auf dem Grund einer Kriegsschaustellung. Auch eine Operette wird dort unten wieder gespielt. Sie heißt: »Warum geht's denn jetzt?« Geht es denn schon? Ich meine das Theater. Es ist ja, was den Rahmen und die weitere Baustelle anlangt, das nämliche, dessen Mitglieder jährlich um ihre Gagen geprellt wurden. Und wenn es geht: warum geht's denn *jetzt*?

Prager Tagblatt, 9. Juli 1916

67. Gustav Freytag

Zu seinem 100. Geburtstag

Der Name des einst vielgefeierten Romanciers und Dramatikers, der gleich allen andern Schildträgern des frisch verbürgerlichten Deutschland, wie Laube, Gutzkow, Kinkel und Spielhagen, aktuelle Vielseitigkeit bewies, klingt zwar dem heutigen Geschlecht mit beinahe

klassischer Wohlbekanntheit ans Ohr und doch ist es kaum glaublich, wie wenig er ihm vergleichsweise besagt. Beinahe gibt die Verwelktheit seines Zaubers der Erfahrung recht, daß nichts dem Nachruhm und der späteren Bedeutung abträglicher sei als der Zusammenhang mit dem politischen Tag. Daß ihn Gustav Freytag im hohen Maße hatte, daraus erwuchs ihm wesentlich Ansehen und Beliebtheit bei unsern Eltern und Voreltern. Galt er doch als literarische Verkörperung jener Überzeugungen und Wünsche, aus denen die Jahre 1848 und 1870 hervorgegangen waren: Vergangenheitsstolz, nationales Neuheitsgefühl und verfassungsmäßiger Freiheitssinn. Damit stellte er sich in die Reihe jener äußerlich reich begabten und innerlich nicht sehr tief erfüllten Übergangsmänner des 19. Jahrhunderts, die auf dem politisch neuen Boden des Bürgertums in glänzender Form sein Material ausbauten. Die Werte mußten erst gefestigt, die Kräfte ausgeübt, die Prospekte verschönert werden. Die Aufgabe war ebenso populär und notwendig als den nachfolgenden Zeiten gegenüber undankbar. So ist auch Gustav Freytag, der einstige Modeautor, dessen Werke man sich aus der deutschen Kulturgeschichte nicht wegdenken kann, ohne eine Lücke zu empfinden, zum Jugendschriftsteller der Gegenwart geworden. Mit Unrecht übrigens – soweit sich darin Gering-schätzung kundgibt. Es findet sich in den Romanen des wackeren, heiteren, weltklugen Mannes eine Fülle von leichthin zaubernder Formungskraft, packendem Situationsschliff, vollatmender Freude und gediegener Redlichkeit, die ihn noch immer für die Technik seiner Kunstgattung vorbildlich machen. Dabei verliert sich seine an der Geschichtsschreibung geübte Darstellungsart nie in schwarz-rot-goldene Buntmalerei oder archaischen Schnickschnack, sondern hat eher das Holzig-Solide der großen englischen Meister. Und das Meisterlustspiel »Die Journalisten« mit seinen Typen von wortknapp umrissener Echtheit bleibt nach wie vor in der mit Anstand gepaarten Liebenswürdigkeit, die den Mund weder überspitzt noch zu voll nimmt, einzig in seiner Art ... Gustav Freytags äußerer Lebens- und Schaffensgang ist einfach verlaufen. Am 13. Juli 1816 in Breslau geboren, besuchte er das Gymnasium einer kleinen Stadt Preußisch-Schlesiens und wurde, kaum zwanzigjährig, zum Doktor der Philosophie promoviert. Drei Jahre später habilitierte er sich in Breslau als Privatdozent für Germanistik, bis ihm das hohe Ordinariat einen Strich durch den Vorlesungsplan und die Rechnung machte. Er wandte sich nunmehr völlig dem Schrifttum zu und übernahm sogar gemeinsam mit dem Literaturhistoriker Julian Schmidt die Redaktion des in Leipzig erscheinenden und in der damaligen politisch-kritischen Zeit

tonangebenden »Grenzboten«. Später kehrte er wieder als Geheimer Hofrat des Großherzogs von Coburg-Gotha in seine Heimatstadt zurück. Er starb am 30. April des Jahres 1895. Seine literarische Laufbahn hatte er mit einem preisgekrönten, heute recht naiv anmutenden Lustspiel begonnen: »Die Brautfahrt« oder ».....« – damals hatten die Stücke alle ihre kolportagehaften »oder>s. Bald darauf avancierte er mit seinem bürgerlichen Schauspiel: »Die Valentine« und »Graf Waldemar« zum Burgtheater-Autor. Sie wirkten mit ihren gangbaren Konflikten: bürgerlich – adelig, hoch und niedrig, freisinnig und unterdrückend, als radikalste Neuheit und fanden überdies durch die hübsch gezimmerte Theatralik Anklang. Allerdings schien das soziale Widerspiel von Edelmut und Schurkerei auch schon mehr gemalt als zwingend. Um die Mitte der 50er Jahre schrieb er seinen großen Kaufmannsroman: »Soll und Haben«. Er war als die Ehrenrettung und Lobpreisung des »unpoetischen Standes« gedacht und erweiterte gleichsam Freytags Dichtercomptoir zum Weltraum der Kultur. Ein Roman der Tüchtigkeit und wahrhaftig »ideal geführter« Bilanz. Auch diese Mittelstandsvergoldung, sosehr sie von nun an als literarischer Ausweis des Handels figurierte, kam ein wenig *post festum*; die Vereinbarkeit von geistigem Adel und merkantiler Betätigung war ja vordem nur durch eine kleinliche Begriffsromantik diskutierbar geworden und konnte im Zeitalter der alles durchdringenden Wirtschaftsprosa nur noch als selbstverständlich gelten. Ganz neue Kräfte kamen in Bewegung und lenkten zu einer Zeit hinüber, die sich zu jener verhält wie ein Maschinenraum zu einem Geschäftsgewölbe. Aber jedenfalls erwies sich die künstlerisch niedergelegte Ethik jenes Werkes als politischer Zuwachs. Von der Gegenwartsbetrachtung wandte sich Gustav Freytag im folgenden Werk, der »Verlorenen Handschrift«, einem humanistisch gefärbten Stoffe zu. Wieder, durch soziale Klassen repräsentiert, ein Kampf zwischen Gut und Bö. Zugleich damit schrieb er die »Bilder aus deutscher Vergangenheit« und nach dem Jahre 1870, dessen Ereignisse er im Hauptquartier des Kronprinzen, übrigens als glühender Verfechter eines »Deutschen Königstums« gegen ein Kaisertum, mitmachte, seinen umfassenden Romanzyklus: »Die Ahnen«, der von den ältesten Germanenzeiten herauf bis in die Gegenwart die Geschichte einer Familie behandelt und zeigt, wie sich in ihr trotz der wechselvollen Geschehnisse im Grunde alle Merkmale erhalten haben. Natürlich ist diese Familie, die auf die stammrechtliche Kraft ihrer Eigenschaften pochen darf, das deutsche Volk. Eine unglaubliche Summe an Gelehrsamkeit und beschreibender Korrektheit ist in diesem Werke aufgestapelt, welches die

Jugend immer als eine historische Bildergalerie des Deutschtums betrachtet wird. Eine andere Zeit ist heraufgestiegen, eine, in der jenes Deutschtum, auf die große Probe gestellt, einen viel exakteren und geschliffeneren Geist an den Tag legt, als seine Schwärmer es sich je hätten träumen lassen ... Gustav Freytag berührt uns da wie ein guter Alter. Aber es ist dieselbe Saat des deutschen Wesens, die bei ihm in die romantischen Halme schießt und heute auf den Schlachtfeldern Europas so blutig ... wirklich aufgeht. Er war ein »Tüchtiger« im Goetheschen Sinne des Wortes.

Prager Tagblatt, 14. Juli 1916

68. Das Wirtshausproblem

Man soll mich nicht mißverstehen. Ich will weder von Politik noch von Volkswirtschaft und Verkehrsfragen oder sonst etwas sprechen, was hierzulande »Wirtshausproblem« genannt wird. Sondern das Wirtshaus selbst ist das Problem.

Jüngst saß ich gegen Mittag in einem jener Altwiener Restaurants, die sich noch nicht zum pfefferbeizigen, tischtuchkalten Wesen dieser Bezeichnung aufgeschwungen haben und eigentlich im adeligen Sinne des Wortes Wirtshäuser geblieben sind. Man erkennt sie zunächst am Schild, dessen Aufschrift entweder einer farbenbunten Menagerie entlehnt ist oder von einem gediegenen, speiskartenbewährten Bürgerhaus herrührt. Dann daran, daß sie zumeist in engen Gäßchen versteckt liegen und ängstlich an ihrer alten, spinnwebenstillen Umgebung kleben bleiben. Und schließlich an ihren ständigen Gästen, die größtenteils nicht jünger sind als ihr Stammlokal. Weißgescheitelte schlanke Pensionisten [Textverlust] an einem Tisch mit überlebenden Selchermeistern und ausgestorbenen Fiakerkutschern, die hier gespenstisch tagwandeln, seitdem sie nicht mehr die eigenen »harben Rappen« führen ... Eduard Pötzl war der letzte Sänger dieser Trutzstätten gegen jede Art von Jetztzeit. Er hat sie mit einem Zuschuß von nicht ganz ehrlicher Ironie als Konventikel des Zusammenhalts im Leisesprechen und Zeithaben beschrieben.

Meine Gesellschaft war vergleichsweise bunt und originell: der Bruder eines hervorragenden Heerführers, der über kurz oder lang in allen Lesebüchern stehen wird, von gleich soldatischem Wuchs und Gesichtsschnitt wie dieser, ein kernfester, breitbewußter Kaufmann; eine ehemalige Kabarettdirektrice, die heute zeitgemäß auf Trockenmilch und Jamaikarum umgesattelt hat; ein Filmregisseur, der die

Decke nach Geheimöffnungen und die Wände nach Druckknöpfen abzusuchen schien, und ein Mann, der aus Deutschland kam. Das Gespräch war – das Milieu. Und das ist ja das Kennzeichnende dieses Milieus, daß es sich selbst zum Gesprächsstoff hat.

Der Mann aus Deutschland schaute und staunte. Wahrhaftig – hier gibt es noch ein Frühstücksgulyas zum Preise von 1 K 30 b! Die Großstadtflut spült Menschen in diesen Winkel, die sich irgendwie über den Unwert der Vormittagsarbeit verständigt haben müssen und dem Ungemach des Tages gesellig entrinnen. Sie schicken das Rindfleisch zurück, wenn es nicht von der Rippe ist, und können in Gevatterart darüber klagen, daß die Schaumborte des Bieres nicht an den Rand geht. Sie essen und bleiben sitzen. Sie suchen umständlich aus und rufen zwanzigmal: »Psssst!« Sie bekommen, was sie wollen, und streuen dafür ein paar Silber- und Nickelstücke hin. Die Portionen zeigen noch immer ein Herrenrecht des guten Appetits über die schlechten Verhältnisse. Hier herein konnte der Weltkrieg, scheint es, durch keine Ventilationsluke dringen. Die Leute schütteln ihn in der Eingangstüre ab und haben im Moment, wo sie Platz nehmen, den Ausdruck behaglichster Zufriedenheit. Wehe dem Gastwirt, der Köchin, dem Oberkellner, der sie aus ihrer gutgläubigen Unschuld reißen wollte. Man hielte dem Gewissen ihres Wienertums sogleich die alte Zeit als Spiegel vor ... »Ein Schlaraffenland«, sagt der Ankömmling. »Man muß ja fest zahlen – aber man bekommt.«

Nun – nach dem neuen Ministerialgesetz, das am 25. Juli in Kraft tritt, wird sich das nicht ohneweiters sagen lassen. Wien rückt damit erheblich den Berliner Zuständen näher. Wir werden nicht mehr im Überfluß der fleischlosen Tage schwelgen und uns kaum noch an den Folgen der Lebensmittelnot überessen. Wir hören auf, im Mangel zu völlern. Die milde Zone der Beschränkung ist durchschritten und wo das Entsagen bisher eine Paraphrase über das Motiv des Essens war, da wird es jetzt (am Anspruch des Wieners gemessen) beinahe umgekehrt. Die Brotkarte und der kassierte Nachmittagskaffee, die fleischlosen Tage und fetten Preise waren gleichsam eine Muskelprobe der Anpassung. Durch sie vorbereitet und bescheidener gemacht, werden sich die Bürger Wiens, vom Genius der »Zubereitung« angenehm hinübergetäuscht, einer neuen Kombination von Appetit und Einschränkung bequemen.

Die weitläufige und mit ihren Sonderbestimmungen als üppige, studiumszihe Materie sich erweisende Verordnung gibt dafür im voraus manches Hintertürl. Es ist erlaubt – es ist nicht erlaubt – und aus beiden entwerfen Hausfrauen, Wirte und Köche jetzt schon ein ab-

wechslungsreiches, gehaltvolles Programm; die Mischung muß die Elemente betrügen. Es ist am Samstag nicht erlaubt, mit Fett zubereitete Mehlspeisen auf den Tisch zu stellen. Für Marillenknoedeleesser ein fühlbarer Ausfall. Sie müssen auf Zimtreis und Pudding umlernen – solche Kostbissen, die den Magen nicht ordentlich ausplastern und das Volumen der Eßlust nicht füllen. Aber es kommt ärger und trifft bodenständige Spezialitäten, kulinarische Wahrzeichen der Stadt: das panierte Schnitzel und die gerösteten Erdäpfel, von den eigens in Butter servierten gar nicht zu reden. Das sind schon arge Einbußen der Gewohnheit. Dann hört sich das unentschlossene Grübeln über der Karte – ein Musterbeispiel für Jerome K. Jeromes Skizze über den Verbrauch an Gewissensfragen im Alltag – künftig auf: sie wird zoologisch zweifärbig sein. Der sophistische Speiskartentrick, an fleischlosen Tagen Wild, Lamm und Geflügel in bunter Fülle anzubieten, ist behördlich nicht mehr anerkannt. Außerdem wird einem das Fleisch in reichsgesetzblattersichtlichen Rationen von höchstens fünfzehn und mindestens zwölf Dekagramm zugeteilt. Nun – über das »Höchstens« bin ich unbesorgt – Verordnung ist Verordnung. Aber in Bezug auf das »Mindestens« wäre vorzuschlagen, eine jetzt gasthausübliche Portion Rindfleisch genau abzuwägen und die Gewichts Differenz auch im neuen Preise zum Ausdruck zu bringen. Das Wort »Höchstpreis« wird sonst talmudisch beherzigt ... Jedenfalls besteht nun zum ersten Mal auch eine Kontrolle über Quantitäten und wer sich ihr entziehen wollte, müßte schon für ein Mittagmahl in fünf verschiedene Restaurants gehen oder zumindest zahlen, den Hut nehmen und von der andern Seite wieder hereinkommen ... Darin und in vielem anderen verhält sich die neue Verordnung zur alten wie der Ernst zum Spaß, wie die Exekutive zur Androhung. Sie ist jene Litera *B* der Praxis, die hier bei der Wehleidigkeit gegenüber dem Neuen jedes Gesetz nötig hat. Aber sie gestattet wie gesagt doch noch (harmlose) Auslegungskniffe. Vor allem darf hinsichtlich derselben Fleischart jede Variante gelten. Die somatologische Auswahl des Tieres ist unbeschränkt. Und so wird die neue Speisekarte, was sie an massiven Werten verliert, wieder an barocker Breite gewinnen.

Der Reisende aus Deutschland wird wohl auch in der kommenden, schlechteren Zeit zu staunen und schauen haben. Visitenkartendünne Portionen, staubtrockene Mehlspeisen, Fleisch- und Gemüseknappheit – und dennoch dürfte der Eindruck geruhsamen, üppig bedienten Schmatzens bleiben. Es ist eben hier unter getreulicher Zusammenwirkung der Volkseigenart das Talent zum Essen heimisch. Das *Panis* und die *Circenses* sind identisch, das Wirtshaus gilt als Vergnügungs-

lokal (in der Art seiner oben beschriebenen Reinkultur). Es ist unser Problem vom Tage, es weiter als solches anzusehen – ein Problem, das aus dem Ethnologischen stark genug ins Ökonomische spielt, daß man im Ernst davon reden darf. Dem seßhaften, kauffreudigen Behagen wird jetzt bitter zugesetzt. Beinahe verwandeln sich die Lokale – das Wort hat bei uns den tieferen Zuständigkeits- und Ursprungssinn – in Abfütterungsstätten Berliner und New Yorker Stiles; nicht was den klaglosen Mechanismus, sondern was die übelgelaunte Eile anlangt. Der Gang dahin ist ein Abenteuer nicht unähnlich der Ernährungsjagd in Bölsches Gefilden. Rüste dich nur mit deinem ganzen Aufwand an List und Fassung, an Mut und Berechnung! Die Mahlzeit verlangt einen taktischen Ausgleich der Faktoren: Preistarif, Monatsgehalt und Verdaulichkeit, den man bei dem unverschämten, sozialzynischen Blick des Kellners in nervöser Eile vollziehen muß – und dann ist der erklügelte Kompromiß aus Leibesvorsicht und Taschenrücksicht erst recht »leider nicht mehr da«. Dafür aber ein sehr ein schöner Goldfasan mit Nockerln. Nockerln!! – ja herbei mit ihnen! Der überlistete Speisenträger geht links ab und tritt rechts wieder in feierlicher Betretenheit auf: »'tschuldigen – das ist die Mittagskarte.« Also etwas anderes und rasch zahlen und gehen, damit die Frage: »Käs' bitte?« dich nicht zum Defraudanten macht ... Wer den Ärger als Vorspeise nimmt, hat weiter nicht zu klagen. Weder über die Kellner, diese schärfsten Menschenkenner, die jetzt, wo ihnen der Gast mit einem plutokratischen Zylinder und verwöhnten Ansprüchen nichts mehr vormacht, eine Art mitleidiger Reverenz bekunden, noch über das, was sie servieren. Dem Fremden wird der Baedekervermerk »Kruspelspitz – Phäakisch – Spießrotation« immer noch augenfällig sein. Das Wirtshausproblem löst sich selbst durch die »Angst vor dem Gast«. Sie ist der Urkeim politischer Wahlbewerbung und eine Folge jener brüderlichen Intimität mit der Seele des Mitbewohners, die nie gewissenvoller ist, als wenn es sich ums Essen handelt. Der arme unglückliche Wiener, von Gott bestimmt, sein Leben mit Galle herunterzuschlucken und nirgends sein Kinderzimmer wiederzufinden, wird vom Gastwirt nicht fallengelassen.

Vielleicht gibt es heute noch immer Aristokraten der Losgelöstheit, die Eßgespräche und Wirtshausprobleme für trivial und abgeschmackt finden. Und sicherlich ist die Aussprache der Worte »Rindfleisch« und »Palatschinken« der Stilwürde nicht hold und bringt den Geist in eine Art Schwimmhosen-Situation. Aber es kommt eben nur darauf an, ob auf der einen Seite die Würde sonst eine komische Schmalbrust umhüllt und jetzt der Esser den Denker verrät und ob sich auf der

anderen kein Ästhet empfindlich die Ohren zuhält. Jedenfalls ist kein soziales Schamgefühl mehr ein Hindernis, von jenen Dingen zu sprechen. Einer schaut dem anderen in die Schüsseln und Taschen, kennt ihn so gut wie sich und läßt sich kein Geheimleben vorflunkern ... Und ich glaube, mehr als ein Bessersituierter hat in diesen Tagen, als von den Berliner Massenausweisungen und Wiener Volksküchen des langen und breiten die Rede war, mit dem Gedanken gespielt, sich anonym hineinzustehlen, selbst auf das Risiko hin, dem Kollegen, Bureauchef, Hausherrn plötzlich in jenen Räumen zu begegnen. Hier ist man noch hungrige Nummer, sozialer Bestandteil, respektierter Gemeindegünstling – und kein schäbiger, rechnender, mißvergünstigter Zechenmacher. Und erhält – wie raffiniert uns die Küche der Armut verlockt! – Erbsen mit Speck! – Nein, selbst der wolkenhöchste, welteinsamste, pathetischste Geist wird dadurch nicht geschändet, daß er über das Essen denkt oder spricht; zumal es in dieser Zeit, da der früher so komplizierte und verschwommene Zusammenhang der Wirtschaftsbegriffe jedem Laienauge verkleinert und röntgenisiert erscheint, mit einem gewissen kindlich-protzenden Stolz verbunden ist, in der Erörterung dieser Trivialitäten seinen sachbewußten Anteil am Ganzen zu bekunden ... Übrigens wollen auch Aphorismen chemisch ernährt sein. Und in dem Maße, als sich ihre Ernährung erschwert, läuft diese Sorge – nenn es Haushalts- oder Wirtshausprobleme – aller Kunst, Politik und Wissenschaft den Rang ab.

Prager Tagblatt, 23. Juli 1916

68 a. Der Tod eines Pferdes

Hielte man es für möglich, daß in einer Zeit, die die Massenvernichtung des Menschen auf ihr Panier geschrieben hat und beinahe schon mit kalt erstarrtem Herzen die tägliche Todbotschaft entgegennimmt, der Tod eines Pferdes für Tausende zum Tagesgespräch werden könnte? ... Nun, der Widerspruch ist nicht gar so frivol und bedrückend, wie er dem agitatorischen Gerechtigkeitsauge erscheint. Stahlhärte und Empfindsamkeit, Mitgefühl und Zweckbewußtsein treten nicht als ein gegensätzliches Nebeneinander auf, sie sind im Wesen der Zeit ganz natürlich verbunden. Ein Pferd und zumal ein Rennpferd wie jenes, dem am Sonntag nach einem Sturz im Wettrennen der Gnadenschuß gegeben wurde, stellt einen Bruchteil der Wirtschaftswerte dar, für die sich Europas Völker im Kriege hinopfern; es ist für einen Komplex von tausend Geldfragen symbolisch, die ebenso viele

Existenzen beherrschen. Also ist es ganz begreiflich, daß sein Tod im kleinen Maßstab die Erregung auslöst, die sich im größeren an Politik und Staatsdinge knüpft. Dann aber war im Laufe der Kriegsjahre wahrzunehmen, daß das Menschenherz, das sich trotz Güte und Wohltatsklausel dem Menschen verschließen mußte, für das Tier frei wurde und sich hier die feinste Reizbarkeit bewahrte. Wo es noch ein Gran von eigener Schuld findet, stockt seine Mitleidsträne; umso ungehemmter fließt sie dort, wo Unschuld ist und die Rücksicht helfen kann. Ein anmutiges Beispiel war in der vorigen Woche die Enthüllung eines Tierbrunnens bei der Secession; eine gefeierte Sängerin hatte die Mittel dazu beigestellt und der Bürgermeister hielt eine Rede über Tierschutz, Zierde der Stadt und dergleichen. Am darauffolgenden Tag vibrierte das Straßen- und Kaffeehausgespräch vom Tod eines Pferdes. In der Freudenau hatte – wie man nicht mehr zu sagen braucht: unter erstaunlichem Zuspruch etc. – ein sogenanntes klassisches Rennen stattgefunden. Die Pferde, die an solchen Rennen teilnehmen, sind auf Millionen versichert und haben die Anwartschaft, neue Zuchtlinien zu begründen. Meistbegünstigt: ein Pferd, das vor zwei Jahren das Derby gewonnen hat. Das Rennen beginnt und nach ein paar hundert Metern strauchelt jenes stärkstgewettete Pferd und bleibt liegen. Lautes Gemurmel. Am Schluß des Rennens begibt sich eine Kommission zur Unfallsstelle; das Roß hat das Bein gebrochen. Damit wäre es von nun an auf den Mitleidshafer gesetzt. Aber wozu die Verschwendung an den unnützen Krüppel! Das Pferd erhält seinen »Gnadenschuß«. Es hat Millionen von Kronen in Umsatz gebracht, seine Anhänger – wie es in der Sportsprache heißt – immer befriedigt und ist so berühmt gewesen wie nur je ein Operettentenor. Verspielt, vertan. Nachdem es sein Leben lang über den Rasen gehetzt worden ist – ohne zu wissen, warum und wozu –, schießt man es über den Haufen. Der Rennplatz ist alarmiert. Zur Erregung gesellt sich dabei etwas Scham. So ein Rummel wegen eines Pferdes! Es gibt ernstere und traurigere Dinge! »Es ist ein Unsinn«, taen volkstümliche Stimmen auf, »in dieser Zeit ... die Menschen sind wichtiger.« Aber es klingt nicht echt. Und es ist auch gar keine Schande, daß man das unschuldige Tier länger betrauert, als man dazu Zeit haben dürfte. Es hat ja nicht auf sich setzen können.

Prager Tagblatt, 26. Juli 1916

69. Erfahrung

Zum dritten Kriegsjahr

Leicht und flüchtig spricht sich das Wort aus, dessen feierlicher Dreitakt schon vor müßigem Gebrauch warnt. Es ist der Titel, mit dem jede Lebenshoffnung taxfrei in Pension geht – als ob der Aufenthalt auf Erden und die Anwesenheit bei den laufenden Jahreszahlen schon ein Recht darauf verleihe. Der Mann, der zehn Jahre länger gelebt hat, spielt sie als letzten Trumpf aus; jeder Tatsachenzeuge glaubt, sie gehe aus Tatsache und Zeugenschaft für ihn hervor; der Detailkenner und Materialsammler prahlt mit ihrem Besitz. Keiner von ihnen hat Erfahrung – nicht einmal so viel, um das Wort im richtigen Klang zu hören. Denn sie bedeutet keine Bilder- und Begebenheitssumme, sondern die Verwandlung des Bewußtseins.

In diesem zuverlässigen, tiefen Sinn haben die Menschen Europas heute erst, da der Krieg in sein drittes Jahr tritt, die Kriegserfahrung, deren sie sich so lange schon brüsten. Sie sind an der Zeit alt geworden und schauerlich altklug. Ihr Fühlen ist gekerbt von der Dauer leidvoller Entsagung und gehärtet durch tägliche Aufgewühltheit. Sie sind durchaus verwandelt, wie der Mann dem Knaben gegenüber. Sein Grauhaar und sein verwittertes Gesicht künden nicht mehr bloß herrische, Unterwerfung fordernde Unfreude, wir verstehen jetzt auch den Anflug von Stolz, den ihm sein Pyrrhussieg über das Leben, Erfahrung genannt, hereinbringt, und wir begreifen den erlebnisreichen Älteren, der sich auf die Brust schlägt; weiß er doch, daß das Leben kein Erhaschen von Werten ist, sondern eine Summe von Rettungen, und spricht deshalb wie der glorreich Überlebende zu dem, der noch nicht im Kriege des Daseins war. Ganz Europa empfindet heute diesen bitteren Stolz. Aus dem Knabentum einer Zeit von verspielter Geistigkeit und seelischem Luxus ist sie zu einem Mannesalter der Weltkenntnis und Werterkenntnis gediehen. Freilich gibt es im einzelnen noch Eifersüchteleien zwischen Knabe und Mann. Friedenssteht gegen Kriegesentstammtes, Ästhetisches gegen Soziales – und man kann nicht einmal genau sagen, ob wir aus diesem Krieg heraus ein literarisches oder politisches Zeitalter bekommen werden. Dennoch war für keinen vor der Kriegserfahrung eine Möglichkeit des Entrinnens und selbst wer gleichsam mit zugeknöpfter Seele die Zeit durchleben wollte, trägt nunmehr ein geändertes Bewußtsein in die Zukunft.

Das war vom ersten Tag an nicht so klar und offenkundig. Als der Krieg begann, galt er dem europäischen Empfinden noch als Drei-

Wochen-Sensation. Der Weltkrieg, wie man ihn vorhergeahnt und vorhergeschildert, im kosmischen Zirkussinn des Wortes, die Rekordentladung jahrzehntelang aufgehäufter sozialer, technischer und politischer Spannungen, das verwirklichte Titelbild der Zukunftsromane mit zwei starr gegeneinander rennenden Menschheitsbataillonen, tausend aus einem einzigen Geschützrohr hingestreckten Leibern, Rauch und Zertrümmerung über dem Wasser, Luftschiffen, die pfeilschnell darüber kreuzen und weiße Spritzwolken ausspeien – kein Weltkrieg, sondern eine Weltschlacht, Abwechslung, Exzeß, Umstürzung. Das friedensstumpfe Volk war stolz, nach einem Zeitraum platter Mühsal höchstselbst seine vom Hörensagen gekannte Wichtigkeit und Zusammenhang bezeugende Geschichte zu haben, und seine geistigen Vorposten, die Intellektuellen, erwarteten hoch gespannt, wie sich die Leere ihres ewig selbst verbrauchenden Daseins endlich mit Weltstoff füllen werde. So unerhört und undenkbar erschien ein Krieg in seinem physischen Übermaß, daß sie beide vorerst mit peinlichster Neugierde der Verwandlung vom Alltag in den Geschichtstag zusahen und sich vom Verbot des Semmelbackens angefangen bis zur militärischen Einkleidung der Mitbürger kein Detail für ihre Einst- und Jetzt-Betrachtung entgehen ließen. Das Zeitalter kokettierte beinahe mit seiner unerwarteten Sendung. Was sagt man? Wir, als schwächlich und empfindsam, psychologisch und human, aufgeklärt und nüchtern verschrien, wir Modernen, die beim Platzen eines Pneumatikreifens zusammenzucken, Affären mit der Vernunft austragen und das Phänomen des Heldenmuts als ein Tugend-Skelett aus der Vorwelt betrachten, wir Eingepolsterten, Umwärmten, Gesicherten sind Zeitgenossen eines Krieges und aus harmlos summenden Eintagsfliegen der Kultur in wehrhafte Träger der Geschichte verwandelt?!

Des Staunens schien kein Ende. Und nun war es auf einmal, als ob über Nacht eine Kommission eingesetzt worden wäre zur Wahrung der geschichtlichen Würde, eine Art Vollzugsausschuß für historische Umstände. Wer weiß, ob die Übertriebenheit der Vorgänge in der ersten Kriegszeit nicht wesentlich mit einer Angst der Zeit motiviert ist, zu verraten, wie wesensfremd sie dem Krieg gegenüberstehe, den sie nicht mehr vermeiden konnte. In ihr selbst war nicht viel von Haß und Überzeugung, Tatendrang und Entbranntheit, was ihn gerechtfertigt und nötig gemacht hätte. Also glaubte sie es ihrer Reputation und der Glorie des herkömmlichen Kriegsbegriffs zu schulden, jene Empfindungen und Impulse brühwarm nachzutragen. Was ist ein Krieg ohne blinde Hingerissenheit, ohne Pathos und Furor, ohne vollständiges Dabeisein? Ein Unding. Die schamhafte, renommee-

besorgte und durch ihre Rolle kindlich beglückte Zeit lieferte also prompt ihre Kriegskennzeichen. Umzüge in den Straßen, Reden von Denkmalssockeln, anderwärts zerschlagene Fensterscheiben und ausgeplünderte Läden, Mord, Grausamkeit, Schändung – eine Charlatanerie des Hasses, der nie so über seine Grenzen getreten wäre, wenn er sich selbst geglaubt hätte. Was konnte man da noch für den weiteren Verlauf des Krieges erwarten, wo ja das heiße Gemetzel an den Fronten und der zutage tretende Nachteil des einen der Gegner den Haß verschärfen und die Leidenschaft zügellos aufpeitschen müßte? ... Es kam ganz anders. Wie akademisch und gesellschaftlich, bürgerlich und sittsam hat sich seither der Krieg hinter den Fronten seßhaft gemacht! Die Pariser Fanatiker sprechen mit dem Gegner bereits im weltmännischen Duellantent; in Rußland zeigen einige der wütesten Blätter geradezu den Ehrgeiz, sich mit der Strategie des Feindes wohlwollend auseinanderzusetzen, und die Italiener, denen die klimatisch zuerkannte Heißblütigkeit immerhin noch ein Recht auf trunkenen Haß gegeben hätte, haben, wie man hört, noch rasch vor Torschluß des Friedens und bevor das Abasso und Maledetto in den Hauptstädten umging, mit den Deutschen einen kühlen Geschäftsvertrag zur Schonung von Leben und Eigentum ihrer Mitbürger aufgesetzt. Der Krieg, der so barbarisch begann, hat sich bei aller blutrünstigen Unnatur noch immer den Beinamen des »kultivierten« verdient. Und man könnte sich am Ende vorstellen, daß bei längerer Kriegsdauer ein neutraler Schiedsgerichtshof Takt-, Konventions- und Kulturverstöße bei den Kriegführenden unbeschadet der fortgesetzten Kampfhandlung zu schlichten hätte.

Damals aber war die Sucht nach der Kriegserfahrung noch zu groß. Mit einer Gründlichkeit ohnegleichen wurde auf den flinken Pfiff der Phrase philosophisch, geschäftlich, bürgerlich alles eingeholt, was zum geschlossenen Bild eines Krieges gehört und als seine radikale Vorbedingung noch fehlte. Keine acht Tage hatte der Krieg mit England gedauert, als der Weltpolitiker des Theatergeschäfts, Max Reinhardt, Shakespeares Zeitlosigkeit zur Diskussion stellte. Ausländische Autoren wurden vom Spielplan gesetzt (so daß er noch heute vielfach in den Banden der Langeweile schmachtet). Die Jagd nach dem Fremdwort brach los. Firmenschilder wurden überpickt. Was sich durch Jahrzehnte an Austauschwerten in alle Ecken und Winkel genistet, durch alle Lüfte verbreitet hatte, sollte systemlos, wie und wo man's erwischte, ausgeräuchert werden. Keine Bindung mit dem Ehmal – man kämpft ja nur einmal! Und alles geschwind! Das Wort Erleben, aus dem gespreizten Jargon der letzten Literatur, dieser

Flohhatz auf Reizbarkeiten, gegriffen, wurde zum Modewort des Krieges. Tagtäglich blickte uns wie ein anpreisender Broschürentitel die Frage an: Wie erleben wir es? Und die Sprachziseleure und Ich-Kontrollore mühten sich im Schweiß ihres Angesichtes um die Antwort. Der Intellekt, der bis zum Tage des Kriegsausbruchs die ganze Welt auf Definitionsnadeln gespießt hatte und nun selbstherrlich in die Öde ringsum blickte, wollte sich nichts über den Kopf wachsen lassen und leistete eine Postarbeit der Feststellung. Die Zeitbeschreibung wetteiferte mit der Zeit und eilte ihr womöglich voraus. Nach zwei Wochen Krieg war nichts mehr über Frankreichs, Englands und Rußlands nationalen Charakter zu sagen, nichts mehr über das Wesen der aufgetauchten Rasse- und Wirtschaftsfragen, mit Taschenspielerfertigkeit produzierte das Gehirn politisches Urteil und nahm, um der frappten Nachwelt nichts übrigzulassen, der Geschichte das Verdikt weg. Seitenlang waren Zeitungen und Zeitschriften damals vom Thema voll: Der Sinn des Krieges. Zivilisation gegen Kultur – hieß es (Thomas Mann). Nein: Germanen- gegen Slawen- und Romanentum; aber auch das ging nicht wegen der unfügsamen Verteilung der Gegner. Gesellschafts- gegen Staatskultur – wie viele Luxusverekelte, namentlich unter den bis dahin affektiert mittanzenden und immer noch rückschauenden Deutschen, sehr bald zu erkennen glaubten; so Rudolf Borchardt, der reingeistige, an die blühende Anschauungsstrenge der Hellasdeutschen anknüpfende Panegyriker. Dann: Rand- gegen Binnenmächte, mit dem Zweck, daß diese ihrer aufgespeicherten Wirtschaftsfülle freien Atem schaffen. Am Beginn des Jahres 1915 dürfte die letzte dieser Formeln geprägt worden sein. All dies fiel nunmehr unter der betäubenden Wirkung der Gegenwart ins Wasser der Vergangenheit; von manchem blieb etwas, aber der Krieg, der zum Zustand wurde, sichtet dem Auge neue Ziele und neue Werte und schuf aus sich selbst heraus eine neue, um die Erkenntnis in die Schlechtigkeit der alten verbesserte Welt.

Der Beginn des Jahres 1915 mag also ungefähr der Wendepunkt der Erfahrung gewesen sein. Hatte man sich bis dahin gerüstet, den Krieg schon aus der Vogelperspektive des nächsten Friedens zu sehen und restlos hingegebener Zeitgenosse zu sein, so trat jetzt eine gewisse Beklemmung zu Tage, die halbbewußt und undeutlich von vornherein die Entschlossenheit zum Erlebnis durchsetzte: die *Angst* vor der Erfahrung. Dieses Neue war ja völlig unbekannt; wer weiß also, wohin man steuert; ob man sich dem rauh beschränkenden, gefühlsvergrößernden, zucht- und muskelstraffenden Zustand nicht so weit anpaßt, daß einem die Zeit wie eine hörnerne Haut um den Leib wächst, die

sich unter keiner Friedenssonne mehr schälen kann; ob man nicht plumper, rüder, barbarischer wird, ohne Gefühl für das sinnvolle Gaukelspiel des »Ewig-Weiblichen«. Wird der freie Blick von den festen Staats- und Volksbegriffen nicht wie von einer Gefängniswand umgeben bleiben? Lassen wir uns, indem wir für Massenrecht kämpfen, nicht schon das Recht des Individuums aus der Hand nehmen? ... Hier war ein neuer Sinn des Krieges. Was als Provisorium gefallen hatte, erschreckte als Definitivum. Darum kam jetzt allenthalben auf der Bühne, in der Literatur, im Gespräch, ja in der Anschauung des Schützengrabens ein Rückschlag. Die intellektuellen Weichlinge, von Haus aus besorgt, daß das Spiel der Geschichte in den Ernst der Kultur ausarte, wollten die Kunst nicht verlieren, mit dem alten Anspruch und der alten Freude, Friedensbürger zu sein. Gleichzeitig allerdings forderten sie politische Beteiligung. Die »Zerrissenen« könnte man sie nach der Nestroy-Posse nennen, zerrissen von Angst und Erwartung. Mit dieser schrieben sie Kriegs-, mit jener Versöhnungsgedichte, mit dieser waren sie politisch, mit jener ästhetisch und hatten nun die klare Einsicht: daß dieses Recht, sich den Anschluß hierhin oder dorthin zu wählen, gleichbedeutend sei mit ihrer kulturellen Zusammenhanglosigkeit. Was sich in ihnen damals noch unklar rührte, erschien desto klarer auf der Bildfläche der Zeit. Nach einem patriotischen Theaterhalbjahr, wo wetterfeste Zitatstücke mit Werken à la »Immer feste druff« wechselten – plötzlich: Wedekind, Strindberg und die Operette; nach einer Hochflut von Kriegsbetrachtungen, gesammelten Feldpostbriefen, politischen Essays – »Der Golem« von Meyrink und neue Erlebnis-Gedichte. Und zugleich ging blutig und starr die Kriegshandlung weiter, bildete die Gewöhnung an Mangel und Zucht den Staat um.

Diese Staatsumbildung durch den Krieg gab im zweiten Jahre allen Ländern das gleiche politisch bewegte Gesicht. Ist dieser Krieg, fragte in Frankreich und Rußland ebensogut wie in Deutschland die wiedererwachte Linke, nicht vielmehr die Erscheinungsform einer Macht und Tendenz im Staate als der Ausdruck eines einmütig nach außen gerichteten Willens? Stellt er nicht den Idealzustand für gewisse Wünsche dar, die die Erfahrung herbeisehnen, um sie als Brücke zu einer Zukunft ihres Sinnes zu verwenden? ... Diese reizbare Auffassung von einer Doppelfront des Krieges nach außen und innen war die natürliche Reaktion auf seine Dauer. Die Lust an der Erfahrung und die Angst vor der Erfahrung repräsentierten sich parteigemäß, ja sie kamen als demagogische Münzen in Umlauf. Aber in diesem Widerspiel des Staates härtete sich mittlerweile das Herz der Men-

schen ab, zwischen Enthusiasmus und Abneigung, Hochgefühl und tiefstem Schmerz wurde es erfahren. Weit, weit zurück hinter dem Tage liegt die Zeit, da es sich mit dem Ereignis spielen und es nach Wahl betrachten konnte. Jenes vielbedeutsame, weihevollte Wort Erfahrung klingt wesentlich anders in ihm auf. Keine Parole mehr, kein Parteiwort, keine äußere Marke – der Inbegriff einer Verwandlung, die uns nicht mehr mit den früheren Augen sehen und den Frieden in allen Kräften als ein Produkt des Krieges erscheinen läßt. Wir haben in zwei Jahren die Geschichte des Staates gleichsam von seinem luxuriösen Höhepunkt bis zum nackten Uranfang zurückerlebt; wir haben einen schrecklichen und erhebenden Anschauungsunterricht über unsere Entwicklung und unsere Bestimmung genossen; wir sind tief eingeweiht in das Geheimnis des menschlichen Fortschritts, der uns so oft als läppischer Datumsstolz bedünken mochte. Wir sind alt geworden – im Fluge von zwei Jahren, so alt wie die Menschheit.

Am Beginn des dritten Kriegsjahres ist die Kindlichkeit des Weltgenusses aus dem Gesicht Europas gewischt. Die Generation von 1914 hat auf den flandrischen und polnischen, serbischen und istriatischen Gebieten ihr Blut gelassen. »Erneuerung« heißt dieses Sophoklesdrama des Menschen. Er blickt gereinigt, erkenntnisgeadelt, zukunftsstrenge. Aber wird er, aus der Hast der Kriegszeit entlassen, wieder frei und freudig atmen können? Wird er sogleich die frische Kraft aufbieten, die Frucht dieser tiefschneidenden großen Erfahrung in Daseinslust umzusetzen? ... Sehen wir dieser Frage stündlich ins Auge, damit wir später im Frieden nicht planlos umherirren ...

Prager Tagblatt, 6. August 1916

70. Dinge der Zeit

Der Gulden

Zu den Alte-Leut'-Märchen, die wir spannungsvoll und wohliger erwärmt unzählige Male von pfeifenschmauchenden Veteranen, geruh-samen Parkgästen, eisgrauen Lohndienern und Großvätern aller Art über die Vergangenheit vernommen haben, gehört nebst der Schilderung der freieren geselligeren Umwelt, der wohlfeileren Lebensfreuden und des unvergleichlich bessern Entgegenkommens in Liebesdingen auch die appetitanregende Ausmalung »Was man alles damals für einen Gulden bekommen hat«. Ein Gulden – das ist nach wie vor die Kurrentmünze der unökonomischen, frei in den Tag hinein wün-

schenden Phantasie. Wir sperrten Augen und Ohren auf und ersehnten uns so einen Zaubergulden: man kann sich mit ihm ein üppiges Frühstück leisten, eine Handvoll Zigaretten kaufen, eine Landpartie machen inklusive Backhendl mit Gurkensalat und am Abend bleibt einem noch genug, daß man aufs Juchhe des Burgtheaters geht und in einem auf immer und ewig unerschwinglichen Genuß schwelgt ...

Die Wandlung des Geldwertes erscheint einem von Jugend auf als eines der interessantesten, seltsamsten Dinge auf Erden, die ins »Bunte Allerlei« der Weltchronik gehören. Sagenhaft klingt es, daß dieselbe Münze in anderer Zeit das Drei-, Vier-, Zehnfache des heutigen Wertes besessen habe. Hier kann die Wirtschaftslogik nicht viel helfen. Man muß an die Mythologie eines goldenen Zeitalters glauben, das sich allmählich in ein eisernes und blechernes wandelt. Zu einem Gulden, das zwanzig Kreuzer kostet, reicht die Vorstellungskraft immerhin noch aus. Aber wie kann es anders je für fünf Kreuzer erhältlich gewesen sein, wenn nicht inzwischen unwägbare Elemente mitgewirkt haben, die nach unerforschlichem Gesetz dahin drängen, die älter werdende Menschheit ihren Fortschritt büßen zu lassen? Daß ein Gulden einmal fünf Gulden wert gewesen sein soll, ist eine Ungerechtigkeit gegen die Nachwelt, über die ich mich heute noch nicht beruhigen kann. Man komme mir um Gottes willen nicht mit statistischen Erwerbstabellen dagegen. Ich weiß, ich weiß, es hat damals keine Wohnungszulage, keine Neujahrsremunerationen, keine Wohlfahrtsrückichten gegeben. Aber wenn man diesen Ausfall in Abzug bringt, bleibt noch immer ein Überschuß, den sich die vergangene Zeit bei allem Respekt vor ihrer Reinheit, Schlichtheit, Bescheidenheit durch nichts verdient hat. Warum ist meine Krone so wenig wert? Warum bin ich, der ich vor hundert Jahren Millionäre hätte zu Tische laden können, ein Bettler? Wer vergilt mir das Manko?

Die Bosheit dieser Veränderung dünkte einen so groß, daß man sie einmal deutlich miterleben wollte, um ihr dahinterzukommen. Ja, es wäre interessant, ob die Mitwelt zu so etwas Vorschub leistet und wie sie sich's gleichfalls gefallen läßt ... Wir hielten über unsere Krone die gewölbte Hand, als ob uns sie eine geheime Macht entlocken wollte. Aber was nützt es? Wir heben die Hand und vor uns liegt – ein Sechserl. Wir sind Zeitgenossen dieser Wertverwandlung des Geldes geworden und haben den Spukgeist nicht zu Gesicht bekommen, der daran schuld ist. Alles ist mit den natürlichsten, offenbarsten Mitteln vor sich gegangen, ganz ohne Wunder und Erschütterung – es ist schon Stoff da, unsern Kindeskindern zu erzählen, was man einmal – *anno* 1913 – für einen Gulden alles bekommen hat.

Die Augen gehen einem auf; so geschieht es also. Die Zeit ist eine Preistreiberin. Sie stapelt Errungenschaften auf, die sie sich durch Aufschläge im Klein- und Großhandel hereinbringt. Die Erfindung des Telephons wird mit den Butterpreisen in Einklang gebracht, der Aeroplan mit den Mietzinsen, das allgemeine Wahlrecht mit dem Abzugbier. Man muß wie in den prachtfunkelnden Stadtcafés, deren Getränke sich durch den Wiener-Werkstätten-Stil und den dreißigarmigen Leuchter erheblich verteuern, die »Regie« der Zeit mitbezahlen: den kostbaren, gediegenen Monismus, die Hygiene, die Konstitution, die Humanität, das Personal berühmter und bekannter Leute und das viele, viele Licht der Kultur, das augenblendend und verschwenderisch über die Erde gebreitet ist.

Was neuerdings so viel Geld kostet, ist die Geschichte. Zu ihrer Anschaffung muß eben jeder beisteuern. Solange die Menschheit sich auf Entwicklung kapriziert, wird es nicht anders sein. Der Gulden muß um so mehr an Wert verlieren, je mehr sich die Menschheit dem Datum des Weltuntergangs nähert. Heute hat er bereits seine lichte, metaphorische Bedeutung verloren und aufgehört, das kleinste gemeinschaftliche Maß der Lebensfreude zu sein.

Die Zeitung des Gerüchtes

Sie wird seit Kriegsbeginn in aller Herren Ländern, die am Krieg beteiligt sind, herausgegeben, hat eine enorme Auflagezahl und einen unbeschadet um jede Partei- und Gesinnungsschattierung treu zusammenstehenden Abonnentenstock, verfügt über Artikel von maßgebender und gut informierter Seite, einen glänzend bedienten Nachrichtenapparat und ein sehr pikantes und abwechslungsreiches Unterhaltungsfeuilleton, eine klare und ausgesprochene Meinung und überraschende Dementis und kostet nicht einen Heller. Vielmehr aber: den Verstand.

Das Gerücht hat bekanntlich viele Stufengrade: es gibt in aufsteigender Folge ein unbestimmtes, bestimmtes, hartnäckiges, allgemeines, öffentliches, zuverlässiges und sicheres Gerücht, von denen das erstere sich so ziemlich mit einer Erfindung und das letzte mit einer Tatsache deckt. Der Frieden hatte im großen und ganzen nur mit den unbestimmten zu tun; darum schienen Zeitung und Gerücht einander gerade gegenüber zu stehen. Der Krieg bevorzugt die andere Gattung. Sie ist derart verdichtet, exakt und sozial ausgebreitet, daß sie selbst schon wieder eine Zeitung darstellt. Die »mündliche Tradition« arbeitet genau wie eine Setzmaschine: Satz- und Wortfolge ist unvermischt beibehalten; Frage- und Ausrufungszeichen, Gänsefüßchen

und Bindestriche stehen am selben Platz; auch Einleitungsklischees und Überschriften sind einheitlich, statt: »Wie verlautet ...« einfach: »Sie wissen doch schon ...«, statt: »Eine sensationelle Nachricht kommt uns ...« – »Was sagen Sie zu ...« und dann: »Eine interessante Neuigkeit«, »Die Absichten der Heeresleitung« usw. Das Gerücht spekuliert neuerdings nicht mehr auf Treu und Glauben, es sucht zu beweisen und enthüllt seine Herkunft. Es beschönigt nicht, bereitet nicht vor, stilisiert und affektiert nicht, kommt nicht im großen Bogen und mit zahmer Sachlichkeit, unterliegt keiner Zensur und hat keine weißen Flecke; ist es doch der weiße Fleck selber, sein mutwillig wieder auflebender Inhalt und protzt mit seiner restlosen, tief-schwarzen und auffälligen Vollgedrucktheit. Die Zeitung des Gerüchtes heißt »*Der schwarze Dr...*«.

Sie ist ohne Zweifel äußerst interessant und macht sich in ihrer unbeschränkten Fülle über alle Papiernot lustig. Aber sie hat auch ihre Fehler. Vor allem: ihre offizielle Richtigkeit nimmt erst allmählich zu und steigert sich mit der Entfernung vom Abonnenten; je schneller sie ihm zugestellt wird, desto schlechter ist er unterrichtet, desto zahlreicher sind Druckfehler und Irrtümer vorhanden. Wenn er sie aber verspätet oder im zwanzigtausendsten Abdruck zugeschickt erhält, hat sie sich schon in ein peinliches Amtsblatt verwandelt. Dann: man kann sie zwar mit einem Blick auf die Titel rasch überfliegen, ohne sich um Geplaudertes und Kleingedrucktes zu kümmern – aber nicht zerknüllen und in die Ecke werfen; man muß sie hundert- und tausendmal sehen und ein und dieselbe Textstelle so oft vor Augen haben, daß man unbewußt und ohne Absicht, die Worte mechanisch herunterleiernd, einem Dritten gegenüber selbst wieder zu einem ihrer Exemplare wird. Die Verbreitung erfolgt heute übrigens weniger aus der Hoffnung, eine Neuigkeit zu melden, sondern im Gegenteil, mit ihr zu spät zu kommen und in der Informiertheit des andern eine Stichprobe auf ihre Wahrheit zu haben. Endlich: sie lügt wie gedruckt. Zwei Drittel jeder Ausgabe sind eine Korrektur der vorigen Nummer. Aus ihrer bestechenden Reichlichkeit bleibt also nicht viel übrig.

Anfangsmängel hat ein neues Unternehmen immer. Die Zeitung des Gerüchtes tritt ja erst in ihren dritten Jahrgang – was kann man da viel von ihrer Ausgestaltung verlangen? Jedenfalls hat sie von der Materialsichtung und Quellenerfragung des Journalismus genug gelernt, um alle Legendenbildungen und Massentäuschungen des Altertums zu beschämen ... Die Urform der Zeitung war das Gerücht. Es ist nur entwicklungslogisch, daß es heute gleichsam als ihre technische Verbesserung wieder auftritt.

Über die Kriegsdauer

Bitte vielmals um Verzeihung – es ist nicht so gemeint. Ich weiß ganz gut, wie man mit dieser Reklame-Aufschrift die Leute beschwindelt, welcher aufgelegte Bluff dahintersteckt und daß die Aufsätze und Meldungen, die ihm folgen, in jedem Fall die Wirkung jenes Inserats tun: Wie lange dauert der Krieg noch? – denkt manche Hausfrau, ehe sie das Wintergemüse einkocht ... Es ist, wie wenn unter einer Schar Wartender jemand plötzlich laut und exzessiv zu sprechen beginnt, so daß alle andern neugierig und Eintritt erhoffend hindrängen, während sich herausstellt, daß es der Sodawassermann war ...

Aber dieser Verlockung, auf billige Art Aufsehen zu erregen, können heute die wenigsten widerstehen. Keine Zeit ist für Wichtigtuere günstiger als die, in der man »nichts Gewisses nicht weiß«. Ich glaube kaum, daß es heute in Europa einen Menschen gibt, der weiß, wie lange der Krieg noch dauert. Bestenfalls kann man noch im delphischen Zirkel darauf antworten: »Bis England einsieht ...«; »Bis Frankreich bemerkt ...«; »Bis die Kräfte Europas ...«. Oder sich auf dem nicht mehr ganz ungewöhnlichen Wege Berlin–Rotterdam–Haag–Mailand–Zürich–London drahten lassen, daß der französische Kriegsminister erklärt habe, er wisse zwar nicht den Zeitpunkt des Kriegsendes, könne es aber als nicht mehr fernliegend vorhersagen ... Oder man transponiert die Frage einfach anderswohin und fragt: Wie lange *kann* er noch dauern? Da nützt wenigstens Bleistift, Papier, Statistik und Berechnung schon etwas. Aber man gelangt in Jahreszahlen, vor denen einem schaudert ... Damit erschöpft sich alles Tatsachenmaterial über die »Kriegsdauer«. Da aber die Leute noch immer peinlich hinaushorchen, ob nicht ein freundliches Wort fällt, und am Himmel sehen möchten, was ihnen keine Kombination und Logik sagen kann, werden auf dem Brachfeld der Erwartung inzwischen Luxusbeete gepflanzt: Blaublümelein der Phrase, Blattwerk der Theorie, Stiefmütterchen der Abstraktion ...

In einer österreichischen Zeitschrift stand unlängst so ein Aufsatz zu lesen: »Über Kriegsdauer«. Der Autor, ein Universitätsprofessor, nahm das Problem ganz wissenschaftlich, als ob Krieg ungefähr aufzufassen sei wie: Erdbeben, Zyklon, Schneesturm. Der Frieden, hieß es darin, ist der Gleichgewichtszustand bestimmter, starr gegeneinander wirkender Kräfte; Krieg – das ist die Aufhebung dieses Zustandes und der Eintritt eines neuen, unter anderen Bedingungen, aber ebenso starr und schwer zu erschüttern wie jener. Die Kräfte müssen auslaufen oder durch einen Zufall ausspringen. Ergo: der Krieg dauert so

lange, als es die politische Physik will. Sehr schön und nicht unrichtig. Aber solche Erörterungen sind doch mehr oder minder Exegesen *ad majorem dei gloriam* – wobei der *deus* Mars ist. Eine Art philosophischer Liebedienerei gegenüber dem nun einmal verhängten Schicksal. Das deutsche Volk liebt sie als Gewissensberuhigung und Selbst-Einordnung und schmeichelt sich, seit Kants Zeiten keinen Schritt zu tun, den das Denken nicht rechtfertigt ...

Man soll sie aber nicht zu weit treiben. Man vergißt sonst, daß sich das Wort Ludwigs XIV. dahin variieren läßt: »Der Krieg, das sind wir«, und gerät in ein Phlegma, das der nächste Friede nicht brauchen kann ... Die Abstraktion ist eine Gefahr, wenn sie zu schnell bei der Hand ist. Und dann dürfte sie wahrhaftig heute nicht sehr populär sein.

Prager Tagblatt, 20. August 1916

70 a. Schubert im Leierkasten

Der Werkelmann wird klassisch. Nicht in dem Sinne, als ob er in der Kunst ein festliches Denkmal erhalten hätte, sondern soweit er sich zur »schweren Musik« aufgeschwungen hat. Seit wir ihn kennen, strömt aus seinem Kasten immer nur die Melancholie der volkstümlichen, tagseichten Gestrigkeit: das Schmachtlid des vorigen Jahrzehnts, die Walzerweisen aus verstaubten Operetten oder bestenfalls der Gassenhauer des vergangenen Winters – ein fern-vertrautes und elegisch-intimes Orgelknarren. Immer dieselbe Leichtigkeit der rückschauenden Schwermut, der melodische Wellenschlag der Banalität. Man kann dem Programm Stil und Wirkung nicht absprechen, wenn es auch oft zu recht ungelegener Zeit das Ohr in Anspruch nimmt und auf die Dauer die Nerven gewalttätig überbraust. Fließt jene Musik doch wie eine feierliche Mahnung in den Alltag, stehenzubleiben und sich nicht zu wichtig zu nehmen ... Nun hat der Werkelmann seit einiger Zeit auch klassische Walzen eingelegt. Nicht: Bach, Beethoven oder was es sonst an akademischen Heiligen der Musik gibt; da würde doch noch die »volkstümliche Note« fehlen. Sondern jenen Großen, der an der Grenze schwerer und leichter Kunst stand: Schubert. Seit seine deutschen Tänze im »Dreimäderlhaus« als moderne Reißer wiedererwacht sind und gleichsam die Lehársche und Fallsche Punze der Anwendbarkeit auf das heutige Tag- und Nachtleben tragen, erklingen sie nicht bloß aus jedem Hausklavier, sondern bilden mit der »Wacht am Rhein« und dem »Prinz Eugen« den Schatz des

Leierkastens, den Höhepunkt seines Repertoires. Affektierte Zuhörer werden so tun, als drängte sich ihnen das »Klassische« merkbar auf. Empfinden wir wirklich angenehm eine Veredlung des Leierkastens? ... Nein, gestehen wir es offen: eher eine Verhunzung der melodischen Feinheit. Aber es würde schon viel Snobismus dazu gehören, deshalb Schubert gegen den Werkelmann in Schutz zu nehmen. Jedenfalls können sich die Anhänger des Leierkastens, alle die empfindsamen Seelen mit Hofaussicht, nunmehr für ihre triviale Vorliebe damit ausreden, daß sie ja nicht aufs Kitschige, sondern aufs Klassische hinunterhorchen. Und vom »Dreimäderlhaus« zur »Eroica« ist deshalb noch immer ein weiter Weg.

Prager Tagblatt, 26. September 1916

71. In der Herbstsonne

Dieser Herbst ist ein kühler, frisch lachender Johannislenz. Die Stadt leuchtet goldig und mild, wie ein von Tränen rein gewaschenes Gesicht, innig-heiter, wie man beim Abschied das Gefühl zur Schau trägt, daß alles schöne Beisammensein ein vorgemaltes Bild des Erinnerns ist. So tief türkisblau ist der Himmel, als ob jetzt erst das Blühen beginnen sollte, Bäume und Gebüsche tragen noch jugendüppig die rotgelb und bräunlich umschimmerte Hülle und nur die trieb- und geruchlose Luft verrät, daß es zu Ende geht. Ein Frühling, der verdorren und vereisen wird statt anschwellen und verbrennen. Ob seine Schönheit nicht reiner, entfleischlicher, klarer ist?

Die letzte Sonnenwärme ist die kostbarste. Darum sind jetzt die Straßen, Gärten, Ringstraßenbänke mehr als je von Leidenden und Frierenden aller Art bevölkert: von Greisen und Kranken, Sorgenbedrückten und Verwundeten. Sie lassen sich vom Wind die Haare zausen, beobachten so zärtlich und weltkindlich, wie ein Spatz am Boden hüpf, zwei Tauben zum Pferdemit watscheln, die schneeweißen Wolkenschwaden majestätisch abziehen oder sich zu phantastischen Gebirgen auftürmen, und sie blicken in das unendliche, sonnensprühende Laublabyrinth des nächsten Baumes auf und wollten nur wissen, ob es irgendwo wirklich diesen Glanz endlos gibt – hüben oder drüben. Der Mensch i. P. steht Gott und der Natur am nächsten.

Im Prater trifft man in diesen Tagen die vornehmen Lustwandler, Leute, die auch im Leben am liebsten langsam gingen, Fuß vor Fuß, die Schritte mit dem Stock abnehmend, den Blick zum Himmel gerichtet ins malerisch-weiche Gebüsch und nach jedem absonderlich

hängenden Blatt. Wenn man jedes einzelnen Nationale abnähme – es ergäbe sich vielleicht eine Allee der Mißvergnügten, die sich schon während ihres ganzen Arbeitslebens nach dem Prater gesehnt haben. Aristokraten der Resignation, die das entschwundene Ideal der guten Erziehung, die unaufgeschlossene heitere Ruhe nur noch in wohlgepflegten Gärten wiederfinden. Alle sehen teils wie Grillparzer aus, teils wie der Anton Dreher, der Biermagnat, mit dem ockergelben kurzen Überzieher und dem flachrandigen Zylinder – und bei der Gelegenheit begreift man, daß dieser von allen Lebenden dem Dichter wahrscheinlich am nächsten stände und wie sehr beide vom selben Stamm sind. Jener Dichter aber hat die jambischen Spaliere der Sprache geliebt wie diese Baumreihen des Praters, die Metaphern und Metonymien wie farbige Boskette, den Rhythmus wie das adelige Ebenmaß eines Lustparks und die Dichtkunst selbst wie die Sonne des Spaziergängers – bei allem angeborenen Verständnis für die wilden, ungeschnürten Szenerien des Lebens. Darum ist vieles in seinen Werken, was wie ein glänzender Überwurf der Bürgerlichkeit anmutet, wie die Anschauung aus dem Herrschaftswagen des Amateurs. Bei Ferdinand von Saar und der Ebner-Eschenbach war ja dasselbe. Und bei dem Einakter eines ihrer Lieblinge, des Grafen Dubsky, der Freitag im Burgtheater zum erstenmal aufgeführt wurde: »Das Bild des Ramses«, hat sich dasselbe auf assyrisch gezeigt.

Kinder mit ihren Gouvernanten sind da, der Reminiszenz an Peter Altenberg in Freiheit dressiert vorgeführt. Für sie hat der Prater jetzt eine besondere Romantik: die Roßkastanien. Das Großstadtkind erlebt das Wunder von Bäumen, die Früchte tragen, und von Früchten, die man aufheben und abreißen darf. Sie aus der grünen Hülle zu schälen, in Haufen aufzulesen, Kränze aus ihnen zu winden, die Schale anzuschneiden oder sich eine Sammlung der ausgewachsensten Stücke anzulegen – das sind die letzten Genüsse, welche die Nachsaison der Natur noch auf Lager hat. Manchmal, wenn sich das Kindermädchen nach einer Frucht müdegehüpft hat, verhilft ein freundlicher Passant mit seinem ins Blattwerk schlagenden Stock dazu – ob fürs Kindermädchen oder fürs Kind, ist einerlei. Wer weiß übrigens, wie lange das Vergnügen noch vorhält und ob nicht eine morgen herausgegebene Verordnung den Sparwert der Roßkastanie entdeckt – als Feuerungsmittel, Suppenwürze, Arzneiersatz. Die Welt ist ja kein Prater mehr, niemals Sonntag und es spießt sich mit dem Herd, auf dem sich der Spieß dreht. Solche getupfte, soignierte Stimmungen erleben heißt also im sozialsten, aktuellsten Sinne des Wortes: tarchenieren ...

Ich fahre aus dem Prater heimwärts und erfahre, daß ich mir nächstens ein Brot ins Gasthaus mitnehmen muß, weil ... nun, weil das bei uns schon so ist: das Kanzleizimmersystem erstreckt sich auf die neue Mode, die »Ordnung«, und jeder Bissen ist mit einem Erlaß belegt. »Übrigens, Herr Nachbar, kostet das Seidl Pilsner jetzt 58 Heller ... nämlich beim Windbichler, beim Nowotny kriegen Sie's um 50 und beim Baumgartner um 53. Ja – und von den neuen Postgebühren haben Sie doch auch schon gehört? ... Knopfabgabe?? ... Na, mit Sicherheitsnadeln geht's ja auch ... wenn sie nicht zu teuer sind.« – »Man macht sie jetzt aus Efeu.« – »So??« – Der Mann glaubt mir jedes Wort. Ich räche mich nur dafür, daß ich es ihm, wenn er mir's erzählt hätte, ebenso unbedingt geglaubt hätte ... Das veränderliche Bild des Tages macht, gerade wo es am schönsten wäre, den Umgang mit Zeitgenossen tunlichst einzuschränken, Geselligkeit nötig. Mag man im Bett zwischen zwei und fünf Uhr früh denken, was man will, und sich mit noch so verstopften Ohren in seine vier Wände zurückziehen – zum Essen, Trinken, sich Anziehen und der täglichen Abwicklung des Lebens ist gesellige Nachfrage vonnöten. Wir werden »Nachbarn« und »Gevattern«, gerade wie die Psst!-rufenden und tuschelnden Bürger in »Egmont« und schwatzen uns weidlich aus, obwohl wir alltäglich und allabendlich mit stumpfen, achselzuckenden Worten dasselbe zu sagen haben – oder vielmehr deshalb. Das Zeiger-Zurückrichten vom ersten Oktober ist eigentlich viel symbolischer als das Vorrücken vom letzten April ... Diese pflichtgefrorene, sorgenvergilbte Umwelt sieht nicht mehr wie eine lebendige Photographie, sondern nach einem alten Stahlstich oder Holzschnitt aus. Gute, alte »große Zeit« ...

Prager Tagblatt, 1. Oktober 1916

72. Das gute Herz

Nachklang der »Opfertage«

Ein grelles Beispiel aus dem Stoffbereich elegischer Gegenüberstellung: Denken wir einmal zurück, in welcher Art die Einrichtung der öffentlichen Sammeltage zum ersten Mal bei uns aufgetaucht ist. Das war natürlich im schönsten, blühendsten Frieden. Obenan stand auf dem Programm des Bürgertums, umhüllt von Werkätigkeit, Kulturarbeit, Besserungsstreben, Humanität und Erziehungstendenz: der Zeitvertreib. Das Wort »Mitleid« war noch immer die gangbarste und

billigte Balldeweise für den Rummel gelangweilter Eitelkeit. Irgendein ethisches Lawn-Tennis-Gehirn hatte getreu der alten Berechnung: wenn jeder Mann Europas für einen beliebigen Zweck bloß einen Kreuzer abliefern – wieviel Millionen müßten da zusammenfließen? – den Einfall: es sollte ein Tag bestimmt werden, an dem sich die ganze Stadt mit Blumen schmückt als Zeichen der mit Not bezahlten und von ihr nunmehr losgekauften Schönheit. »Die Blume des Elends« – das ist so etwas für den Geschmack des sinnigen Spießers. Man sieht das Elend nicht, wohl aber die Blume; man tauscht die brutale Tatsache gegen eine liebliche Metapher. Kein Wunder, daß der Gedanke, wie man so sagt, auf fruchtbaren Boden fiel. Die Blumen waren zwar nicht echt, sondern aus dünnem Webstoff – das bewies mir die Ehrlichkeit der Natur, bei dem sozialen Spaß, der dem Tagelöhner unter der Vorspiegelung eingesammelter Tausendkronennoten sein Fünferl entlockte, nicht mitzutun. Aber die Jugend tat mit, die rosenrote, tüllzarte, schäkernde und sonst noch tausend Adjektive der Wohlangelegenheit konsumierende Jugend. Graf Wurmbrandt-Stuppach und Fräulein Kitty Lederer, Dr. Ernst Lederer und Komtesse Wurmbrandt-Stuppach – die bekannte, kreuzgestickte Nomenklatur. Ein Ferihtag der Konvention für Tausende und Abertausende armer Reichtumssprossen. Sie standen unter Verkaufszelten und sprachen mit allen und jedem – mit dem letzteren lieber und namentlich dann, wenn es ein Hofschauspieler war. Sie hüpfen über den Asphalt und bettelten mit graziöser Sportlichkeit – ein unwiderstehliches Kinderspiel! Ein Diurnist konnte einen Blick aus schwarzen Komtesseaugen empfangen für zehn Heller; das Patrizierbubi reichte die Sammelbüchse hin auf du und du ... Das Ergebnis war fabelhaft. Aber am Bilanzmorgen erwachte man dennoch mit zänkischem Katzenjammer: die noblen Bittsteller waren verschwunden wie die Figuranten einer lichtumflossenen Traumbühne und übrig blieb das Gefühl: man hat uns gewurzt.

Ein neckischer Straßenjour. Aber der statistisch-gesellige Gedanke, daß wenig, von vielen gegeben, mehr oder mindestens sicherer ist als vieles von wenigen und daß man in zwanglosem Austausch lieber gibt als nach amtlichem Schema, hat sich erhalten. Dem Blumentag folgten im Frieden noch andere. Im Kriege wurde der Brauch dann verstaatlicht. Wir haben einen Blinden- und Tuberkulosestag gehabt, eine Rote-Kreuz-Woche und jetzt vier wohlgezählte Opfertage. »Blume« – »Opfer« – die Sprache von heute ist ernster, ehrlicher, so wie ungefähr die Uniform gegenüber Cutaway und Pepitahose; sie breitet um die Selbstsucht keinen Mantel mondäner Nächstenliebe.

Vielleicht ist jenes Wort nicht ganz sinngemäß und überzeugend – »Pflichttage« wurde an Stelle dessen vorgeschlagen –, aber es hat die religiöse Beredsamkeit, die dem Zweck und der Zeit entspricht; ein Sühnwort, durch das Blutschuld und Gerechtigkeit leuchtet, und ein psychologisches Wahrwort dazu. Geben heißt opfern und die Menschheit wirft noch immer wie jener vom Aberglauben erpreßte König von Samos ihre Wohltaten mit abgewandtem Gesicht ins Wasser.

Die gute Gesellschaft macht an solchen Sammeltagen neuerdings nicht mehr die Vermittlerin zwischen Not und Wohltat. Keine schmalen, manikürten Hände nehmen das Geld in Empfang, keine Parfumspur umfächelt den restlichen Tag des Spenders, keine Koketterie der Unverbindlichkeit flattert durch die Straßen und nirgends dankt das eisgekühlte Japanerlächeln der Artigkeit. Schulkinder übernehmen den Ambulanzdienst staatlicher Fürbitte, Kinder aus jener engen Vorort-Welt, die, eingekeilt zwischen Elend und Besitz, am meisten leidet, weil sie beides nahe hat. Das Müßig-Nette, Ärmlich-Saubere ihrer Kleidung kann einem mehr ins Herz schneiden als der Anblick beschmierter Lumpen, sie verbreiten den Geruch jener dumpfen Stuben, in denen so viel tückische Gottesergebenheit ist, so viel boshafte Bravheit und so viel Talent zur Dummheit. Mit ihren blechdünnen Buchstabier- und Schmeichelstimmen bieten sie die Kunstblumen und Abzeichen an und umdrängen dabei den Passanten wie den Katheder des Lehrers. Es ist nicht sehr viel sonnige Grazie, die zum »Opfern« einlädt – nein, das Gesicht der Not selber. Und auch die Unschuld scheint nicht ganz wasserklar und freudig – sie macht eher den Eindruck des Abgerichteten, im Unterscheidungsgeist Erzogenen. Wirkt diese gemütsappellierende Rolle des Kindes, gleichsam »für sich selbst zu gehen« und das leibhaftige Ausrufungszeichen seiner Unschuld zu sein, nicht so frühreif-bewußt, wie wenn etwa ein fünfjähriger Bettelbub im Wirtshaus an den Gast herantritt mit den Worten: »Mein Vater ist tuberkulös, meine Mutter liegt auf der Gebärklinik ...«?! Die kleinen Fürsprecher haben es bei dieser Skepsis wahrhaftig nicht leicht, sie absolvieren wenigstens durch ihren Bittgang jetzt schon einen lehrreichen Erfahrungskurs, wenn sie an starren Gesichtern vorübergehen und brummige Worte hören. Es erweist sich die alte Wahrheit: daß man dem guten Rock lieber gibt als dem schlechten.

Das Elend ist eben nicht beliebt. Man polemisiert in Gedanken so gleich dagegen. Warum bist du da? – weshalb geschieht nichts für dich? – warum tust du nicht selbst etwas? – wozu bedrückst du mich? Es ist ... eine Belästigung. Ja, das verräterische Wort geht schwer von

den Lippen und man umschriebe es lieber durch eines, das weniger nach Bequemlichkeit und Härte aussieht. Man wälzt dabei gleichsam seinen Pflichtteil indigniert auf den Kompagnon ab – den Staat, die Menschheit, Kultur, Gesellschaft – und fühlt doch sofort, daß dieser Unwille eine Dialektik der Ungüte ist und, auf die anderen verteilt, allerdings nichts Besseres hervorbringen kann. Die Not darf nicht zu denken und fühlen geben und das Opfern kein Opfer, sondern bloß eine Geste sein. Wer wird aus Mitleid gleich mitleiden wollen? Wer wird seinem Herz das schlechte, romantische Geschäft erlauben, bloß zu ein bißchen Augenblickserleichterung den Kopf zu Ausgaben zu überreden, die einem anderen erspart bleiben? Schließlich ist der Gulden, den man nicht aus der Hand gibt, immer noch ein soziales Kapital für künftiges Mitleid; ist man darum gebracht, dann steht man selbst auf der Gasse. Nein, wo kein Lächeln und kein sofortiges Glück die Gabe lohnt und man einfach aus dem Drang der Erschütterung, aus der Freude am schaffenden Herzen geben sollte – da antwortet der Stimme, die in die eigene Brust hineinspricht, kein Sterbenslaut – nur aus dem Hirn spricht eine Fistelstimme: »Warum gerade du??« Einen Sammelbogen mag man noch leicht unterschreiben. Aber der Anblick des Leidens – das ist Belästigung.

Es ist eine durch diesen Krieg bestätigte Erfahrung, daß diese Moral des Nichtgebens umso weniger zutrifft, in je ärmere Kreise man gelangt. Die Kleinbürger waren die hingebendsten Opferträger. Man lese nur täglich die Spendenlisten der Zeitungen durch – wie sich aus den Sparkronen der Soldaten, Beamten, Lehrer, Kaufleute, Comptoiristen, Handwerker das Geld der Wohltat sammelt. Sie schütteln ihren Verdienst durch zwanzig Siebe und immer wieder wissen sie dem Rest noch eine Steuer abzapressen – durch eiserne Nägel, Subskriptionen, Abzeichenkäufe, Liebesgaben und Überzahlungen. Die Vollbürger greifen immerhin schon tiefer in den Säckel als vordem. Sie gehen mindestens bei den neuen Devisen mit dem »Beispiel voran« – es gehört zum Umsatz der Reputation – und haben für jeden Aufruf ihren vorgesehenen Betrag. Sie tun viel, ohne sich weh zu tun. Aber die ganz Reichen? Die Geld- und Gutgesegneten mit Wappen und Würden? Sie halten es scheinbar mit jenem Logiker des Geizes, der sich sagt: »Mit einem Gulden schmutz' ich mich nicht und eine Million geb' ich nicht – also geb' ich gar nichts.«

Das gute Herz! – Ein schöner Begriff. Aber ich glaube, unter allen Lügen, mit denen einem das Lesebuch den idealen Ranzen vollpackt, gibt es keine dreistere, keine, die einen mit unverschämterem Phrasenaug' ansieht. Ihr kaltes Pathos scheint einen schon anzuzwinkern,

ihre Feierlichkeit hat den Tonfall einer Litanei, die sich durch Nachdruck selbst persifliert. Wer glaubt denn daran noch in einer Welt, die so viel Worte braucht, die heimlichste Eigenschaft am lautesten ausstromelt und das Mitleid mit Scheinwerfern, bengalischen Effekten und Feuerwerken hervorlockt? Wenn man früher das Wort »Blindheit« hörte und nichts weiter, dann war es schon zu viel fürs Herz und jedes nähere Schilderungswort hätte wie die unappetitlichste, billigste Selbstproduktion wirken müssen. Hier war der einfachste Sinn aristokratisch genug, Ausmalung abzuwehren – beim gräßlichsten Unglück ist nicht mehr zu sagen, als daß es ist. Welche Versteinerung, welche Stumpfheit, welche Entmenschtheit, wenn man erst die Sprachkrücken eines adjektivischen Gschaftehubers braucht, die larmoyante Eindringlichkeit eines Wortmachers?! Aber siehe da – die Leute brauchen es. Nichts bringt heute mehr Ansehen und Geschätzttheit, als wenn einer die gegebenen Schrecklichkeiten mit eigenem Stil überschmiert und, statt sie durch sich wie durch eine Posaune reden zu lassen, ihre animalische Psychologie zerpfückt! Ist es nicht ein trauriger Vorfall, wenn man nur noch als Augen- und Ohrenzeuge empfinden kann und auf Unglück nur reagiert, wenn jemand sagt: »Schau her ... Stell dir vor ... Nimm an ...!« Muß man das Herz eigens zu jedem Spezialfall rufen und kommt es nicht von selber, weil es weiß und leidet? Muß man ihm erst Skioptikonbilder vorführen? Wirkt die Lektüre eines psalmistischen Aufrufs überzeugender und erschütternder als der Anblick eines Blinden? Dann seid ihr nicht herzvoll, wenn ihr gebt – sondern übertölpelt! Und dann werft nur alle eure Ringe ins Meer. – Ihr könnt nicht wissen, wozu es eure Unruhe einmal brauchen kann!

Noch steht das Ergebnis der letzten Opfertage aus. Aber es wird, wie gut oder schlecht es immer sein mag, dank jener Art des Mitleids, das sich auf die Dauer abstumpft, weil es bestenfalls Impuls und Affekt ist und keine angeborene, wesentliche Eigenschaft, geringer sein, als es sein könnte. Muß man erst sagen, daß das Leid und Unglück des dritten Jahres um nichts schwächer ist als das des ersten? Daß mit der Dauer auch die Pflicht wächst? Daß es keine »Frische des Herzens« als Ausrede gibt und dieses Wort selbst von einem Kommerzialrat erfunden wurde, der seine ethischen Ausgaben im Pauschalweg regeln wollte? ... Man muß und man soll es nicht sagen. Denn dem Herzen kann man keine Vorträge halten. Man kann es bitten oder – zwingen.

Prager Tagblatt, 8. Oktober 1916

73. Tyrolt

Der Dr. Tyrolt, der heute zum erstenmale vor die Prager hintritt, ein Einsamer als Mensch und Künstler und weit entfernt vom komödiantischen Getriebe des Tages, stammt aus einer Blutlinie von alter, edler Genealogie.

Sein Stammvater ist der gute Wiener Bürger aus dem Vormärz mit halb pathetischem und halb dialektischem Einschlag, ein gediegener, vollwertiger Drahrer, gleichsam zwischen Burgtheater und Vorstadtbühne auf die Welt gekommen. Sein Frohsinn scheint von einer marottenhaft strengen Ethik angesäuert, seine Würde selbstironisch und humoristisch. Er ist zu schwerblütig für den Spaß des Komödientheaters und zu frei und spiellustig für den Ernst der bürgerlichen Einordnung. Also wird aus ihm, wenn er zur Bühne geht, ein Schauspieler, der sein Geschäft sehr ernst nimmt – und innerlich doch einen Riß fühlt; und ein Mensch, der sein Dasein noch ernster nimmt – und doch einen eigenen Hang hat. So pendelt der Schauspieler und Doktor der Medizin Rudolf Tyrolt seit anderthalb Jahrzehnten zwischen Bühne und Privatleben, will sich nirgends endgültig seßhaft machen und tauscht immer ein paar Wochen im Jahr seinen stillen Landsitz in Gutenstein gegen die Gastgarderobe eines Theaters.

Daher kommt es, daß Dr. Tyrolt, einer der Ersten der Wiener Schauspielkunst, seltener unter ihnen genannt wird. Er hat sich nie gerne anschminken mögen – wenngleich seine Kunst, spreizbeinig-ruppige, in Sprache und Gebärde frei atmende Echtheit, von seinen Artverwandten gerade durch eine gewisse Lust an komödiantischer Schminke unterschieden ist. Damit bildet sie einen interessanten, trotz aller Gemüts- und Milieuvorschiedenheit an die robusten, wildgeschliffenen Italiener erinnernden Grenzfall zwischen den beiden großen Kategorien der Schauspielkunst: von denen der einen mehr an der allgemeinen Wahrheit und der anderen an der besonderen Porträtähnlichkeit liegt: Wesens- und Wirkungskunst. Die heutigen Schauspieler halten sich zumeist an die letztere, höchstens daß ihr Wesen mehr oder minder suggestiv hineinspielt. Aber wie viel Künstler jener anderen Art gibt es noch, die ihr Menschentum bloß ein bißchen höher zu schrauben brauchen, um allein herrschend auf der Bühne zu stehen, und deren natürliches Gesicht und deren unverstellte Stimme, ihr gewöhnlichstes Geben, schon erfundene Natur ist? Girardi, der Berliner Sauer und noch zwei, drei. Auch Rudolf Tyrolt gehört eigentlich zu diesen Echten. Aber sein Dämon ist ein Episodist, seine Naturkraft hat einen bürgerlich-farbigem Charakter.

Wie er da leibt und lebt – leibt er mehr, als er lebt. Sein bloßes Dasein auf der Bühne hätte den Umriß eines echten und hervorspringenden Menschen, aber keines einzigartigen und bedeutenden. Also trägt er sich, spricht, zuckt, fuchelt, bringt – *spielt*. Viel braucht er nicht dazu. Und darum glaubt man gerne und hingerissen, daß hier das Wesen sein Spiel treibt und nicht umgekehrt.

Tyrolt ist Volksschauspieler, Mitschöpfer jener dramatischen Gattung, von der wir seit langem hören, daß sie im Aussterben begriffen ist und dem Bernhard Buchbinder Platz gemacht hat. Er spielt am besten die »Leute vom Grund«, vierfach verstockte Hausherrn – einmal in bezug auf das Haus, dann in bezug auf die zinsrückständigen Parteien, dann in bezug aufs Zahlen und endlich in bezug auf sich selbst – die Piepenbrinks mit christlichsozialem Einschlag. Da schöpft er aus dem Vollen eines uhrkettengeschmückten Bauches, rauhestimmig und ungeschlacht, animalisch und dröhnend und wie aus einem angekränkelten, erbitterten Herzen, das sehr weich und kindisch sein kann und bloß einmal Zugluft bekommen hat. Etwas verdächtig Zerfahrenes ist in der gesunden Fülle. Die Ordinärheit leidet insgeheim an Melancholie und er scheint sich mit ihr gegen sich selbst in die Hüften zu stemmen. In der breiten Brust steckt ein enggeschnürtes Leid. Und darum geht auch von seiner Heiterkeit eine schwelende Wärme aus und zerbröckelt die Stimme oft in Heiserkeit. Ein wunderbarer Darsteller angenagter Vollnaturen, verluderter Hausväter, herabgekommener Biedermänner, verwehrloster und schlampiger Kraftmenschen. Keiner hat ihm noch den Schalanter nachgespielt. Diese alkoholisch gelockerte Tüchtigkeit, dieses unruhige Hemdärmeltum, dieses Schwammigwerden eines Menschenklotzes – man kann sich's nicht wahrhaftiger und ergreifender dargestellt denken als durch Tyrolt. Mehr oder weniger sind alle seine Rollen Abzweigungen dieser Hauptrolle seines Repertoires: rau, bieder, schrullenhaft, knorrig und gütig. Güte, die weniger mit der landesüblichen Spezies der Gemütlichkeit zu tun hat als mit der weltverbreiteten Gutmütigkeit. Er ist darin ein Verwandter Ferdinand Raimunds, in dessen Lieblingsort er seinen Sitz aufgeschlagen hat und zu dem er augenscheinlich auch als Mensch mehr Beziehung hat als zu seinen Herren Kollegen ...

Prager Tagblatt, 15. Oktober 1916

73 a. »Basem der Grobschmied« – ein Plagiat?

Im »*Neuen Wiener Journal*« lüftet Leopold Jacobson die Anonymität des Mannes, der sich als Autor des jüngst aufgeführten Burgtheaterstückes zuerst mit drei Sternchen unterzeichnete und sich dann Otto *Stößl* nannte. Nun gibt es tatsächlich einen Schriftsteller dieses Namens, der in weniger gelesenen als geachteten Erzeugnissen seine eigenen Wege geht und zu jener Wiener Kunstminorität gehört, die abseits vom Markt und gegen ihn schafft. Er ist auch mit dem unterzeichneten Verfasser des Stückes identisch – aber nicht mit dem wirklichen. Der Name Otto Stößl ist ein Pseudonym für den guten, alten, in vergilbten Leihbibliotheksbänden modernden – Kapitän *Marryat*. In einer seiner Erzählerserien, »Der Pascha« überschrieben, findet sich eine Novelle, die bis auf ganz geringe Abweichungen mit dem Inhalt des orientalischen Märchenlustspiels völlig übereinstimmt. Nicht ein Motiv, nicht eine Wendung, die der enthusiastische Nachempfänger nicht hinübergenommen hätte – und sogar ganze Dialogstellen dürften ihre dramatische Übertragbarkeit bewähren. Hält man das Original neben die Bearbeitung, so empfängt man den Eindruck, daß der Unterschied kein qualitativer ist – oder höchstens zum Nachteil des Dramatikers –, sondern ein genereller. Den Bearbeiter konnte also nicht einmal der bekannte Hinweis, daß es bei den Anregungen des Höherbegabten, Genialen nicht auf das »Woher« ankomme, rechtfertigen – der Stoff ist durch ihn einfach ein zweites Mal gewendet, aber nicht neu erfunden worden. Damit findet das anonyme Versteckspiel – ein Kritiker hatte sogar eine graziöse Feuilletonspalte aufgeboten, Grafen Dubsy als Autor herauszumunkeln – ein seltsames Ende. Viel Verschweigen um nichts. Der Nachdichter hat seinen Inspirator doppelt betrogen: indem er sich sogar mit dessen Anonymität selbst wieder drapierte. – Leopold Jacobson knüpft daran (gleichsam als Zubilligung mildernder Umstände) unter anderem die Bemerkung: »Wenn's finster ist, schreib' ich selber Operetten.« Aber der Mißbrauch der anonymen Finsternis wirkt erst peinlich bei jenen Literaten, die sich als die originalen Lichtbringer der Kunst gebärden ...

Prager Tagblatt, 17. Oktober 1916

74. Die Kellner

Eine Gerichtsverhandlung, die dieser Tage in Wien stattfand, hat alle charmanten, psychologischen, ironischen, analytischen und adjektivischen Federn in Bewegung gebracht. Das Problem lautete: *Darf* – mit der Wollust advokatorischer Wichtigkeit gesprochen – darf ein Kaffeesieder beziehungsweise der von ihm angestellte Zahl- respektive Oberkellner einer alleinstehenden, richtiger: alleingehenden, am besten: alleinsitzenden Dame unter Hinweis auf die sittliche Führung seines Lokals die Abgabe eines Getränkes verweigern? Ist es mit den Sitten, Gewerbepflichten, Frauenrechten und dem Umgangston vereinbar? – Die Stimmen sind sich einig. Der Kaffeesieder ist kein Tugendrichter; die Frau kein Kind; und der Kellner nicht der auserkorene Gesellschafts- und Geschlechtskenner, um ...

Um, um – wohin verirrt' ich mich? Den säuerlich-gespitzten Gulbranssonmund der anderen anzunehmen und dem Kellner jene Kennerschaft abzusprechen? Im Gegenteil: Nichts kommt ihm mehr zu. Man kann sich auf einen Kellner glänzend verlassen, besser als auf Sachverständige und Gerichtsärzte, Polizeikommissäre und Privatdetektivs, Landesgerichtsräte und Impressionisten. Denn der Kellner – fragt ihn nur einmal, wenn er Zeit hat und sich mit euch darüber ausplauschen will – kennt sein »G'schäft«. Dieses G'schäft besteht nun keineswegs bloß, wie man meint, im Auftragen und Abservieren, im Kleiderabnehmen und An-den-Rechen-Hängen, im Zeitungbringen und Zechenschreiben, es umfaßt die ganze Sexual- und Klassenpsychologie, alle Geschmeidigkeits- und Grobheits-, Zuvorkommenheits- und Verschlagenheitstricks, die sich aus tiefgründiger sozialer Erfahrung ergeben. Der Kellner erkennt seine Gäste schon an der Türe; sein Gruß, die leichtesten Nuancen der Verbeugung, die Grade der Artigkeit und Aufmerksamkeit zeigen genau, was er von ihnen hält – nein: weiß. Ein Kavalier mit Gamaschen, Bügelfalten, Monokel betritt etwa das Lokal, reicht lässig den Stock hin, schnofelt seine Bestellung und nimmt geruhsam Platz – ein erbliches Herrenhausmitglied? – der Kellner rudert mit dem Auftrag weiter und spricht vor sich hin: »A Schliaferl.« Er wartet eigentlich bloß darauf, von dem Mann betrogen zu werden, damit sich die Spannung unausgetauschter Meinungen in jenem Schimpfwort entladen kann. Schlecht geraten, meint ihr? Man recherchiere über den Gent, man leite peinlichste Erkundigungen ein und es wird sich zum allermindesten herausstellen, daß er seinen Schneider von dem bezahlt, was er der Menschheit schuldet. Aber natürlich geht die Durchschauung ins Detail. Es wird

sich bald auch ergeben, ob er von einem Frauenzimmer lebt, den Rennplatz kennt, schon gegessen ist u. s. w. Ein anderer Fall: Ein schäbiger, kurzsichtiger Herr kommt herein, hängt den Rock an den Nagel und ruft nach dem Ober. Der verbeugt sich vor dem nie gesehenen Gast, redet ihn mit: »Herr Doktor!« an und läuft sich die Füße nach jeder Zeitung ab – es ist etwas von kapitalistisch-fundierter Zerstreuung an dem Gast, irgendein guter Bürgerzug, den der Kellner auf den ersten Blick heraus hat. Oder – damit wir endlich dabei sind! – eine Dame tritt ohne Begleitung ein. Er wird entweder in Kellner-Habtacht dastehen, einer Mischung durchtriebener Höflichkeit und steifer Liebedienerei, wie sie nur jener merkwürdigen Menschengattung eignet, dreißigmal in der Minute das Wort »Damme« aussprechen, elegant durch die Luft fliegen, mit dem Hangerl wedeln und im Kreis zurückschnellen – ich weiß nicht, warum; d. h.: ich weiß es ja, aber man müßte mir die Dame zeigen; irgendwie kommt wahrscheinlich etwas Befangen-Souveränes, Weltfremd-Sicheres zum Ausdruck, worauf der Kellner sein Benehmen bezieht. Oder aber er hält sich bei der Entgegennahme der Bestellung mit den Händen an zwei Stühlen an und senkt den Kopf etwas tiefer – o je, wir wissen alles: die Dame ist eine – Dame. Hat man das Wort von einem Kellner schon ironisch aussprechen gehört? Es überhebt einen jeder anderen krassen oder unzarten Bezeichnung. So scherwenzelnd-kurz das Wort bei einem würdigen Anlaß klingt, so gedehnt, absichtsvoll, nasal, beschämend klingt es hier. Woran der Kellner sein Recht erkannt hat? Das kann euch außer ihm vielleicht noch der Frank Wedekind und der Peter Altenberg sagen, diese beiden »bewußten Kellner« der Literatur. Die wissen, auf welche Art die Bürgerlichkeit den Shawl umnimmt und auf welche die Flatterhaftigkeit. Und da glaube ich noch, daß dem Kellner unbedingter zu trauen ist als den Methodikern seiner Weltanschauung.

Man staunt vielleicht, wie gerade die Kellner zu der Taschenspielerklugheit ihrer sozialen und sexuellen Kenntnisse kommen. Das ist allerdings ein interessantes Kapitel und man könnte der Literatur hier gleich einen Tip geben: nämlich einen veritablen »Kellner-Roman« auszubrüten. Es wäre der Großstadt-Roman *comme il faut* in besserem, echterem, ergiebigerem Sinn, als er je geschrieben worden. Die Kellner stehen an der Grenze zweier sozialer Welten: der plebejischen und luxuriösen, bedienenden und verzehrenden, erwerbenden und genießenden, treibenden und scheinenden, hinter- und vordergründigen. Von der letzteren kennen sie genau den Mechanismus, von der ersteren den Organismus. Von jener das Betragen: Haltung, Kleidung,

Bildung, Würde, Vorsicht, Zwang und Sitte, von dieser das Wesen: alle Wünsche, Schliche, Triebe, Gemeinheiten, Leidenschaften, Schwindel, Konkurrenzen und Laster. Wie leicht erlernbar ist das Um und Auf der Gastwelt, diese Beziehung der Röcke, Gebärden und Menschen! Wirklich – es fließt in ein Außenbild zusammen, und dieses Bild zu erregen, wissen sie, ist der Sinn der Gesellschaft. Nichts anderes. Statur machen auf eine technisch genau vorberechnete, im Verhältnis zur Umwelt sicher bestimmte Art ist das Wesen der »Herrschaft«, die Biologie des »Herrn Doktor und der Frau Gemahlin«. Bei der Mühe und Qual und Angst und Entsagung, die dieses Ziel erfordert, darf man schon ein Buckerl machen, der solide Krampfzustand verdient seinen Respekt. Welche Dämonen steigen aus seinem eigenen, dem Bereich des Kellners, gegen diese Situierten auf, wieviel Verlockung und Bedrängung aus jener Nachtwelt, wo der angesagte Bankerott und die Lebensucht sich in derselben Freiheit begegnen. Hier ist der Fabriksraum des Daseins und nicht dort, wo die Arbeiter schwitzen, die führenden Geister Zeit ausfüllen und sich vertreiben und alle öffentlich agieren. Da wiegt gleichsam jeder, was er hat. Da ist ein Sozialismus, wie sich ihn die Welt nie erträumen kann, eine Arbeitsgemeinschaft der Instinkte, die an der Gesellschaft schmarotzen, um es selbst desto besser zu haben. Die Abortfrau und der Winkelbuchmacher, die Dirne und der Professionsspieler, der Hungerleider und der Zuhälter, der »Schieber« und das »Schlieferl«, ja ich versteig' mich noch höher: der Tingeltangel-Dirigent und der Zechpreller – sie bilden natürlich keinen Bund und würden sich schön verhalten, als solidarisch betrachtet zu werden, aber – sie sind per du, mehr oder minder darin übereingekommen, wie man sich auslebt, ohne sich und der Gesellschaft etwas zu schenken. Der Kellner erkennt diese Wesen sofort, denn er kennt ihre Physis – er ist vom »G'schäft«. An der Art, wie einer den Hut aufhängt, sich niedersetzt, um sich blickt und spricht, weiß er, ob er dazugehört, ob es sich um die Sicherheit der Windbeuterei handelt, um die Verlegenheit der leeren Tasche, um das Weltmannstum der Geriebenheit oder um die Absichten einer alleinstehenden Dame. Man kann an dem Blick eines Hypnotiseurs und Beichtvaters vorüberschauen, an dem eines Kellners nicht. Er braucht nur ein leichtes Verschwimmen des Auges zu sehen, ein Blinzeln, Betroffensein, Vertraulichkeit, Um-Gnade-Betteln, Sachlichschauen und Ausweichen und sein Wesen sagt gleichsam: »Wir kennen uns ja, gelt? ... na also, Herr von Ohnedem ... Fräulein Tausendschön ... da sind wir lieber offen miteinander. Brauchen Sie einen Spielpartner? ... Oder vielleicht Sie? ...«

Die Kellner unterscheiden die beiden Welten haarscharf, sie wissen genau, wie sie zueinander streben, die eine zur Freiheit, die andere zur Würde. Und sie bedienen den Parteienverkehr an der Grenze. Keiner kommt diesem Kellner-Scharfblick aus, der die Einkommensteuer der einzelnen zu sondieren vermag, jeden Mann auf den Barbetrag reduziert, den er jeweils in der Tasche tragen darf, jede Frau auf den Grad ihrer Zugänglichkeit. Aber seine Weisheit ist Naseweisheit geworden – die Kenntnis der Welt hat ihn unmanierlich gemacht. Da er sie so leicht auf pekuniäre und erotische Formeln bringt, ist er nicht mehr das Muster vifer, zungenfertiger, hopsender, eleganter Lakaien-Kultur, sondern ein zynisch-psychologischer Duzbruder mit höchst-eigenem sozialem Bewußtsein, so ein Gast wie jeder Gast – ein recht ungemütlicher Herr. Wenn du ihm unsympathisch bist, überhört er deinen Anruf und läßt dich warten. (Der Kellner in der oben erwähnten Gerichtsverhandlung hat dieses schöne, standesbewußte Verhalten ja gleichsam offiziell verkündigt.) Dann kommt er etwa und tuschelt dir ohrfeigend-liebenswertig unter die Nase: »Schon zahlen befohlen?« Oder er läßt – klapp, klapp – zwei Dutzend Zeitungen vor dir auf den Boden fallen. Oder er stolpert über deinen Fuß. Oder er hängt dir ein Papier an den Rockkragen, auf dem steht: »Das ist ein Esel«. Oder er fragt dich beim Ansagen der Zeche durchbohrend: »Sonst nichts??« Oder er lächelt. Er lächelt bloß. Dabei rinnt die Unterlippe auseinander und die Hand kratzt am Knie. Oder er grüßt mit einem undeutlichen Wortgewirre, in dem du das Fürchterlichste erraten kannst, so daß du ganz baff fragst: »Was sagen Sie?« und zur Antwort erhältst: »Ich? Nichts«; aber verfluchte Ohrentäuschung, dem »nichts« schleppt sich wieder eine Handvoll zerkauter Silben nach. Oder er kehrt bei deinem Sitz auf und wirft dir die volle Schaufel über die Hose ... Merkst du's schon, daß du nur zufällig sein Gast bist und er nicht der deine? ... Der Firmenstempel deines Überziehers hat dich verraten – mindere Marke. Vielleicht daß du auch einen verdächtigen Blick auf den Gebäckkorb geworfen hast, ob du dir's noch leisten darfst. Oder ... was weiß ich, was du im bürgerlichen Leben für ein Falott bist – der Kellner straft dich dafür ...

Die Kellner sind ohne Zweifel eine anschiemige, begabte Klasse, die Kavaliers und Kulturträger von morgen. Sie haben alle Grazie der Versiertheit, alle Lebenskunst der scharfen Beobachtung. Ich möchte ihnen, wie figura zeigt, auch das Recht nicht absprechen, die Anständigkeit einer Dame zu erkennen. Aber wenn ich in diesen Zeilen um etwas bitten wollte, so wäre es dies, vielleicht das Prinzip aufzugeben, aus der jene Andeutungsart gegenüber unliebsamen Gästen und

Gästinnen stammt: zu bocken, wenn man sie ruft, und aufs Land zu verreisen, wenn man bestellt hat. Es ist das *Prinzip* der Unverschämtheit. Ist diese Erkenntnis, die der Gerichtsfall gegeben hat, nicht interessanter als alles, was man darüber im Namen der Ethik und des Frauenrechtes hochtrabend ausgesagt hat?

Prager Tagblatt, 19. Oktober 1916

74 a. Ibsen-Dämmerung

Unter diesem Titel bespricht Karl *Scheffler*, der vielseitig bewanderte und korrekt-gescheite Kunstschriftsteller, in der »Vossischen Zeitung« die Tatsache, daß Ibsen, der moralische und dramatische Neutöner von gestern, beinahe schon die Komik der Überlebtheit zeigt. Eine kalte Dusche für die Würde des Dichters, die noch nach seinem Tod stirnrunzelnd und sphinxisch wie er selbst in der Zeit umging. Sie hat es ohne Zweifel verdient – aber etwas früher und nicht erst jetzt, wo sie noch immer vor der Kritik den Vorteil hat, sie mysteriös an der Nase herumgeführt und zu Anbetungsorgien verlockt, also in jedem Fall zum Nachtänzeln verpflichtet zu haben. Diese Entthronung post festum rührt sein Bild nicht mehr an – sie blamiert bloß die »Entwicklung«. Scheffler – einer ihrer Wortführer – sieht es anders: Er zitiert den Satz aus dem »Volksfeind«, daß eine gute Wahrheit höchstens zwanzig Jahre Lebenskraft habe und darüber hinaus zur Lüge werde, meint, daß Wesen von der Art Ibsens jedenfalls ihr Geschlecht zur Aufarbeitung und Durchkauung verpflichteten, und bezeichnet es zum Schluß als eine schöne Aufgabe der Literaturkritik, auf dem neuen Feld der Erkenntnis zu »machen« ... Das heißt also wieder: *Wir* sind die Wichtigen. Wovon bezog die »gute Wahrheit« ihre zwanzig Lebensjahre – aus sich, ihrer Zeitgemäßheit, ihrer Kraft? Wer hat sie denn anders gemacht als die Zustimmungs- und Begeisterungsinstanz derer, die schreiben können »links und rechts«, heute von einer feierlichen Problematik ihren Verstand bis zur ausschweifendsten, wonnigsten Wichtigtuerei provozieren lassen und morgen, wenn sie genug haben und das röntgenisierte Kunstobjekt sich als schal und hohl entpuppt, kalte Protokollmienen machen? Soll der Jugendirrtum der Literaten die Wahrheit der Literatur sein? Daß es nötig gewesen wäre, ihn »durchzukauen« – das Wort verrät, von welcher intellektuellen, eitlen Art der Appetit auf Ibsen war –, ist eine Ausrede; es hat schon Leute gegeben, die es nicht nötig hatten – und nicht bloß aus klassizistisch gewappnetem Unverständnis –, aber

Gott behüte, daß sie sich einmal rührten! Gleich waren die schweifwedelnden Ministranten und papierenen Heißglut-Temperature da und schriean ihr: »Apage!« Dieselben, die heute freundlich eingeladen werden, sich über den Dissertationsstoff »Ibsen als Komiker« herzumachen und in beweisdicken, materialtriefenden Essays seine Lächerlichkeit »aufzuzeigen«. Hätte man den bühlenkundigen Leitartikler aus dem Norden, der nach einem hübschen Wort Hamsuns »zeitlebens auf einem Bein stand«, zur richtigen Zeit so gesehen und sich von seiner konzisen Platitude und der munkelnden Trivialität nicht täuschen lassen – die tote Strecke des Intellektualismus wäre erheblich abgekürzt worden. Und wahrscheinlich hätte man's dann weder nötig gehabt, so gewichtig von einer »Dämmerung« zu sprechen, noch, über die verspätete Einsicht die Rücksicht zu vergessen, die das Lebenswerk eines Neuerers verdient. Aber die sogenannte Entwicklung ist eben etwas Literarisch-Internes, was die Welt nichts angeht, auch wenn sie zum Mitgehen verpflichtet.

Prager Tagblatt, 21. Oktober 1916

75. Das gerettete Gymnasium

Noch immer ist der »Kampf um das Gymnasium« eine unter der Oberfläche des Tageskompromisses fortwirkende oder gewichtig und undurchdringlich auftauchende Staats- und Kulturfrage. Der ahnungsloseste Bürger weiß, was die Kapitalsanlage der Jahre zwischen zehn und zwanzig bedeutet, und ist also hier, unabhängig vom Zeitgeschehen und wiewohl ihm sonst alles Grundsätzliche und Mittelbare als unfruchtbar-utopisch erscheint, gerne bereit, mitzudenken und mitzuraten. Es schwebt ihm undeutlich vor, daß im Wesen der Mittelschule bei allen Reformen, Flickereien, Besserungen und guten Absichten etwas nicht richtig ist und daß es an einem tiefinnerlichen Konflikt liegen muß, der nach beiden Seiten hin: der Bildungs- und der Erwerbseite, gute Kräfte bindet. Aber da kommen von rechts und links die Parteien und werben um seine Stimme: die Humanisten mit ihrem gewissenhaften Bewahungsstreben und der Parole: »Rührt uns nicht an!« und die Realisten mit dem Neuheitsstreben und der Forderung: »Weg mit der beschwerlichen Luxus-Kenntnis und abstrakten Lernsystemen – lernt aus dem Tag und für ihn!« So hat, wie in allen Dingen, auch hier der selbstgefällige Zustandsbegriff »Partei« über den Zweckbegriff gesiegt und zwischen humanistischen und realistischen Ködern fristet das Gymnasium sein problematisches

Dasein weiter, im Gleichgewicht erhalten durch zwei in die entgegengesetzte Richtung zerrende Tendenzen. Den Konflikt selbst aber, der mit der Unvereinbarkeit zugleich auch die Notwendigkeit beider Tendenzen darstellt, hat man dabei ganz aus dem Auge verloren.

Und doch zeigt er selbst die glücklichste Lösung an – man braucht bloß vor ihm stehen zu bleiben, statt überzeugungsgewappnet von ihm auszugehen. Wo es keinen Ausgleich gibt und das Entweder-Oder mindestens gegen die Überzeugung einer stattlichen, auf zwei Jahrtausende zurückblickenden Welt wäre – dort muß man *teilen*. »Teilen« – das Wort klingt dem Österreicher mit seiner Idiosynkrasie gegen Zellspaltungen im Staate unleidlich ins Ohr. Soll das Gefüge noch komplizierter und verschachtelter werden? Haben wir nicht ohnedies eine gleichsam von der Natur der geistigen Entwicklung gegebene Teilung in Realschule und Gymnasium und dann wieder innerhalb der letzteren in Realgymnasium und Reformgymnasium? Ja – aber sie entspricht eben gerade der Kombination und dem Kompromiß, einer Verlegenheit, die sich verbreitert statt vereinfacht. Ganz anders und unvergleichlich besser wäre es mit dem folgenden, klipp und klaren Weg, der das Unterrichtswesen auf die Formel bringt, die gleichsam unerlöst in ihm steckt und dem Staat die glänzendsten Früchte verspricht.

Nehmen wir an, man rief Realisten und Humanisten wie zwei unversöhnliche Fraktionen zu sich und sagte zuerst jenen: »Ihr seid gegen das Gymnasium? Ihr wollt Latein und Griechisch und philosophische Propädeutik aus dem Lehrplan werfen? Ihr wollt mit dem Humanismus absolut nichts zu tun haben und bloß mit allem Erziehungskomfort der Neuzeit dem Staatsbürger freie Bahn geben, den gesunden, ungenierten, beherzten Arbeitskräften, für die Anpassung und Beweglichkeit nötiger ist als Systematik und Gewissen? ... Gemacht. Euer Wunsch sei erfüllt!« Und dann zu den anderen: »Ihr wollt kein Jota von eurem Gymnasium aufgeben, nicht ein Tüttelchen? Die klassischen Sprachen restlos beibehalten, den Stundenplan nicht mehr zu Gunsten praktischer Gegenstände gekürzt sehen und noch tiefer im philologischen Morgenrot baden? ... Vielleicht gar auf die besseren Zeiten zurückgehen, wo Poetik und Rhetorik gelehrt wurde, Schüler und Lehrer miteinander nur lateinisch redeten und strebsame Knaben ihren Glückwunsch an den Professor in griechischen Versen darbrachten? ... Einverstanden. Auch ihr könnt euren Wunsch haben. Beides sehr einfach: Euch Realisten ist es ja gleichgültig, wie die Schule heißt, die euch zu Universitätsbesuch und künftigen Beruf vorbereitet? Nennen wir sie also immerhin Realschule.

Und für euch Humanisten bleiben etwa sechs bis zehn Gymnasien im Lande übrig. Da könnt ihr auf euer eigenes Risiko und mit staatlich gleicher Aussicht eueren Idealen dienen!«

Das heißt mit anderen Worten: Der Mittelschulkonflikt beruht auf dem Gegensatz von Staats- und Luxusschule. Das Gymnasium soll auf der einen Seite eine Vorbereitungsanstalt sein, auf der anderen eine klassische Bildungsstätte. Nun sagen die Staatsrealisten, daß seine heutige Form für den einen Zweck zu überladen, unpraktisch und veraltet, die Hüter der Bildungstradition, daß sie für den anderen eben richtig, wenn nicht gar schon zu modern sei – und beide haben recht. Was gibt es da Besseres, als die Realschule zum landläufigen Mittelschultypus zu erheben und mit den gymnasialen Vorrechten auszustatten, die Mehrzahl der Gymnasien in Realschulen zu verwandeln und andererseits eine beschränkte Anzahl von ihnen als humanistische Luxusanstalten fortbestehen zu lassen? Wer die Mittelschule als Weg zum Beruf und zur praktischen Betätigung ansieht, Latein und Griechisch nicht lernen, dafür vielleicht mehr an weltmännisch-konkreten Kenntnissen gewinnen will, soll Realschüler werden. Und wer von höherem, eigentlich von tieferem Ehrgeiz beseelt ist, sich selbst zu Fleiß und Gründlichkeit verpflichtet, von Haus aus zur methodischen Bildung hingezogen fühlt oder auch später dafür entscheidet, wen der Ursprung des Geistes, aus dem alles Wesen fließt, mehr anlockt als die glatte Oberfläche der Welt, die Bedächtigkeit mehr als die Eile, die Schwierigkeit mehr als der Handgriff und vielleicht noch Vaterstolz und -Eitelkeit dazu antreibt – der möge sich sein idealistisches Streben, sein geistiges Luxusvergnügen auch etwas kosten lassen, ohne äußerlich dafür im Vorteil zu sein – »kosten« sowohl im Sinne des erhöhten Schulgelds als der erhöhten Anstrengung, die den Minderbemittelten von seiner Zahlung befreit – und jenes »*Gymnasium der Zehntausend*« besuchen. Für den erhöhten Aufwand an Fleiß und Mühe, die Anforderungen in jeder Hinsicht, die humanistische Überlastung des Lehrplans wäre der Staat nicht mehr verantwortlich – der Schüler hätte es sich mehr oder minder selbst gewählt. Damit würde das Gymnasium auch wieder zu seiner griechisch-antiken Bedeutung zurückkehren, als einer edlen, reservierten Erziehungsstätte, für die das Wort Bildung den ursprünglichen, gleichsam geistessportlichen und seelenfrischen Sinn hat.

Um die Frequenz und den praktischen Wert des neuen Gymnasiums brauchte einem nicht bange zu sein. Für die Gegenwart kämen neben der Lernlust und der tieferen Neigung, neben der Ehrfurcht und spezieller Berufswahl auch die bürgerliche Eitelkeit und die

gesellschaftliche Rücksicht als Besuchs-Faktoren in Betracht. Für die Zukunft aber, so unwahrscheinlich es heute noch die realistischen Wortführer bedünken mag: eine praktische Erkenntnis. Ja, man vermag sich vorzustellen, daß gerade jene, die dem Gymnasium heute verächtlich den Rücken kehren, ihm später freiwillig und begeistert zuströmen. Denn was würde sich über kurz oder lang, etwa nach einem oder zwei Menschenaltern, von diesem Gymnasium herausstellen? Daß der Zwang zum intensiveren Wettbewerb, zur Gründlichkeit, Tiefe und redlichem Wollen an Stelle der bisherigen unfreudigen Laxheit und des automatischen Durchrutschens gediegenere und brauchbarere Menschen erzeugt hat; daß sich diese Menschen auf der Hochschule besser bewähren, schärfer und genauer sehen, ihre Kollegen überflügeln, daß ihnen statt der guten Anstellung, des sicheren Postens, der reichlichen Versorgung wieder ein Ideal voranleuchtet, dem sie durch Eingebung, Enthusiasmus und Arbeit näher kommen; daß sie allenthalben die Befruchtenden, Unentbehrlichen, Wirkenden sind. Frische Impulse strömten in den Staat und belebten sein trockenes Geäder. Wer weiß, ob er nicht schon lange an jener Nüchternheit zu leiden hatte, die ein Produkt des modernen Unterrichtes ist? Die Übertriebenheit des Humanismus käme ihm da – was sie im einzelnen auch verschulden mag – im ganzen als Antrieb und Gläubigkeit, Überzeugung und Ideenfülle wunderbar zugute.

Der geschmähte und verspottete Humanismus bestände damit eine Probe auf seine Wunderkraft. Der sogenannte »Grund der Dinge« bleibt ja doch ihre eigene und letzte Lösung – nur Halb- und Dreiviertelbildung kann ihr Bild verwirren. So entpuppt sich der wahre Humanist, nach dem Abtritt aller Datumshüpfer und Realitätenhändler, auch im Staate und für ihn als der *Deus ex machina*. Was er baut, mag länger brauchen, aber es hält, mag wenig sein, aber Gutes. Denn es kommt nicht aus dem Handgelenk – sondern aus heiligem Gewissen.

Prager Tagblatt, 22. Oktober 1916

75 a. Einer über den anderen

Am Wiener Burgtheater wurde bekanntlich vorgestern Hans Müllers dreiaktiges Schauspiel »Könige« zum ersten Mal aufgeführt. Damit landet der versatile Dichter der Wiener Bank- und Beziehungswelt dort, von wo seine dilettantischen, von geringerer Gunst umschmeichelten Vorgänger sonst begonnen haben: beim historischen Jambus.

Der Weg der Altklugheit und liebenswürdigen Streberei. Sie schafft sich erst auf gut-zeitgemäße Art das Piedestal eines Dichters und greift von da ins volle Menschenleben, mitten ins Shakespearisch-Pathetische. Der Salonheld hat den Gymnasiasten entbunden – so schließt sich anmutsvoll der feuilletonistische Kreis. Über die widerliche, diesmal im Halmschen Kolorit paradiierende Mischung aus Schularbeitsoptimismus und Konditoreigratie, Gedankenpunktiromie und Parvenügeist ist nichts mehr zu sagen. Auch aus dem jambischen Gemenge lassen sich Schokolade und Knoblauch als die Ur-elemente erkennen. Die Wiener Kritik stellt das in der üblichen Zurückhaltung fest. Etwas schärfer schreibt nur die »Zeit«: »Wie vorzüglich ist dieses Schauspiel, wie überlaut und ungezogen! Es feiert das große Ereignis unserer Tage: die Waffenbrüderschaft Österreichs und Deutschlands; und es hat ein sehr starkes Gefühl für die deutsche Leistung, die wir alle miterlebt haben. Aber dieses Pathos, so schön manchmal sein Klang ist, wird gar zu schmetternd. Und wenn die Gegenwart so unbedenklich herangezogen wird, daß man auf der Bühne über die unerschwinglich hohen Preise der Lebensmittel jammert, dann ist von der Würde des Theaters wenig mehr zu fühlen ...« Sehr brav und rundheraus. Aber wer schreibt denn so tolldreist, entgegen alle Konvention und Konnexion! Herr Leo *Feld*. Sooo. Das ist etwas merkwürdig. Denn von demselben Mann wurde im Vorjahre ein »österreichisches Schauspiel« aufgeführt (unter dem Titel »Freier Dienst«), das sich das aktuelle Galizien zum Schauplatz wählte, von Waffenlärm, Kriegsgesetz und Patriotismus startete und in dem sich ganz datumsgerecht Pulverdampf mit Singsang vermischte. Was ihm als Autor recht war, scheint ihm als Kritiker unbillig. Der präventöse Ernst der Kritik wirkt da nur lächerlich – es ist nichts als Mangel an Kollegialität. Worüber man sich sonst in Wien nicht zu beklagen hat. Bühnenpfuscher mit dem sonnigen Esprit der Hohlköpferie und strenge Sachwalter des Aristoteles sind hier identisch und reichen sich zu einem fröhlich-hilfsbereiten Kartell die Hände.

Prager Tagblatt, 31. Oktober 1916

76. Der Ruf des Todes

Zum Allerseelestage

»Das Leben aus des Todes Hand empfangen« – ich weiß nicht, woher ich das Wort im Ohre habe: ob aus einem pathetischen Schriftsteller

der alten Schule oder von einem keuschen Johannes der Holzschnitt-Lyrik oder aus dem tief-klappernden Essays einer modernen Kunstzeitschrift oder aus einem ehrlichen Kriegsgedicht – eins aber weiß ich: daß es den Sinn des Lebens enthält. Tod war vor uns, Tod ist nach uns. Aus tiefschwarzer Erinnerungslosigkeit tauchen wir auf, aber so oft uns im Leben ein Zittern befällt, die Kniee wanken, der Pulsschlag aussetzt, rührt es daher, daß wir uns jener dunklen Vorzeit des Bewußtseins erinnern. Da fühlen wir, daß wir aus dem Nichts gekommen sind, ohne den Weg zu kennen, und mit dem Trieb, ihn nach rückwärts wieder zu finden; da wissen wir auch, was die Minute des Atmens bedeutet. Der Tod spricht höchste Lebensweisheit. Wer den Mut hat, ihm ins Auge zu sehen – nicht wie der Krieger, der danebenschaute, indem er sich keck dem zerstörenden Verhängnis stellt, sondern wie der Philosoph, der sein Bewußtsein aus dem Körper strömen läßt, um es neu erwachend wieder einzulassen –, der sieht wie jener Held in Meyrinks »Golem« das Gesicht seiner eigenen Seele; der sieht im Spiegel des Nichtseins die Würde des Seins. Und erwacht aus dem Halbschlaf der Nüchternheit zu lebenslänglichem Pathos.

Aber freilich – wie kann man es den Menschen verdenken, daß sie sich lieber die Kapuze über die Ohren ziehen oder mit zynischem Verstand über den Abgrund springen, wenn sich sogar die Philosophie, die Tochter des Todes, nicht recht hinzuschauen getraut und immer wieder bloß auf Wort und Begriff blickt? Wie können sie sich ein Herz dazu fassen und es für wertvoll genug erachten, wenn von der einen Seite gerufen wird: »Es gibt keinen Tod!« und von der anderen: »Dem Lebenden gehört die Welt!« So weiden sie – getreu dem mißverstandenen: »*Carpe diem!*« – das Gras des Tages ab oder zupfen daran in hindämmernder Geduld. Den Verkündiger des todgeweihten Lebens verstehen sie nicht, ob er Christus oder Nietzsche heißt, ob er das Evangelium der Güte predigt oder das der Kraft. Denn sie verstehen seine ewigkeitsintime Sprache nicht mehr und halten sie für überirdisch oder pathologisch. Darum haben sie aber auch selbst keine Kraft und Güte mehr. Beides strömt nur aus dem tiefen Todesgedanken. So wie der Nazarener sein: »Wahrlich, ich sage euch!« im Namen des ärmsten Menschenkindes von drüben brachte – Mitleid mit allem, was sterblich ist – und so wie der Zarathustra des neunzehnten Jahrhunderts aus dem Herrengefühl des Lebens, dem der Tod so nah ist, aus dem Bewußtseinsschwall des Wiederauferstandenen, die Macht des Lebendigen besang – so quillt für jeden aus dem Allerseelenmotiv das Leben selbst.

Im Jahr des Krieges, wo jeder Tag für Tausende zum Allerseelentag wird, ist die Gefahr, daß dieser zum gewöhnlichen Kalendertag wird.

Die Gefahr? Könnte man dem trauermüden Herzen den Gleichmut verargen? Soll nie – wie die Ermunterung lautet – der Augenblick sein Recht haben? Und heißt es also nicht schon des Leides spotten, wenn man ihm über Wert und Würde gesalbte Reden hält? ... Dem Ohr der einzelnen mag es so klingen. Ihre Trauer ist jenseits der Welt. Aber die Gesamtheit nimmt wahr, daß sie durch die Summe des Unglücks stumpf wird, daß ihr das Sterben nicht mehr als großes Phänomen gilt, daß sie ihr Gesicht schneller vom Tod zum Tage wendet; und daß sie wetterfest und stark geworden ist gegen jede Anfechtung aus dem Jenseits. Ja, sie brüstet sich geradezu damit, nebst manchem anderen auch den Tod besiegt zu haben. Diese Todesverachtung ist gemeinhin keine Tugend. Sie ist ein Verkennen des Lebens und des Todes zugleich, das Eingeständnis schwächeren und umdämmerten Bewußtseins. Dem Tod eine Nase zu drehn und lächelnd mit Gift und Revolver zu spielen bleibt den Kleinen vorbehalten. Aber wie schwer sind gerade die wahrhaft Großen der Erde, die Verkünder und Bereicherer des Daseins, von hinnen gegangen, wie heroisch war ihre Angst vor dem Augenblick, wo die Welt aus den Adern rinnt und alles aufhört, mag auch diese Angst noch den Ausdruck der Würde getragen haben! Welche ungestaltbar-großartige Symphonie dieses Bangens schwebte um Beethovens Sterbelager: wie der Titan sich bei Blitzschein und Donnerschlag noch einmal im Bett aufrichtete und die Hand drohend gegen die Decke des Zimmers emporballte! Und selbst der lächelndleidende Offenbarer des ewigen Lebens rief am Kreuz: »Herr, mein Herr, warum hast Du mich verlassen?« ... Die Lebensflinken, Übers-Grab-hinaus-Gesehten, Tagverwirrten sind furchtlos ...

Es wäre bedenklich, dem Kriegsgeschlecht einzureden, daß die Verkrustung und Verhärtung seiner Todesangst – so gut sich die Natur hier mit Anpassung hilft – die wahre Gesundheit der Helden und nicht eine Krankheit des Gemütes ist, daß die pausbäckige Ruhe und der lächelnde Gleichmut der Heimgekehrten heroische Errungenschaften bedeuten und nicht Zeichen übler Verwandlung. Man müßte sie im Gegenteil später einmal – so wie man den geistig Kranken durch ein Erinnerungsbild erschüttert, um ihn zu heilen – zu Tränen bringen und ihnen mitleidvoll statt bewundernd ins Auge sehen, damit ihr Gefühl für die Tragik des Todes wieder auftaut. Sonst kommt eine pietätlose, ungütige, unbekümmert auf dem Gegenwartsboden trampelnde Zeit. Das Wort von den Verstorbenen, die den Lebenden im Weg stehen, hat ein quietschvergnügter Wichtigtuer erfunden. Es ist die Weltanschauung der Eintagsfliege. Der Mensch darf nicht vergessen – darf sich nicht trösten ... Dem Lebenden gehört die Welt!

allerdings – aber wer nicht bei den Toten verweilt und sein Leben als ihren heiligen Nachlaß betrachtet, wer sie nicht im Herzen mitleben läßt und sein Heute in ihr Gestern verwandelt – der hinterläßt nichts und ist selbst ein Ewig-Gestriger. Der Allerseelenkranz schmückt die Toten und Lebenden.

Prager Tagblatt, 2. November 1916

77. Gastspiel Lia Rosen

Hauptmanns »Hannele«, gestern im Landestheater

Lia Rosen als »Hannele«. – Der christliche, von Weihnachtsengel und klobigen Erdenrüpelein durchschwebte Einakter behält seine Wirkung wie eine Bibellegende oder ein Kindermärchen, die sich, noch so abgeleiert und ausgetränt, zu guter Stunde dem Gemüt erschließen. Nicht als ob die Engelsfittiche und gesalbten Reden, die Lichtkegel und Begleitakkorde, dies »ganz verzückte Himmel-Überhimmeln« den Effekt täte – die Kindlichkeit hält sich zu genau an den Katechismus –, sondern gerade das Schlicht-Wirkliche des Melodrams, diese Mischung aus Rauheit und Reinheit, Not und Inbrunst, Kindstum und Lebensjammer greift ans Herz. Greift – ohne aufzuwühlen. Denn dazu empfängt der Verschönerungsrealist Hauptmann die Wahrheit zu sehr aus der Hand der Dichtung, sieht die Welt mit zu epischem Auge. Die Wirklichkeit steht ihm in breiten Gemälden fertig zur Verfügung, sein Mitleid braucht bloß zu schauen und nicht mitzugehen ... Politisch würde man das einen rückständigen Sozialismus nennen. Aber umso naiver und unmittelbarer, umso voller und reiner wirkt er beim Dichter. Schade, daß diesem der naturalistische Ibsen über den Weg gelaufen ist. Sonst müßte es an manchen Stellen – wenn einer wettergeschüttelt hereinkommt, vor Realistik zerplatzt oder seine Sprache die Augen verdrehen läßt – nicht nach parodistischem Moder riechen.

Lia Rosen ist mit ihrer Rolle so völlig identisch, daß man nicht weiß, wer das größere Format hat: sie oder die Rolle. (Aber auch nicht, wie weit sie darüber hinauswachsen kann.) Was sich die Liebe und Rührung aus der kleinen, verprügelten, kinderguten und himmelstreuen Heiligen an Adjektiven holen kann, steht fleischgeworden und seelenschimmernd auf der Bühne. Diese Hannele ist kein blondes Märchen-, aber auch kein hysterisches Theaterkind. Ihr Wunsch nach dem Himmel ist keiner nach der Puppe. Ein edles, proletisches Lei-

denskind, erfahrungsgekerbt-duldend und doch von ganz reinem, zärtlich-gläubigem Gesicht. Daß es das kleine Stück seines Daseins für alles nimmt und weg will – das ist seine Heiligkeit und frühe Weisheit. Wunderbar, wie beides, Leiden und Glauben, im Gesicht, in der Stimme, in der Bewegung der Rosen vereint ist. Diese Schauspielerin ist geradezu die Tragödin der Kindlichkeit. Wie sie abgehetzt und erschreckt mit ihrem mageren Leibchen im Bett liegt und fröstelnd, tränennah ruft: »Ich fürchte mich!« – man kann hier aus dem Todes-[Textverlust] ist schlechthin die Tragödin der Kindlichkeit. Wie sie jeden, der an ihr Bett tritt, flehend und verwundert anblickt, bei der geringsten Berührung – ihres striemenbedeckten, zerschlagenen Körpers! – empfindlich zurückfährt (trotz allem noch sich selber zärtelnd), wie sie großäugig und mit halboffenem Mund die Wunder anstarrt und endlich im Todeskampf mit angstblecherner und herzgelockerter Stimme aufschreit – das sind nicht gesuchte Nuancen, sondern Höhepunkte eines durch Wuchs und Antlitz glaubhaft natürlichen Spiels. Kein Hauch von Altklugheit haftet an der Leistung. Nur wäre bei dem Talent, das der Gesichtsausdruck und die tränenunterwaschene Stimme der Rosen für Fiebervisionen und Traumgesichter zeigen, zu befürchten, daß sie sich über kurz oder lang in theatralischen Gretchen- und Opheliakrämpfen winden wird. Hoffentlich trocknet die nächste Rolle die Tränen der heutigen ... Der Beifall war enthusiastisch. Das Klatschen ging wie eine Entspannung los und beruhigte sich kaum nach dem zehnten Hervorruf.

Nachher kam neueinstudiert: Schnitzlers »Literatur«. Ich habe die Alteinstudierung nicht gesehen – aber sie kann nicht mehr um vieles schlechter gewesen sein. Schnitzlers *Bluette* – selbst schon staubig wie etwa ein Band »Jugend« aus dem Jahr 1900 – kann nur parodistisch genommen werden, siehe: Schwabing, Schlapphut, Turftrottell usw. Herr *Huttig* gab den letzteren als einen Gentleman aus Ottakring. Wenn seiner Saloppheit nur ebensoviel Komik entspräche! Herr *Koch* als Gilbert trug statt eines Havelocks einen schäbigen Überzieher und machte auch sonst aus dem Bohemien einen Schnorrer. Einen seriösen leider. Fräulein *Kovacs* bewies als Margarete ihr schon in Wien bewährtes geschmeidiges Lustspieltalent. Den Roman freilich wird ihr keiner glauben.

Prager Tagblatt, 6. November 1916

78. Neues deutsches Theater

Man muß an Schiller glauben, um ihn zu spielen. Glauben – in naiver Schmierer-Inbrunst oder auf realistisch durchleuchtende Art. Sonst wird es ein Spiel *mit* Schiller. Die gestrige Aufführung der »Braut von Messina« war von mehr Willen als Glauben durchtränkt und wehte bei allen Solo-Künsten etwas kühl von der Bühne herab. Es war ein vieraktiges Zitat von edler, erinnerungsfrommer Betonung und rhetorischer Wärme aus zweiter Hand. Zwischen den Adolf-Loos-farbigen Säulen Messinas ging der Geist der Schauspielschule um ... freilich einer, die an einen strengen, gediegenen Taktstock gewöhnt ist. Die Schmerzensmutter Isabella gab Frau *Feldhammer* aus Berlin. Die Königlichkeit dieser Heroine ist von gut-bürgerlichem Maß, ihrer Würde fehlt die Dämonie aus dem alten Gotha (anno Äschylus), ihr Adel ist ein bißchen mollert. Sonst aber: bester, stilvollster Reinhardtismus. Ein fraulich-weiches Gesicht, das noch in der Verzerrung glatt bleibt, kreuzweis verschlungene und statuenhaft-gespreizte Arme, ein tränenbrüchiges, schmerzgehöhlttes Organ, dem natürliche Härte zu-statten kommt. Vielleicht war sie auch in den Augenblicken der Fassung schon zu sehr in gemütliche Affekte »aufgelöst« – ihre Ausbrüche hatten dafür jene temperierte Wildheit, jene gezügelte Exaltiertheit, die sich schauspielerisch dem altgriechischen Theater so weit nähern mag wie Schillers Drama dichterisch ... Herr *Mühlberg* als Manuel von distinguiertem Unbefangenheit (die sich im Smoking offenbar wohler fühlt), Herr *Koch* ein selbstverbissener, im Pathos natürlich auftauender Don Cesar. Aus dem monotonen Singsang des Chores fielen die katarrhalische Gähnstimme Herrn *Reinhardt's* – der bei weniger Unterstreichung ein guter Sprecher wäre – und der gezückte Tenor Herrn *Frickes* auf. Frl. *Newes* als Beatrice ein Backfisch mit wohlerzogenem Gurgel-R, aber voll guten Theaterblutes. Das zahlreiche Publikum applaudierte Frau Feldhammer oft hervor und zollte auch den Mitspielenden lebhaften Beifall. Im Wechselchor über Krieg und Frieden schien die Sympathie des Hauses auf Seiten des schlechteren Sprechers zu sein. Er hatte den Frieden.

Prager Tagblatt, 10. November 1916

79. »Hjuhs«

Es ist eine alte Beobachtung, daß Männer des Tages, deren Namen leicht auszusprechen sind, vorweg mehr die Sympathien der Leute

haben als solche, deren Namen dem Aug' als ein Letternknäuel erscheint. Man tupft und tastet ungefähr an die dunkle Lautfolge, aber die Vorstellung will sich nicht weiter damit befreunden; das Gehirn braucht gleichsam einen handlichen Zettelkasten. Die in- und ausländischen Hubers und Müllers, die Smith, Taft, Grey, Briand hingegen haben unbeschadet ihrer politischen Färbung gewonnenes Spiel. Sie sind populär in dem Sinne wie alles, was einem x-mal über die Lippen kommt.

Die amerikanische Wahlkorrektur hat da unser Tagesgespräch von einer Plage erlöst. Man war bereit, dem zuerst als Präsidenten ausgerufenen Republikaner *Hughes*, der die Stimmen der Deutschen und Irländer hatte, alle möglichen Talente und guten Eigenschaften zuzusprechen: ihn unter Umständen als Freund und Günstling zu betrachten. Aber man war nicht imstande, sich an das Lautbild seines Namens zu gewöhnen. In Wien dürften sie – vom Rennsport erzogen – »Höx« oder »Hux« gesagt haben. Das heißt im zweiten Bezirk. In Hernals und Meidling wahrscheinlich: »Huges«. In den Lyzeen: »Hödschis«. Hier in Prag: »Chutsch«. In Berlin: »Hutsch« oder »Juch« oder »Juches«. Überall ein Husten, Pfeifen, Ächzen, Glucksen, eine Massenerkrankung an der *maladie de tic* (die bekanntlich ein dem Namen des geschätzten Republikaners ähnliches Kehlkopferäusch bevorzugt). Man erinnerte sich auch an Karl May und seine indianischen Interjektionen, das »Uff!« und »Pshaw!«. Und nach einer Geheim-Theorie sollte es für die Aussprache das beste sein, das sogenannte »Schnackerln« (Schluckreflexe) abzuwarten ... Einige allerdings gingen mit dem großen Wissen herum: »Hughes«, das heißt: »Hjuhs«. Aber wer getraut sich die Schrift so mutwillig in einen neuen Klang zu verwandeln? Die Stimme hätte es leicht, aber noch immer schweben zwei »h« vor dem Auge, deren Anblick zum Husten reizt ...

Jetzt, *post festum*, wissen wir's alle. Hjuhs. Bitte strengen Sie sich nicht an – auch »Jus« genügt. Ja, nicht wahr, hätte sich der Expräsident *in spe* beziehungsweise der *in-spe*-Präsident a. D. so geschrieben, Sie wären unbedingt für ihn gewesen? Er wäre der Mann Ihrer Mundfaulheit? ... Na, beruhigen Sie sich. Wir bleiben beim Wilson. Und es braucht keinem zu passieren, daß ihm mitten in hochpolitische Kombinationen ein naseweiser Backfisch oder ein affektierter Weltmann ausbessernd dazwischenfährt ... Die Weltgeschichte hat sich verkutzt – 's ist schon wieder gut.

Prager Tagblatt, 11. November 1916

80. Der schöne Wahnsinn

»Der schöne Wahnsinn« sagt man auf das freudig-maßlose Spiel der Bühne. Klänge das Wort nicht nach bequemer Genugtuung und wäre es nicht für Affektationen jeder Art in Gebrauch – man müßte daraus wie vormals das Wesen des Theaters hören. Hier vibriert der Fluch auf die platte Nüchternheit: auf Logik, Einordnung, Regel und Würde; und die Lust am cäsarischen Selbstgefühl. Der schöne Wahnsinn, weil: der gewollte, erlebte. Über Hals und Kopf stürzt sich das Bewußtsein in den brandenden Größenwahn, entzündet sich jählings an der Einbildung zur Theaterflamme. Herr Lewinsky! – Sie sind in dem Stück ein König; Herr Robert! – Sie spielen einen Feldherrn; Frau Wolter! – Sie eine Mörderin. Und sie werden es auf den Wink. Ja, sie sind es nunmehr wahrer und würdiger als mancher echte Herrscher, Schlachtenlenker und Halsabschneider. Nur eine Stunde dürfen sie's sein – aber die Schnelligkeit peitscht sie gerade an und fängt in einem Extrakt ihr Wesen ein. Wer ist jetzt Mensch und wer Figurant? – sie, die im Taumel der Phantasie oben stehen, oder jene, die mit Rang und Würden bekleidet leibhaftig unten sitzen? Der Schauspieler – der große und echte nämlich – verwechselt das Mein und Dein des Bewußtseins. Alles Wirkliche ist ihm Erfindung. Sinn ist Unsinn, Wahnsinn Größe ...

Kein Wunder, daß das Theater selbst den Wahnsinn als eine seiner besten Wirkungen betrachtet! Der Geist, dem es sich entstammt fühlt, muß auch sein packendstes Mittel sein! Der Wahnsinn schlummert ja gleichsam auf der Szene: er lockt wie ein Rausch und seinen offenen Abgrund entlang führen die Affekte. Noch fließt alle Kunst aus dem Vollen selbstbespiegelnder Übertreibung – und im nächsten Moment wächst diese ihr über den Kopf, hüllt sie ein, wirft schwarze Schatten – Hilfe, der große X ist wahnsinnig geworden! Nun wissen wir erst beinahe wirklich, daß er der *große X* war! ... Darum hat auch Dumas mit seiner französischen Theaternase im »Kean« das Schauspielerstück *comme il faut* geschrieben. Weiß Gott – der Künstler, der diesen irrsinnig die Logen hinaufsprechenden Hamletdarsteller spielt (ich erinnere mich, wie Lichtenberg den Garrick schildert), ist auf dem Wege, sich selbst in den Hamlet zu verwandeln. Und man kann sich die verzwickte Variante dieses Themas ersinnen, wie eines Tages der Darsteller des »Kean« in der Wahnsinnsszene – verrückt wird ... Oder ist es schon dagewesen?

Ich denke an meine großen Bühnen-Eindrücke. Was war es? ... Wie ich einmal Kainz in einem schlecht gedachten und gut gemachten Ein-

akter Hermann Bahrs sah, worin er einen irrsinnigen Musiker (das Stück klang an das Schicksal der drei Brüder Grillparzer an) darstellte und mit gestäubtem Haar durch die Szene zu schreien hatte: »Wenn der Herbstwind über die Stoppeln fährt! ...« Es ging durch Mark und Bein. Die Stimme strich selbst wie ein eisiger Wind durch den Raum, blies aus einer geborstenen, spannoffenen Seele und weinte in ihr fort wie die Luft im Ofenloch. An Hölderlins Zeile müßte man denken: »Im Winde klirren die Fahnen« und an den armen weltzerzausten Dichter dieser Zeile, dessen Geist sich entlaubte. Ein schauerliches Bild verflüchtigter Größe – und Größe assoziiert sich immer dem Eindruck vom Bühnenwahnsinn, so sehr erscheint er uns als wahrhaftiges »Überschnappen« des Allzustraffen, Allzureichen und so voll sind wir von der tragischen Ahnung, daß auf das herrlichste Bewußtsein das Dunkel lauert ... Nichts kommt der Tragik des von der Macht in die Ohnmacht stürzenden Geistes gleich, es ist der Höhepunkt des Kampfes zwischen Mensch und Schicksal, zu dem unmerklich und doch stets befürchtet alles übrige hinandrängt. Im »Wahnsinn« spielt darum jeder Schauspieler seine Lieblingsrolle ... Eine andere Erinnerung: Sonnenthal als Lear. Nicht die schlottrige Königlichkeit, mit der er auftrat, nicht die zerfahrene Würde meine ich. Sondern seinen Ruf: »Narr – ich werde rasend!«, diesen steinrüttelnden Angst- und Wehruf entströmter Kraft und dann im dritten oder vierten Akt den arhythmischen Gang, in dem er blumengeschmückt über die Bühne tänzelt – ein bartwallender Prophet auf Trippelbeinen, das Spiel einer Verzweiflung, die sagt: »Kommt, machen wir uns alle einen Spaß, ziehen wir uns wie Narren an, jubilieren wir über unsere Ohnmacht, lassen wir, vom Göttertisch Herabgeworfene, unsere Schmach Allotria treiben!« Kann man sich etwas Tragischeres denken? ... Welcher Unterschied zwischen diesen Bildern des »schönen Wahnsinns« und der pathologischen Kleinmalerei Ibsens in den »Gespenstern«! Der seriöse Theaterfuchs wußte, »was gut ist«. Oh, er hatte das französische Geheimnis heraus. Aber statt sich ehrlich zum Theater zu bekennen, kam er »von innen« und glaubte den Irrsinn zu vertiefen, wenn er ihn bürgerlich motivierte. Der schöne Wahnsinn wurde bei ihm zum Skioptikonvortrag: Wurzel und Wesen der abnormen Erregung. Seine Darsteller sind daher auch sehr normale Menschen, Bürger, Künstler mit eingenähtem Firmazeichen – ja, wie sagt man doch? – denkende Künstler! Aber ihr Wahnsinn – die dämonische Triebkraft der Komödianten – ist ein kaltes Spielzeug in ihrer Hand. Keine Angst – sie werden nicht überschnappen.

Der Fall des Schauspielers Kürthy vom Budapester Nationaltheater ist dem Wesen nach kein seltener. Wie er mit dem Dolch vor den

Augen seiner Partnerin fuchtelte, sie unheimlich angrinst: »Ich kann ... ich kann nicht ... was glaubst du?« und verächtlich das Zeug weghaut – von welchem Dichter ist das nur? Woher hat er dieses Frohlocken des Wahnsinns, dem es Spaß macht, daß man sich vor ihm fürchtet – wo doch die Furchterregung bloß sein Zweck ist? Wie er sich niederwirft, am Boden winselt, prosaisch-wild aus der Rolle fällt. »Aus der Rolle fallen« – ein gefundenes Wort für psychoanalytische Ohren, die daraus den geheimen Willen zum Wahnsinn erhorchen könnten, und es bezeugt, daß auch dem Schauspieler, dem freien Künstler, der Text schon zu viel Zwang ist und ihn zu mutwilliger Störung reizt wie die Stille eines Saales zum lauten Wort. Ja, vielleicht liegt hier – wenn man es psychologisch haben will – der Schlüssel zu solchen Fällen. Jahr für Jahr und Tag für Tag bringt der Schauspieler (auch Herr Kürthy brachte an jenem Abend ein Stück unvernarbtetes Privatleben ins Theater) seine Sorgen, seine Schmerzen, seine frische Erregung auf die Bühne mit – es nutzt ihm nichts, sie wird in die Rolle geschraubt, von der Rolle umklammert und kann nicht heraus. Ja, er möchte rasen – weil er es auf den Wink des Regisseurs tun muß. Und so tut er es plötzlich auf eigene Faust. Disposition ist ja immer dazu da. Der Beruf des Schauspielers allein (wenn ihn der geborene Künstler ergreift) ist eine Zuflucht vor größerem Wollen und bedeutet irgendwie Resignation eines Dranges. Vom Geltungstrieb ist die äußere Form geblieben, vom Eigenwillen die Geste, vom tiefinnersten Streben die Lust an der Bewegung und am großen Schein. Er wirft sich in die Posen seiner Leidenschaft und Wildheit, seines ganzen ungelebten Lebens und möchte davon überfließen. So speist er von der Zügellosigkeit des Temperaments ohne Mühe das Dichterwort, das ihm auf den Mund fliegt – ja, wenn ihn diese Zügellosigkeit befreit, statt ihn aufzubauchen, wenn sie ihn eigentlich erst ruhig blicken und mit den gemalten Dingen des Lebens selbstherrlich spielen läßt, gibt er sich das Stichwort selbst und wird zum Dichter. Es war der Weg des großen Shakespeare.

Wir aber kennen einen anderen, der sich von der Ferne kleiner ausnimmt und doch ebenbürtig an seiner Seite steht, einen gütigen und humoristischen Wiener, der zeit seines Lebens als Schauspieler hinter den Kulissen pfauchte und als lächelnder Dichter vor den Vorhang trat, der auf der Bühne an sich hielt und im Leben erst tollwütig losbrach, den Gesalbten jenes schönen Wahnsinns, an dem Dichter und Komödianten so oft erkrankten: Ferdinand Raimund.

Prager Tagblatt, 12. November 1916

81. Gastspiel Claire Wallentin

»Heimat« von Sudermann

Das Kerrsche Wort vom »Überkommis« weicht dem Autor nicht mehr von den Fersen. Ein platter Geselle. Welche Vermessenheit, die »Gartenlaube« zitatzweise und ironisch einzuführen, von deren Geist alles, was da im Stücke lebt und webt, seinen Atem bezieht! Es ist, als ob der französische Komödiengeist von einem Vollbart umrahmt wäre – nein, ärger, das Wort ist zu selbstgefällig abgenützt! – als ob er Plattfüße hätte! Deutschland, zweiter Teil. Der Gast wendet sich mit Grausen. Und umso mehr, als er wahrnimmt, daß sich hier die widerlichste, leimigste, sklavischste Nationalität durch flächenhafte Selbstkritik entschuldigt und sich mit Pseudo-Ironie einen Rückhalt gibt; daß aus den Gedankenstrichen eines Kolportageromans problematischer Geist gezogen ist! Oh, August Scherl, was bist du deiner fahnenaussteckenden, kastratischen Gemeinde für ein Dichter und Denker! – Fräulein *Wallentin* als Gast fühlte sich in der germanischen Fessel sichtlich unwohl. Ihre leichte, französisch angehauchte Komödiantenart spottet des blühenden Unsinn und man wartet jeden Augenblick, daß sie das lästige Bürgergewand abstreift und auf eigene Faust weiterspielt. Sie hat den Schmiß eines theaterkundigen Naturalls, ihre Zunge galoppiert mühelos durch alle Skalen des Himmelhochjauchzend und Zu-Tode-betrübt, ihr Wesen ist von der leicht jonglierenden, die Affektbälle mit der einen Hand aufwerfenden und mit der anderen geschickt wieder einfangenden Art. Dazu noch wienisch im Sinne einer frivolen freiheitsdurstigen Selbstironie. Sie möchte augenscheinlich bei jeder tragischen Wendung mit Nachtlokal-Esprit das öde Stück sprengen. Schade, daß sie diese Antrittsrolle wählte. In der französischen Komödie steht sie doch anders, freier und humoristischer da. Hier sprüht der Übermut ihres bis in alle Fingerspitzen zynischen, erotischen Damentums. Die übrigen Darsteller standen zu ihr in dem Abstand, den das Stück vorzeichnet. Ich will nicht untersuchen, ob aus ihrem oder des Dichters Verschulden. Jedenfalls fühlten sich Herr *Reimhardt* in seinem würdendurchsättigten Professorenbart, Herr *Koch* in seinem abgetragenen Schlußrock und Fräulein *Plessing* – übrigens eine sympathische Naive – in ihrem Backfischhüpfen nur zu wohl. – Sardou in Röhrenstiefeln. Es war zum Brechen.

Prager Tagblatt, 13. November 1916

82. Gastspiel Claire Wallentin

Was ist mehr wert: Grazie oder Pathos? Das, was einem augenblicks mehr fehlt. Und da die Welt zur Zeit in Pathos ertränkt ist, die Dinge nur als grad oder ungrad ansieht und alles mit der vollen Hand packt – wird Grazie zur höchsten Tugend: Molnárs »Gardeoffizier« war dafür gestern ein liebes, lebendiges Beispiel. Aus einem ausgezupften Feuilletons-Haar ist hier mit Anmut und wirbelnder Behendigkeit ein zierlicher Spielball geflochten, kugelrund und leicht auf der Hand zu wiegen. Man kann durchsehen – es fehlt jeder Kitt oder Klebstoff, diese aufgekochte Gedanken-Konserve, die man »Gehalt« nennt. »Ach was, Gehalt!« könnte einer seiner Spieler sagen, »der muß sich erst draus ergeben ...« Denn ich leugne nicht, daß Molnárs Leute nicht vom feinsten Esprit duften. Sie gehören ja auch nicht zur alten Kultur, sondern zu einer neuen, dem Leben vom Markt retournierten, etwas billigen. Die hat weniger Gewissen, Ehre, Erziehung, Überzeugung und Leidenschaft – dafür aber auch mehr Mut und Geist. Ja, Geist, mag man zehnmal konstatieren, daß er auf magyarisch jüdelst – erotischen Geist. Vielleicht wirkt er auf Wedekind-Geeichte und Strindberg-Genährte als Schlieferl-Erotik; die Sinnlichkeit hat nicht viel Würde, die Liebe zwinkert, statt mit dem großen ewig-offenen Auge dreinzuschauen, und die Situation entdeckt die Weisheit. Molnár ist eben kein Wedekind – wollen ihm das die Deutschen übelnehmen? Er hat es zum Unterschied von ihnen im Handgelenk, daß die Komödie ein Abbild des Gemeinen ist und kein Zerrbild des Ungemeinen. – Fräulein *Wallentin* gab – sich; und tausend andere Künstlerinnen hätten an ihrer Stelle dasselbe getan; denn die Rolle verlangt es. Der gutmütige Lehrsatz, daß »a jedes Weib Komödie spielt«, wird von ihr ebenso gutmütig in seiner Umkehrung demonstriert: daß die Komödiantin sich nicht zu verstellen braucht. Gewiß, hier macht die Routine alles; aber sie wird als natürliches und bewußtes Ausdrucksmittel wieder echtste Kunst. Es wäre darum billig, auf der einen Seite vor bizarrem Auffassungsspiel in die Knie zu sinken und sich hier mit dem Worte »Technik« zu begnügen. Die kluge, mondäne Schnatter-Technik des Fräulein *Wallentin*, ihre Art, das ungewisse Bereich der Koketterie nie völlig zu verlassen und auf dünnem Seil zwischen Trug und Ernst zu balancieren, ihre Konsequenz der Unberechenbarkeit ist anmutigstes und erläuterndstes Theater. Kein Wunder, daß ihr das Spiel besser gelingt als dem Partner. Herr *Huttig* war leicht herumzukriegen. Zwar zeigte er diesmal eine sympathische, der Rolle nichts schenkende Nonchalance. Aber seine Liebenswürdigkeit war aus ei-

nem Guß und von einer Linie, ohne zweideutige Wandlung. Sein Gardeoffizier schien glaubhafter als sein Schauspieler ... Der Kritiker des Herrn *Koch* würde ihn günstiger beurteilen; ein netter, bescheidener Mensch, aber ich trau' mich vor ihm den »Hamlet« zu spielen ... Das Publikum, über das hie und da eine Welle der Entzückung lief, war nach den Aktschlüssen merkwürdig reserviert. Fräulein Wallentin mag sich trösten: Prag ist keine erotische Stadt. Das schöne Spiel, das von der Pose aufs Gefühl und zurück springt, der süße Kleinkrieg zwischen Liebe und Leben bleibt ihr unbegreiflich.

Prager Tagblatt, 14. November 1916

83. Gastspiel Claire Wallentin

Nichts wird so rasch glanzlos und staubig wie die Wunder der Technik. Siehe: Grammophon und Motor Cycle, Scenic Railway und Henri Bernstein. Der Reiz der Neuheit ist ihre ganze Seele. Haben sie den verloren – dann strömt vom durchsichtigen Mechanismus eisige Kälte aus, man zählt seine Stäbchen, Schrauben und Räder und empfindet den Glanzeffekt von gestern als doppelte Trübsal. Das Märchen von der falschen Nachtigall ... Bernsteins »Dieb« habe ich bei der Wiener Premiere gesehen. Wie blitzblank und sprühend wirkte er da trotz des hörbaren Apparats, trotz Varietétrick und Leere. Zwischen dem Damals und Heute liegt das Kino. Stuart Webbs übertrumpft Henri Bernstein. Auch ist er ehrlicher und vermeidet Sätze wie »Schlage mich!« oder »Aug' in Aug'!« (mit drei Gedankenpunkten). Er hochstapelt echter. Es ist fatal, das vor der *Wallentin* zu sagen. Sie war gerade am Import dieses Bernstein beteiligt – in der guten alten Volkstheaterzeit, wo jeder Samstag seine neue Gala hatte. Direkt aus Paris – und morgen bei Gerngross. Da spielte sie im Rekordtempo, schnurrte, vom dramatischen Wind gejagt, alle Ekstasen ab – sie ließ den Autor nicht zu Atem kommen. Damit schien es, daß er zu Wort kam und eins hatte. Sie zeigte diese Kunst auch diesmal. In ihrer Stimme ist ein nervöses Flackern, an dem sich der Text im Nu entzündet: zu Zärtlichkeit und Angst, Schuldbewußtsein und Leidenschaft – wie sie's braucht. Gespielte Kolportage-Kunst. Man blättert nicht zurück, ob alles stimmt – wenn's auch manchmal feiner sein könnte. Daß der theatralische Griff der Wallentin gestern nicht durchaus so fein war, liegt wohl mehr an den anderen. Gerade ihr Spiel braucht Ebenbürtigkeit, um anzuknüpfen, sich mit Lust daran emporzuranken. Herr *Huttig* als Gatte konnte ihr die Lust nicht verschaffen. Dieser

Schauspieler ist gewiß nicht ohne Begabung. Aber er hält erst so weit, um sicher zu stehen, d. h. sicher in seinem natürlichen, mehr leger-aufrichtigen als überlegen-charmanten Wesen, aber noch nicht so weit, um zu den andern in Beziehung zu stehen. Ein Kreis von Isoliertheit ist sichtbar um ihn wie um jene gezogen. Dadurch versiegen natürlich die komödiantischen Quellen, es gibt keine Farben und Übergänge, das Spiel umkleidet die Rolle, statt lebendig und wechselhaft aus ihr zu sprudeln. Die Unbefangenheit, mit der Herr Huttig die Hände in den Taschen hat, erledigt seinen Part. Aber da sollte er erst beginnen. (Ich glaube, daß das Sache des Regisseurs ist.) Er müßte auch Herrn *Frickes* wedekindreifes Talent geselliger machen. So schadet der Künstler vorläufig durch Bühnenfieber seiner besten Naturgabe: dem Knabengesicht. Es blickt heute schon tränenfeucht und durchgeistigt – nach Berlin. – Der Applaus war schamhaft und spontan, wie das Vergnügen am Conan Doyle.

Prager Tagblatt, 16. November 1916

84. Sienkiewicz

Wenn man vor etwa zehn Jahren einem anständigen ärmlichen Mädchen über die Schulter in ihren aufgeklappten Leihbibliotheksband blickte, so stand unter zehn Malen gewiß dreimal im Kleindruck unter dem Text: »Sienkiewicz«. Und die übrigen Male: »Miß Braddon« oder »Georges Ohnet«. Wo ein Kürschner- oder Engelhornband von einer Parkbank, einem Sitzplatz in der Elektrischen, dem Tisch eines Salettls winkte, war auf Sienkiewicz zu wetten. Die Mischung aus Zolaschem Realismus, Marlittschem Nacheinander und Dumasschen Effekten behagte dem schöngestig verbrämten Spannungsbedürfnis, dem modernisierten Unterhaltungsinstinkt. Da war *al-fresco*-Malerei der Geschichte, Pathos der Handlung, Psychologie der Motive, Bunttheit des Milieus und dazu noch ein fremdländischer Akzent – wer konnte sich besser zwischen Literatur und Familie halten?

Vielleicht ist Sienkiewicz unschuldig zu dieser Beliebtheit gekommen. Die Polen rühmten ihm eine edle Kraft der Sprache nach, die in ihrem eigentlichsten, glatten und doch originellen Wesen, in ihrer slawischen Rhetorik unübersetzbar sei. »Ach – Sienkiewicz!« sagten sie und die Augen schimmerten von Tränen. »Kennen Sie denn seine *polnischen* Geschichten? ... Sie haben nur den europäisierten, welthistorischen Sienkiewicz gelesen, sein »*Quo vadis?*« ... obzwar ... diese Summe aus Mommsenschem Kolorit und Zolascher Darstellung. Sie

müßten's eben auch im Original lesen ... er ist Pole. Pole!« Ein Fußstampfen lag darin. Und man mußte daraus, wieviel er den nationalen Enthusiasten bedeutete, fühlen, wieviel er war. Die Neueren allerdings rümpften ein wenig die Nase. Und wiesen auf Przybyszewski – den Mitautor des deutschen Naturalismus und leidenschaftlichen Polyhistor –, auf Kasprowicz, den inbrünstigen Katholiken, auf Reymont, den Autor der »Bauern«. Sienkiewicz lebte wie ein wundervolles Titelbild ihrer Kunst, der Patron, der auf die wenig bekannte Literatur der Polen (trotzdem Goethe in seinem Zeitgenossen Mickiewicz eine shakespeareähnliche Kraft bewunderte) europäischen Glanz warf. Ein Mann von scharfem und seltenem geistigem Profil, mit feinsten westlicher Bildung begabt und leidenschaftlich-männlich, wenn es galt, im Namen seines Volkes zu reden und zu schreiben. Er scheint sich am Schlusse seines Lebens in ein humanistisch-politisches Ideal verrannt zu haben, wie es dem historischen Idealismus seiner Werke entsprach.

Prager Tagblatt, 17. November 1916

85. Der Wurm im Hemd

Man sollte die Komödiendichter und Librettisten mindestens auf ein Jahr in eine Strafanstalt sperren. Nicht vielleicht, weil sie's verdienen – so grausam verfährt man ja auch sonst nicht –, sondern damit sie etwas lernen. Hier, im geselligen Umgang mit Raubmördern, Banknotenfälschern, Zigarettendieben, Leichenfledderern, Diamantenschluckern und Hochstaplern, kann ihrer Muse Humor und Erfindung blühen. Der Verbrecher ist ein sachlicher Humorist. Er hat mit ihm das nihilistische Verhältnis zur bestehenden Ordnung gemein – nur daß ihm dieser Gegensatz nicht als Pikanterie bewußt ist, sondern als Situations-Vorteil. Es würde ihm nie einfallen, seine Tricks als humoristisch zu betrachten – er wäre sonst ein Stümper. Sondern er ist im Gegenteil seriös wie ein Amtsgerichtsrat, wie ein Polizeikommissär, der nach guten Sitten fahndet, die Behörde einvernimmt und in der Überschreitung eines Gesetzes keine Schlamperei duldet. Er blickt mit hungrigem Eulenaug' in den Tag und sieht vieles, was dem Humor und der Phantasie entgeht ...

... Zum Beispiel, daß die Menschen in einem Augenblick wie toll um sich fahren, sich putzen und schütteln und von jeder Hand abtasten lassen: wenn ihnen eine Raupe über den Rock kriecht. Das Märchen vom Ohrenkäfer, der am liebsten im Trommelfell übernachtet,

dem Floh, der in der Nase juckt, und dem Obstwurm, der sich im Magen vermehrt, wirkt im Erwachsenen fort und macht ihn gegen solchen Besuch von Haus aus sehr ungemütlich. – Wie viele sind an dieser Erscheinung blind vorübergegangen, ohne an ihre ökonomische Verwertbarkeit zu denken! Der Verbrecher ist da wie der Psychoanalytiker – es fällt ihm »dazu etwas ein«. Nämlich daß die Hand, die den Wurm suchen hilft, sich inzwischen auf Seitenwege pirschen, in die Westentasche langen und den schleichenden Wurm des Daseins erwischen kann – das Geld. Zehn Würmer am Tag – und binnen Jahresfrist hat man eine Villa am Attersee oder – acht Jahre schweren Kerkers.

So viel hat wenigstens der Mann bekommen, der unlängst vor einem Wiener Gericht stand, weil er sich in Parkanlagen alten Herren genähert und sie mit dem plötzlichen Ausruf: »Da kriecht Ihnen ein Wurm!« so lange abgetappt und durchwühlt habe, bis ihm eine goldene Remontoir-Uhr oder ein gefülltes Börsel als Reingewinn in der Hand blieb. Ein Gewohnheitsdieb. Der Verteidiger plädierte auf Untersuchung des Geisteszustandes bei seinem Klienten, der schon einmal im Irrenhaus gesessen sei. (Das passiert allen Menschen, die das Nächstliegende tun, weil sie verkehrt schauen.) Aber das Gericht ließ sich diesen Wurm nicht ins Ohr setzen – Humor ist immer eine Provokation der Würde – und erkannte auf acht Jahre. Ob sich bei solchen Urteilen der Lebensernst nicht dafür revanchiert, daß man nicht an ihn glaubt? ...

Verbrecher-Humor ist immer eine mißliche Sache – wie jedes Talent, das *gegen* die Gesellschaft frei wird. Man kann sich ihm nicht entziehen und wird unwillkürlich gnädiger gestimmt. Aber dann denkt man: »Wohin kämen wir –?« und betrachtet diese amoralischen Humoristen als unfreiwillige Opfer dunkler Triebe, ihren Humor als Krankheit. Und lächelt nunmehr darüber von oben herab. Oder bleibt unbeirrbar ernst und wackelt wie ein Pagode mit dem Kopfe. Ergötzlich war diesfalls eine andere Verhandlung. Ein Mann hatte ein Faß gestohlen. Vor dem Richter erzählte er eine lange Geschichte: Er sei untauglich und werde deshalb gefrotzelt; eines Tages, als die Frotzelei wieder losging, habe er den Leuten seine Kraft zeigen wollen, das Faß auf die Schultern genommen und es – hingerissen von der Vorstellung, daß es ein Russe sei – in Gedanken weggetragen ...

Richter: »Ich habe Sie ausreden lassen, um zu sehen, wie weit Ihre Unverschämtheit geht. Aber ich bin baff. Glauben Sie ...« Das hat kein Wedekind g'schrieben, das hat kein Sternheim dicht' ...

Prager Tagblatt, 18. November 1916

86. Hysterie

Der aus Hippersdorf in Niederösterreich gebürtige Landsturminfanterist Josef Kleinbichler wurde nach der Ausheilung seiner Schenkelwunde vom Regiment zwecks Konstatierung ins Garnisonsspital geschickt, weil gewisse Zeichen von Reizbarkeit und Renitenz die Beschaffenheit seines Nervenzustandes als zweifelhaft erscheinen ließen.

Da steht er nun mit zehn anderen zusammen, widerspenstig in die Montur gewickelt, auf dem tritthallenden, hohl durchlärmten Gang, der nach Abortnähe, Lysoform und Monturen riecht, und wartet viereinhalb Stunden. Er sehnt sich nach dem Feld und einem Krügel Bier, die seine Leiden abkürzen könnten. Endlich ruft aus dem ärztlichen Wartezimmer der Zugführer einige Namen, die Aufgerufenen antworten mit einem helleren und dumpferen »Hüäh« und der Mann aus Hippersdorf geht mit einem Schub ins Zimmer ab.

Hier ist der Stabsarzt in weißem Mantel, der Assistenzarzt mit Vollbart und psychologischem Interesse und eine Dame im Ärztemantel. Sie trägt einen Zwicker und ist Ärztin.

»Ausziehn!« befiehlt der Zugführer.

Schüchtern knöpft jeder die Bluse auf, streift sie, den Nachbar anblickend, langsam von den Armen und gewinnt Zeit durch die Überlegung, wohin sie zu hängen wäre.

»Dorthin gibt ein jeder seine Sachen!«

Seine Sachen? Wieviel ist das noch? Immerhin, die Füße gibt man am leichtesten den Blicken preis, und so beginnt ein allgemeines Ausziehn des Schuhwerks. Nach fünf Minuten ist das Bild schon pittoresk; einer bückt sich in Hemdärmeln über den Schuh, ein anderer hat fragend die Hosenhälfte in der Hand, ein Durcheinander von Armen, Beinen und halboffener Wäsche.

Ein blasser Landwehribursche fragt: »Bitte, das Hemd auch?«

»Alles, alles. Bis auf d' Haut!«

Die Ärztin blickt ins Protokollbuch. Sie ist selbst für ihren Beruf keine Schönheit, die Wangen sind wie von Küchenhitze oder medizinischem Eifer verbrannt, die Frisur bohemienhaft-lose, das Auge protokollarisch-unnahbar und so in die Einzelheiten ihres Amtskreises vertieft, als wäre das Altgewohnteste hier noch immer höhere Kabbalistik.

Drei stehen schon in Unterhosen da und nesteln an den Fäden. Sie werfen einen scheuen Seitenblick auf die Dame. »Ach was«, sagt einer, »i war im Feld draußen.«

Das heißt nicht: ich habe die Scham verlernt, sondern: das Ärgste ist ja hinter mir. Und streift die Hülle ab. Der zweite, dritte folgt nach, bissig nach der Ärztin schielend und doch sofort mit der affektierten Marmorkälte des vorgeführten Objekts, das hier kein Leben hat.

Der Hippersdorfer ist baff und gröhlt etwas. »Schamts euch net? Schamts euch net?« Der Zugsführer wirft ein Aug' auf ihn. »Sie da, was bandeln S' denn herum? – Ausziehn!«

Er murrst lauter und lauter: »Weibsbild ... schamen ... hob' i mir dafür? ... Weibsbild ...«

»Na, was ist – wird's?«

»Ja«, sagt er ganz laut, »aber zerscht soll das Weibsbild außagehn.« Er tritt nach vorn. »Gehen S', schamen S' Ihna ... i gangert von selber außa ...«

Der Zugsführer packt ihn von hinten, der Stabsarzt blickt vom Schreibtisch, der Assistenzarzt lächelt in den Lächel-Vollbart, die Ärztin ist froh darüber und lächelt sachlich mit. Es geht die Disziplin an und nicht das Geschlecht.

»Wie reden denn Sie mit dem Fräulein Assistenzarzt? ... Na, warten Sie ...«

»Sie soll außagehn ... dös Luder«, schreit der Kleinbichler und geht auf die Frau los, »oder i zieh ihr selber die Kitteln oba ...« Er hat sie schon bei der Hüfte, sie kreischt und läßt sofort das Protokollbuch, den Zwickel und die Medizin fallen – da tritt der Kleinbichler *a tempo* zurück und lacht: »Na alstern, schrein kann s' ja do wie a Mensch.«

Inzwischen ist der Stabsarzt und Assistenzarzt aufgesprungen, beide sehr streng und vorgesetzlich, aber doch noch etwas milder als sonst. Ihre Augen zeigen verständnisvolle Ruhe und nur eine Zehntelsekunde lang blicken sie sich an: »Interessant ... Herr Kollega?« Sie sind viel in diesem Moment losgeworden.

Den Kleinbichler halten von rückwärts vier Fäuste fest, während ihm Flüche und Verwünschungen ins Ohr geknirscht werden. Er blickt aber schon mild wie der Vollmond. Auch die Ärztin ist ruhig und sitzt steif wie eine Statue über dem aufgeklappten Protokollbuch. Der Stabsarzt kommt zum Patienten und fragt ihn gemütvoll nach seiner Kriegsteilnahme. Dann sticht er sein Bein mit einer Nadel, kittzelt ihn am Bauch und diktiert mit sehr scharfer, voller Stimme der Ärztin in die Feder: »Hysterie.«

Die schaut überrascht auf. Es bezieht sich aber natürlich auf den Soldaten.

87. »Aaah!«

Das Wort vom Tage

Ich weiß nicht, warum die Belletristik den Leuten, die aus der eisigen Straßenkälte in ein geheiztes Zimmer treten, einredet, daß sie »Brrr!« machen. Was ist das für eine phonetische Lüge? Bitte – versuchen Sie einmal zu »brrr«en; die luftdicht verschlossenen Lippen durch ein »R« zu sprengen; und dieses »R« gehörig am Gaumen zu rollen. Es ist schon ein kleines Kunststück, eine Lautübung für Theaterschüler. Und nun soll man, wenn sich der Mund vor Kälte wie von einem Rasierstein zusammenzieht und die Lippen kaum auseinandergehen, diese Starrheit durch ein »Brrr!« ausdrücken? Das ist Sprach-Etikette. Wem wirklich die Nasenspitze einfriert, die Ohren stechen und die Augen tränen, wer vor Kälte an allen Gliedern klappert und zusammenschauert und den vereisten Motor seines Körpers wieder lösen will, der heizt ihn mit der Wärme des eigenen Atems und macht: »Aaah!« Es ist zwar kein besonders geistreiches, aber ein demokratisches Wort ...

Tage mit sehr hohen oder sehr niedrigen Temperaturen wirken ja überhaupt demokratisch – wie ein Erdbeben oder ein Samum. Nicht bloß vor Gott und dem Schwimmeister – auch vor dem Wetter sind alle Menschen gleich. Da erweist sich die armselige Bedingtheit der »Individualität«. Ein Fall des Quecksilberfädchens – und sofort bieten Geheimräte und Straßenkehrer, Futuristen und Maronibrater, Schuldiener und Entwicklungspsychologen denselben Eindruck: verummter Lebewesen mit aufgestelltem Rockkragen, in den Taschen vergrabenen Händen und hochgezogenen Schultern, die achtlos aneinander vorübersteuern und zeitweilig mit einem Blick aus ihrem kindlich-verglasten Gesicht Grüße tauschen. Hie und da krächzt aus dem Rockkragen ein: »Aaah!« Ehe sie sich die Hand reichen, sagen sie dasselbe. Und selbst wer seine Zunge in so apartem Zügel hielte wie Oscar Wilde und Barbey d'Aureville und mit Paradoxen des Lebens Notdurft bestritte, beginnt sein Gespräch wie Hinz und Kunz. Nämlich mit dem Satz: »Das ist eine Kälte.«

Der Eintritt des Frostes hat über Nacht die Frage entschieden, wie man sich heuer vor ihm schützen soll: durch Aufstellung des Rockkragens. Solange sich bloß die vorsorgende Phantasie mit dem Problem befaßte, war man kälteempfindlich und heikel; da war – philosophisch gesprochen – die Kälte wegen des Winterrocks da und dieser die *apriorische*, unantastbare Voraussetzung des Winters. Eine harte, sozialpolitische Nuß für alle und jedermann – außer für jene, denen

Klio einen Stadtpelz webt. Die Kälte, die einmal da ist, findet uns gerüstet: die Hände in die Taschen, einen Schal um den Hals gewickelt, den Rockkragen in die Höhe – und wir sind zum »Auslaufen« bereit wie ein aufgetakeltes Schiff. Es ist unberechenbar, wieviel wir dadurch ersparen: an Geld, Probezeit, Angst vor Kaffeehausdieben und Gehässigkeit der Mitwelt. Die Aufstellung des Rockkragens wird sich einbürgern wie die Brennessel und die Holzsohle. Sie ist dauerhafter als Sealskin und Schafwolle und trägt sich leichter und bequemer.

Und bewirkt außerdem, daß die Menschen auf der Gasse nicht mehr stehenbleiben und durch den sogenannten Corso den Weg versperren. Ihr Denken und Fühlen gefriert in einem einzigen Laut: Aaah!

Prager Tagblatt, 19. November 1916

87 a. Der Possen-Antony gestorben

In Wien ist – wie wir im Abendblatt bereits gemeldet haben – vorgestern im Alter von 61 Jahren der erfolgreiche Possen- und Singspielautor *F. Antony* (Anton Nikolowsky) gestorben. Antony, der zuerst Privatbeamter war und später unter der Direktion Müller-Guttenbrunn die Stelle eines Sekretärs am Raimundtheater bekleidete, war einer der letzten Erben jener heiteren, den Unsinn aus unverdorbenem Gemüte schöpfenden Tradition, die auf Bäuerles Zeiten zurückreicht. Die neue Possenfabrikation kann jenem unschuldigen Humor, der vom Lokalgefühl seine Wärme erhält, und jener übermütigen Bescheidenheit kaum das Wasser reichen. Es war Hanswurstelei – aber echte. Die Stück-Titel sind dafür bezeichnend: »Ein alter Hallodri« – »Miguels Reise nach Paris« – »Ein Wiener in Amerika« – . Wie schön war diese Stadt, als sie noch nichts von sozialen Fragen wußte und der Wiener-Werkstätten-Stil der Platitude noch nicht ihr Wesen erobert hatte! Der beste Scheinwerfer wird das alte Wienertum nicht so lebendig machen, wie es der harmlose Antony vermochte.

Prager Tagblatt, 19. November 1916

88. »Maria Stuart« mit Anna Feldhammer

(Gestern im Landestheater)

Großer Rezitationsabend. Die Luft schaukelt in fünffüßigen Jamben. Eine wilde, verwegene Jagd nach dem Schlußpunkt: der Kreuz und Quer, bald sachte angeschlichen, bald in Parenthesen trippelnd, bald toll heraus ... Frau *Feldhammer* als Elisabeth. Mienenspiel und Sprache werden der Rolle völlig gerecht: jenes listig aufzuckend und boshaft lächelnd, diese hart, herrisch und manchmal ins Tonlose fallend. Eine Elisabeth, die weniger von Schiller stammt als von Strindberg. Ganz weiblich und durch Weiblichkeit herrschend. Das Mißtrauen ihrer Eitelkeit gibt ihr Kraft und Macht. Was fehlte, war nur der melancholische Hauch der Gesalbtheit; Frau *Feldhammer* ist ein bißchen resch. Aber für solche Mängel gibt erst eine so starke, dem Realistischen maßvoll angenäherte Kunst wie die ihre ein Auge ... Frau *Hübner* gab die Maria. Jeder Zoll – keine Königin. Aber sie zeigte Verständnis und Wärme. Herr *Koch* als Mortimer deklamiert in einem grimmigen Dreivierteltakt. Ein südlicher kraushaariger Fanatiker, kein Jüngling mit himmelblauer Seele. Er sprach sich dessenungeachtet mit seiner Rom-Arie und seinem Todesrezitativ in die Herzen der jungen Hörer. Herrn *Mühlbergs* – etwas farblose – Leichtigkeit wirkt immer sympathisch. Er gibt den Leicester als Stutzer und kommt so zu müheloser Charakteristik. Ein gutmütiges Hofgigerl, das die Maria ganz gern am Leben ließe, wenn es seine gesellschaftliche Position nicht gefährdete. Herr *Reinbart* als Burleigh war ein ganz diabolischer Gymnasialdirektor. Er verschaffte Schottlands Königin unerbittlich das *Consilium abeundi*. – Schiller ist nicht umzubringen. Weder von der Zeit noch vom Theater.

Prager Tagblatt, 20. November 1916

89. Der »Erste Wiener«

Österreich ist heute ein Trauerhaus. Die Wärme, die von seinem geliebten Vater strömte, ist daraus entwichen und durch die offenen Türen und Fenster fächelt kühle, schmerzenseuchte Sachlichkeit. So ist die Stimmung in einem Sterbegemach: der Leichnam liegt aufgebahrt, Leute kommen und gehen, man muß das Allernächste besprechen und ordnet es in einer abgeklärten Trauer, die schon den Reif der Sorge ansetzt. Das Zimmer ist weiter geworden, weit wie die unendliche, ungewisse Welt – aber es fehlt etwas Unwiederbringlich-Kostbares

darin, das Wesen alles bisherigen Fühlens und Trachtens, die Heimstatt des Herzens. Fröstelnd und vom Gram zermürbt klafft dieses in die Zukunft. Nicht anders trauert ganz Österreich um seinen Vater, dem es insgeheim ein ewiges Leben wünschte.

Aber welches ist nun eigentlich das Sterbezimmer in diesem weitläufigen Trauerhaus? Wo sammelt sich der Schmerz am innigsten, weicht nicht von des Bettes Rand und gebärdet sich in hüllenloser Echtheit? Und welchen Teil der großen Volksfamilie trifft er am nächsten? Seht Euch des dahingeschiedenen Kaisers Züge an und sie werden Euch von selber Antwort sagen! Blickt noch einmal auf dieses milde, friedliche, gutmütig-umrahmte Gesicht, in dem alles Schlichtheit und Nachsicht ist und aus dem die ruhige Erkenntnis der Bescheidenheit lächelt und – Ihr werdet es schon irgendwo, an anderen Menschen, gesehen haben, nicht so ausgeprägt und majestätisch vielleicht, aber gewiß verwandt und ähnlich! Es ist das Gesicht des Wieners. Und die Stätte, wo ihm am tiefsten, fassungslosesten nachgetrauert wird: Wien. Die Stadt, in der er zur Welt kam, in der er als Herrscher zeit lebens weilt und die er bis zu seinem Todestag nur selten und auf kurze Zeit verließ. Die Stadt, die ihn wie ein Krongut ihres eigenen Wesens hütete und in ihrem heitersten, ländlichsten Teile sorgsam aufgehoben wußte. Die ihn liebte, weil er nicht von ihr ging und hinter verschlossenen Fenstern, unauffällig wie der erstbeste Privatmann, Leiden und Freuden mit ihr teilte. Die an ihm hing, weil seine Augen »Wienerisch« sprachen.

Hier wurde er das, was er dann für alle war: *der* Kaiser. Der Artikel vibriert von der Zärtlichkeit familiären Besitzes; er ist das Duwort landsmännischen Stolzes und bringt den Namen eines Menschen als bleibenden und gemeinverständlichen Begriff in die Sprache. Man sagte: der Schuhmeier, der Lueger, der Girardi – aber da war noch etwas Keck-Kollegiales; wenn man den Kaiser nannte, kam plötzlich Rührung in die Stimme und leuchtete ein ehrerbietiger Festganz auf, als müßte selbst die Sprache mit einer so erlesenen Erbschaft der Liebe zart und bedächtig umgehen. Wenn es eine angeborene Loyalität des Tonfalls gibt – hier war sie. Der Kaiser – man könnte es im Sinne eines geadelten Bürgernamens übersetzen: der Herr v. Österreich. Der liebste und geliebteste Bewohner der Stadt, der außerdem noch Herrscher über das Land war. Hoch und Niedrig, Arm und Reich, Groß und Klein wurden blutsverwandt, wenn sie von ihm sprachen. Der alte Herr General, dem es dabei einen Habacht-Ruck gab, und der junge Kellner, der ihn bediente, die Marktweiber und Greislerinnen, die in den letzten Tagen im voraus weinten und ihrer

Rührseligkeit auch sonst nie ein besseres Thema wußten als den Kaiser, Ministerialräte und Kanzleipräsidialisten, die noch vor dem Weg ins Amt rasch einen Blick aufs Bulletin warfen, der Kaiser gehörte ihnen allen – er gehörte ihrer Jugend, ihren Eltern, ihrer ersten Erinnerung und der Gewohnheit ihres Herzens.

Woher es kommen mag, daß der Kaiser, der von jetzt an nur noch in geschichtlicher Striktheit »Franz Josef« heißt, von den Wienern so einmütig und ursprünglich geliebt ward? Er war, soweit man es auf einen Monarchen sagen kann, kein »Mann der Öffentlichkeit«; kein Freund der umrauschten Balkon-Tiraden und historischen Posituren; er fuhr nicht mit Gepränge durch die Straßen der Stadt, hielt keine Reden, erschien selten in den Hoftheatern – sondern blieb in seinem buttergelben, barocken Lustschloß zurückgezogen und fuhr höchstens (in früheren Jahren) von hier durch die belebte Mariahilfer Straße nach seinem Stadtpalast. Gleichwohl war er der volkstümlichste Mann von Wien. Oder deshalb? ... Wirkte die stille Regelmäßigkeit seines Lebens, die gemütliche Privatheit seines Wirkens, die bürgerliche Selbstverständlichkeit seines Wesens so vertraut und liebenswürdig auf die Mitbewohner? Gewiß – aber es hätte sie, die Geselligen und Umgangsbedürftigen, auch befremden können. Es mußte also zuvor noch etwas anderes dasein, woraus sie ihn als den Ihren erkannten. Was war es? – Die unteilbare Summe aus Wesen und Schicksal, wovon eines für das andere garantierte. Sein Leiden und Dulden und die Unbeirrbarkeit, mit der er dem Augenblicke diente; die Treue zum Bestehenden trotz alles Vergangenen; die Tröstung im fortlaufenden Geschäft – diese Pflichterfüllung ohne Aufwand und Anspruch; die Friedensgeneigtheit im Großen und Kleinen; die gewisse Saloppheit, in der der Mensch den Kaiser behandelte; die Hausväterlichkeit und – die Virginier ... Daß er, der Mittelpunkt aller Etikette und ihr würdigster Bewahrer, innerlich zeitlebens etikettelos blieb, daß es ihm gelang, den Bürger mit dem Kaiser zu vereinen, groß und gemütlich, majestätisch und intim zugleich zu wirken und einen strotzenden, demutgebietenden Purpurmantel um die Schlichtheit zu tragen, diese Verschwisterung des Allerersten mit dem Erstbesten gewann ihm die Liebe Wiens. Die Stadt erlebte das Glück, sich auf die Art selbst in der Geschichte repräsentiert zu sehen. Ihr Herrscher war ihr Blutsverwandter.

Ist es verwunderlich, daß die Wiener diesem geliebten Herrscher mehr Tränen nachweinen als irgendeinem zuvor? Sie beweinen sich selbst und ihr bestes Teil. Sie beweinen ihre Vergangenheit. Und sie trauern um einen fürstlichen Begleiter, wie ihnen die Weltgeschichte

nicht so bald einen zweiten schenken wird. – Wer wird je noch ihren Eigenschaften ein so glänzender Protektor sein, vor der Mitwelt und Nachwelt?

Prager Tagblatt, 23. November 1916

90. Wenn der Kaiser stirbt ...

Das kam den Österreichern, deren Väter und Großväter unter ihm gelebt hatten und die selbst unter ihm alt geworden waren, immer wie eine mystische Grenzmarke des Daseins vor: Wenn der Kaiser stirbt ... Konnte es überhaupt geschehen? War es möglich, daß sich die Zeit gleichsam selbst verlassen und ihres populärsten Kennzeichens begeben werde? Konnte das Tor der Gegenwart, welches die gemütliche Wärme der Beständigkeit einschloß, je durch Schicksals Macht aus den Angeln springen? ... Der Verstand wußte, daß es kommen müsse. Aber die Gewohnheit und das Gemüt wollten nichts davon wissen und schoben es in eine phantastische, turbulente Zukunft auf. Dem gemeinen Mann bedeutete der Gedanke daran: das Chaos.

Aber nicht ihm allein. Es war eine prickelnde Spielerei an Stammischen – Biergenuß macht historisch –, die Schranke des Tages aufzuheben und die Frage umgehen zu lassen: Wie wird die Welt aussehen, wenn der Kaiser stirbt? Jede großzügigere, unbedenklichere Kombination gelangte zu der Frage. Jedes Gespräch über Politik und Geschichte kam an die jähe Biegung. Jeder Traum von Sensationen sah es als das Größte, als jenes Ereignis an, für das die Weltgeschichte ihre fettesten Lettern aufbietet. Inzwischen hat die Neugierde eine größere Sensation erlebt, eine Umwälzung, die allgemeiner und tiefgründiger war als jede, die man voraussah: den Krieg. Der Pulsschlag ist ein anderer geworden und anders der Blick des Zeitgenossen. Die Welt hat ihre mondäne und kulturelle Gemütlichkeit verloren und ist kalt, spannoffen, in stürmischem Fluß. Das früher Gewohnte scheint ungewöhnlich und das Neue alltäglich. Man begreift die Zeit nunmehr als ewiges Provisorium. Und mitten in dieses kriegerische Provisorium hinein stirbt der Kaiser. Ein dramatisches Zwischenspiel – aber nicht mehr, wie man meinte: der Beginn des Dramas. Es reißt nicht aus der Gegenwart, es erinnert an die Vergangenheit. Der Kaiser stirbt im Hintergrund der chaotischen Zeit, die man für sein Ableben erwartete ...

»Wenn der Kaiser stirbt, haben wir Krieg«, sagte der Volksinstinkt; ja er wurde zum Historiker der Zukunft: Frankreich geht auf England, Spanien auf Norwegen, Deutschland auf Rußland – die Welt

schlug in Flammen auf vor seinem Gesicht. Man lächelte darüber – und glaubte daran. Nun denn, in Gottesnamen: fällt über uns her, ihr Völker der Erde – es soll ein »lustiges Durcheinand'« geben ... Der Zufall hat es anders gefügt. Der Krieg ist gekommen in trauriger, sachlicher Ordnung. Lange bevor der Kaiser starb. Hätte irgend jemand an die Umkehr des Satzes gedacht? Wenn der Kaiser stirbt ... Mit hoffnungsvollem Blick auf Kaiser Karl erwarten wir, was die Geschichte darauf zur Antwort gibt.

Prager Tagblatt, 24. November 1916

91. Frau Nietzsche-Förster und ihr »geliebter Bruder«

Bekanntlich macht es sich Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, die Schwester des großen Philosophen, die sich gerne mit dessen zärtlicher Anrede: »Lama!« schmückt, seit Jahren zur Aufgabe, die Gesamtausgabe von Nietzsches Werken zu besorgen und in einer Unsumme von Publikationen, Zeitungsartikeln und Reminiszenzen darauf aufmerksam zu machen, wie ungetrübt ihr Verhältnis zum Bruder war und wie sie sich als dessen einzig würdige, prädestinierte Erbin betrachten könne. Man muß sagen, daß einem diese sozusagen von germanistischem Byzantinismus und von »Gartenlaube«-Gezwitscher überfließende Liebe immer etwas bedenklich war. Frau Förster war nahe daran, das Andenken ihres großen Bruders zu kompromittieren und sein einsames Denkertum in den Staub trivialen Familiensinnes herabzuziehen. Man erinnere sich diesfalls nur, wie die Dame, bei der letzten Endes alles auf dieses unverständige Einverständnis mit dem Bruder hinauslief, erst unlängst recht merkwürdig beflissen war, Material dafür herbeizuschaffen, daß Nietzsche »ein Potsdamer« war, d. h. mit anderen Worten, daß er im gegenwärtigen Kriege unbedingt auf Seiten der Nationalliberalen stände ... Freilich, der tote Philosoph konnte sich gegen diese posthume Schwesternliebe nicht wehren. Aber er fängt jetzt doch zu reden an. In dem demnächst erscheinenden hochinteressanten *Briefwechsel zwischen Nietzsche und Overbeck* findet sich nämlich unter anderem ein Brief, der geradezu einen *Haß* gegen die *völlige Verständnislosigkeit* der Schwester ausdrückt, die jetzt die Tantiëmen seines Nachruhms pflückt. Der aus Sils-Maria, unmittelbar nach Nietzsches Trennung von *Overbeck* (August 1883) datierte Brief lautet:

(Dieser Brief ist für Dich allein.)

Lieber Freund, die Trennung von Dir warf mich in die tiefste Melancholie zurück, und die ganze Rückreise wurde ich böse schwarze Empfindungen nicht los, darunter war ein wahrer Haß auf meine Schwester, die mich nun ein Jahr lang mit Schweigen zur unrechten Zeit und mit Reden zur unrechten Zeit um den Erfolg meiner besten Selbst-Überwindungen gebracht hat, so daß ich schließlich das Opfer eines schonungslosen Rachegefühls bin, während gerade meine innerste Denkweise allem Sich-Rächen und Strafen abgesagt hat: – dieser Konflikt in mir nähert mich Schritt für Schritt dem Irrsinn (Könntest Du diesen Gesichtspunkt vielleicht meiner Schwester stark zu Gemüte führen?), das empfinde ich auf das furchtbarste – und ich wüßte nicht, inwiefern eine Reise nach Naumburg diese Gefahr verringern könnte. Umgekehrt: es könnte zu schauerhaften Augenblicken kommen – und auch jener lange genährte Haß könnte in Wort und Tat zum Vorschein kommen; wobei ich bei weitem am meisten das Opfer sein würde. Auch Briefe an meine Schwester zu schreiben ist jetzt nicht mehr ratsam – außer solchen von der harmlosesten Form (ich schickte ihr zuletzt noch einen Brief voller lustiger Verschen). Vielleicht war meine Versöhnung mit ihr in dieser ganzen Geschichte der verhängnisvollste Schritt – ich sehe jetzt ein, daß sie dadurch geglaubt hat, ein Recht zu ihrer Rache an Frl. S. zu bekommen. – Pardon!

Nach unserer Übereinstimmung über das Bedenkliche an dem Leipziger Plan tat es mir wahrhaft wohl, einen Brief Heinzes vorzufinden, mit dem diese ganze Angelegenheit – ein Schritt der Verzweiflung meinerseits – zu Ende gebracht ist. Ich lege Dir den Brief bei, insgleichen die erste öffentliche Äußerung über Zarathustra I, sonderbarerweise ist letztere in einem Gefängnis niedergeschrieben. Was mir Vergnügen macht, das ist, zu sehen, daß gleich dieser erste Leser ein Gefühl davon hat, worum es sich hier handelt: um den längst verheißenen »Antichrist«. Seit Voltaire gab es kein solches Attentat gegen das Christentum – und, die Wahrheit zu sagen, auch Voltaire hatte keine Ahnung davon, daß man es so angreifen könne.

Was Zarathustra II betrifft, so schreibt Köselitz: »Z. wirkt ungeheuer stark; es wäre aber verwegen, schon darüber mich äußern zu wollen: er hat mich umgeworfen, ich liege noch am Boden.«

Du verstehst!

Inzwischen, während ich mit Dir zusammen war, hat mir mein alter Schulfreund Krug seinen Besuch machen wollen (der »Direktor des königl. Eisenbahn-Betriebs-Amtes in Köln« ist, wie auf seiner Karte steht).

Köselitzens Brief enthält Worte über Epicur (wie früher einmal über Seneca), welchen ich nichts an die Seite zu setzen wüßte, an tiefster Sach- und Menschenkenntnis dieser Philosophie; er deutet an, daß er »Leibphilologen« habe, die er in die Bibliothek treibe, die Kirchenväter und andere Skribenten auf Epicur hin anzusehn.

Welche Wohltat war es, Dich und Dein herzliches Vertrauen einmal so in

der Nähe zu haben! Und wie gut verstehen und verstanden wir uns! Möge Deine besser gesicherte Vernunft meinem ins Schwanken geratenen Kopfe eine Stütze sein und bleiben!

Von Herzen

Dein Freund Nietzsche

Wir sind neugierig, wie Frau Förster-Nietzsche das Schreiben erklären wird. Wahrscheinlich wie die Goethe-Forscher, deren orthodoxer Grundsatz lautet: Er ist unfehlbar – ergo meint er's immer anders, als man meint ...

Prager Tagblatt, 24. November 1916

92. Dr. Wüllner

Der Mann mit dem verhärmtten Büstenkopf und der verwitterten Jugendlichkeit hat einen seltsamen Werdegang hinter sich. Er gehört zu jenen vielseitigen Schöngestern, die der Enthusiasmus auf alle Wege prophetischer Darstellung drängt und denen er ihre flackernden, nachschaffenden Talente entzündet. Solche Künstler haben von Haus aus nichts als ungestümes, triebstarkes Temperament; sie sind Menschen im Sinne und nach dem Herzen Walter Paters, feurig, voll, romantisch, sich selbst verzehrend – und beides, Flamme und Selbstverzehrung, leuchtet aus Wüllners Gesicht –, für die der Wahlspruch lautet: »Künstler sein heißt in die Minute des Daseins möglichst viel Pulsschläge zusammendrängen.« Gesellt sich zu solchen Wesen die Bildung, dann heben sie, auf sich selbst verzichtend, die heilige Schleppe der Schönheit auf und zeigen in theatralischer Luft, wie würdig und mitergriffen sie sie zu tragen wissen. Sie passen sich an und scheinen desselben Gottes voll. Es ist einerlei, ob sie dann Übersetzer sind oder Redner, ob Lehrer oder Konzertsänger, Schauspieler oder Rezipitoren.

Dr. Wüllner war nahezu dies alles zusammen. Er begann, als Sohn eines Wagner befreundeten Musikers geboren, mit Philologie, der Muttermilch aller Begeisterung. Oblag mit Eifer und Liebe seinen Studien und wurde sogar Dozent. Da war schon – ich denke an das schriftstellerische Seitenstück Emerson, dessen stürmische Schönheitsliebe auch den Anschein pathetischen Maßes gewann – seine mitreißende Vortragskunst berühmt. Plötzlich riß es ihn zur Bühne weg – er ging nach Meiningen. Aber inzwischen regte sich der angeborene Musiker, sein wohlklingend-wuchtiges Organ blühte durch Übung immer reiner auf und Dr. Wüllner erschien im Konzertsaal. Von hier

ist sein eigentlicher Ruf ausgegangen. Paul Schlenther und andere erwiesen seinem neuartigen Sprechgesang, in dem er Schubert und Löwe vortrug, höchste Reverenz. Und schon damals hörte man aus dem mehr eindringlichen als stimmüppigen Sänger den späteren Rezipitator. Dr. Wüllner nahm den Rat, der längst als Wunsch in ihm war, an und begann die neue Laufbahn. So wurde über Nacht sein Name populär. Berlin jubelte dem rhythmusgetragenen, weihevollen Sprecher, in dessen Mund die Worte zu Traggerüsten einer mächtigen und greifbaren Welt wurden, zu und das Theater empfing ihn zum zweiten Mal – mit offenen Armen.

Dr. Wüllner kam im vorigen Jahr nach Wien. Hier, wo von jeher das Wort eine klassische Pflegestätte fand, brachte man ihm mehr als anderswo Verständnis und Bewunderung entgegen. An unzähligen Rezitationsabenden mußte sich der Bund zwischen ihm und dem Publikum erneuern, bis ihn das Burgtheater rief. Ich möchte hier noch eine Schilderung beifügen (aus der »Neuen Freien Presse«), die das Wesen Dr. Wüllners als Rezipitator deutlich widerspiegelt – wie er einmal im intimen Zirkel Wagners »Tristan« vorlas:

»Er saß in dem weiß und grünen Sessel eines kleinen Raumes, eine Hand an der Stirn, in der anderen das Buch, und summt das Lied des jungen Seemannes, mit dem die Oper beginnt. Solche Vorlesungen im Zimmer geben dem Künstler meist nur die Vorstellung, wie dies alles draußen im Saale klingen wird; er markiert, denn er probt, und der Zuhörer ist zufrieden, daß er nur markiert. Wüllner, immer Künstler, nie Virtuose, gab, was er wie in einer Laune unternommen, so ganz, als gäbe er es tausend Menschen. Diese Dichtung, die um so mehr Dichtung für Musik ist, als derselbe Künstler Wort und Töne formte, wirkt, rein als Dichtung, unter allen Texten Wagners am besten ... Den ersten Akt nahm Wüllner beim Schopfe und riß und schüttelte ihn, daß der Oper selbst Hören und Sehen vergangen wäre. Denn dies ist Wüllners Hauptkunst, wenn er spricht: Niemals verbindet er in Wahrheit die drei Kunstformen, denen er abwechselnd dient, und er schreitet mit schlafwandlerischer Sicherheit auf der gefährlichen Grenze. Wie Öle, die sich, drei übereinander, in einem Glase nicht mischen: so rein erhält er seine drei Künste, und er ist klug genug, wenn er der einen die andere folgen läßt, mehrere Wochen ganz zu pausieren. Auch diesmal verleitete der Sänger in ihm den Sprecher nicht, der Dichtung im Vortrage die geringste musikalische Erinnerung zu geben, und nur die beiden Lieder, die den ersten und den dritten Akt einleiten, gab er ein wenig an und sammelte seine Zuhörer, die in der Pause plauderten, durch die leise hingeesummten Töne des Hirten von Kareol auf die anmutigste Art; es war rührend, stolz und bescheiden. Sonst tat er, der jeden Takt der Partitur zu kennen scheint, als sei diese Dichtung nie komponiert, und so hob er man-

che Dinge ans Ohr, die in der Musik untergehen und die Wagner selbst nicht kannte. Denn wie er etwa Isoldens Zeile im ersten Akt komponiert hat: »Nun dien' ich dem Vasallen« oder die andere: »Nun laß uns Sühne trinken«, so hört man, daß er die letzten Worte nicht sonderlich betonte. Wüllner endigte jedesmal die Rede wie mit einem Hammerschlag, und seine große Kunst, durch neue Phrasierung neu zu charakterisieren, gab diesen und gab vielen anderen Stellen einen neuen, im Gesange untergehenden Sinn. Die große Szene des zweiten Aktes kann als Dichtung kaum gerettet werden, und wer diese Worte und Verse ohne ihren melodischen Mantel unbarmherzig vorführt, wird diese 20 Seiten nur durch Stimmkontraste einigermaßen erträglich machen, die Wüllners bald süße, bald harte Töne so schön modulieren. Dagegen konnte er König Markes langen Monolog, der, rein szenisch, auf der Bühne den naiven Zuschauer zur Verzweiflung bringt, bei der Vorlesung zu einer großen Charakterstudie umgestalten, bis er, im prachtvoll metallenen Tone, die ganze Handlung endlich in die Worte zusammenriß: Wehre dich, Melot! Nach den großen Steigerungen des dritten Aktes, dessen Mittelsatz er überraschend rein erschuf, schloß er mit den Versen von Isoldens Liebestod fast singend ab, ohne im mindesten an die Partitur zu mahnen.«

Die Prager werden den modernen Rhapsoden heute abend hören.

Prager Tagblatt, 25. November 1916

93. Der »Schwarze« im Wiener Kaffeehaus

Der Kaffeekonsum in den Wiener Kaffeehäusern erfährt eine weitere Einschränkung. Waren bis jetzt bloß die Nachmittagsstunden zwischen 2 und 7 Uhr »kaffeefrei«, so wird nach einem vom 11. Dezember an in Kraft tretenden Erlaß nur noch in den Frühstunden bis 10 Uhr vormittags und dann zwischen 8 und 10 Uhr abends in den Lokalen der »Schwarze« verabreicht werden dürfen. Maßgebend soll dafür sein, daß für den »Schwarzen« die besten Kaffeesorten Verwendung zu finden pflegten. – Welche Schläge werden aufs Wiener Kaffeehaus, das eigentliche Heim des Wieners, die Stätte seiner Unterhaltung, seines Berufes und seiner Geschichtsbetrachtung, noch herniedersausen? Will man ihn durchaus auf die Straße setzen und ihn mit der Peitsche des »Umlernens« am Ende – in sein Amt und Bureau jagen? Schon die Sistierung des Nachmittagskaffees bedeutete für sein inneres Wärmebedürfnis einen schweren Ausfall. Nun wird ihm der Lieblingstrank des Behagens genommen, mit dem er die Mittagsträgheit verscheuchte und die Berufs- und Unterhaltungsnerven neu belebte: der »Schwarze«. Ein heiliges Symbol seit Kolschitzkys Zeiten,

des ersten Cafetiers, der von der Türkenbelagerung die Anregung empfing, den feindlichen Mokka auszuschenken. Aber nur nicht verzagt: Der Kellner und Cafetier werden auch diese Klippe überwinden helfen. Wozu gibt es denn so viele Mischungen und Sorten, als da sind: »Schale Gold«, »Pikkolo, mehr braun«, »Schale Nuß« und »Kapuziner«? Man wird eben den schwärzesten in dieser Folge, den »Kapuziner«, zum Leibkaffee erheben. Verordnungen zu machen ist nicht schwer – sie *nicht* zu umgehen desto mehr ... Ein winziger, kaum fingerhutvoller Tropfen Milch genügt ja, nach chemikalischem Gesetz, Schwarz in Braun zu verwandeln. An Stelle der »Melange, mehr braun« tritt einfach der »Schwarze, mehr licht«. Mehr Licht! – Das sagen auch die Wiener nach diesem neuesten Erlasse.

Prager Tagblatt, 26. November 1916

94. Vortragabend Dr. Ludwig Wüllner

Gestern im Deutschen Landestheater

Die landläufige Vortragskunst bewegt sich zwischen zwei Extremen: zwischen wortvergessener Schauspielerei und sinnvergessener Deklamation. Die rhythmisch-dramatische Mitte zu finden und mit dem Inhalt die Melodie zu bewahren ist nicht leicht und fast so schwer, wie einen antiken Autor zugleich sinngetreu und wohl lautend zu übertragen. Zumal sich Lyrik, sosehr sie den begeisterten Genießer zur Vermittlung lockt, phantastischer Gestaltung widersetzt; das Wort verliert sogleich seine vielbedeutende, lockere Freiheit, seinen musikalisch-malerischen Zauber, wenn es zu einem bestimmten Klang erstarrt. Man muß schon von gleichem Geiste inspiriert erscheinen, um sich an dieser Zartheit nichts zu vergeben und dem Vortrag keine Wirkung zu schenken. Dr. Ludwig *Wüllner*, den die Prager gestern zum ersten Mal hörten, trifft dieses Kunststück. Ein schlanker Mann mit gewelltem Grauhaar und schmalem, nervös-zerwühltem Gesicht (etwa wie ein durchgeistigter Amerikaner). Er steht kerzen gerade in seinem Frack da, hält die linke Hand in lässiger Ruhe und malt mit der rechten sparsame Gesten. Das Organ – wiewohl kräftig und biegsam – erleichtert ihm den Vortrag nur wenig: es hat nichts von der schmetternden Musik, die in Kainzens Stimme war und ihm, ohne Rücksicht auf den Geist des Einzelnen und Ganzen, ein prachtvoll-flutendes Bergauf-Bergab gestattete; und nichts von der sinnlichen Weichheit Moissis, der an ein Wort bloß zu tupfen braucht, daß

es zum schwingenden Akkord wird. Aber auch die großen Rezipitoren einer vergangenen, pathetischen Zeit, Strakosch und Lewinsky, waren ja von solchen Naturbehelfen nicht begünstigt; und zwangen trotzdem den Hörer nieder. Ihre Meisterschaft trug eben das Gepräge verständiger Ehrfurcht und war kein achtloses Virtuositentum. Von ähnlicher Art ist Dr. Wüllners Vortrag. Er baut mit seiner markig-entschiedenen Stimme, aus der die Wärme eines geladenen Herzens strömt, das Kunstwerk nach, ökonomisch, bedachtsam und dem Rhythmus voll hingeeben. Es ist ein technisch-ästhetischer Genuß, diesem reinen, lückenlosen Aufbau, der sich ohne Mühe und Absicht vollzieht, zuzuhören, und ehe man sich's versieht, ist man in die künstlerische Handlung des Gedichtes hineingerissen. Der Name Rezipitator paßt auf diese Darstellungsart Wüllners nicht recht, wie wirkungsvoll er auch das Wort in den Raum trägt; man möchte ihn lieber schlechthin »Interpreten« nennen, Dolmetsch des Dichters. Hat man doch den Eindruck, daß hier eine Begeisterung ins Zitieren kommt und in der Beflissenheit, zu überzeugen, kein Gran des Gedichtes verliert. Wenn Dr. Wüllner im »Gesang der Geister über den Wassern« das Wort »Welle« ausspricht, kräuselt sich's leicht vor den Blicken; und wenn er in den »Kranichen« das vollgedrängte Theater schildert, so wandelt der hammerschwere Tonfall selbst die Szene um. Die Sprache behält ihre tönende Reinheit, wiewohl ein stimmungsdramatischer Sinn über sie schaltet ... Dr. Wüllners Vortrag – dem man in der Atemkultur und der Art, den Mund zu wölben, den früheren Sänger anmerkt – ist Wirkung und Durchleuchtung zugleich. Als ob ein Lehrer der schönen Künste, vom heiligen Feuer ergriffen, beweisen wollte: *Ecce poeta!* Dr. Wüllner hat vielleicht nicht die Dämonie eines mitverwandelten Komödianten; gewiß aber trägt seine Kunst den vornehmen Kranz des Jüngers, der durch Glauben zum Meister wird. – Das Haus war begeistert.

Prager Tagblatt, 26. November 1916

95. Der verwunschene Frack

Das ist kein Märchen, sondern eine Apologie. Man wird freilich sagen, daß es heute aktuellere Dinge gibt als den Frack. Scheinbar. Wenn man nämlich aktuell als »tageswichtig« nimmt, so kann sich der Frack allerdings mit der Alt-Linie nicht messen; wenn man aber darunter das Eigentlich-Nötige und durch eine Verkettung widriger Umstände »unaktuell« Gewordene versteht, worum man sich mehr

kümmern sollte – dann kann es der Frack trotz aller Kriegsspharisäer ruhig mit der marschmäßigen Adjustierung aufnehmen. Die Zeit hat ihn zwar ausgezogen, aber sie sollte ihn doch hie und da aus dem Kasten holen, ausbürsten, bügeln und anprobieren. Denn auch der Frack ist ein Kultur-Symbol. Er ist die Dreß der guten Haltung.

Wie hat man sich jetzt an ihm sein Mütchen gekühlt, als die Verordnung des neuen Kaisers gemeldet wurde: Minister und andere Persönlichkeiten, die ihren Bericht erstatten, haben nicht mehr im Frack, sondern im Gehrock in Audienz zu erscheinen! Das hieße also: Absetzung des Fracks? Wenn er bei der feierlichsten Gelegenheit nicht mehr als Würdenkleid fungiert, wer wird ihn noch für mindere Zwecke heranziehen? Und ein Erlaß hätte kurzerhand jahrzehntelange Zweifel der Mode und Kleidungsästhetik gelöst? Nun, so weit ist es noch nicht. Wir leben ja nicht in einem Zeitalter höfischer Etikette, wo sich der Geringste schmeichelt, es dem Höchsten gleichzutun. Der Frack bleibt bestehen, auch wenn ihn das Zeremoniell verbannt hat. Und es wäre auch übereilt – wie es ein Berliner Blatt dieser Tage getan hat –, an seine Entlassung aus dem Hofdienst politische Kombinationen zu knüpfen ...

Aber mit welchem Eifer ist man gleich über ihn hergefallen! Jeder Mund kräuselte sich spöttisch und erleichtert, als ob es sich um einen gestürzten Minister handle. Endlich, daß dieser steife Wichtigtuer seinen Abschied hat: daß man nicht mehr mit einem altmodischen Schwalbenschwanz herumtänzeln und an der starren Hemdbrust ersticken muß; daß kein Feierlichkeitsdünkel mahnend im Schrank liegt! Wie komisch blickt der zerknitterte Mensch aus dem schwarz-weißen Pferch! Die Schöße sträuben sich weg, die Hose reicht bis zum Schuh und bei günstiger Beleuchtung sieht man die Patina – des Trödelladens. Nein – gut so. Der Frack gehört den Kleinbürgern, ihren Veteranenvereinen und Feuerwehrparaden, ihren Ausschußsitzungen und Leichenfeiern. Und den Auslagephotographien, auf denen der glückliche Fleischhauergehilfe sich krampfhaft an der Lehne des Sessels anhält, den seine Gattin Emerentia, geb. Pimpfinger, im Myrthenkranz einnimmt ... Der Frack ist geächtet und an seine Stelle tritt – der Gehrock.

Wenn schon nichts anderes für den verfeimten Günstling spricht – dann mindestens sein Nachfolger. Er hat außer dem offiziellen bekanntlich noch ein paar idyllische Kosenamen: Kaiserrock, Bratenrock, Schulmeisterrock etc. Sie erinnern an eine brave, schwerbewegliche Vorzeit, wo Dimension noch Würde auszudrücken hatte und Würde Festlichkeit. Das Amts- und Autoritätsgewand. Die Beine – diese allzu intimen Verräter des Körpers – sollen darin verschwin-

den, der selbstbewußte, streng gepanzerte Oberleib dagegen sich steil und hoheitsvoll verlängern. Der Mensch wird Nebensache und der Gehrock bleibt. Ein Versuch, die Toga in das moderne Bürgertum zu übertragen. Aber wie lächerlich war schon jene Toga (Adolf Loos, der Zweckästhet, betrachtet sie als die scheußlichste Kleidung), wenn sie nicht ein Cäsar oder Sulla trug! Der Gehrock ist eine Erfindung Th. Th. Heines, des Karikaturisten der Würde. Und wenn wir zwischen ihrem Kleid und der Gesellschaftsgala zu wählen haben – wir werden uns keinen Augenblick bedenken. Am Gehrock haftet vorweg ein Odium. Beim Frack dagegen kommt es bloß darauf an, wer ihn trägt. Trägt ihn der Richtige, dann sitzt ihm die Würde wie angegossen. Sollen wir ihn also nur deshalb in Acht und Bann tun, weil die meisten Menschen keine geraden Beine haben?

Prager Tagblatt, 29. November 1916

96. Emile Verhaeren

Die im gestrigen Abendblatt gemeldete Nachricht vom Ableben des großen Flämen ist geeignet, über Kriegsdämme hinweg zwischen den Gebildeten aller Nationen eine Brücke zu schlagen. Wenn Liliencron beim Anblick des in Abendschatten gehüllten Bahnhofs, seinen Lokomotiven und Kohlenkarren, dem Kunterbunt von Rauch, Lärm und Mühsal ehrfürchtig ausruft: »Zwanzigstes Jahrhundert!« – so war Verhaeren der Dithyrambiker dieses zwanzigsten Jahrhunderts, wie es in jenem Bilde erschaut ist. Französische und germanische Zuflüsse strömten in seine Kunst: französisch war die enthusiastische, wortprunkende Rhetorik, das heldentümliche Pathos, das ihm den lyrischen Gedanken erweckte – und germanisch, nein, deutsch im Sinne Goethes, der sichere Rückhalt im menschlichen Gewissen, der Ernst seines Geistes und die Tiefe seines Blickes. Baudelaire und Walt Whitman waren seine dichterischen Paten – aber die ganze neue Lyrik mit ihm verwandt und ohne ihn nicht leicht denkbar. Der Grundton seiner in Höhen und Tiefen schweifenden, von sozialem Weltgefühl überströmenden Kunst ist ein aus Qualen aufgerecktes, jahrhundertstolzes: »Ich bin!« Er ist mitleidend und herrschend zugleich; blickt anarchistisch in das sausende Getriebe einer Fabrik, auf die arbeitsbeladenen, gebleichten, zertretenen Menschen, sieht den Titanenkampf um Geld, das tötet, um zu erhalten – und fühlt die Tantalidenkette am eigenen Leibe rasseln, freudig, daß der dazugehört. Es ist, als ob die Jammerwelt Schopenhauers die Resonanz des Goetheschen Selbst-

gefühls hätte. Und seine Hymnen nehmen den Rhythmus dieses vielgestaltigen Lebens selber an, dessen fremd-gehässiges Durcheinanderfluten doch vom großen Bruderschicksal widertönt. So wird der poetische Sozialismus Verhaerens zur politischen Bejahung. Und es ist kein Wunder, daß er, der die Welt trotz allem als Festes und Gegebenes sieht, diesem Krieg noch ein Fürsprecher sein und unbekümmert um seinen deutschen Ruhm zu den leidenschaftlichsten Chauvinisten zählen durfte. Er war letzten Endes Rhetoriker und Ästhet, wie alle, die je in seiner Sprache dichteten. Also durfte sein Pathos beim Stichwort der Geschichte nicht säumen, seine Gestalt als Chorführer nicht fehlen. Es wäre gegen seine Art gewesen, sich jetzt als Kosmopolit zu fühlen. Und die deutsche Dichtkunst darf mit ihm deshalb nicht ins Gericht gehen. Sein brausendes »Ich bin!« ertönte lang vor ihrem weltklugen »Wir sind!«.

Prager Tagblatt, 30. November 1916

97. Rudolf Lothar: »Das Morgenblatt«

Erstaufführung im Neuen Deutschen Theater

Gehört zur dramatischen Unterhaltungsliteratur. Im Französischen sagt man: Boulevardkomödie. Aber da hat man auch den Ausblick auf den Boulevard ... Der Zeitungsherausgeber Cormoran, Günstling der Politik und Gesellschaft, Anwärter auf ein Ministerportefeuille, wird in einem Konkurrenzblatt mit »Enthüllungen« bedroht. Da er sich nicht ganz sicher fühlt, packt er seinen Koffer und fährt auf und davon. (Auto, 120-Kilom.-Geschwindigkeit, wir haben's ja, wir können's uns leisten.) Unterdessen geht seine Frau schnurstracks zum schuldigen Redakteur und will ihn niederknallen. Der Redakteur, der gerade sein einziges Beweismittel, einen Brief, aus der Hand gegeben hat, benimmt sich sehr graziös und bittet höflichst um seine Ermordung. Worauf sie nach mehreren Sentenzen über »Wahrheit« und »Idee« und »Person« unterbleibt und der Erotik Platz macht. Letzter Akt: Es geschehen mehrere Ausgleichsdinge. Cormorans Sekretär bietet der Frau seine Gefühle an, hat aber kein Glück und wird vom Konkurrenzblatt als Redakteur für »Anständigkeit« engagiert. (Folgt ein Aphorismus.) Cormoran kehrt zurück: Voilä! Und der umgewandelte Chefredakteur heiratet seine Geliebte ($6 \times 6 = 36$). Der Vorhang zögert, lächelt, fällt. Im zweiten Akt arbeitet ein »Redakteur« *coram publico* mit Syndetikon und Schere. Der bühenkundige Autor weiß,

daß das zu jedem geistigen Geschäft gehört. Aber es hätte seinem mit Geschick und Situationswitz gemachten Stück (das sich als Parodie gibt) nur genützt, wenn er den syndetikongeklebten Dialog mit einer scharfen Theaterschere zugestutzt hätte. Den Konrad Bolz 1916 gab Herr *Mühlberg* versatil, liebenswürdig, elegant wie ein Operetten-tenor, der besser tanzt als singt. Frau *Kovacs* als Cormorans Gattin nicht sehr mondän, aber herzlich im Parodistischen; das Kindliche, Selbstverzärtelte rückte sogar in die Lulu-Nähe. Am besten und auffallend gebessert Herr *Fricke* als Sekretär. Er zeigt Lust am Komödiantischen, studiert seine Rolle und bleibt ihr getreu. Wie er nervös den Kopf im Kragen verrenkt, windschief am Partner vorbeiblickt und ihn sprungbereit-stupid anlotzt – das war eine gut gesehene Studie des ungewaschenen Idealismus. Vorerst noch ein bißchen gepinselt und angestrichen, aber auch das muß man können ... Herr *Reinhart* als Staatsanwalt bemühte sich diesmal mit besserem Erfolg darum; aber auch ein parodierter Staatsanwalt darf nicht – komischer ausschauen, als er ist. Frau *Medelsky* trug einen schönen Pelz, Herr *Hofer* jüdelte besser als die ganze deutsche Literatur der Gegenwart und Herrn *Huttigs* Kopf rief geradezu nach dem Steckbrief, den ihm der Redakteur gnädig erläßt. Das Publikum unterhielt sich sehr gut und rief Herrn Lothar nach dem zweiten Akt ein paar Mal hervor. Aber die Sätze über Journalismus: heut so, morgen so, wir verachten sie, aber wir brauchen sie, der Redakteur ist, die Presse kann u. s. w. – so ein Lächeln nach zwei Seiten von einem, der mittendrin ist – machen vergeblich tendenziöse Atempausen. In Prag gibt es – diesmal zu seiner Ehre gesagt – keine Galerie. Also stürzte sich niemand hinein ...

Prager Tagblatt, 3. Dezember 1916

98. Hans Müllers »Könige«

*Schauspiel in drei Akten; Erstaufführung Sonntag im Neuen
Deutschen Theater*

So wäre denn der jambische »Walzertraum« auf seiner Reise durch die Bühnenwelt auch bei uns gelandet! Und wir können uns aus der Nähe fragen, ob es wirklich möglich ist, ein deutsches Schauspiel mit allem Operettenreiz zu versehen, oder ob der Zeitgeist ihm so weit entgegenkommt.

Hans Müller gehört zu jenen freundlichen Wiener Naturen, auf deren Stirn das Wörtlein »halt« geschrieben steht, diese Partikel des

grillparzerisch-girardischen Achselzuckens, des unschuldigen Augenaufschlags, der verlegenen Unwiderstehlichkeit. Er ist halt so, er schreibt halt so und kann halt nichts dafür. Aber das Wort selbst ist nicht von ihm; er hat es dem Wiener Feuilleton entlehnt und sich's beim Eintritt in die deutsche Literatur aufgeklebt. Denn er weiß: das »*Non aliud posse*« der Grazie, die Ausrede auf die gute Laune gibt einen Doppelvorteil: man braucht nicht viel zu können und wird ein lieber Kerl. Das ist nun tatsächlich der Handgriff Hans Müllers geblieben: mit ein bißchen Gelegenheitsroutine der liebste Kerl des Wiener Salons zu werden. Gesetzlich geschützt durch den Begriff: »Produktivität«. Mag man sagen: seicht, oberflächlich, trivial – es ist halt doch der Blütenstaub der Freude drauf, der zarte Flaum der Schreiblust. Ja – wir Wiener, Österreicher, »Unter-der-Enns«-ler und Bajuwaren sind schon so. Wir wollen keine Wedekinde und Strindbergs sein, keine Sternheims und Hauptmanns – uns genügt das plaudersame, gottgefällige Schäkern.

Hans Müller schäkert seit beinahe zehn Jahren. Er trifft's immer außerordentlich glatt und ohne Widerstand, nimmt mit der Feder einen zierlichen Anlauf, taucht sie in sirupsüße Tinte und zirkelt auf dem weißen Oktavblättchen eine Erfindung ab, die seiner Phantasie schon im Druck vorliegt. Alles muß duften, lächeln und blitzblank sein. Denn diese höchste Gunst des Schreibtisches, diese Ausfeilung der Platttheit bis zum »Werk« heißt von der Elbe bis zum Rhein und von hier bis ins Ungarland und so weit die literarische Zunge reicht: Talent. Mit solchem Talent und etlichen Zuschüssen in der Tasche sieht man die Welt in der himmelblauen Harmonie eines Feuilletons, das an die Menschheit glaubt, um an seinen geselligen Wert zu glauben. Was Hans Müller schrieb, trägt diesen Stempel der Anmut schon im Titel: »Die Rosenlaute«, »Die lockende Geige«, »Träume und Schäume«, »Der reizende Adrian« – riecht ihr das *fleur du bon*, seht ihr die grünblauen Seifenblasen, schmeckt ihr die leckeren Konfitüren? Die Welt des lieben Kerls mit ihren samtweichen Bankbeamten und verlotterten Bubis. Gerstners Österreich.

Da der liebe Kerl auch ein gescheiter Kerl ist, konnte er an der Verwandlung dieses Österreich nicht achtlos vorbeigehen. Seine weißleinen Muse zeigt ihre feldgraue Kehrseite. Oder glaubt ihr, daß das Klischee des Kahlenberg-Stephansturm-Cottage-Wesens – schaut ringsumher, so weit der Blick sich wendet! – nicht auch für den harten Kriegstag gilt? Weit gefehlt! Da wird es ja »geschweißt«. Und Hans Müller macht aus dem Wörtchen »halt« ein geschichtliches Drama in drei Akten. Es steckt lächelnd zwischen seinen Jamben-

lippen wie zwischen zwei koketten Gänsefüßchen. So daß der Eindruck ist: ein Hans Müllersches Grillparzerfeuilleton, praktisch angewandt auf ein Hans Müllersches Lustspiel.

Das Stück heißt »Könige«, hat aber mit den gleichnamigen Gestalten Shakespeares so viel zu tun wie eine Tortenglasur mit einer Blume (so frischgemut sind etwa die Vergleiche des Stückes). Es spielt – je ferner, je besser – 1326. Zwei-Kaiser-Wahl: Ludwig von Bayern – Friedrich von Österreich. Streit, Krieg, Versöhnung. Deutsch und Österreichisch reicht sich die Hände wie in einer Denkmalsenthüllungssrede. Und Friedrich heißt – der Schöne. Wie wird dir, Wienerin? Seine Frau hat sich blind geweint. Dazu noch das »helle Flurengrün und Saatengold, von Lein und Safran gelb- und blaugestickt« – und wir können das Portal des Tages historisch bekränzen! Die Handlung nimmt einen ziemlich linearen Verlauf: es ist das Drama eines – gehaltenen Ehrenwortes. Wäre einem der absonderliche Fall nicht schon aus der Geschichte und von Ludwig Uhland her bekannt – es läge darin ein paradoxer Reiz, neuartig genug, um noch im letzten Akt damit zu verblüffen. Hans Müller bleibt bei der Geschichte. Er zwingt ihr auch keine Motivierungen auf, die mit der Tradition des deutschen Schulaufsatzes unvereinbar sind. Erster Akt: Friedrich auf Trausnitz füttert Vögelein und ruft: »Wittiwitt«. Ein Wallfahrerklub kommt mit einer Pilgerin, ihn zu sehen. Friedrich aber – der den »Bruderzwist im Hause Habsburg« gelesen und die Rolle Rudolfs darin studiert hat – ruft: »Auf ...! Weg ...! – Allein!!« Aber der Bub sagt statt »nicht« – »nix«, statt »Mädchen« – »Mädel« – die Luft ist voll vom süßen »halt«, Friedrich erkennt sein Wien und geht besänftigt rechts ab. Von links aber erscheint König Ludwig der Bayer – der »Ottokars Glück und Ende« gelesen und den Grafen von Habsburg studiert hat – mit Ritter Schweppermann – der überhaupt alles gelesen hat, was es an klobigem, baumeisterischem Landsknechtstum gibt – und dem weißschimmernden Grafen Hohenzollern. Der steht vorderhand noch da – aber kein Zweifel, er ist wichtigen Zwecken vorbehalten ... Ludwig trifft mit der Pilgerin zusammen – Friedrichs erblindete Frau – und beschließt erschüttert, den Friedrich gegen Abschwörung jedes Anspruchs auf Krone und Reich freizulassen. Friedrich kommt und hier ist sogar eine hübsche Szene: Wie er bubenhaft-trotzig gegen Ludwig losfährt, um ihm weinend an den Hals zu sinken. Friedrich entsagt, nicht ohne ihm zuvor – aktuelle Anspielung schimmert durch – unter die Nase geraunt zu haben: »Du bist der Größere von uns beiden.«

Zweiter Akt: Bei Friedrich zu Hause. Heimatboden. Er küßt den Nußbaum und läßt sich vom Gärtner umarmen. Er begrüßt seine

Frau. Er begrüßt seinen Bruder Leopold – der auch nicht wenig in »schürendem Ingrim« belesen ist – und muß schwere Anklagen hören. Lehensmänner Österreichs betreten die Szene mit dem Kardinallegaten des Papstes. Alles dringt auf Friedrich ein, seine Gattin weint ununterbrochen (man könnte verstehen, daß ihn »die Blinde nicht mehr reizt«) und was tut Friedrich? Er setzt die Krone aufs Haupt, erinnert sich aber noch, daß das gegen die Verabredung ist, wirft sie wieder von sich und stürmt davon, sich freiwillig dem Ludwig zu stellen. Letzter Akt: Bei Ludwig, Hausväteridylle, Hutauswahl, Empörungemunkel. Boten melden Schlimmes. Da tritt Friedrich ein und erhält wenige Minuten nach 10 Uhr Anteil am Deutschen Reich.

Wäre der Autor dieses geradezu unnahbar glatt geschnitzten, säuberlich um die Höhepunkte gruppierten und leichtatmenden Stückes, dessen plätschernde Verssprache manchmal so tief reicht wie eine psychologische Plauderei – »Meine Stimme steht auf wie ein Toter« –, wäre also dieser Autor ein fünfzehnjähriger Gymnasiast, wahrhaftig, man müßte von ihm sagen, was Victor Hugo vom jungen Rimbaud sagte: »*Shakespeare l'enfant!*« Aber dieses Meisterwerk eines Gymnasiasten ist die Mache eines Literaten.

Leider erfuhr sie bei ihrer Übertragung auf die Bühne noch einigen Gewichtsverlust. Vom Wienerisch-Heiteren – das die Szenerie richtig, wenn auch etwas stilisiert, beachtet – keine Spur. Und der mittelalterliche Harnisch war wiederum zu schwer für die schlichten, schlanken Leute ... Ob Herr *Mühlberg*, der den schönen Friedrich gab und seinem Kainz-Gesicht mitunter auch im jammernden Worte gerecht wurde, nicht zu stark bemüht wird? Gestern der charmante Chefredakteur, heute der schöne Herzog, da darf man's wirklich nicht zu genau nehmen. Sein opernhafte-steifes Wegschauen im ersten Akt war im übrigen vielversprechend für spätere Explosionen. Aber er explodiert nicht, er weint. Sehr schön, rührend und deutlich. Dabei sendet er den Jambus aus wie einen flatternden Vogel. Das klingt freilich unvergleichlich besser, als wenn man ihm bis zum Chimborasso der Stimmkraft nachjagt, wie es Herr *Koch* als Leopold tut. Er »lodert« immer mit verkniffenen Lippen und mit der Galle eines Provozierten. Herr *Bogyansky* – ein Schauspieler, dessen überlegte Einfachheit mir sonst gut gefällt – faßte den Ludwig doch etwas zu gemütlich; ein König, dem die Stimme einschläft, ist gütig, aber nicht kraftvoll. Dafür ging eine feldgraue Biederkeit von ihm aus, die ihm den Königsreif ersetzte. Herr *Fischer* als Schweppermann schwepperte nach des Dichters Lust und Vorschrift, Fräulein *Thetter* als Elisabeth weinte, weinte, weinte – aber es brach einem nicht mehr das Herz;

man wird ein Barbar bei solcher Tränenflut. Erwähnenswert: Fräulein *Plessing*. Regie: *Fritz Bondy*. Das Publikum klatschte Beifall wie in Wien, Leipzig, Hamburg und Kötzschenbroda. Das ist kein Wunder. Denn die Frage, ob es der Operettenreiz oder der Zeitgeist sei, was das Stück Hans Müllers so beliebt macht, läßt sich kurz dahin beantworten: die Operettenreize der Zeit.

Prager Tagblatt, 5. Dezember 1916

99. Hundenot und Menschenwürde

Der Satz, daß die Welt eine literarische Erfindung ist, gehört selbst schon wieder der Literatur an. Wir können machen, was wir wollen: es gibt nichts Ungedrucktes mehr unter der Sonne. Selbst die Delikatessen des Tagesberichts, die exotischen Kleinigkeiten im Nachtrag, haben schon ihre Anführungszeichen. Das kommt vom atemlosen Wettbewerb zwischen dem, was ist, und dem, was infolgedessen sein kann. Wer den schärferen Geist hat, sieht es voraus und die Wirklichkeit humpelt schwerfällig nach.

Auch die groteske Geschichte, die wir gestern mitgeteilt haben, von dem Mann, dessen Hündchen seine Freiheit dazu benützt hatte, wozu sie Politiker, Literaten und Volksmänner so oft und unbehelligt benutzen, nämlich »sich nicht zu genießen«, und dafür seinem Herrn eine Geldstrafe von 3 Mark einbrachte, auch dieses Histörchen der Polizeigewalt hat längst seinen Dichter: Georges Courteline. Dieser witzige Querulant, der in welterheiternder Weise unter einem Verfolgungswahn vor allem Bürokratischen, Sachlichen, Protokollarischen leidet und mit dem Wachmann ringt wie mit dem steinernen Gast der Kultur, hat einmal eine rührende Gestalt auf die Bühne gebracht: Monsieur X., einen wackeren, feinen Rentier, der jeden Morgen mit seinem überfressenen Hündchen in den Bois de Boulogne spaziert und eines Tages arretiert wird, weil der geliebte, »misokyne« (hundefeindliche) Zögling tut – je nun, was alle Hunde tun. Er wird vors Gericht geladen – im Namen der Hygiene und Sittlichkeit. Da zählt er nun seine sämtlichen Orden und Würden auf; verkündet, was er für sein Vaterland alles getan habe und wie catonisch-sittenstreng sein Dasein war, und schildert tränenden Auges den Adel, die Enthaltsamkeit und die sittliche Würde seines Hundes. Nicht, daß man ihn, den Unbescholtenen, herztiiere, sei sein Schmerz; aber daß man an dem Weltverächter und Sonderling, diesem feinsten Produkt französischer Erziehung, zweifle – seinem Hund. Aber Richter und

Staatsanwalt sind unerbittlich; noch unerbittlicher der Wachmann (nach dem der Einakter heißt). Er sieht den Beschuldigten von oben bis unten an, zieht die Brauen zusammen und jedes seiner Worte klirrt vor Autorität. (Sogar der Richter zuckt zusammen.) Monsieur X. wird sachfällig. Und ruft mit einem Blick zum Himmel aus: »Die *Nachwelt* wird mich richten!«

Die *Nachwelt*! Sie hat Besseres zu tun, als literarische Urteile zu revidieren. Sie muß ihnen sachlichen Stoff nachtragen. Der Witz von gestern ist das Gesetz von heute; die Laune des Wachmannes der Geist der Behörde. Und siebzehn Mann müssen herhalten, die schwere, prinzipielle Sache zu untersuchen. Siebzehn Mann im vollen Ornat bürgerlicher Würde! – Man mißachte den Hund nicht! Seine Tätigkeit (wie sich der Beschwerdeführer achtungsvoll ausdrückt) ist, wie *figura* zeigt, *staatserhaltend*. Sie erhält die Würde der Beamten. Was bliebe ihnen zu tun, wenn die Hunde pröder wären?

Prager Tagblatt, 6. Dezember 1916

100. Gastspiel Ida Roland

»Die *Zarin*« im Neuen Deutschen Theater

In Melchior Lengyels geistreicher, historisch-burlesker Mache sahen die Prager gestern die *Roland* wieder. Die Kunst dieser Frau bleibt immer etwas Anregend-Neues, wie ein apartes Stück Natur, dessen vorüberflackernde Reize an den Sinn Fragen stellen, die sie selbst wieder vergessen lassen. Ein vielfarbiges Gesprudel von Einfällen und Nuancen, die sich haschen und jagen, ohne zu bleiben – und doch ist es deutlich ein Behälter, der mit dem steigenden und niederschäumenden Strahl spielt. Frau Roland ist – was man bei weiblichen Künstlern selten wahrnimmt – ein schauspielerisches Original. Ihre Künste entspringen nicht dämonisch-geadelter und in ihrer Selbstkonsequenz überragender Weiblichkeit, nicht dem vollatmenden Bewußtsein ihrer Wirkung – sondern einem männlich-witzigen Naturell. Humor durchtränkt die Kälte, mit der die geistige Scham ihr Geschlecht umgibt, Humor – d. h. verlegene Überlegenheit. Ihre Kapricen sind Launen des Verstandes, ihre Brutalität – genialer Eigensinn, ihre Derbheit – empfindsamer Zynismus. Diese Kunst kann nicht monoton werden, solange sie etwas in Händen hat. Leider gibt ihr der geschätzte Autor im letzten Akt nicht viel. – Den Alexei spielte Herr Jakob *Feldhammer* als Gast. Zu seinem Vorteil: nicht ins Operettensüße, Pagenhafte.

Ein rustikaler, kindlich-plumper Trotzkopf, der die herablassende Kaiserin schon als Bäuerin betrachtet. Aber sein unparfümiertes Wesen hätte doch einige Tropfen Anmut vertragen. (Man bemitleidet sonst die Zarin so wenig wie ihn selber.) Jedenfalls ein bodensicherer, impulsiver Darsteller, der bloß noch ein wenig überheizt erscheint. Die übrigen gaben Frau Rolands Kunst eine hübsche Folie: nicht gar zu talentiert und nicht zu farblos. Das Haus rief die Gäste wiederholt hervor, aber ohne so viel Wärme, daß es für beide gelangt hätte. Herr Feldhammer kann zufrieden sein.

Prager Tagblatt, 10. Dezember 1916

101. Gastspiel Ida Roland: »Der Viererzug«

(Gestern im Neuen Theater)

Frau Roland hat das Pech gehabt, bei den Literaten ihr Glück zu machen. Auf dem besten Weg, sich zur ersten deutschen Schauspielerin zu entwickeln, ist sie ein paar Kennern in die Hände gefallen, die ihr die Bürde der Kunst abnahmen, um sie auf ein leichteres Roß zu setzen. Auf eines, das sie selber tummelten. Frau Roland ist jetzt der Vorspann für aufstrebende Autoren. Sie muß Funken sprühen, Schwefel regnen, vibrieren und schäumen, um ein Papierdach wohnlich zu machen und in seine Leere Farben zu gießen. So verwandelte sie sich aus einem Bühnenstern in einen Varietéstar. Ihre Kunst, die von Natur aus einen doppelten Boden hat (die Bretter und das Brett!), muß das Billige, Witzige hergeben – der Witz bleibt ihr. Auch im gestrigen Stück, das ihr die Herren Paul Frank und Siegfried Geyer nicht einmal auf den Leib geschrieben haben. Sie entpuppt sich da als eine Salon-Zwerenz, als ein vergeistigtes »Mistviecherl«. Die Art, wie sie diese beliebte und literarisch fortgepflanzte Spezies der wienerischen Fauna vergeistigt, ist wirklich sehenswert. Daher auch das Stück.

Prager Tagblatt, 11. Dezember 1916

102. Gastspiel Ida Roland: »Die blaue Küste«

Drei Abende – drei Dialekte. Am ersten ungebildet-tonloses Hochdeutsch (daß man glaubt, ein Dienstmädchen die Rolle ihrer Herrin nachdeklamieren zu hören, und solcherart die herrische Rolle begreift), am zweiten infantil-zwatscherndes Wienerisch und am dritten

graziös-ungelenkes »Bolnisch«. Und jeder dieser drei Dialekte brachte ein neues Wesen mit: einmal die große Katharina, dann das kleine Mitziputzikatzimausi und gestern die Fürstin Dagomirska mit weichem »D«, die Welt dame mit dem unbezahlten Windspiel und der zahlenden Welt, die sich beide schnurrend zu ihren kleinen Füßen legen. Das kennzeichnet die Kunst der Roland. Sie kommt von der genialen Beobachtung zur Lust am natürlichen Zusammenhang und verinnerlicht im Handumdrehen das leichte äußerliche Spiel. So steht Natur und Technik da, ein Janusgesicht derselben Art, und man kann nicht sagen, was gerade hervorsieht. Eine kühlumwehte und rasch erwärmende Kunst, die bis zu einer gewissen Temperatur steigt und dann im Parlando oben bleibt. Nämlich: solange Frau Roland die Einfälle haben muß und der Autor ihre Hilfe. Die blaue Küste ist eine dunkle Wüste. Und die einzigen Lichtpunkte: die beiden sanft-bewachenden Augen des Windspiels, das seine Herrin dem Theater nur herborgt und eine fabelhafte Routine zeigt im »Treusein«.

Prager Tagblatt, 12. Dezember 1916

103. Anton Wildgans' »Liebe«

(*Gestern in den »Kammerspielen«*)

Es tut einem weh, gerade der schlichten, gravitätischen Beseeltheit gegenüber frei zu sprechen, wo es die gerissenen Schwindler mehr verdienen; man wollte den Geist, der sich etwas vergibt, schärfer aufs Korn nehmen als den Ungeist, der pathetisch wird. Aber weiß der Kuckuck: das Gehirn ist doch die Heimat und – Nationalgefühl geht vor Anstand.

Herr Wildgans ist »der Herr in Schwarz«. Das ist eine neue Type im tausendfältigen Schrifttum. Die Herren in Schwarz nennen sich schon in früher Jugend: Hilarius, Fridolin, Borromäus oder Kaspar, schweifen selbander, die Arme um ihre Nacken geschlungen und von einer dionysischen Freundschaftsbrise getragen (wie die Betrunknen aus der Mappe von Wilhelm Busch), durch die Gäßchen der Heimat, blicken versonnen über den Brückenrand und sagen: »Sieh' ... das Leben flutet wie dieser Fluß« ... Sie sind, wie der Wiener sagt, »tramhapert« und erscheinen später, wenn die ersten Wunden unverständener Phrasen sich geschlossen haben und das Knabenkinn der empirische Flaum umwuchert: bei L. Staackmann (Berlin und Leipzig). Ihre Seele bewegt sich, ohne daß sich der Verstand drum küm-

mert; und sie schwingt so lange, bis es ihnen wie Schuppen von den Augen fällt und sie die Gemeinplätze des Mittelschülers begriffen haben. Ein tiefes Wahrheitsstreben geleitet sie längs einer fertigen Phrasenbahn. Die Phrasen heißen: »Idealismus« und »Sinnenlust«, »reine Liebe« und »fleischliches Begehren«, »der suchende Mann« – »das wünschende Weib« usw. Eine Etappe ist Schiller; die nächste Schopenhauer – und dann stehen sie zwischen dem süßen Gretchen-Traum der Jugend (Seele + Wollust) und der »harten Wirklichkeit«. Was nun? Die Saiten ihrer Empfindung zittern; Schmerz spielt um den lüstern-verzichtenden Mund. Wozu haben wir denn nachher eine schwingende Psyche? Sie mag jetzt die ewige Quadratur des Zirkels, »Liebe« genannt, resigniert nachschwingen. (Fürs Leben bleibt einem dann noch immer die schöne Zweiteilung: animalische Triebe – platonische Liebe – eventuell auch etwas Feing'mischts). Und sie bekommen das psychische Achselzucken; das: »Ich weiß nicht, wie mir ist, aber ich weiß, daß ich so muß.« Ihr Mund wird schmerzlich umrändert; ihr Rock verlängert sich zum Priesterkleid; Ernst und Würde schlägt um sie einen Flor; adelige Demut biegt ihren Nacken; ihre Seele wird zum philharmonischen Orchester und jede Regung symbolisch. Sie wachsen zu schmalbrüstig-leimiger Hoheit, ihre Ungedanklichkeit geht auf psalmistischen Stelzen. So wird man: »der Herr in Schwarz«. Zu deutsch: der lyrische Kanzleibeamte.

Er geht, wie gesagt, schon seit längerer Zeit in der Literatur um, namentlich von den Anhängern der »gesunden Moderne« verehrungsvoll begrüßt. Gesunde Moderne? Man stelle sich eine Mischung deutsch-nationaler Grundsätze mit der Kühnheit Wedekinds vor! Die Basis ist kräftig-banal, der Aufbau ultramodern. Der Geist fesch, nur das Fleisch – mein Gott, wir wissen halt auch schon, was ein Freudenhaus ist. Der idealistische Typus ins Intellektuelle abgebogen. Man erhält dann einen Touristen, der à la Kokoschka malt, einen Eisenbahnadjunkten, der den Schönberg kopiert, oder einen Supplenten, der sich, ohne Verzicht auf Theodor Körner, im Peter Altenberg versucht. Man erhält: Anton Wildgans. Dieser Herr in Schwarz liebt das Primitiv-Volkstümliche ebenso wie das Geistig-Moderne. Auf seiner Stirn blinkt der Stern der Schlichtheit. Die intellektuelle Unsicherheit und flache Empfinderei geben sich einen »Renner« ins Altdeutsch-Prägnante. Das bleibt, das hält. Daher liebt er schwungvolle Beiläufigkeiten, breite Szenerien, Damastvorhänge der Mystik, seraphische Symbole, Worte wie: »Triptychon«, »Inferno« und »Hosiannah«, kurz alles, worin das Gedankenbächlein wie in ein Meer der Bildung mündet. Es ist nicht Manier und nicht Eigenart – es ist Schmockerei.

Sein Drama »Liebe« ist eine solche katafalk-düstere Schmockerei in fünf Akten. Vom Titel angefangen, der dort, wo man ins Universum des Tertianers blickt, ausruft: »Nehmt alles nur in allem!« Ja wohl: Liebe. Wir haben darüber manches gelesen: Nietzsche, Strindberg, Wedekind, Arthur Schnitzler und Professor Sigmund Freud. Das ist ja nischt. Die Dichter und Denker haben daran herumgeschrieben, Fabeln erzählt, Beispiele gebracht – aber wer hat das letzte Wort gesprochen? Das Mysterium schlicht und endgültig hingestellt, als kategorische Legende? Nämlich so: Mann – Frau (typisch), Freund – Dirne (ditto) und nun feste Linien gezogen, die den Grundriß der Erotik darstellen? Keiner. Der bloße Versuch verriete schon das Stümperum. Denn die Abc-Schützen der erotischen Erfahrung können es Herrn Wildgans sagen: daß jedes Exempel eine andere Rechnung ergibt und alle stimmen. Aber er unternimmt es. Denn er ist – das passiert keinem Erkennenden – »draufgekommen«.

Über dem Personenverzeichnis steht: *Dramatis personae*. (Was hat die seriöse Impotenz, die sich so gebildet ankündigt, im Hain der Liebe verloren?) Der Mann heißt Martin. Es klingt treu, bieder, rein, sanft, christlich. Martin lebt mit seiner Gattin Anna seit neun Jahren in idealer Ehe. »Ideal« – was sich der Knabe darunter vorstellt: ein ewiger Himmel der Langweile. Sie haben sich ihre Körper gegeben, dazu noch ihre Seelen und jetzt faßt sie der polygamische Teufel an. Für die Frau erscheint er in Gestalt eines Herrn Vitus Werdegast (Hinausschmeißen!). Es wird stark ge-ibsent und auch die Textbemerkungen schwingen sich zu stattlicher Höhe. Etwa: *Martin* (nicht ganz ohne Fassung, aber doch als riefte ihm eine innere Stimme zu: »Das ist wahr!«). Herr Werdegast deckt mit weltmännischem Zynismus etwas zu (Wir wissen: eine Wunde!). Er trifft die wohlbekannte Unterscheidung von Freude und Liebe und macht ganz den Eindruck eines braungebrannten Globetrotters, den auf seinen Reisen ein gewisses Bacchantentum und die »Muskete« nie verlassen hat. Der Vorhang fällt. (Buchausgabe pag. 35: »langsam und ganz leise«.) Zweiter Akt: Gespräch zwischen Martin, Anna und der Mutter. Dumpf und düster. Den Mann zieht es nach Liebe mit großem »L«, die Frau mit weichem »i«. Der Mann will nicht zu Hause nachtmahlen. Das Weib sagt ja und Amen. Der Vorhang fällt.

Es beginnt der *actus tertius*, auch *actus symbolicus* genannt. Eine große Erinnerung taucht auf: An Wedekinds »Totentanz«. (Sie ist auch bei Herrn Wildgans aufgetaucht.) Welche unermeßliche Distanz von jenem erkenntnisdurchglühten, keuschen Bordelldrama zu dieser wichtig-tuerisch-platten Empfindungsszene. Wie typisch verlogen ist

allein die Gestalt der Dirne, die »nicht die anderen, die betrunkenen« will und sich dem schmierigen Sittlichkeits-Schwitzer und Geschlechtsstucker an den Hals wirft, statt ihn hinauszwerfen! Es ist, als ob derselbe Raum zuerst von einem Geschlechtsabgeklärten und dann von einem hungernden Konsumenten betreten würde. Dort ein Freudenhaus der Kunst, hier eine Leidensstätte der Geschwätzigkeit. Das Wort »käuflich« hat ein gellendes Ausrufungszeichen. So toben in des Jünglings Brust die Kämpfe; so läßt er seine Wut, daß er sich für Geld nicht Seele kaufen kann, am käuflichen Geschöpf aus; so kommt er als begehrendes Trampeltier; und so greift ihn Traurigkeit an, wenn er sieht, daß gerade die, die man haben kann, zu haben sind. Der sentimentale Interviewer mit der bekannten, viel verspotteten Frage: »Wie bist du so geworden?« Hier wird das Drama zum Tagebuch eines lyrischen Gymnasiasten. Die idealistische Impotenz bekommt Lust und Gewissensbisse. Und sie ist doch aufs Freudenhaus angewiesen.

Martin »ermannet« sich und rennt von der furchtbaren Verlockung weg. Nein, der tierische Trieb soll ihn nicht fortreißen. Er eilt zum Weibe, welches gerade im Begriffe ist, Herrn Werdegast an sich zu locken. Vitus Werdegast ist aus derselben Gesellschaft. Eine erkenntnistheoretische Hemmung zieht ihn zurück. Und endlich sitzen Mann und Weib schuldbeladen mit dem Gefühl, daß es ewig so sein muß, beisammen. Das Drama taucht immer tiefer in die Versfluten, bis asketisch-mystische Wolken aufsteigen und die Szene verhüllen. »Die beiden Menschen weinen. Der Vorhang schließt sich.«

Liebe. Oder: Die idealistischen Hemmungen des Realisten. Oder: Was ich erlebte, bevor ich nichts erlebte. Aber dieses banal-verschwätzte Drama ist gleichwohl ein bedeutendes Dokument der Zeit: Der Gretchen-Traum des Gymnasiasten erklärt die Erotik des Bürgers.

Die »Kammerspiele« haben das Stück mit einer bombastischen Sanftheit versehen, wie sich sie der Dichter nicht besser wünschen konnte. Lichtübergänge, ein innerer Vorhang, die Stube hell ausgeschnitten – die Regie (Herr Hans *Demetz*) ging auf leichtesten Sohlen. Über die Szene strich ein hörbar-geheimnisvolles »Pssst!«. Kein Zweifel: Wildgans wurde verstanden ... Herr *Koch* als Martin mußte dem Geist seiner Rolle um so näher kommen, je peinlicher er wirkte. Wie er im ersten Akt am Büchertisch Versonnenheit und geistige Beschäftigung markierte – sah man die ganze vom Autor repräsentierte Richtung vor sich. Im übrigen blickte er sauer drein wie der Kartellträger seines eigenen Schicksals und sprach mit qualmender Korrektheit. Frau *Medelsky* hat in ihrer Art etwas Tratschderbes, was der

seelenvollen Frau widerspricht. Aber ihre verinnerlichte, tränen-schluckende Weichheit (die zuweilen an ihre berühmte Schwester erinnert) half der Absicht des Dichters. Herr *Huttig* als Vitus sprach, was er spielen sollte. Vom transatlantischen Original, das belebend hereinzupoltern hat, keine Spur. Er kam aus dem Nebenzimmer. Mit Haltung und Würde. Fräulein *Newes* als Wera viel schmiegsamer und freier als sonst. Eine Dirne aus sehr gutem Haus. Frau *Monati* bewies in ihrer kleinen Szene, daß ein paar natürlich gesprochene Worte eine ganze Rolle aufwiegen können. Das jugendlich-literarische Publikum applaudierte sehr lebhaft, obwohl es vom dritten Akt mehr erwartet hatte.

Prager Tagblatt, 17. Dezember 1916

104. »Kabale und Liebe« (Landestheater)

Eine nicht sehr zahlreiche, aber desto naivere Gemeinde hielt gestern ihren sonntäglichen Schiller-Gottesdienst ab. Ohne dem edlen Genius der deutschen Dichtung nahezutreten: es ist dasselbe Moment, das sich bei ihm wie beim Kino-Drama wirksam erweist – die populäre Klassengruppierung von Tugend und Laster und der daraus geschlungene Spannungsknoten. Außerdem freilich: die warme Sprachfülle, die das Intriguen-Geäst umkleidet. Es braucht nicht viel, daß der Gläubige in Andacht versinkt. Zur gestrigen Aufführung berief man in Ermangelung eines jugendlichen Draufgängers einen Herrn *Fehér* (aus Wien) für den Ferdinand. In der Zeit der Musterungen herrscht an solchen Heldenoren des gesprochenen Wortes, welche das Leutnants-Ideal im historischen Kostüm verkörpern und die Galerie zum Trampeln bringen, erhebliche Not. Umso angenehmer überrascht war man gestern, einen richtiggehenden deutschen Jüngling vor sich zu sehen. Herr *Fehér* ist schlank, in Abiturientengröße, verfügt über ein glattes Milchgesicht und jauchzenden Sprechschwung. Er wirft sich mit Schmiß und Schmelz in die rhetorischen Fluten, weiß mit dem Überschuß hauszuhalten und provoziert mit schmetternden Kehlkopftönen den Aktschluß. Heute erfolgen seine Ausbrüche noch mit deklamatorischer Promptheit; das Stichwort läßt ihn rasch vom Stapel. Aber die Galerie hat ihren Mann. Er ist gut und billig – vielleicht wird er uns noch teuer. Herr *Koch* gab zum ersten Mal den Wurm. Er schleicht nicht und krümmt sich nicht. Ein verlässlicher Beamter der Intrigue. Sehr aner kennenswert der alte Miller des Herrn *Bogyansky*. Schlicht, redlich und aus gediegenem Holz

geschnitzt. Er fiel aus dem Rahmen der Vorstellung. Herr Fehér wurde mit den übrigen lebhaft hervorgerufen.

Prager Tagblatt, 18. Dezember 1916

105. Gastspiel der »Neuen Wiener Bühne«

»Die Jungen und die Alten«. Lustspiel in 3 Akten
von Alexander Hajo. Gestern im Neuen Deutschen Theater

Man wird von den Pariser Komödien bald sagen, was man von den englischen Stoffen und französischen Seifen sagt: daß sie gar nicht von drüben stammen, sondern bei uns, d. h. in Budapest, gemacht werden. So täuschend ähnlich ist die Fabrikation. Ja, sie fühlt sich auf dem elastischen Parkett schon so frei, daß sie sich's schwerer macht und – im Rücken von der Operette gedeckt – an Probleme rührt. Links Wedekind, rechts die Csárdásfürstin. Der Autor des gestrigen Stückes tritt links ein und geht rechts ab. Er tupft das Motiv von der erotischen Knospung, in dem bedeutsame und pikante Keime stecken, überall an, streift das Bedeutsame und rechnet mit dem Pikanten. Ob es so oder so ausgeht, ob die Moral oder die Natur, die Konvention oder der Trieb recht hat – wenn zwei Leute achtzehn Jahre alt sind, ist jede Verwicklung hübsch. Abgesehen davon, daß ein Lustspiel den Vorteil der Resignation hat; geht's nicht zusammen, so lächelt der Autor, gibt ihm einen Stups ins Banale und sagt: »*C'est la vie!*« »Frühlings Erwachen« in Preßburg ... Jung Eugen liebt Klein Ellen, weil er sie entkleidet gesehen; die Lebedame Jolanthe rahmt im richtigen Augenblick seine Begierde ab und wird durch das Erlebnis elegisch-weise. Inzwischen kommt der Weizenfabrikant Gacs und macht alte Rechte geltend. Eugen überrascht beide, ruft: »Kurtisane« und erkennt reuevoll, daß er Ellen liebt. Der dritte Akt sieht so viel Möglichkeiten vor sich, daß er keine ergreift und die gefürchtete Biegung ins Sentenziöse macht. Frau Jolanthe, die vom Weizenagenten einen Heiratsantrag erhält, weist ihn sentimental zurück; dabei hält sie die Hände der ungleichen Konkurrenten fest und spricht den Aphorismus: »Es gibt keine Jungfrauen und keine Kokotten – es gibt nur Weiber. Aber die Männer wollen ...« Die Männer wollen. Eugen erhält also eine Taschengeldaufbesserung und der Vorhang fällt. Die Darstellung des anmutig-dünnen Stückes war klug und farbig. Der Mittelpunkt, um den sich nichts drehen will: Fräulein Eveline *Landing*, bekannt als Rundreise-»Lulu«. Sie macht das gefährliche Alter zwischen

»langer Nase« und »erstem Kuß« entzückend glaubhaft; fahrig wie ein Schulmädel und sicher wie ein Barmädel. Und der Gretchenzopf flattert dazu temperamentvoll und aufrichtig herum wie ein erotischer Wedel. Nur scheint mir Fräulein Landings Sprache zu routiniert; es gehört die Verblendung einer Mutter dazu, sie für ein Kind zu halten ... Von Herrn *Mendes'* Gymnasial- und Sexualmaturanten gilt dasselbe. Er weiß das Zapplig-Spröde der Unreife mit dem Selbstsicher-Kundigen des Instinktes in guten Einklang zu bringen. Aber man spürt doch: Jüngling, du spielst Bubi ... Fräulein *Wolff* als Jolante hatte einen schweren Stand und ein leichtes Spiel. Bei solchen Rollen ist es schwer zu unterscheiden, ob die Farblosigkeit Kunst oder Natur ist. Jedenfalls wirkte sie in der distinguierten Unverschämtheit und mütterlichen Berufstechnik überzeugend: das Problematisch-Elegische allerdings klang wie eine Berechnung zu unbekanntem Zwecken. Herr *Iwald* als Gacs von diskret-charakteristischer Komik. Von den andern, die alle gut und tüchtig spielten, sei noch Herr *Stärk* als Kellner hervorgehoben. Er ist kaum drei Minuten auf der Bühne, aber er bietet in diesen drei Minuten eine erschöpfende Monographie des Begriffes »Wiener Kellner«. Da ist: Devotion, die mit dem Hinauswurf droht, Zuvorkommenheit, die auf den »Götz« anspielt, Anstelligkeit, die nicht vom Fleck kommt, in prachtvoll natürlicher Mischung. – Das Haus bereitete den Gästen einen lebhaften Empfang.

Prager Tagblatt, 20. Dezember 1916

106. Gastspiel der »Neuen Wiener Bühne«

*Zum ersten Male: »Wölfe in der Nacht« von Thaddäus Rittner.
Gestern im Neuen Deutschen Theater*

Thaddäus Rittner ist ein feiner Kopf. Sein Glas ist nicht groß und er trinkt auch nicht einzig aus seinem Glase – aber er hält es mit Anmut und hübscher Geste in der Hand. Keiner von den Originalen, Unmittelbaren, Impulsiven – aber elegant und wohlherzogen, ein reservierter Gesellschaftsmensch, der immer noch mehr in sich zu haben scheint, als er sehen läßt, weil er den Geschmack der Selbstbegrenzung und die Kunst der Bescheidenheit besitzt. Seine Allüren fließen aus Güte, sein Lächeln verrät stille Beobachtung. Güte und Beobachtung sind auch die Quellen seines Talents. Er neigt von Haus aus zur stimmungsvollen, slawisch ausschwärmenden Novelle, ist aber vorzeitig in eine gute

Schule gekommen: in die französische. Hier hat er Manieren gelernt, wohl auch etwas Natur und Leidenschaft verloren. Vielleicht hatte man von Rittner einst gerade nach dieser Seite mehr erwartet; es war ein Fehlschluß. Seine Begabung trat gleich viel zu soigniert und gezirkelt auf, um nicht literarisch geboren zu sein. Man braucht es also nicht nach guter deutscher Art zu bedauern, die Poesie auf dem Abweg der Routine zu sehen – man soll sich lieber an dem undeutschen Schauspiel freuen, die Routine auf dem Weg der Poesie zu sehen ...

Sein gestriges Stück könnte einer Kreuzung von Bataille und Molnár entstammen – wenn nicht auch eine Spur vom deutschen Naturalismus drin wäre. Hätte es Bernard Shaw geschrieben, so würde die Affaire wahrscheinlich ebenso heiter verlaufen – aber die Menschen wären kaputt. Bei Rittner bleiben sie im bürgerlichen Vollglanz. Die Welt des Staatsanwalts steht zur Welt des Romantikers im Widerspruch. Aber damit die Ironie den Staatsanwalt nicht umbläst oder die Tragik den Romantiker nicht verschlingt – macht er jenen um einen Grad unschuldiger, diesen um einen Grad lächerlicher und ist trotz seines Abstechers ins Satirische braver Lustspiel-Bürger geblieben. Er bringt fertige Konstruktion. Doch spielt innerhalb ihrer Grenzen ein sinniger Geist ...

Der Herr Staatsanwalt hat das Malheur, daß ihm mit einem Gerichtsfall sein eigenes Vorleben ins Haus kommt. Die Freundin des angeklagten Mörders ist seine Jugend-Geliebte und die Mutter seines Kindes. Er zerreißt also den Brief, in dem jener idealistisch übergeschnappte Mörder der Gattin des Staatsanwalts unbekannterweise und in herzlicher Ergebenheit die Schuld bekannte, und der Mörder ist freigesprochen. Im zweiten Akt kommt er sich seine vermeintliche Schutzgöttin in der Villa des Staatsanwalts ansehen; hier ist mittlerweile auch die Freundin mit dem Kind eingezogen. Zusammentreffen aller Personen. Der idealistische Nihilist (eine gut geschautete Mischung aus Kulturprotest und Kindlichkeit) erfährt, daß ihn nicht die unbekannte Schutzgöttin, die er über Tod und Leben richten lassen wollte, sondern die Protektion der Freundin freigesprochen, und beschuldigt sich selbst des Mordes. Dritter Akt: Die Freundin hat ihm nachtsüber den Kopf gewaschen, der Staatsanwalt eine neue Klage eingebracht. Aber sein Freund, der Gerichtspräsident, bringt ihn darauf, daß zwischen dem verrückten Mörder und der jungen Frau seelische Komplexe heraufschweben. Da wird er mürbe, der Mörder und seine Freundin fahren weg und lassen ihr Kind zurück – das Kind des Staatsanwalts. Idyllische Familienszene: Zwischen die guten Bürger schiebt sich das Symbol der romantischen Vergangenheit.

Gespielt wurde die Komödie – die sich ihren Namen erst auf dem Wege seriöser Breitspurigkeit, dieser deutschen Hemmung französischer Laune, verdient – mit Tempo und Wärme. Herr *Mendes* als unmündiger Romantiker um vieles besser als gestern. Er war innig und krankhaft, wie es die Rolle erfordert, ein anarchistischer Ausreißer der Kinderstube. Fräulein *Landing* eine zuckersüße Unschuld, die von guten Engeln vor dem Weg ins Freie bewahrt wird. Mindestens ist ihr Talent zur Freiheit nicht zu verkennen ... Herr *Iwald* von wirksamer, vierschrotiger Steifheit. Er hat eine gute Art, mit hochrotem Gesicht Emotionen zu verschlucken, ohne aus sich herauszugehen. Fräulein *Wolff* eine kluge Mutter ihres Geliebten, die ihm die Unordnung seines Daseins in Ordnung hält. Herr *Jensen* als Gerichtspräsident von bureaukratisch-satirischer Bonhomie. Einer jener »guten Richter«, die sich's weder mit dem Gesetz noch mit der Psychologie verderben – und damit meist Geständnisse entlocken ... Das Publikum klatschte nach allen Aktschlüssen stürmischen Beifall.

Prager Tagblatt, 21. Dezember 1916

107. Ludwig-Thoma-Abend

*Zum ersten Mal: »Brautschau«, Bauernschwank in einem Aufzug;
 »Dichters Ehrentag«, Lustspiel in einem Aufzug;
 »Die kleinen Verwandten«, Lustspiel in einem Aufzug.
 Gestern im Neuen Deutschen Theater*

Ludwig Thoma trägt einen Zwicker und haut mit dem Dreschflegel. Dreschflegel und Zwicker sind auch die Sinnbilder seiner bajuvarisch-ironischen Muse. Sie ist muskulös und intelligent und beides so weit, als man's zugleich sein kann.

Die gemütliche Mischung erscheint in den neuen Einaktern genealogisch dreifach gesteigert. Zuerst Erdgeruch schlechthin, dann satirischer Aufstieg in die Kleinstadt, so zwischen Gugelhupf- und Feuergeist, und endlich: kneippzeitungsfrisch losgelöster Sarkasmus gegen Kunst und Geschäft. (Die natürliche Reihenfolge war gestern nicht beibehalten.) Am besten das Echteste: der Bauernschwank. Bauer und Bäuerin haben sich zwei Mädeln mit den Vermittlern ins Haus geladen und der Sohn foppt sie alle, indem er seine Erwählte extra bestellt hat. Die Zeichnung ist hanssachsisch primitiv und wo die Verwicklung beginnen könnte, fällt der Vorhang. Aber das Breitgepinselte gibt dem Stück eben humoristische Konsistenz. Es ist auf Beispiels-

mäßigkeit und Dauer gemacht. Die Kleinstadtszene hat schon Absicht. Die Familie erwartet Freierbesuch – da platzt ein proletisches Stück Verwandtschaft herein und bringt Verlegenheit. Die Störung wird zur launigen Retardation der Verlobung. Auch hier ist beschauliche Kleinmalerei. Aber der Horizont des Betrachters scheint nicht viel weiter als der des Milieus. Er würde sich sonst im ironischen Schaukelstuhl kaum so breit machen. Zum Schluß: Der Geist an sich. Ein platter Literatur-Ulk. Wie sich der kleine Moritz vorstellt: wie sich der große Moritz zum Dichter stellt. Übertreibung ohne Auge.

Die Aufführung (unter Ludwig *Seipps* Regie) war stilgerecht und frisch. Herr *Romanowsky* überragt in den drei Stücken seine schauspielerischen Kollegen um ein beträchtliches. Ein regelrechter Komödiant, der mit Lust und Können ins Spiel taucht. Seine Beobachtung – als dörflicher Schadchen, altkluger Gymnasiast und braver Kaufmannssohn – ist erfindungsreich genug, um des Regisseurs zu entraten. Das kann man – mit Ausnahme von Frau *Medelsky*, die ein derb-saftiges Naturell mitbringt, und Frau *Klein*, die das Geschäftig-Energische der Hausfrau in bürgerlicher und bäuerlicher Nuancierung darstellt – von den übrigen nicht sagen. Sie spielten brav und unauffällig mit. Bloß Herrn *Hennigs* Theateragent fiel auf. Ein Mann, der so schlecht jüdelte, wird keine guten Verträge machen. – Das Publikum lachte und klatschte.

Prager Tagblatt, 27. Dezember 1916

108. Die mutige Stimme

Die Szene ist im Theater schon mehr als einmal dagewesen: daß unmittelbar nach dem Aufziehen des Vorhangs aus einer Loge oder den vordersten Parkettreihen eine kalt-freche Stimme vorlaut wurde und mit einer zweiten in Streit kam – »Das ist mein Sitz!« – »Nein, es ist meiner!« – »Mein Herr, geben Sie mir Ihre Karte!« –, die Leute aufstanden und ihre Lorgnons und Operngläser nach der Ecke richteten, bis sich die Störung allmählich als arrangiert und zum Stück gehörig entpuppte. Ein Trick des übermüdeten Theaters. Aber man hat darüber noch nie gelacht. Die Haut des Lebens ist uns noch immer näher als das Flitterhemd des Theaters und so mutet die Improvisation nur wie ein Aufsitzer an.

Anders wirkte der Zwischenfall, der sich vorgestern in einem Wiener Theater ereignete. Wieder das bekannte Bild: der Vorhang geht hoch, das Spiel ist im Gang, da wird oben auf der Galerie eine Weiberstimme

zappelig, fährt boshaft mittendrein und schrillt plötzlich los: »Es darf nicht früher beginnen, bis wir unsere Sitze haben!« Aufregung, Pst-Rufe, allgemeines Hinaufschauen – der Vorhang senkt sich wieder, der Direktor tritt vor die Rampe, bittet um Entschuldigung und macht eine humoristische Verlegenheitsbemerkung. Darauf fängt man zum zweiten Male an ... Also kein Extempore, sondern ein Exzeß ... Er wäre zu anderer Zeit von wenig Belang. Heute aber berührt er sonderbar und symbolisch.

Man glaubt nämlich gar nicht, wie viel Mut dazu gehört, eine Vorstellung zu stören. Es sieht einfach aus: ein Fanfaren-Schneuzer ins Sacktuch, ein markanter Hustenanfall, ein ungeniert-melodisches Gähnen – und schon ist ein Riß in der Stimmung, kein Mensch kümmert sich mehr um das Stück und jeder kichert in sich hinein. Aber man probiere einmal – auch wenn drei Tapferkeitsmedaillen die Brust schmücken –, ob man's zuwege bringt! Seidenart ist die aus atemloser Spannung gewebte Luft; tausend Menschen blicken mit Herz und Auge gradaus; der einzelne ist ein armseliger Punkt im Dunkel – wer wagt es, den Schleier anzurühren, mit seiner privaten, anonymen, fremdtönenden Stimme die Luft herauszufordern und sich gegen die geharnischte Majorität zu stellen? Es ist ein Sprung ins Ungewisse, eine Heldentat des Individuums. Insbesondere in dieser Zeit. Die ganze Welt bildet starre Verbände, einer ist an den andern gekettet, alles steht in geschlossener Phalanx – nicht einmal die Diplomatie traut sich, durch die leiseste Handbewegung oder das geringste Wort aus dem Rahmen zu fallen, so streng ist die Wechselkontrolle des Krieges. Sich da loszulösen, der eine unter den Zehntausenden zu sein und die individuelle Stimme gegen den eintönigen Chor zu erheben ist keine Kleinigkeit. Aber die Frau in der »Volksbühne« hat es gewagt. Sie findet ihren Sitz nicht, ergo muß für Tausende der Vorhang fallen. In anderen Tagen hätte man von »Kultur«, »Erziehung« und »Lebensart« gesprochen; heute wird man der selbstsicheren Kühnheit leicht verzeihen. Die Frau sollte sich auf die Politik verlegen ...

Aber zu anderer Zeit wäre jener Zwischenfall wahrscheinlich auch nicht möglich gewesen. Die Frau, die durch ihr Geschrei die Vorstellung inhibiert, ist keine Theater-, sondern eine Kriegsexzedentin. Ihre schrille Ungeniertheit ist ein Echo – des tausendfältigen Schweigens ...

Prager Tagblatt, 29. Dezember 1916

109. Die schlechten Vorsätze

Zum neuen Jahr

Zum dritten Mal sagt die Behörde: Du darfst trinken, du darfst lachen. Zum dritten Mal ist um die bacchantische Stimmung der Menschheit ein Polizeikordon gezogen, sind Weltumarmungen bei vorheriger Anmeldung und im gesetzlich vorgesehenen Ausmaß gestattet, erhält man ein bestimmtes Quantum Silvesterjubiläum zugewiesen. Eine kalendarische Massen-Ausspeisung mit Frohsinn und gehobener Laune. Beginn 9 Uhr, Ende 1 Uhr. Also genau vier Stunden. Rasch in die lärmenden Lokale hinein, in den Wirbel von Rauch, Musik und Drängerei! Und die letzten Minuten 1916 mit der Uhr in der Hand festlich abgessen! Die Zeit drängt – beeilt euch mit dem Silvesterrausch! Wenn der Toast gesprochen ist, beginnt die Sitzkassierin schon zu addieren und der Zahlkellner zu schwitzen. – Silvester unter der Peitsche. Der offene Freudensaal verengt sich zur Schnapsbutike. Die Polizei hat erlaubt, daß sich der Bürger von 9 bis 1 Uhr feierlich ansaufe.

Aber gerade dieses »Du darfst!« hat einen pädagogisch vergällenden Beigeschmack. Es ist, wie wenn der strenge Lehrer fünf Minuten Lärm gestattet, während denen er gedankenvoll im Katalog blättert. Eine Erlaubnis, die befangen und verlegen macht und ein peinliches Verhältnis zum Humor bewirkt. Wer soll früher beginnen: er oder der, der ihn haben darf? Und wie wird man geziemend ausgelassen? ... Der Katzenjammer geht diesmal dem Rausch voran. Ein illuminiertes Silvesterkater.

Vielleicht erfüllen sich eben darum die guten Vorsätze vom Neujahrmorgen. Denn an ihrer ewigen Unerfüllbarkeit war streng genommen nichts schuld als – der Silvesterrausch. Man will pünktlich am 1. Jänner mit dem »neuen Leben« beginnen. Heilig und zum allerletzten Male. Früh aufstehen, einen Spaziergang machen zur Leibes- und Seelenstärkung, tagsüber lesen und sich mit nützlichen Dingen befassen und zeitlich zu Bett gehen. Ja – nur daß man leider erst um vier Uhr nachmittags und mit einem bleischweren Schädel erwacht. Infolgedessen trübselig die Besserung abwartet. *Ergo* später als sonst Schlaf findet und das Gift mit dem Gift vertreibt. Und es am 2. Jänner für das neue Leben wieder um einige Minuten zu spät ist. Das Werkel ist im Gang. Die Neujahrvorsätze sind in aller Stille begraben worden. Am Tag ihrer Geburt.

Die Aussichten wären heuer prinzipiell günstiger. Die verkürzte Silvesternacht erweitert ihr Feld. Aber wer darf sich heute unterfangen, Vorsätze zu haben? Was bedeutet der armselige gute Wille gegenüber

den höheren Mächten? Der beste Entwurf zum neuen Leben ist mit historischen Wens und Abers gespickt. Ich will – wenn ich bei der nächsten Musterung ... ich werde – wenn die Entente bereit ist ... wenn der Krieg aufhört ... wenn ich enthoben bleibe ... wenn die Lebensverhältnisse ... wenn ... Neujahr 1917 steht im Zeichen dieses »Wenn«. Es hapert mit den guten Vorsätzen. Aber müssen es gerade gute sein? Versuchen wir es vielleicht mit den schlechten – in die kann uns doch niemand dreinreden; sie sind die reellsten, sichersten, durchführbarsten. Wir fühlen uns ohnedies ganz versteinert und vertrocknet vor Besserung. Die Flügel der Seele liegen schlapp und es ist die Gefahr, daß sie sich nimmer aufrecken. Wir können nicht mehr lachen und genießen, wie es die Silvesternacht vorschreibt. Bewahren wir also die letzten Tropfen der Lebenslust und nehmen wir uns vor, mit dem bißchen erretteter Frivolität durchzuhalten.

Der schlechteste Vorsatz ist heuer der beste: der Vorsatz zum Leichtsinn.

Prager Tagblatt, 31. Dezember 1916

110. Wüllner als Nathan

Gestern im Landestheater

Es ist eine Wahlverwandtschaft zwischen Lessings dramatischem Lehrgedicht und Wüllners Darstellung der Hauptgestalt: beide gehen vom Kopf aus, sind ebenmäßig und korrekt geformt, von schwungvoller, warmer Absicht getragen und bleiben doch kalt und ohne Blüte. Der Nathan ist die Disposition zu einem Menschen: *a)* der freigebige, *b)* der väterliche, *c)* der vorurteilslose usw. Daher kommt er zwar Wüllners rezitatorischer Art entgegen, erfordert aber umsomehr eine andere. Gerade das nackte Charakterskelett bedarf der Umkleidung mit persönlichem Fleisch, braucht komödiantisches Schöpfer-tum. Wüllner ist Wüllner. Das heißt aber nicht – wie bei den Großen der Schauspielkunst –, daß die Rolle völlig in ihm aufgeht und nur mehr bei seinem Namen zu nennen ist; sondern daß sein Wesen mit ihr nichts zu tun hat und allein auf der Bühne bleibt. Als deklamatorisch leuchtender Mittelpunkt, von dem hundert Strahlen auf die Szene fallen. Wahrhaftig: die übrigen Personen des Stückes sind mit Dr. Wüllner in annähernd so guter Gesellschaft wie mit dem Helden, den er spielen sollte. Aber eben nur in seiner – der musterhaft-abstrakten Stellvertretung eines wirklichen Menschen.

Sein Nathan ist ein Pastor, der sich bald in rhetorisch-blendende Regionen erhebt, bald zu den Niederungen talmudisch-intimer Eindringlichkeit herabläßt. Aber das Tonschleppen und Gestikulieren macht uns nicht irre: dieser Nathan ist ein Protestant wie Lessing selber. Man glaubt ihm weder Geld noch Gemüt, noch den Organismus, in dem sich beides verwebt. Man glaubt ihm das Häusliche, Seßhafte, Familiäre der Güte nicht, noch das Scharfe und Leidend-Witzige seiner Weisheit. Aber man glaubt ihm aufs *Wort*. Auf dieses prachtvolle, edel tönende, körperlich-gesteigerte Wort, das bald Handlung ersetzt und bald Handlung erzwingt und dem gestern das Publikum des Prager Theaters begeistert zujubelte. – Der übrige Teil der Aufführung hat diesen Jubel nicht so unbedingt verdient. Den Tempelherrn gab als Gast Herr *Kepich*. Er hat eine gute nervös-unsichere Stimme, die zu Erwartungen berechtigt, bot aber sonst ein wahllos zusammengestelltes Mosaik von Affekten. Herr *Koch* als Derwisch hatte sein Gesicht wie ein Clown angestrichen, ließ aber merken, daß es die Röte des wilden Wortjägers war. Dafür überraschend gut der Patriarch des Herrn *Bogyansky*. Statt jener listigen Breite, welche den Goethesatz von der Kirche und ihrem guten Magen illustriert, ein beinahe ernsthaftes Profil von Diplomatie und Heiligkeit, ganz unmerklich ins Humoristische verzogen. Die Leistung war des Gastes würdig, der nicht nur an dieser Bühne, sondern in der Schauspielkunst überhaupt ein distinguirter Fremder ist.

Prager Tagblatt, 2. Januar 1917

III. Die Wiener Volkstheater-Groteske

Es *ist* eine Groteske – die Pro- und Kontra-Gschafelhuber mögen noch so sehr »Staat« und »Forum« spielen. Der deutsche Volkstheaterberg in Wien kreißt wieder einmal und gebärt Protest-, Kritik-, Ironie- und Kulturstandpunkts-Mäuse. Man spricht von »Lawinenfällen, die die Ära Wallner zu verschütten drohen ...«, marschiert im pathetischen, materialbeladenen Enthüllungston auf und wirft mit satirischen Handgranaten – welche Lust, an der Hand fester Tatsachen polemische Heißblütigkeit zu produzieren und ohne Blut überzuwallen!

Was ist aus diesem Deutschen Volkstheater für eine merkwürdige Bühne geworden? Zwischen Rutkay und Molnár stürmische Genossenschaftsakte. Im Tages-Vordergrund: eine raufende Zunft, am Abend: glatte Munterkeit. Eine wüste Arena der Eitelkeiten für zwei Stunden Komödienspiel. Das Deutsche Volkstheater ist heute eine Lärm- und Exzeßeinrichtung zur Demonstrierung der Wichtigkeit

des Theaters und mit einem ganz kleinen, lächerlich geringfügigen Anhängsel: der Bühne.

Die Frage ist: haben die Schauspieler *a)* das absolute Recht, ihre Existenzfrage aufdringlich zu einer Hauptfrage der Kunst zu machen, und *b)* haben sie das relative Recht, es gerade im Deutschen Volkstheater zu tun? Beides ist zu verneinen – und darin liegt der Kern der ganzen Affäre. Sie hat diesmal zwei Seiten: einerseits wird dem Direktor *Wallner* ein ungeziemender Ton gegenüber den Schauspielern vorgeworfen – und hier mag der Tatbestand hingestellt bleiben –, andererseits aber, daß er eine Menge Schauspieler entlassen und unverbindliche Versprechen nicht gehalten hat. Diese Anklage freilich sieht stark nach einem zünftlerischen Terrorismus aus, den das soziale Elend der Unbegabung auf die Freiheit eines Direktors ausübt. Direktor *Wallner* weist sie in einem heutigen Interview wirksam zurück: »Ich habe den Bühnenarbeitern das Jahresbudget um 14.000 Kronen erhöht, bin also nichts weniger als kleinlich gewesen. Aber ich kann es nicht verstehen, mit welchem Rechte Mitglieder, welche 12.000 und 14.000 Kronen Gage haben, mit Rücksicht auf die Kriegszeit Forderungen stellen. Die Leute, die ich engagieren will, sind ja auch trotz des Krieges frei geworden, *die Theater gehen besser als in Friedenszeiten*, also ist der Hinweis auf den Krieg und das ›Auf-die-Straße-Setzen in dieser schweren Zeit‹ vollkommen unberechtigt.«

In der neuen Affäre spielt ähnlich wie in der vorjährigen ein Wort eine verdächtige Rolle: die Wendung von der »versperrten Türe«, hinter der der Direktor unnahbar amtiere. Man geht nicht fehl, wenn man diese naive Beschwerde als das Um und Auf der Proteste und Entrüstungen ansieht. Die Herren vertragen keine direktoriale Hoheit, ihre Eitelkeit ist zu kitzlig, um »Distanz« zu verwinden. Daher die Klage über die Umgangsformen und den ungeziemenden Ton. Und es spricht sehr für *Wallner*, daß er sich gerade jener Mitglieder entledigen wollte, die durch ihre Umtriebe gegen den vorigen Direktor dem neuen zur Direktion verholten haben. »Sie erklärten mir, aus Anlaß einer Weigerung, in einer Vorstellung von Schillers ›Braut von Messina‹ mitzuwirken, daß ich ihnen moralisch verpflichtet sei, da sie mir den Weg geebnet hätten.« – Direktor *Wallner* hat wegen der gegen ihn aufgetauchten Beleidigungen durch Doktor *Preßburger* eine Klage eingebracht. Außerdem wird über ihn selbst jetzt von Seiten des Volkstheatervereines Hochgericht gehalten.

Man sieht: eine Eitelkeits-Groteske. Die komischste Rolle darin spielt wieder Herr Rickelt, der gesagt haben soll: »Ach was, ich gebe kein Ehrenwort – ich bin ein *Kämpfer!*« Kämpfer, Königsmacher,

Lawinensturz – höher geht's nimmer! Wahrscheinlich ist Herr Wallner kein sehr bedeutender Direktor; mehr Manager mit der eisernen Hand als Mann der Kunst. Aber wenn er in dem Fall das Prinzip der klaglosen Kassa-Einnahmen gegen das Zunftgeschrei vertritt, muß auch der Kunstfreund seinen Namen zitieren.

Prager Tagblatt, 4. Januar 1917

112. »Alt-Heidelberg« mit Harry Walden

Gestern im Neuen deutschen Theater

Die Kitschigkeit dieses zehntausendmal ins deutsche Spießherz gespielten Stückes hat eine entwaffnende Unschuld. Alle Kennzeichen sind da, um den Spott für einen Kardinalfall vorzubereiten: Lampionmilieu, feuchtfröhliche Jugend, ein Prinz, der auch nur ein Mensch ist, Gegensätze, die sich in Apotheosen versöhnen, sentimentale Zwitscherliebe – wie gerne schürzte man die Ärmel auf zur essayistischen Feststellung: »Ecce deutscher Philister!« Aber wie das Spiel beginnt, schmilzt die strenge Stimmung. Man kann dieser gutherzigdeskriptiven Sentimentalität nicht böse sein. Sie trägt keine Couleur und schwingt kein Kelchglas – sie summt gleichsam gedankenlos und beduselt vor sich hin. Die fünf Akte sind ein illustriertes Kommersbuch. Wehe, wenn sie nur eine Sekunde lang idealistisch-pathetisch würden, wenn ein Leibfuchs darin sich als nationaler Leibochs gebärdete! Aber gottlob: es geschieht nicht.

Harry Walden als Erbprinz. Das Siegfried-Ideal mit einer Zuckerglasur. Jugendkraft, vom Liebreiz der guten Erziehung umflossen. Er kann Drachen töten und »Küss' die Hand« sagen. Wovon ja die Mädchen träumen. Und worüber sie gestern aus dem Häuschen waren. Die erotische Zustimmung ist in dem Fall Kritik. Herr Walden kann sich keine glänzendere wünschen als die vom gestrigen Abend. Dafür aber die anderen eine bessere, als sie verdienen. Als Ausnahme sei diesmal wieder Herr *Romanowsky* hervorgehoben. Seine Maske, dieses alkoholische Märtyrergesicht, dieser weltneugierige Gleichmut der Versoffenheit, war ein Meisterwerk. Die sachliche Miene, die er bei der geringsten Anrede aufsetzt, macht den Eindruck: als ob sich einer mit aller Mühe in die Welt der dritten Dimension hineindenkt und wie ein neugeborenes Kind das Inventar des Daseins überprüft. Herr Romanowsky ist ein Schauspieler.

Prager Tagblatt, 8. Januar 1917

113. Gastspiel Harry Walden

»Komödie der Worte«, drei Einakter von Arthur Schnitzler.
Gestern im Neuen Deutschen Theater

Drei Ansichtskarten aus den Neunzigerjahren. Verstaubt und pappig, mit abgestoßenen Rändern, die Schriftzüge verschmiert und undeutlich – und waren doch das Neueste, Lebendigste, Tagesfrischste. Aktualität steigt auf, vermengt mit Moderhauch. Es ist: Gegenwart im Naturalienkasten. Noch sieht man den scharfen Umriß des Datums, aber die Farbe ist weg. Erstes Bild: Gruß aus Wien, XIX., Gymnasiumstraße, Villa des Dr. X. »Teile Dir mit, daß ich von meinem Mann, der meine Seele nicht versteht und keine Ahnung hat, daß ich den Professor zwar vor zehn Jahren geliebt, aber mit einem andern das Verhältnis gehabt habe, weggehe.« So umständlich war das Wiener Seelenleben am 26. Juli 1898. (Datum des Poststempels.) Schicksal zwischen Mittagmahl und Jause, als Futter für einen guten Stadtpelz. Geredetes Schicksal. Damals ist den Fabrikanten ihre ganze Tiefe bewußt geworden, die ihre Verschwätzttheit aufzubieten hat. Erinnert ihr euch noch? Ibsen war ins Cottage übersiedelt und »Venedig in Wien« geöffnet ... Zweites Bild: Gruß aus Wien. Josef Kainz als »Hamlet«. Links oben: Das Neue Burgtheater. Schaut euch ihn an, den schönen Pepi mit den umflorten Augen – ganz jugendlich und gesund. Damals hat er noch seine Faxen gehabt, lebte unruhig zwischen Wien und Berlin, ja, und brauchte Liebe. Natürlich aus Genie-laune ... Künstler sind Kinder – nicht wahr? Aber inzwischen ist Wedekinds »Kammersänger« geschrieben worden und Kainz tot. Auch dieses Schicksal von Künstlertum und Kindertum scheint breiter gepackt, als es heute nötig ist. Drittes Bild: Herzlichen Gruß vom Attersee. »Wir sitzen eben in der Wartehalle I. Klasse und haben uns versöhnt. Ich habe mir doch nur eingeredet, daß ich den Doktor liebe. Er hat es uns durch einen schönen mythologischen Vergleich wieder ausgeredet. Denk nur ...!« 1898 hat man dazu die Mythologie gebraucht und Worte. »Komödie der Worte« – der Titel spottet seiner selbst und weiß nicht, wie ...

Harry *Walden* als Ehegemahl in drei Lebenslagen. Die Reminiscenz an Kainz war eine doppelte: durch Schnitzler und Walden. Er ist der Parfum-Kainz. Ohne das leidenschafts-glühende, phosphoreszierende Naturell, aber eben darum im Salonrock komödiantischer und nuancierter. Auch bei ihm sprudelt alles aus einer souveränen Technik, die wie leicht gelockerte Natur anmutet. Ein Meister des kühlen, männlich-herben Charmes, der, von schauspielerischer Vernunft zu-

rückgehalten, niemals ins Holdselig-Tepperte fällt. Das Publikum feierte ihn wie einen Operettentenor.

Prager Tagblatt, 9. Januar 1917

114. Wüllner spricht Homer

Da steht er: hochaufgeschossen, mit grüblerisch vorgeneigtem Kopf, die starr niederfließenden Arme an den Leib gezogen, die Hände um ein unsichtbares Notenblatt verschränkt, bewegt und ruhig wie die Statue eines in Gewölk entrückten Streiters – während der feine, spitzbärtige Herr am Klavier die ersten Leichenbestattungs-Töne anschlägt ... Dann lösen sich die Hände, gleiten langsam auseinander, das Antlitz hebt sich von der Brust, blickt feucht-umflort und gebendet aufwärts, die Lippen wölben sich in schmerzlichem Trotz, das zusammengeballte Wort hat keinen Raum mehr ... Wüllner beginnt.

Die Stimme klingt auf in gravitatisch-entschiedenen Takten. Sie grollt das Unwetter des vollendeten Geschehens nach und verkündet Neues. Jedes Wort ein festgerammter Pflock, der den mächtigen Heldenbau zu tragen hat. Es entwirft schwindelnde Höhen und erweitert den Raum ins Zeitlos-Unbegrenzte. Das ist das Epos. Und so hallt sein kosmisches Imperfektum. Wüllners markige Stimme, die wie feuchtes Holz zu verprasseln scheint und immer neue Säfte aus dem Herzen saugt, bis ihre Härte hinschmilzt, erwirkt diese Größe. Sie trägt Wort um Wort herbei, lädt sie schollendick aus wie Erdreich der Handlung oder klimmt an ihnen zu schneidiger Helligkeit. Es ist Darstellung und Skandierung zugleich – im hexametrisch lang gezogenen Atem dramatischer Spielraum. Das technische Wesen dieser Kunst ist das »Enjambement«, die Bindung und Hinüberschleifung. Dadurch hat die geänderte Sprachmelodie ihren eigenen, daktylischen Kontrabaß, ohne die ausschwärmende, pathetische Freiheit zu verlieren. Ein musikalisches Mittel. Die Tür von der Rede zum Gesang ist schon geöffnet. Wessen Stimme sich unmerklich zum strömenden Wohllaut biegt, mag hindurchschreiten. Wüllner kann es und tut es.

Eine Pause. Aus dem Flügel kommen sanft-bescheidene Akkorde. Sie schwellen an, bis sich ein menschlicher Klage-ton dazu mischt, zu lange in klingender Höhe gehalten, als daß es noch »Sprechen« wäre. Psalmistischer Gesang, der bald wie hochgeschraubter Jammer, bald opernhaf-rein klingt und mühelos auf dem flachen Boden der Prosa landet, oft aus höchster Tonlage in einem einzigen, rhetorisch abgerissenen Wort. Der Sprung ist gefährlich – Wüllners Stimme gelingt

er. Sie verläßt die Höhe und behält die Farbe. Sie fällt ab und bleibt im Atem. So ist das gesprochene Schlußwort am Ende der gesungenen Verskette fest und klangvoll, ohne in gröhrende Tiefen zu entschwinden. Der Rhapsode kann einen Wagnersänger lehren. Sein Vortrag steigt bergauf und bergab und geht doch nicht in musikalisch-rhetorischen Rauch auf. Umso deutlicher wird der erschütternde Sinn: Priamus' steinerweichende Klage, die traumruhige Sprache der Götter und Achilles' stählerne Menschlichkeit. Wie reich und erhaben wirkt dieses epische Nacheinander! Als würde ein Gott beschreiben, was er selbst erschaffen. Der Gott Homer.

Vieles haftet unvergeßlich im Ohr. So, wenn er die Worte des Hermes spricht:

»Vater, wohin gedenkst du die Ross' und die Mäuler zu lenken

Durch die ambrosische Nacht, da andere Sterbliche schlafen?«

Wie bringt er es da zu Gefühl, daß Gottes Stimme die Stimme der selbstbesonnenen, ruhigen Seele ist, die durch alle Zerrissenheit ihre Mahnung flüstert! Oder wenn Priamus dann ins Zelt des Achilles kommt, dem Helden zu Füßen fällt und im gemächlichen Duzton des Unglücks ausruft:

»Deines Vaters gedenk', o göttergleicher Achilles

Sein, der bejahrt ist wie ich, an der traurigen Schwelle des Alters.«

Hier kommt das Deutschtümlich-Bedächtige zum Vorschein, das Wüllners natürlichste Seite ist. Er verdeutscht das homerische Griechentum, indem er es so bieder durchwärmte. Aber das tut der leidenschaftlichen Größe keinen Abbruch, es bringt sie bloß in professorale Zonen. Daß er in ihnen auch flammenverzehrter Grieche sein kann, erweist er an anderen Stellen. So, wenn seine Stimme vor ätherischer Freude weinend und Strahlengarben aussendend den Vers hinansteigt:

»Eos im Safrangewand erleuchtete ringsum die Erde.«

Oder wenn er gar zu Hektors Verbrennung kommt!

»Legten ihn hoch auf der Scheiter Gerüst und entflamten das Feuer.«

(Die Begleitmusik Sigwarts zeigt an dieser Stelle, daß der »Feuerzauber« der Konkurrenz noch etwas gelassen hat.) Im Auftakt züngeln schon die Flammen, die im Abtakt den Vers umhüllen. Die Stimme fährt majestätisch immer höher, bis sie grell und jäh auflodert. Und am Schluß das donnergewaltige, mit jedem Wort gehobene Resumé:

»Also bestatteten jene den Leib des reisigen Hektors.«

Ein Nachmittag poetisch-rhetorisch-musikalischen Zusammenklangs. Kein Elementarereignis der Kunst, kein wunderbarer Exzeß,

kein dionysisches Fest. Aber Vortrag im besten, eigentlichsten Sinne. Die Gestalt des Rezitators imposant und edel. Seine Sprache bei allem Überschwang maßvoll gezügelt. Die Musik: zelterisch, bescheiden. Man muß an den Mann denken, der sich in solchem Kreis am wohlsten fühlte und sich mit einem Hofstaat akademischer Harmonien umgab: an Goethe. Ihm wäre da, wo wir vielleicht doch einige Kühle empfanden und uns nach genialen Dissonanzen sehnten, ganz warm geworden.

Prager Tagblatt, 10. Januar 1917

115. Landestheater: Gastspiel Lili Breda

Als Gattin des Jungesellen in Drégelys schalem Operettentext »Der Gatte des Fräuleins«. Ich erinnere mich an den Mann, der seine Christbaumraketen mit den Worten anbot: »Raucht net, riecht net, brennt net, stinkt net – macht den schönsten Effekt.« Fräulein Breda ist von stattlicher, routinierter Belanglosigkeit. In der Erscheinung und im gewinnenden Lächeln mehr Buffet- als Salondame. In der Sprache: die Herzogin von Pimsti-Pamsti. Das spricht aber nicht gegen ihre Verwendbarkeit im Salonfach, da es ja neuerdings doch nur der Salon der *Madame* Fekete ist. Fräulein Breda spielt sicher nicht unbedeutender, als die Drégelys schreiben. Und beinahe mit derselben Technik.

Prager Tagblatt, 12. Januar 1917

116. Nachtleben zu Hause

Das alte, durch Generationen von Installateuren und Lesezirkel-Abonnenten vererbte »Bade zu Hause!« bekommt einen neuen Text: »Drahe zu Hause!« Die Welt ist zwar nicht drahrerisch aufgelegt. Für Ratschläge in dieser Hinsicht scheint heute nicht die beste Zeit. Aber gerade das Unzeitgemäße jener doppelten Kollation: einmal um die eigene Achse und dann um die der Nacht, bewirkt die zeitgemäße Forderung, sie statt in der elektrisch beleuchteten, musikalisch durchtobten und erotisch garnierten Fremde zwischen den eigenen vier Wänden zu vollziehen.

Es scheint auf den ersten Blick paradox. »Drahn« und »zu Hause« – wie können die Worte, die aus ihrem Widerspruch entstanden sind, vereinbar sein? Jenes bedeutet die Lust am Fernbleiben, die Freude

am unbekanntem Aufenthaltsort und dieses den ganzen Katzenjammer der Solidität. »Drahn gehen« – vielleicht hieß es ursprünglich bloß »weggehen« und änderte seinen Namen, weil der Weggehende sich vor Wonne zu drehen begann. Der Reiz des Nachtlebens ist weder die Nacht noch das Leben; sondern die Entfernung vom Heim. Und da sollte es *im* Heim ein Nachtleben geben, ja, sich etwa einbürgern können? Sollte eine Rückkehr zur Familie auf bacchantischen Pfaden erfolgen? ... Es ist nicht anders. Die hell erleuchteten Wohnungsfenster könnten uns allein belehren – wenn der Brauch nicht schon allbekannt wäre. Die Familie hat es getan wie jene Gattin, die ihrem Mann zu Heilungszwecken die Halbwelt ins Haus lud: sie hat vom Nachtlokal gelernt, wie man's macht – und wandelt den geselligen Herd zur *American Bar*.

Eine Kriegsmaßnahme. Wie läßt sich das Abendleben anders zum Nachtleben verlängern? Die leichten Freuden, die *anno* Maxim und Moulin Rouge in die Ferne lockten, ziehen nicht mehr, seitdem ihnen die Staats- und Polizeikontrolle so sachlichen Anstrich gegeben und ihren Barbestand gleichsam unter einen öffentlichen Glassturz gestellt hat. Wer sie sucht, kann sie noch immer finden – innerhalb der gesetzlichen Frist. Bleiben nur noch die rein geselligen Freuden übrig: das Plaudern, Schwätzen, Trinken, Rauchen, Schäkern, Lachen in mehr oder minder freier Kombination. Dafür genügt die Wohnung – des Freundes. (Die eigene ist doch noch zu gut.) Hier hat man Licht und Sitzgelegenheit; kann mitgebrachtem oder aufserviertem Alkohol zusprechen; je nach dem Mietsverhältnis singen und musizieren; und im übrigen so weit gehen, als es der Gastgeber und die gute Sitte erlaubt. »Man kann« – das ist theoretisch gemeint, praktisch mag wohl die rechte Laune fehlen. Aber wenn sie durch Zufall da ist – umso besser in dieser ewig pädagogischen und disziplinarischen Zeit. Auf ins *Grand Etablissement*: »Daheim«! Man ertappt heute in verwaisten Nachtlokalen Lebedamen beim Strumpfstricken. Dafür wird das Speisezimmer zum Nachtlokal. Und einem, das sich vom offiziellen Namensbruder vorteilhaft unterscheidet: man spart das »letzte Kranl«.

Aber man darf nicht zu laut davon reden. Sonst haben wir auf einmal zwei Erlässe: den einen, wonach Wohnungseigentümer nach 10 Uhr abends keine Besucher dulden dürfen, und den andern, wonach sie um diese Zeit die Beleuchtung im Zimmer abdrehen und dem Heimlebensmann sanft ins Ohr flüstern: »Gute Nacht!« ...

Prager Tagblatt, 14. Januar 1917

117. »Und Pippa tanzt!«

Vorbemerkung zur morgigen Aufführung

Nirgends ist Gerhart Hauptmann, der zwischen Natur und Literatur Zersplitterte, so ganz und durchaus Dichter wie in der »Pippa«. Hier sieht die Welt fremd und wirklich, magisch und irdisch, musisch und prosaisch aus wie in Shakespeares Märchenwäldern. Rauhen Lümmeln wachsen Fittiche und Himmelswesen teilen unsere Notdurft. Ein Durcheinander zweier Wirklichkeiten: der äußeren und der seelischen, des Wunschlandes und des grauen Tages. Da werden Großindustrielle zu Kindern und Kinder zu organisierten Hilfsarbeitern. Stellt euch einen gütigen, naiven, christlichen Wedekind vor – und ihr habt diesen Hauptmann! Er kehrt großstadt-durchnäßt und welt-erfroren in das Gebirge (seine Heimat) zurück und erkennt, eingebettet in die wildeste Natur und von ihrem zartesten Schimmer umflossen, das Leben wieder, das er im Tal gelassen. Er sieht im Urwald der Kindheit – soziale Probleme; Trunkenheit, Ausbeutung, Geschlechtsdefekte, Betrügerei, durch verzauberte Menschen scheinend. Und das Unbeschreiblichste, Rührendste, Gütigste daran: er zeigt – was in platter Übertragung schon am Begriff »Sommerfrische« erkennbar ist –, wie diese Menschen echter und inniger, kindlicher und zutraulicher werden, einander durchschauen und brauchen und sich nach mystischem Gesetz verbunden fühlen in der verschneiten Einsamkeit. Wie sie zugleich schamlos sind (im edlen Sinne) und trotzig-verschlossen, Traumsprecher ihres Wesens und ängstliche Verhüller. Hierhinein kommt zu bester Stunde – *Pippa*.

Wer ist das: Pippa? Eine Preisaufgabe für strebsame Literaten. Nie ward's einem leichter und schwerer gemacht. Das gläserne Seelchen schwebt von einem Kreis symbolischen Lichtes umstrahlt und jedes Wort ist kristallisierte Deutung; sein Gegensatz zur Umwelt und seine Kindlichkeit überdeutlicht sich selbst. Aber in welchen Namen soll man es fassen? Ist das die Poesie? Oder die Phantasie? Oder das Schöne schlechthin? ... Müßige Bemühung! Der Dichter wird nicht symbolisch, damit man ihn auf ein Wort reduziert. Hätte er's so leicht – wozu brauchte er den Schleier zu wählen? Warum sollte er dann träumen, statt zu sagen? Aber seine Poesie ist eben das Ungewisse, ist ein Gefühl, das im Bilde klar wird und der Benennung enträt. In diesem Sinne bedeutet der willkürliche Eigenname seiner Gestalt ihre einzige Deutung. Pippa ist Pippa. Und wäre vor Hauptmann kein Shakespeare gewesen, so hätte er über seine Dichtung geschrieben: »Was ihr wollt!« oder »Wie es euch gefällt!«. Was euch die Pippa sagt,

das ist sie: das Flügelkind der dichterischen Träumerei; das Schöne, das wie Glas zerbricht, wenn man es anrührt und halten will; das kindische, bessere Selbst jeder zottligen, lebensrauhem Brust; die entschwebte, reine Menschenseele. Man fragt (und schlägt in exotischen Vokabularen nach), was das Wort des sterbenden Glasbläfers bedeutet: Jumalai. Aber ebenso könnte man nach dem Dehmelschen: »Glühlala« fragen. Es ist der lallende Kinderlaut einer Seligkeit, die um das Wort ringt, eine Tonfolge innerer Erleuchtung. Der alte Huhn ruft dem »kleinen weißen Seelchen«, das er zwischen den Zähnen zerbricht, im letzten Tierschrei dasselbe zu, was der sterbende Vespasian in den stoischen, wehmütig-zärtlichen Worten aussprach: »*Animula parvula blanda, quae in loca abibis pallida, horrida, frigida?*« Du kleines weißes Seelchen – Pippa!

Wunderbar die Gestalten dieses flockigen, eisnadelglitzernden Spiels! Jede nur sich selbst gleich und durch sich selbst erklärt wie das holde Wunderkind. Der alte Mann, ein Kronos, der gebunden ist wie Wotan – die göttlich-joviale Unbegreiflichkeit. Mensch unter Menschen und Walter über ihnen. Ins Gemütliche übersetzt: ein Großvater Gott, der sich mit derselben Skepsis gegenübersteht wie ihm die Philosophen. Er spricht bald *à la* Wedekind: »Ich sehe, mein Charakterbild schwankt einstweilen in Ihrer direktorialen Seele noch. Erst bin ich Ihnen eine sagenhafte Persönlichkeit, die ein Haus in Venedig hat, dann wieder ein alter Major a. D., der harmlos seine Renten verzehrt« und bald urgöttlich *à la* Bibel und Sophokles: »Schlaf! euren Schlaf bewach' ich und bewahre euch das, was flüchtig ist. Als Bilder schwebt mir vorbei, solange noch Bild, nicht Wesen, meine Seele ist, nicht klares, unsichtbares Element allein. Modert, ihr Rümpfe! und nach neuen Fahrten dürst' ich nicht.« Dann der blonde, gute, weltfremd-dürstende Michel, »heiß und heilig« wie der deutsche Johannes: Novalis. Hier steigt die Erinnerung an den Dichter, der an seiner vierzehnjährigen Madonna dahinstarb, so deutlich herauf, daß man an Absicht denken möchte. Der alte Huhn – ein rohes, haariges Exemplar *homo communis*. Ein Waldmensch, der auch eingehen wird in das Reich Gottes und jetzt schon – wie auf einem Heiligenbild – den schimmernden Stirnreif trägt. Der Glashüttendirektor – derselbe knallrote Reitpeitschenmensch, der zum »Erdgeist« den Monolog spricht. Der *Tiptop*-Zyniker 1917. Seele und Geist sind aufgezoogene Register seiner Lebenskenntnis. Das Menschliche umschnürt von falscher Überlegenheit. Ein nach allen Regeln der Kunst, mit Trotz und Scham herausgearbeitetes, unverwirrbares Stück »Direktor«. Er will und wird nicht mehr am Durchschauten leiden. Aber auch ihm fließt

die Träne. Auch er verliert den Grund und wird läppisch-sentimental wie ein Schulbub. Denn er war für alles in Bereitschaft, nur dafür nicht – daß Pippa tanzt ...

Dieses Drama ist deutsch in einem Sinne wie wenigens, was heute geschieht und geschrieben wird, deutsch in seiner chaotisch-gesetzlosen Inbrunst. Aber eben deshalb hat man es vor zehn Jahren verständnislos abgelehnt und seither nie wieder gern an die Oberfläche gelassen. Ein Märchendrama, aus dessen rauher Gleichnisshale der Intellekt keine feste, verdauliche Nuß knackt? Symbole, die keine durchsichtigen Chiffren sind? Eine Verworrenheit, die keine bürgerliche Tendenz umschreibt? ... Die Problemriecher saßen mit offenem Maul da. Und empfanden es bloß als Provokation. Das passiert ihnen immer, wenn die Kunst ihre Vernünftigkeit Lügen straft. Die Pippa ist eben keine Hedda. Hedda denkt – und Pippa tanzt.

Prager Tagblatt, 19. Januar 1917

118. »Und Pippa tanzt!«

Gestern im Landestheater

Auf dem Deckblatt zu diesem Glashüttenmärchen steht, was auf der Bretterhülle gläserner Frachten zu lesen ist: »Zerbrechlich! Achtung bei Transport!« Aber beim Bühnentransport geht daran doch immer einiges oder alles kaputt. Der Inhalt ist zu leicht und zu reichlich, zu fein und zu voll, als daß er bei der Erstarrung im Bühnenlicht keinen Schaden nähme.

Bei der gestrigen Aufführung kam alles wohlgezählt und sicher an. Aber wie man die Kiste öffnete, war darin statt venezianischen Glases – bemaltes Fensterglas. Statt: Duftigkeit, Farbe, Musik – Markierung von Duft; Beschreibung von Farbe; Erzeugung von Musik. Das Wort wurde zu Fleisch, aber das Fleisch nicht zu Leben. Eine Aufführung, die sich zur Gestaltung verhält: wie die solide Schularbeit eines Oktavaners (mit Anklängen von Echtheit und freien Versuchen) – zum Essay eines Künstlers. Immer an der Schwimmstange tüchtiger Auffassung und niemals ins Freie, Unbegrenzte schwimmend. Was nach der Seite der menschlichen Verkörperung fehlte, war nach jener der szenischen Stimmung hereingebracht: Pausen, schwebendes Sprechen, Orgelmusik im Zwischenakt. – Pippa: Fräulein *Newes*. Ein Cherub aus dem Diesseits. Zart, lieb, schwächling, innig – nur eben ohne Flügel. Wie sie neben ihrem Michel kauert, hat man das Gefühl:

Hänsel und Gretel – das Hänsel aus der Kunstakademie neben dem Gretel aus dem Lyzeum. Ihre unleugbare Bühnenfreiheit bringt immer einen Hauch von guter Erziehung mit, ihre Echtheit macht ein Spitzmäulchen. Hier kämpft Natur gegen frühreife Technik. Das ebenbürtige Hänsel war Herr *Fricke*. Auch er spielt innig und verständnisvoll. Aber seine Darstellung macht sich's durch Interpretation schwer. Er untermalt, betont und versinnlicht in hektisch-spröder Manier das Wort, wo es ihm frei und selbsttönend von den Lippen fließen sollte, und versäumt dadurch manchmal das Spiel. Herr *Reinhart* als alter Huhn eine schneeprustende Dampfmaschine. Gleichwohl gelang ihm diesmal mit der röchelnden, weich auftauenden Plumpheit eine komödiantische Wirkung. Herr *Bogyansky* sprach den Mann so temperiert und wohlwollend, wie er's trifft. Pathos im Schlafrock. Herr *Koch* als Glashüttendirektor kaum sein eigener Sekretär. Er zischt und keucht wie die subalterne Leidenschaft und produziert den schmalbrüstigen Streber als sarkastischen Weltmann. Vergeistigter Ungeist. – Das Werk ergriff teils deshalb und teils trotzdem.

Prager Tagblatt, 21. Januar 1917

119. Protokollierte Frauenehre

In Wien hat sich, wie berichtet, dieser Tage ein Gerichtsfall zugetragen, der, im Wesen alltäglich, durch eine gewisse Pikanterie der Begleitumstände neu erscheint: ein Mann war wegen Entehrung unter Zusage der Ehe angeklagt und verurteilt worden und hatte gegen den Schuldspruch mit dem Hinweis berufen, daß seine 24-Stunden-Geliebte schon früher zu einem Mann in intimen Beziehungen gestanden sei. Das nützte ihm nichts. Der weisere Gerichtshof erklärte: »Frauenehre oder Jungfrauenehre, das ist alles eins. Du hast sie durch dein Versprechen herumgekriegt – jetzt gieß das Bad aus!« Und verurteilte den Angeklagten zu etlichen Wochen Arrest.

Sehr löblich! Die Auffassung des Gerichtshofes, die der Jungfräulichkeit ihre Glorie nimmt, ehrt die Frauen. Was ist das auch für ein bleischwerer, zeremonieller Unterschied, den ein unreines Reinlichkeitsempfinden und eine sentimentale Lüsterheit hier gemacht haben! Baut sich auf dem *jus primae noctis* noch immer alles Sittenrecht auf?! Liegt alle Frauenehre in der bürgerlichen Vorsicht, am fälligen Termin tadellos abgeliefert zu werden? Es wäre eine schwüle, knabenhafte Sittlichkeit, die so entschiede. Das Erkenntnis des Gerichtshofs ist gerechter als die Kultur und Gesellschaft, in deren Namen es

erfließt. Aber – die Sache hat doch ein zweites Gesicht. Gerade in diesem bestimmten Fall. Die Frage: Kann eine Frau entehrt werden, die schon »in Beziehungen stand«? – ist zu bejahen. Aber anders ist es mit der Frage: Kann eine Frau entehrt werden, die in der Verführung einen Kaufwert und erst in der unterbliebenen Zahlung eine Entehrung erblickt? Die sich nicht entehrt fühlt, wenn man ihre Ehre mit dem Trauring erkauft, entehrt, wenn man sie drum prellt und mit der Lust des Mannes zu handeln beginnt? Die sich im glühendsten, natürlichsten Moment die »Zusage der Ehe« ins Ohr flüstern läßt und sich, in den Umarmungen erschauernd, den Klagesatz zurechtlegt? Deren Ehre von der Bonität des männlichen Ehrenworts abhängt? ... Ich habe zu viel gefragt, um noch verneinen zu können. Die Fragen tun es selbst.

Die gerechten Richter waren also doch ungerecht. Allerdings fehlt ihrem besseren Verdict selbst ein Gesetz als Unterlage – das die Männer schützt. Wer ist der Verführte, wenn sich eine Frau »unter Zusage der Ehe« verführen läßt – die Frau zur Liebe oder der Mann zur Ehe? Und wer ist der Entehrte: die Frau, welche eine solide Unterlage für ihren erotischen Taumel fordert, oder der Mann, den er so teuer zu stehen kommt? Es müßte einen Paragraphen geben: Verführung unter Erpressung der Ehe. Oder: Erpressung unter Geneigtheit zur Liebe ... Natürlich keinen geschriebenen Paragraphen, da das Gesetz vor allem schützt und kein Bonmot macht. Aber einen, der das Gesetz doch mildert.

Prager Tagblatt, 25. Januar 1917

120. Grillparzerfeier

»Des Meeres und der Liebe Wellen«; gestern im Landestheater

Zum hundertjährigen Jubiläum der »Ahnfrau« und um zu zeigen, wie rasch die Zeit vergeht. An diesen Versuch war aller Witz gewandt, inklusive das Wort »Feier«. Mit dem Resultat: daß die Gymnasiasten ins Taschentuch kicherten und die Operngläser sich auf die Schuhe richteten statt auf die Gesichter. Aber nein – das wird uns diese ehrwürdige Bühne nicht einreden! –, Grillparzer ist nicht so arg. Die Parodie ließ wohl die Schwächen des Dichters deutlich genug hervortreten, aber sie machte sich's zu leicht. Eine Parodie muß vor allem so viel Geist haben, das Maß ihres Stoffes größer zu nehmen und aus Bosheit gerecht zu sein. Und dann: gerade zum hundertsten Geburtstag? ...

Sonst war die Veranstaltung ja recht gelungen. Man lachte, namentlich in den zwei ersten Akten, herzlich und dankbar, bloß zum Schluß flaute die Stimmung etwas ab. Zum Gelingen des frohen Abends trugen die Herren und Damen des Ensembles nach Kräften bei. Schon die Maske Herrn *Kepichs* brachte gute Stimmung ins Haus. Der Widerspruch zwischen dem erotischen Meisterschwimmer und jener Art, zu der sich im Volk der Begriff »wasserscheu« assoziiert, war in Wort und Geste witzig angedeutet. Eine Polemik gegen die kitschige Grazie der Liebhaber, die mit ihrem hübschen G'schau Pathos und Mitleid der Klassiker auf sich ziehn. (Aber Grillparzer verdient sie so wenig wie Herr *Kepich* diese Plazierung.) Fräulein *Thetter* machte aus der »griechischen Weanerin« – wie Laube die Hero nannte – eine Mährisch-Trübauerin. Das scheue Mäderl mit dem Mutterherzen wurde zum herben Klageweib, sein Priesterkleid zur hochgeschlossenen Klothschürze. Herr *Seipp* als Vetter: ein peloponnesischer Vetter vom Land – der Kallimachos von der »kahlen Lehnten«. Den Geist der Parodie traf Herr *Mühlberg* am ehrlichsten. Er hopste, sprudelte, stolperte, gluckste und war überhaupt voll lustiger Einfälle. Der Treumann ist ein Strakosch dagegen. Fräulein *Newes* als Janthe hingegen verfehlte den Ton. Ihre schelmische Anmut machte beinahe glauben, daß es sich in Grillparzers Drama um das Werk eines Dichters handle ... Alles in allem: Ein gelungener Abend. Aber in den Klassikernachmittagen des alten Jantschtheaters war die Hetz doch größer. – Jetzt sollten auch die Grillparzerfreunde ihre Feier begehen.

Prager Tagblatt, 29. Januar 1917

121. Schnee

Die Sehnsucht des weltschmerzlerischen Hausherrn bei Nestroy nach »einem Gletscher mit schwarzem Schnee und glühenden Eiszapfen«, nach einem Weltteil »wo das Waldesgrün lilafarben, wo die Morgenröte paperlgrün is«, hat sich erfüllt. Unsere Sommer sind falb und erkältet, die Lenze grau und verregnet, die Winter grün und sonnig – das Klima ist so waschlappig und zermürbt wie die Nerven der Menschheit. Die Natur paßt sich der allgemeinen Neurasthenie an und zeigt ein gastrübes, monotones Nachtlokalgesicht. Sie braucht – wie das Theater das Publikum – den sympathetischen Menschen. Und da seine Temperaturskala immer enger wird, verringern sich auch ihre Wirkungen. Ein weißer Winter – das ist für uns: eine paperlgrüne Morgenröte.

Darum weiden wir uns jetzt an dem bizarren Naturbild: Schnee. Endlich, daß man durch die Krisen der Jahreszeit geschüttelt wird, um wieder Freude am Wechsel zu haben! Daß man die Exzesse der Natur zu spüren bekommt und von ihnen gedehnt und gestreckt wird! Eiskälte und Siedehitze sind die vorgesehenen Temperamentspole. Wir aber schwanken immer zwischen 17° *plus* und 2° *minus*. Da bekommen wir plötzlich einen Winter mit -14° , in dem es wahrhaftig und in dicken, reichlichen Flocken schneit! Die Stadt ist wieder von samtanfter Regungslosigkeit und liegt da wie eine verzauberte Zuckerlandschaft. Die »Elektrischen« fahren ganz behutsam, um nicht auszugleiten. Die Moldau ist eine gleißende Schneebahn. Die freien Plätze und Baugründe beleben sich mit zappelbunten Kinderidyllen von solcher Gedrängtheit, daß man sich an die illustrierten Lehrbücher für fremde Sprachen erinnert mit dem numerierten Vielerlei: »Der Schlitten, die Rodel, die Schlittschuhe, der Schneemann ...«

Ja, es wäre sehr idyllisch – wenn es nicht gar so unaktuell wäre. Der Himmel hält es wahrhaftig nicht mit dem Krieg. Er beschert uns ästhetische Kleinmalereien zu einer Zeit, wo wir keine Kohle und Schuhe haben, von den Wintermänteln gar nicht zu sprechen ... Der Schnee ist längst kein Manna mehr für die Arbeitslosen; er steigert bloß das Bedürfnis nach geheizten Stuben und bequemen Fahrgelegenheiten. Auf der Straße liegt ein dezimeterdicker Belag – und die »Elektrischen« stellen um 8 Uhr den Verkehr ein. Wer um eine Minute versäumt, kann sich auf Kilometer hindurchstapfen. Darum stellten sich gestern die Leute bei den Stationen um »Fortbewegung« an wie bisher nur noch um Butter und Mehl. Schlag 8 Uhr versank die Stadt im Schnee-Traum ... In dem milden Widerschein rückt das Leben enger zusammen, als es durch Sparzwang und Entsagung ohnedies muß. Der Schnee hat nur noch gefehlt. Er stülpt auf das vorzeitliche Bild unserer Not eine weiße Schlafhaube. Du lieber Schnee – froztelst auch du ...?

Prager Tagblatt, 30. Januar 1917

122. Der abgestellte Stellwagen

Man hat ihm oft das Grablied gesungen. Zuerst, als die Pferdetramway durch die Elektrische ersetzt wurde und die abgerackerten Gäule nur noch ein kommunales Ehrenjahr zu absolvieren schienen. Dann, als sich das Straßenbahnnetz immer mehr verdichtete und in die entlegensten Gassen seine Ausläufer sandte. Und endlich, als die Autobusse

aufkamen, mit den mächtigen, stockhohen Impériales und ihrem federnden Tempo. Aber der Stellwagen ergab sich nicht. Mochte das Gesäß des Vorspannpferdes einschrumpfen wie Don Quichottes Leibroß, mochten die Rippen aus dem unförmigen, leidensgesträubten Körper blicken und die Sehnen immer schwächer werden – der gemächliche, idyllisch-säumige Takt der Hufe war weiter auf dem Asphalt zu hören und die braven Tiere alterten mit ihrem Kutscher und Kondukteur ... Der Omnibus trotzte dem Großstadtcharakter.

Sein Fortleben war durch zwei Umstände begünstigt: erstens dadurch, daß vom Hauptknotenpunkt Wiens, dem Stefansplatz, noch immer keine Schienen durch die Straßen der inneren Stadt ausstrahlen (offenbar, weil es mit ihrer vornehm-gedrängten Enge unvereinbar scheint), und dann dadurch, daß er auch ab 1 Uhr nachts, zur Zeit, wo der Starkstrom längst eingeschlafen war, den Verkehr aufrecht erhielt. Das letztere war seine Ehre und seine halbe Eigenart. Man bat ihm zwischen Mitternacht und Morgengrauen viele Sünden ab. Kein Gefährte ringsum, die Einspanner auf der Heimkehr begriffen, die Autos bestellt oder unpäßlich – und nur der brave, schlafblinzelnfreundliche Omnibus stand Wacht wie der eisgraue Diener, der seinen betrunkenen Herrn auf den Buckel lädt. In dem kalten Pferch des Rumpelkastens, dessen Plüschpolsterung wie Erbmobilien eines alten Bürgers wirkte, die Noblesse einer bescheidenen Zeit, wurde man dem Omnibus von Herzen gut. Aug' in Auge sitzt in der Enge die Modedame der Kräutlerin gegenüber, der Tänzer vom »Moulin Rouge« dem Zeitungsausträger aus Favoriten. Jedes zum Nachbar geflüsterte Wort wird familiäres Gemeingut des Wagens. Die Beschwerlichkeit der Fahrt schafft verbindenden Witz und alle sind darauf gefaßt, früher oder später bei einer Stockung »anzutauchen« ... Im Stellwagen fuhr der Überrest unserer traulichen Eigenart. Und er selbst war ihre edelste Reliquie.

Später, zur Kriegszeit, mehr als das. Er wurde aus dem Ruhestand seines gemütlichen Luxustrotts zum richtigen Hilfsdienst herangezogen und avancierte zum »unentbehrlichen Vehikel«. Die alten Knochen hatten eine starke Verkehrslast zu tragen. Nun sah man ihn wieder mit ganz anderen Augen an: mit anspruchsvoll-sachlichen. Tagsüber zwar diente er vornehmlich den bequemen Herren, die zwischen zwei Quergassen aufsprangen, bloß weil er zur Stelle war. Aber in der Nacht – zwischen 1 und 2, der Zeit der Kaffeehaus- und Bar-Entleerung –, da mußte er oft Tolles mitansehen. Wie ihm die Leute durch drei Gassen entgegenliefen, sich trotz der beschwörenden Abwehr des Kondukteurs ans Trittbrett hängten, dutzend-, nein, schock-

weise, wie sie sich bei Regen um den Eintritt drängten, Hüte eintrieben, Ehrenaffären hatten, über Wien schimpften, von Gerechtigkeit und »so noble Leut'« sprachen, wie der Wachmann rat- und hilflos in der Mitte stand und erst einmal alle absteigen ließ, um dann erst recht nicht zu wissen, was zu tun sei, wie der Kondukteur den Fahrgast bei allen Heiligen, dem nächsten Kontrollor und seiner Anstellung beschwören mußte, auf den »nächsten zu warten« oder zu Fuß zu gehen, und wie sich dann noch ein armer, schwächlicher Geduldnarr neben dem Wagen die Füße abließ, bis doch jemand aussteigen würde, unermüdlich, mit herausgestreckter Zunge und indem er noch zwischen jappenden Atemzügen zu einem Passagier hinaufsprach ...

Das mußte der greise Stellwagen noch erleben. Aber nicht gar lange. Die Zwölfuhrsperre und Nachtverödung hat ihm wieder halbwegs Ruhe verschafft. Nun war der Termin der letzten Elektrischen jenem der letzten Stellwagen doch beträchtlich näher gerückt. Es blieb ihm also bloß sein schattenhafter, unrühmlicher Tagdienst, in dem ihn keiner beachtete. Dennoch mag der Scheintod, den ihm der neueste Gemeindeerlaß bereitet, bei unserem Verkehrsmangel übel empfunden werden. Wird er aus ihm überhaupt noch erwachen? ...

Prager Tagblatt, 3. Februar 1917

123. Die kleine Margarete

Diese tragische Geschichte aus Ungarn könnte selbst von einem jungen Ungarn sein – als veristisches Märchendramolett von Molnár oder stimmungsvoll-krasse Novelle des Ernst Szép – wenn sie nicht eben wirklich wäre und die Poesie ihrer grausamen Wirklichkeit die frivole Spekulation der Erfindung nicht Lügen strafe. Ordinärheit und Feinheit, Trivialität und Erotik ist in ihr gemischt wie in jenen Erzeugnissen aus dem sentimental Alltag und die Resignation des Lebens verhilft zum Aktschluß. Was auf der Bühne gemein und gemacht schien, ist also wahr und unverfälscht. Welches sonderbare Land, wo die Lebensfreiheit in so selbstverständlichem Bund lebt mit westlicher Konvention! ...

Die Geschichte von der Margarete Kohn. (Klingt nicht schon der Name wie Absicht?) Sie ist ein blendend hübsches Mädchen von fünfzehn Jahren und besucht die erste Klasse der Handelsschule. Wenn sie heimgeht, renken die Männer die Köpfe nach ihr aus und werfen lüsterne Blicke. Eine blühende Liebesknospe, von Bangigkeit geschwellt und erstem Verlangen durchzittert, zart, schön, zerbrechlich. Alle

trinken an ihr Melancholie und Begehren und bekennen sich zu den dichterisch vorgesehenen Typen der Gattung »Mann«: der sentimentale Versefmacher, der sie für das Herdfeuer seiner Verzweiflung braucht und den ungeistigen Genießern neidet – selbst bloß ein Philister mit Hemmung; der Galan mit dem hübschen Schnurrbärtchen und dem Meisterschaftspreis im »Tennis«; der verheiratete Fabrikant, der ihr einfach und schlechtweg »nachsteigt«. Und alle die Unglücklichen und Bequemen, die nehmen wollen, ohne zu geben, und den »Moment« benützen – den Augenblick dieser vergänglichen, unrettbaren Jugend! Man kann sie jedem gönnen oder keinem. Wer wird der Glückliche des Fräulein Kohn sein? Der Herr Kohn. Ihr wißt es ja aus Molnár, Lengyel, Biró, Herczeg, Heltai und – – Shakespeare. So bekommt jede Desdemona ihren soliden Othello, jede Nora ihren Helmer, jede Pippa ihren Huhn. Besonders in Budapest. Hier gibt es – liebe Margarete – keinen Altenberg, dessen Zärtlichkeit Dich segnet und Dir selber aufbewahrt. Hier gibt's den Molnár, den Lengyel, den Biró ...

Die vielgeliebte Margarete Kohn wird eines Tages von einem feinen Herrn angesprochen. Sie gibt sich mit ihm ein Rendezvous und folgt ihm, da sie nichts oder alles weiß, ins Hotel. Aber einige Leute haben das Kind, das sich vielleicht noch am Eingang sträubte, gesehn und sind zum Wachmann gelaufen, als ob sie verhindern könnten, was einmal sein konnte und einst sein muß! Immer »die Leute«, die das Leben machen! Immer das dumme Publikum, das Schicksal spielt! Ob Wien, Berlin, London, Poděbrad oder Pest. Nur heißt es hier: »Zufall« und dort: »Moral« ... Als die kleine Margarete mit dem Herrn Rechnungsrat das Hotel verläßt, werden sie beide hoppgenommen, zur Polizei geführt und aufnotiert. Der Rechnungsrat geht indigniert heim. Das kleine Mädchen aber geht in ein Haus auf dem Elisabethring und stürzt sich vom dritten Stock in den Hof. Die verständigte Mutter wird tobsüchtig. Der Verführer erschießt sich. Und dann – drei Tage nachher – der traurig-enthüllende Epilog: Gestern erschoss sich der kaum 19jährige Julius Friesenhahn, ein Jugendfreund der Margarete Kohn. Er hatte folgendes Schreiben hinterlassen: »Ich habe Margarete Kohn geliebt. Das unglückliche, kleine Mädchen war mein Ideal und ohne sie kann ich nicht leben. Ich gehe deshalb hinüber in die andere, glücklichere Welt, wohin meine Margarete geflohen ist.«

Drei Tote. Und *ein* Leben ist daran schuld, das ungelebte Leben, gegen das es Mütter, Polizisten, Anzeiger und ungarische Lustspiel-dichter gibt, das Leben, welches sie alle, die geleckten Buberln, Dichterlinge und Fabrikanten, aus dieser holden Fünfzehnjährigkeit der Margarete Kohn so gern getrunken hätten. Die ungarische Bühne hat

recht. Aber sie liebt ja sonst auch die Wendung ins Heitere? Wäre also der Schluß nicht besser gewesen: Margarete lernt auf solche Art die Liebe kennen, wird von Julius Friesenhahn weiter verehrt und heiratet in Unschuld einen Lederagenten? Dem Idealismus wäre dabei nichts passiert. Er hätte wenigstens nicht als so falsches, sentimentales Beispiel gedient.

Prager Tagblatt, 4. Februar 1917

124. Schneeschaukeln

Das war von jeher der Fluch der ergrimten Pädagogik, die Kasandra-Fuchtel der Klassenvorstände, die Resignation bedrückter Väter: »Du wirst noch einmal Schneeschaufler!« Schneeschaukeln – hier endete die sozial überblickbare Welt. Wer kann so weit sehen, wer die Straßenfigur mit Schaufel und Hacke, die von Abfällen der Witterung lebt und aus dem Unrat den Hausrat klaubt, psychologisch nachfühlen. Der Schneeschaufler galt als Symbol. Vielleicht war ihm wärmer und wohler zu Mute als manchem Sektionschef oder Kapellmeister, Dramaturgen oder Getreidespekulanten – der Bilderbuchblick unserer Sicherheit sah ihn anders. Als Menschen nämlich, über dem sich der Sargdeckel der Hoffnung geschlossen hat, oder allenfalls – seit Gorkis, Hamsuns und des neuen Weltbummlers Zeiten – als romantischen Vagabunden, der gestern seine Habe verspielt hat und morgen einen Roman schreibt.

Auch damit ist es jetzt anders. Das Schneeschaukeln hat nicht mehr die Folie der sozialen Scham. Wir sind mehr oder weniger alle Schneeschaufler des Daseins; der wirkliche Schneeschaufler also der repräsentativste, würdigste. »Schneeschaukeln« ist bloß eine Art des schmeichelhaften Verbuns »Durchhalten« und bedeutet – wie uns in Aufrufen und Kundmachungen so oft versichert wird – den Anteil am Siege. Die Schneeschaufler sind Sieger ... Daher wird, was gestern Rackerei und Arbeitsnachweis, Notdurft und Schande war – wenn auch, wie ich weiß, Arbeit für *den* keine Schande ist, der anderen dabei zusieht –, heute zum ehrsamem Handwerk, zu Jugendspielen, nein, noch mehr: zu einem Sport, der im Kriege das Hockey und Cricket verdrängt hat, für die Buben eine Appetitanregung und Erfüllung langgehegter Ideale. Man denke, wie sie von klein auf Sand hochschichteten, mit Kellen und Spaten den Spielplatz durchwühlten, Löcher gruben und verstopften, nur um endlich – was ihnen später Gymnasium, Realschule, Konservatorium in abstracto so leuchtend

vormalt und nie erfüllt – eigenmächtig und sichtbar »wirksam« zu sein. Eine tiefe Sehnsucht spielt vom Hofratssohn zum Tagelöhnersohn, von der manuellen zur intellektuellen Macht. Alle Tage schneeschaufeln freilich wäre beinahe zu mißlich, wie alle Tage Geometrie. Aber der Schnee fällt ja gottlob nur ein paarmal im Jahre und die Schulpflicht auf 300 Tage: kein Wunder, daß die Gymnasiasten, denen der Direktor ankündigt: »Wer sich zum Schaufeln meldet, hat schulfrei«, bei sich denken: »Lernen? In der Klasse sitzen? Nein! Lieber schneeschaufeln!«

Hier erblickt die alte Überlieferung den Wahrheitsbeweis. So viel Schnee hätte in den letzten Tagen gar nicht auf den Wiener Straßen liegen können, daß es für den Andrang der Mittelschulen nicht noch zu wenig gewesen wäre. Die Schüler blickten heute recht trübselig durch die Fensterscheiben: die Sonne lachte hämisch herein, vom Dache tropfte der Schnee. Morgen heißt es wieder strenge und drohend: »Müller, lassen Sie sich Ihr Schulgeld zurückgeben, ich sehe Sie schon als Schneeschaufler.«

Prager Tagblatt, 10. Februar 1917

125. Wiener Premieren

Im *Deutschen Volkstheater* gab man zum ersten Mal das dreiaktige Lustspiel »*Die selige Exzellenz*« von Rudolf Presber und Leo Walther Stein, das schon früher einmal im Stadttheater aufgeführt wurde. Presber – das erinnert an: Herbst, Rebe, herb, Kelter. Und etwas vom genial-geruhsam-ironischen Herbst – der seit Goethe allen Philistern aus dem Auge leuchtet – ist auch in diesem Stück mit seinen abgeklärten Harmlosigkeiten und seiner warm-gepolsterten Zahmheit. Seine Ironie, welche den Quertreibereien und Verlegenheiten eines Duodez-Hofes gilt, blickt auf die konventionelle Moral herab wie ein guter Onkel mit Hauskäppi und Tabakspfeife; sie lächelt, wie man in Stixhausen lächeln darf. Unangenehm fallen dabei nur die Bildungslaute auf; daran erkenn' ich meine seriösen Pappenheimer ... Das Stück, von den Herren *Goetz*, *Homma* und *Edthofer* und den Damen *Christofersen* und *Ullerich* mit Laune heruntergespielt, hatte einen beträchtlichen Heiterkeitserfolg, der sich nur am Schluß etwas abschwächte. Anspielungen auf die Kohlennot fanden in dem erkälteten Hause viel Anklang ...

Zur selben Zeit lachte man im *Josefstädter Theater* über den dreiaktigen Schwank: »*Die Meerjungfrau*« von den Brüdern *Golz* lauter

und ungenierter. Hier ist weniger Sinnigkeit und mehr Spielraum für Unsinn. Herr *Ettlinger* und Frau *Werbeziirk* plätscherten fröhlich in dem gewohnten Element. Ist das nicht besser?

Prager Tagblatt, 11. Februar 1917

125 a. »... hat zurückgezogen«

Den Schriftstellern, welche wenig Talent, aber sehr spitze Ellbogen haben und mit jenem Ruhm zufrieden sind, den man sich durch Überreichung der Visitkarte mühelos verdient, eröffnet sich ein neuer Weg zum Erfolg: das »Zurückziehen«. Der Reklametrick des Zensurverbots ist veraltet; zudem hat man da heutzutage schon so viel Konkurrenz, daß ein unzensuriertes Stück auffälliger und interessanter wirkt. Aber das Zurückziehen! Die noble Geste: Nein, du bist mir's nicht wert, ich mach', was ich will, denn *ich* bin der Geber. Man liest jetzt in Wien mehrfach solche Meldungen: »Der Dramatiker X. hat sein neues Drama von der ...bühne zurückgezogen und dem ...theater überreicht, wo es noch im Verlaufe dieser Saison zur Aufführung gelangt.« Man erinnert sich an den alten Scherz: »Der Maier ist gestorben.« – »So?? Ich hab' gar nicht gewußt, daß er gelebt hat.« Die Maiers, die plötzlich »zurückziehen«, waren bis dahin unbekannt. Nun aber muß man freilich denken: Welch ein Ingenium! Welche Notorietät, die zurückzieht, statt froh zu sein, daß man annimmt! Wie muß dieser Mann im Kunstbereich schalten und walten und seines Erfolges sicher sein! – In Wahrheit ist es freilich so: Der junge Mann – wo verfielen ein älterer auf die gute Idee? – hat ein Stück überreicht, das man ihm teils diesethalben, teils dessentwegen nicht ablehnen wollte. Die Reue der Direktion meldet sich im Verzögern, Hinausschieben, Schlechtplacieren etc. Der Schriftsteller ahnt den Achtungsdurchfall. Er setzt sich mit der Direktion *B.* ins Einvernehmen, ob sie der Direktion *A.* einen Bissen vor der Nase wegschnappen möchte? ... Warum nicht? Wie der Bissen schmeckt, ist Nebensache. Hauptsache: das Wegschnappen. Also her damit! ... Darauf steht am nächsten Tag die Nachricht im Blatt: »Der Dramatiker X. hat ... zurückgezogen.« Wie vertrackt sind doch die Wege zum Erfolg und wie weit liegen noch die Zeiten zurück, wo sich ein deutscher Dichter echt und recht auspfeifen lassen mußte, um auf einen grünen Zweig des Parnaß zu kommen! ... Das Publikum sei also im vorhinein aufgeklärt: »hat zurückgezogen« heißt »wurde hingehalten«. Und was *das* heißt, weiß man ...

Prager Tagblatt, 11. Februar 1917

125 b. Das veränderte Wien

Wien bietet schon heute, am Vortage der Verkehrseinschränkungen, ein sonderbares, ungewöhnliches Bild. Es ist, als ob durch ein Naturereignis der Boden der Stadt aufgerüttelt wäre und sich alles nach dem Rhythmus hastiger Bedrücktheit richte. Auf einer Fahrt der Elektrischen kann man von der Ausgangsstation in die Remise mindestens 20 Anrempelungen, Geplänkel, Raufereien, Insulte und Störungen erleben. Die Schaffnerinnen sind macht- und wehrlos. Ihre Mahnung: »Vorgehen, bitte!« bleibt ungehört und so stauen sich bei der hinteren Plattform dutzendweise die Passagiere und bilden einen für Aus- und Einsteigende undurchdringlichen Knäuel. In den Waggons herrscht, so paradox es klingt, eine Siedehitze der Reizbarkeit. Das gemütliche Wien beginnt sich zu häuten. Interessant ist, daß die Festsetzung des Variété- und Kabarettbeginns auf 6 und des Theaterbeginns auf 7 Uhr dem Besuch nur wenig Abbruch getan hat. Manche Unterhaltungslokalitäten mußten zwar geraume Zeit auf ihr Publikum warten – jene nämlich, bei denen der »angebrochene Abend« die Anziehungskraft bildet. Aber die Theater hatten davon wenig zu spüren. Das Deutsche Volkstheater war sogar ausverkauft. Ein Capua der Not. Tagsüber rauften sie um die Fahrplätze, um 11 Uhr abends zwingt sie der Erlaß zu Bette. – Aber zwischen 6 und 9 finden sie Muße und Lust, die Seligkeit einer Zeit sich vormusizieren zu lassen, die es gab, aus einer Stadt, die es nicht mehr gibt. ... Operettennot – das wäre eine Probe auf den Wiener Nerv. Die Kohle überlebt er.

Prager Tagblatt, 13. Februar 1917

126. Hauptmanns »Griselda« an der Wiener Volksbühne

Hauptmanns »Griselda«, die heute von der Volksbühne neu hervorgeholt wurde, nachdem sie vor acht Jahren einen zeremoniellen Durchfall erlebte, ist von einer allzubreit aufgelösten Feinheit. Der Dichter wird mit diesem Werke, dessen menschlicher Gehalt episch gespreizt und auf diesem Wege erkaltet ist, nie viel Glück haben. Wahrscheinlich, weil es darin ibsenisch hapert. Der Wind- und Raugraf Ulrich ist ein hysterischer Klachel; seine Holbein-edle Gemahlin eine sexualphilosophische, nicht sehr anziehende Mischung aus Magdlichkeit und Fraulichkeit – aber dem Geschmack der idealisierten Sinnenbrunst eben recht. Hier ist das gleichzeitige Drallheits- und Seelengelüste dramatisiert, mit dem der Deutsche um den heißen Brei

des »Problems« herumgeht; von diesem selbst keine Spur. Der Graf, der besitzen muß, um zu lieben, und die Magd, die gehorchen muß, um ihm zu gehören, sind am Ende einander wert – wenn auch in beiden ein milderer, röteres Blut fließt als bei anderen.

Das unechte Thema treibt bei Hauptmann gleichwohl echte und wundervolle Dichterblüten: wie sich bei beiden, Gatte und Gattin, aus der rauhen Hülle verlegenste Weisheit schält und sie sich, keusch verschwiegen, in dem anderen Wesen wiedererkennen. Wie sie um einander trotzen, um miteinander hinzuschmelzen. Und wie der Dichter Griseldas Geburtswehen am *Manne* zeigt. Das ist Hauptmann der Innige und nicht der Findige ...

Die Aufführung der Volksbühne brachte es zu beiläufiger Plastik des »Menschlichen«, aber zu um so vollerer des Theatralischen. Was dem Publikum ja immer recht ist ... Herr *Momber* als Graf ein Liebhaber von ruppiger Sentimentalität, kein männliches Wildgewächs. Er gab nur den Abstieg seiner Rolle; diesen allerdings in glaubhaftem, konvulsivischem Ungestüm. Fräulein *Straub* als Griselda sieht schon beinahe wie die Höflich aus. Und ihrem Spiel steht (wie dieser) Kraft und Milde, dörfliches Amazonentum und scheue Weiblichkeit gleich nahe. Nur macht Theatralik ihr Spiel noch spröde. Hier ist schon etwas von Berliner Technik der Urnatur. Das Publikum nahm die von Herrn *Ihering* mit stilvoller Kargheit inszenierte Aufführung sehr beifällig auf. Eine Demonstration gegen die übrigen vierzehn Wiener Theater, die Hauptmann nicht spielen.

Prager Tagblatt, 14. Februar 1917

127. Neue Wiener Bühne

»Die Causa Kaiser«. Zwei heitere Akte mit einem gerichtlichen Nachspiel von Ludwig Stärk und Adolf Eisler

Die Selbstkritik im Titel verspricht schon unbefangenen Elan. Von diesem Stegreif-Elan ist der leicht gemachte, konzis-behagliche Schwank auch reichlich durchtränkt. Ein Mann vermacht sein Vermögen der Gattin des Neffen. Die Gattin ist aber gar nicht die Gattin und der Neffe von einer anderen katholisch geschieden. Der Einfall hüpfert am seriösen Abhang des Paragraph 1111 vorbei. Man wird halt einen Namensvetter zum Neffen machen und ihn mit der Erbin verheiraten. Das geschieht – mit der Aussicht auf baldige Scheidung. Wie nun unüberwindliche Abneigung und der Prozeß zustande kommt,

das bildet den leicht voraussehbaren und durch Beobachtung und Situationswitz dennoch unterhaltsamen Inhalt des Stückes, das so ungefähr zwischen Budapester Orpheum und Georges Courteline die Mitte hält. Und hast du's nicht g'sehn? springt aus dem Polygon ein wirklicher Mensch, von Herrn *Stärk* mit an Tyrolt gemahnender hilfloser Gutmütigkeit prächtig dargestellt. Gespielt wurde überhaupt – unter Herrn *Jensens* Regie – ausgezeichnet. Es gibt eben eine Sorte von Theatern, der die Kohlennot nichts anhaben kann. Es ist vielleicht nicht die literarischeste, aber sicherlich die angenehmste Sorte.

Prager Tagblatt, 15. Februar 1917

128. Quatsch

Straßen und Plätze sind von den Resolutionen des deutschradikalen Parteiausschusses bedeckt. In den Schienen und Abflußrinnen sammeln sich pointillistische Sternheim-Essays und Gedanken über die neuere Kunst. Von den Dächern platschen haufenweise Enunziationen des Zeitgeistes nieder. Der Frost hat ein Purgativ genommen und löst sich allenthalben in jene schlammigen, breiigen, feucht-kompakten Massen auf, die man nach der Sprache der Schuhe »*Quatsch*« nennt.

Gibt es etwas Trostloseres als diesen Anblick der schmutzstarrenden, kottriefenden Stadt mit ihren Pfützen und Stiefelwichs-Klumpen? Und etwas Bedauernswerteres als die Stubenmädchen und Lohndiener, die das verwilderte Schuhwerk wieder in seine blitzblanke Auslagenschönheit zu verwandeln haben? ... Die Kälte verabschiedet sich in einem höchst unappetitlichen Katarrh. Es tut einem beinahe die Wahl weh zwischen ihr und ihren Nachwehen. Früher hatte man erfrorene, aber trockene Füße. Jetzt sind sie in einem desolaten Unterstands-Zustand. Und mit der Feuchtigkeit kriecht langsam der Bazillus des Tauwetters bis in die Nase und erzeugt jenes Kitzeln und Prickeln, welches zugleich mit der Lerche und dem ersten Veilchen den Lenz verkündet. Wir treten aus dem Wendekreis des Frierens in jenen des Niesens.

... wenn nämlich die kriegsfeindliche Natur nicht wieder rezidiv wird.

Prager Tagblatt, 22. Februar 1917

129. Die Konstantin

Zu ihrem Gastspiel

Was unterscheidet den Typus der beliebten Wiener Künstlerin von dem der berühmten Berliner Künstlerin? – wobei die Städte nicht als Geburts- und Aufenthalts-, sondern als Zuständigkeitsorte ihrer Kunst gedacht sind.

Das sagen die Worte »beliebt« und »berühmt«. Bei jener kommt es auf Weiblichkeit an (im ortsüblich bevorzugten Sinne), auf Sinnlichkeit, Grazie, Oberflächen-Temperament, Koketterie, Milde und Hübschheit, bei jener auf Besonderheit und Intensität, auf die nackte Natur und Unnatur. Oder sagen wir: dort auf das erotische, hier auf das elementare Weib. Die Grenzen verschwimmen zwar und eben deshalb kann eine Wienerin in Berlin heimisch werden und umgekehrt. Aber der Unterschied besteht – er liegt in der Wirkung. Die Wienerin wird letzten Endes und *via* Tragik, Gestaltung, Auffassung, Eigenart immer »zum Anbeißen« sein. Die Berlinerin aber – interessant. Nun liegt zwischen dem Weiberl und der Dame allerdings noch das Weib; zwischen der entzückenden und interessanten Frau – die große Frau. Aber die gibt es eben seit der Wolter nicht. Wir müssen uns mit den *beaux restes* von Erotik und Problematik begnügen.

Als die Konstantin noch in Berlin war, schien sie auf dem besten Wege, berühmt zu werden. Sie kam nach Wien und wurde – beliebt. Sehr beliebt sogar und beinahe in dem Maße wie früher einmal die Odilon. Hier ist also ein solcher Grenzfall. Der Querschnitt ihrer Kunst ist: Berlin. Niveau und Farbe aber: Wien. Sie hat den Weg von der Interessantheit zur Unwiderstehlichkeit glücklich zurückgelegt ... Als ihr anmutig-hysterisches Wesen, ihr leidenschlürfendes, mondänes Kindergesicht zuerst auftauchte, versprach es, sich als besondere Nummer in die Maeterlinck- und Wedekind-Spielart zu fügen: halb Lulu, halb Monna Vanna. Reinhardt stellte sie heraus (ich glaube im »Mirakel«). Damals war sie noch zweite Garnitur »Interessantheit«, aber schon auffällig. Eigenartig wirkte an ihr ein Schimmer von »pikanter Heiligkeit«, eine Mischung aus Naivität (in jenem das Gegenteil mitinbegreifenden Bühnensinn des Wortes) und Damentum, aus: Nerven-Kapripze und Starrheit. Ihre Art ist rundlich und eckig zugleich: rundlich wie alles, was man »Sprühteufelchen« nennt, und eckig wie ein in Trance verfallenes »Weibchen«. Dieses hysterische Sprühteufelchen hatte (photographiebekannte) Augenblicke, in denen es mit hochgezogenen Schultern, inbrünstig geschlossenen Augen und schief hinübergelegtem Kopf in den Himmel entschwebte ...

Diese eckig-stilisierte Pose mit etlichen Abruptheiten in Stimme und Wesen war ihr Berliner Teil. Welcher Molnár würde sie aus der Eisregion des Snobismus holen und huckepack ins Theater tragen? Der Molnár kam und er hieß: Emmerich Földes. Aber er gab ihr niedliche Gelegenheiten, mit ihrer Eigenart operettenhaft zu spielen und einen erotischen Moschuseruch zu verbreiten. Die Konstantin wurde beliebt. Hier war das Glatte, Herzige, Schwüle, Sprühende, Süße, das der Wiener so liebt, ein bißchen pervers, vielleicht sogar problematisch angestoßen. Die Odilon, Galafres, Marberg, Paula Müller haben eine Nachfolgerin in der Publikumsgunst: Leopoldine Konstantin. Sie ist das – Molnársche Über-Weibchen. Das heißt: interessant und »zum Anbeißen«.

Prager Tagblatt, 24. Februar 1917

130. Gibt es noch Arbeitslose?

Die Arbeitslosigkeit war das sozialpolitische Symbol des Friedens. In seinem weiten, freien Spielraum blieben nach beiden Seiten Überschüsse; nach der des Luxus und der Not, des freiwilligen und des unfreiwilligen Müßiggangs. Aber der freiwillige Müßiggang war immerhin mit dem Anschein von Tätigkeit drapiert: ob sie im Coupon-schneiden oder Generalversammeln, in Wohltätigkeit oder Vereinswürde, in Sport oder Kunst bestand. Anders der Arbeitslose. Er schlenderte tagsüber durch Parkanlagen und Bauplätze, ließ seinen Körper an der Sonne braten, lungerte als verdächtige Erscheinung vor Haustoren und Auslagerscheiben und übernachtete unter Brücken oder in Gasröhren. Das »*omnia sua*« war ein Taschenmesser und das Arbeitsbuch. Die mag er zu Zeiten in seinen Händen abgewogen haben wie der Marquis von Keith Geld und Revolver. Das Buch war zerknittert und stank nach Hinauswürfen. Wie viele Diebstähle, Totschläge, Alkoholexzesse waren hier in kurzfristigen Zeugnissen umschrieben? ... Der Arbeitgeber griff lieber nach dem Börsel. Und der Arbeitslose über kurz oder lang nach dem Taschenfeitel. »Das Leben ist 'ne Rutschbahn!« ...

Dieser Arbeitslose war also die soziale Zuweg des Daseins. Er stellte das Zuviel im Gleichgewicht von Angebot und Nachfrage dar und an ihm war also statistisch die Summe von Elend, Krankheit und Verbrechen auf Erden auszumessen. Er *mußte* übrig bleiben mit logisch-arithmetischer Notwendigkeit ... Eine New Yorker Zeitung hat sich vor kurzem den Perzentsatz der täglich vorkommenden

Selbstmorde ausgerechnet und den Leser mit dem Schluß entlassen: der Soundsovielte vom Tausend *muß* sich also das Leben nehmen ... wenn nicht du, so dein Nebenmann und – wenn der nicht, sein Freund oder Vetter ... Hier ist der Selbstmord als eine Art Schlaganfall oder Verunglückung durch einen herabfallenden Ziegelstein betrachtet. Ähnlich war es mit der Arbeitslosigkeit. Wer sich nicht rasch auf das Verdeck der sicheren Einnahmen flüchtete, mußte in ihr versinken. Im Antlitz des Friedenstags konnte der Unkundigste, Naivste die wissenschaftliche Wahrheit lesen: daß das Angebot die Nachfrage überwog. Es war das problematische Kainszeichen der Kultur. All ihre Sorge und Hoffnung galt seiner Tilgung. Wenn nur eine Zeit kommen würde, in der alle zu arbeiten haben und keiner im Daseinskampf »tarcheniert«!

Die Hoffnung hat sich erfüllt. Aber es ist damit wie mit allem, was sich verspätet erfüllt: es freut einen nicht mehr. Der Krieg hat die Menschen so stark eingespannt, daß nunmehr das Angebot die Nachfrage überwiegt. (Freilich nicht in allem: so nicht in der Nachfrage nach gescheiterten Köpfen, guten Politikern und Friedensstiftern.) Es gibt keinen Kellner, keinen Eisengießer, keinen Handschuhmacher, keinen Impressionisten, der ohne Erwerb herumliefe. Aber was ist die Folge davon? Daß sich das Niveau der Nachfrage allgemein gehoben hat. Kann es einem Laternenanzünder heute noch genügen, die paar Lichter anzustecken, wenn ihm die Stelle eines Aushilfskellners oder Schaffners winkt? Oder wird einer – um das Äußerste zu wählen – Straßen kehren? Sich die Hände mit Ziegelschupfen schmutzen? ... Nein, das wäre der bare Müßiggang und obendrein – hinausgeworfenes Geld. So billig geben wir's nicht mehr, wir Herren vom Arbeitsbuch! ... In Wien hat sich diesfalls in den letzten Tagen etwas Bezeichnendes zugetragen: die Kommune konnte keine Schneeschaufler aufreiben. Sie annoncierte, plakatierte, machte der ärmeren Bevölkerung den Mund wässern – umsonst! Kein vom Existenzkampf abgelagerter Schneeschaufler weit und breit! Keiner, der zu dieser untersten Grenzmark der Sicherheit hinabsteigen mußte. – Aber was sind auch zwei oder bestenfalls drei Kronen pro Tag? Ein zehntel Schuhdoppler, ein knappes Mittagmahl, ein hundertstel Anzug, ein Kaffee mit zwei Bäckereien. Hier ist die Sicherheit eine zynisch-bedingte: »... wenn es dir gelingt, damit zu leben ...« Die Kommune ging also in die Höhe. »Fünf Kronen – zum ersten, zum zweiten ...« Aber auch jetzt kam niemand. Die Kotberge liegen weiter herum und über das Pflaster hat sich eine unschmelzbare Schichte von Hartschnee gezogen. Eine kommende Schneeschaufler-Generation wird sie schon absprengen

müssen. Sie wird sich aber mit dem Bettel von fünf Kronen nicht mehr begnügen.

Gibt es noch Arbeitslose? ... Nein – die Erfahrung der Kommune Wien ersetzt da jede Statistik. Aber ob man nichts zu arbeiten hat, um davon leben zu können, oder ja etwas zu arbeiten, ohne davon leben zu können, d. h., ob man als Nichtstuer oder von eigener Hände Arbeit hungert, das macht keinen großen Unterschied. Die Welt hat sich das Gleichgewicht von Angebot und Nachfrage um den Preis des Daseins selbst erkaufte.

Prager Tagblatt, 25. Februar 1917

130 a. 30 %

Wie harmlos und tot sieht dieses arithmetische Gebilde aus! Eine Handelschiffre für irgendeine dem gewöhnlichen Menschen unauffällige Änderung, für eine Schwankung, die das Leben nicht im mindesten berührt. Dem einfachen Staatsbürger ist diese Perzenten-Sprache nicht geläufig. Er rechnet einfach nach Verdienen und Bezahlen, in absoluten und bestimmten Münzwerten. Eine angedeutete Rechnung »30 %« läßt ihn kalt.

Aber gerade diese nicht. Hinter ihr birgt sich eine Tatsache, die den Begriff »Teuerung« sehr klar veranschaulicht. Sie bezeichnet den »Aufschlag«, den vom heutigen Tage an die Tabakfabrikate erleiden – respektive deren Abnehmer. Ein ganz kleiner Aufschlag. Kaum der Rede wert. Nur von der Wirkung, daß wir für Zigarren, Zigaretten und Tabak jetzt gerade *das Doppelte* von dem bezahlen, was sie zu Kriegsbeginn kosteten. – Am Tage dieser Verlautbarung empfing der Zigarren-Minister, Herr v. Scheuchenstuel, einen Interviewer, dieser stellte mehrere Gegenwarts- und Zukunftsfragen. Der Herr Sektionschef antwortete, was interviewte Minister eben antworten: »Ja«, »Allerdings«, »O gewiß, gewiß«, »In die Wege geleitet«, »Keine Befürchtungen«, »Natürlich« etc., und ließ im ganzen die Versicherung durchschimmern, daß in bezug auf die Tabakfabrikate keine Neuerung geplant sei – weder die Einführung tabakloser Tage noch die von Zigaretten-Karten oder Rayonierungen. Das Wichtigste aber verschwie er. Daß zur selben Zeit, als dieses belanglose, gemütliche Gespräch geführt wurde, die neue Kundmachung im Setzkasten war, wonach »von heute an« und »infolge der gewaltigen Steigerung« eine neuerliche Preissteigerung von 30 Prozent eintreten müsse. Sonst nichts. Um 12 Uhr mittags durfte man über Rayonierung und dergleichen

außer Sorge sein, da sich die Dinge sehr einfach selber regeln, und um 7 Uhr abends rauchte man schon zu »alten Preisen«. Die Mühlen der Verordnung mahlen heute schnell. Wozu die unfruchtbaren Vor-Diskussionen! Die langen Budget-Erwägungen der Allgemeinheit, diese Beeinträchtigungen des Durchhalt-Nervs! – Man macht es radikal. Denn es ist besser, daß ein Erlaß, der unvermeidlich ist, plötzlich kommt. Vor der Alternative »Zahl oder laß es bleiben« stirbt jeder Protest. Also bekamen wir am 1. März diese Verordnung aufs Frühstück-Brett.

Der Krieg hat – im Regierungs- und Verordnungssinn – eine erziehlche Wirkung: daß er das Gedächtnis kürzt. Man weiß sich heute immer nur des Besseren oder minder Schlechten zu erinnern, aber nicht mehr des Guten. Das ist das Trampolin für Teuerungs-Erlässe. Wir ziehen nur mehr zwischen dem Heute und Gestern Vergleiche und finden den Unterschied nicht übertrieben. Aber es fällt uns nicht ein, daß vor dem Gestern wieder ein ganz verschiedenes Vorgestern war und so weiter bis zum ersten Kriegstag. Stellten wir diesen dem heutigen gegenüber – wir müßten den Euphemismus des Wortes »Aufschlag« und des Begriffes »30 %« begreifen. Aber gehen wir einmal der Reihe nach und an der Hand populärer Sorten die neue Preissteigerung durch.

Die *Regalia Media* sei gleich übergangen. Der Konsum der Trust-Milliardäre gehört nicht hieher. Aber dann: die Trabukos – offiziell erscheint sie im vornehmen Spanisch – kostet heute 30 Heller. Soviel hat man vor dem Krieg für eine Spezialität gezahlt. Die Trabukos ist aber schließlich bloß eine noble Bürgerzigarre, zu der sich auch der mit feinerem Gaumen begabte kleine Angestellte aufschwingen konnte. Ihr Preis hat sich (gegen 1914) beinahe verdoppelt. Sechs Trabukos mit Spitz – und der Gulden ist weg! Ähnlich ist es mit der Britannika. Wie steht es aber mit unseren lieben Hauszigarren, in die sich Hofräte und Einspännerkutscher, Möbelpacker und Professoren teilen, der Virginier, Kuba und Portoriko? Sie halten den Rang der früheren Trabukos. Man muß sie mit Allüre rauchen und so langsam daran ziehen, daß sie Bauchbinden-Illusionen schafft ... Und die Zigaretten? Die Ägyptische kostet 10 *b*. Was sollen und werden jetzt um Himmels willen die Kellner dafür verlangen, die sich zur Zeit des 8-Heller-Preises »unter der Hand« 16–18 Heller zahlen ließen? Sechzehn Heller? »So viel haben sie mich selber 'kost'.« Eine Umwertung aller Börsel-Werte. Der Ober vom *Jardin de Paris*, der es vor dem Kriege gewagt hätte, statt sechs neun Heller dafür zu verlangen, wäre schön angefahren worden. Die k. k. Tabakregie aber betrachtet den

Staat als ein Luxus-Lokal von höherer Klasse. Hier darf man schon 10 Heller verlangen. Mit der Memphis ist's dasselbe. Aber kann man ohne Sentimentalität daran vorbeigehen, daß die Sport, die bekannte 1-Kreuzer-Zigarette, die um ihrer Billigkeit willen dem volkstümlichen Humor diene, heute 5 Heller kostet? Wenn man in Verlegenheit war, offerierte sie der Straßenbahnschaffner mit Verlegenheit: »Nur eine Sport ...« Nur? Man muß sehr reich sein, um *das* heute ohne Affektation sagen zu können ... Und das ganz unten, als Stiefkind der Tabelle: die »Ungarische«, von der unter jugendlichen Don-Quichotte-Rauchern die Sage geht, daß an ihr der Pferdemit nicht ganz unbeteiligt ist. Sie war die Zigarette des Lebensüberdrusses, eigentlich mehr Verwahrlosungssymbol als Tabakfabrikat. Symbolisch war auch ihr Preis: 1 Heller. An ihr war nichts mehr zu verdecken. 30 % auf 1½ Heller – das geht nicht. Sie kostet also 2 Heller. Es dürfte zwischen Zimt und Kupfervitriol, zwischen Schafwolle und Rindsgulyas keinen Artikel geben, der den Begriff »Teuerung« so deutlich macht wie diese »Ungarische«. Mit ihrem Preis springt der Zeiger der Kriegsuhr auf einen neuen Abschnitt.

Diese kleine Veränderung drückt sich wirtschaftlich in der Ziffer aus: 30 %. Es ist weiter nichts dahinter. Nichts als die Sistierung des Rauchens. Uns interessiert aber daran nur eines: Ist das ein provisorischer Erlaß oder ein definitiver ...?

Prager Tagblatt, 2. März 1917

131. »Die Hose« an der Neuen Wiener Bühne

Eine Aufführung der »Hose« an der »Neuen Wiener Bühne« erbrachte heute den Nachweis, daß sich Sternheim unter entsprechendem Nachdruck des Regisseurs und der darstellerischen Auffassung »durchzusetzen« vermag. Jetzt kommt nur noch der Weg, bis ihn die essayistische Tagesgunst wieder absetzt – – Die Bühne bleibt – und das spielen die Sternheim-Enthusiasten selbst als Parole aus – die einzige Rechtfertigung dieses Dichters. Was sich von ihr herab nicht spontan als Lach- und Belustigungswirkung ergibt, spricht gegen ihn. Gut. Wenn ihn nun diese Bühne beim besten Entgegenkommen an seinen Witz, bei der Herausstreichung seiner ironischen Absichten über den Erwärmungsgrad des literarischen Schmunzelns nicht hinausbringt? Gerade die Witzigkeit der heutigen Aufführung – eine allerdings doppelt unterstrichene und von der Naturkälte des Dichters ziemlich entfernte Witzigkeit – statuiert an ihm ein Exempel. Es war,

wie wenn man zweieinhalb Stunden lang »Simplicissimus« geblättert und sich das vergnügte Grinsen allmählich in einen Gähnkampf verwandelt hätte.

Sternheim ist dramatischer »Simplicissimus«-Zeichner. Er will die weite, reiche Welt des Geistes und Ungeistes in drei Linien sperren. Daher die komische Enge und Dürftigkeit, das Klapperdürre und Abrupte. Aber die Linien sind nicht bedeutsam und genial genug (wenngleich als retrospektive Klassik entstanden). Sie verengen, statt zu erschöpfen. Was herauskommt, sind nicht, wie die Trabanten sagen, »ewige Menschlichkeiten« und »Molièretypen«, sondern das bekannte Repertoire der deutschen Kleinwelt. Um wieviel steht der bescheidene Genius Wilhelm Buschs höher als Sternheims selbstsichere und originelle Prätension. – – Halten zu Gnaden, das war nur nebenbei gesagt.

Die vielbelachte Aufführung war, wie gesagt, ganz ins Karikaturistische gebogen. Das ist unrichtig und einzig möglich. Man kann der Regie keinen Vorwurf daraus machen, daß sie eine Distanzkomik, die sich für uns nicht unmittelbar ergeben kann, künstlich erzeugt. Der Dichter läßt seine Gestalten gleichsam im »Kostüm des 20. Jahrhunderts« spielen. Da es noch nicht komisch wirkt, muß man halt alte Theaterkleider von Molière und Ludwig Thoma drüberziehen. So erklärt der Trick des Regisseurs die Mängel des Dichters.

Sehr zu beachten ist die Entwicklung des Schauspielers *Jensen*, der an Gulbransson schauspielerische Studien gemacht hat, und Herr *Pointner*, der aus dem Mandelstamm einen lebenswürdigen Hysteriker macht.

Prager Tagblatt, 2. März 1917

132. Wiener Premiere

Karlweis' Lorbeeren lassen die Wiener Kritik nicht schlafen. Nach Leo Felds Mehlspeisstück und Paul Franks Stück Mehlspeis versammelten sich heute in der Volksbühne die Kollegen zu ihres Kollegen Armin Friedmann Volksstück »*Der Hausherr von Nr. 17*«. Das Thema: Haus, Hausherr, Hausbesorger, vom Feuilletonismus zur Naivität genesen. Aber obwohl jener seinen Witz zurückhielt, konnte diese nicht aufleben. Sie brachte es bloß zur »Bescheidenheit«. Durch die Handlung vom bekehrten Hausherrndünkel blinzelt ein Geist der Absichtlichkeit, der sich auch auf die Darstellung überträgt. Herr *Lackner* als Hausherr rannte mit voller, strotzender Dialektwucht

gegen seinen Text. Das Wienerisch der übrigen denunzierte das Wienertum des Stückes ... Man lachte und applaudierte.

Prager Tagblatt, 10. März 1917

133. Wiener Notizbuch

Die Welt ohne Kino

Bekanntlich gibt es zwei Dinge, um derentwillen die Menschheit noch nicht Harakiri gemacht hat: »Operette« heißt das eine, »Kino« das andere. Die stummen Diener sind in den Romanen immer die getreuesten, promptesten, brauchbarsten; so auch die »stumme Leinwand«. Das moderne Bilderbuch für Große verzaubert die abgeschmackteste Wirklichkeit, indem es ihr Wort, Ton, Geist und Zwang nimmt. Hier ist man über sich »im Bilde« ... Arme Welt, der man die Qual ließe, Kino zu sein, ohne sich im Kino zu sehen; der man das Spielzeug ihres Jammers nähme! Sie müßte sich plötzlich zum Zeitvertreib eine Seele suchen – vielleicht gar *denken*, statt mit offenem Mund zu schauen.

Den Wienern, die von jeher dem Zuschauen mehr abgewinnen als dem Denken, war diese Gefahr in den letzten Wochen sehr nahe: Die Kinos gesperrt! Hätte der Gott der Kohlennot seine Macht auch auf die Theater und Kaffeehäuser erweitert – wer weiß, ob das Durchhalten so viel ausgehalten hätte! So hungerte man und blieb ruhig. Stapfte mit der übelgelaunten Nüchternheit aneinander vorüber, welche den Fasttagen ihren schlechten Geruch gibt. Und erinnerte sich vorderhand an das alte Couplet: »Wenn ich ein Geld hab', kann ich ins Theater fahren, wenn ich keins hab', mach' ich mir z'haus ein' Narrn!« Ja – »z'haus« – wenn nur drei Glühlampen brennen dürfen und die Zimmer ungeheizt sind! – Da kam die letzte Sonntagsbescherung, von den Blättern wie ein strategischer Nachtrag knallend aufgemacht: Heute spielen die Kinos wieder! Gerettete Überzeit! Und die Bürger der einundzwanzig Wiener Gemeindebezirke wußten, wofür man sich am Sonntag wäscht, anzieht, versammelt und anschaut. Zum Besuch von: »Ein Sommerhauch zog über ihre Seele ...«, »Wenn das Erdenglück stirbt ...« und »Ramasura, die Königin von Trapezunt« mit Henny Porten in der Hauptrolle ...

Der Markt der Romantitel

Das ist nämlich der neue Wiener Naschmarkt. Man hat schon mancherlei von ihm erzählt. Daß er mit dem alten nichts gemein hat als den Namen, die Preise und deren Hinauftreibung und vielleicht noch die Frau »Sopherl«, deren Grobheit allerdings viel von ihrem autochthonen Reiz verloren hat, seitdem das die Sprache der Produzenten ist. Dann: daß er nicht mehr in die Breite geht, sondern in die Länge und wie eine Mischung aus Tiergarten und Akropolis aussieht; eine Ausstellungsavenue von griechischen Tempeln, in denen Eiermangel herrscht, von Holzverschlagen, hinter denen das »*carnis communis*« haust, die exotischen Erdäpfel (Fundorte: Ceylon, Haiti, großer Archipel) und der gefürchtete Reis, von Freilichtbühnen der Notdurft. Sie weist eine zierliche, luftige Architektonik auf, die geradezu nach einem weggeworfenen Zündholz ruft. Der Unvorsichtige, der es einmal wirklich wegwirft, schenkt Wien einen neuen Naschmarkt. Den neuesten. Bis dahin haben wir den alten »neuen«, mit der hübschen, nach »Künstlerhaus« riechenden Pferdetränke, der kleinen Kapelle (zur Erbauung schlichter Dörfler, die gar nicht wissen, was ihre Butter wert ist, wohl aber, daß es sonst keine gibt) und dem kompakten, rotundenartigen Steinbatzen mit der antiquarischen Aufschrift: »Gasthaus zur Eisernen Zeit« ... Er wirkt nicht sehr gemütlich, der neue Naschmarkt, aber er ist so geordnet, kahl und windig wie die eiserne Zeit.

Ja – und eine Anregungsstätte für heimische Kunst. Nicht durch die volkstümlich-realistischen Bilder, sondern durch die betäubende Fülle groß hingemalter Namen. (Das ist die Zeit: Die »Standln« sind abgebrochen und die Namen werden größer.) Man weiß, welche Verlegenheit es nicht bloß angehenden, sondern auch routinierten Autoren bereitet, ein regelrechtes, gutgehendes Personenverzeichnis zusammenzustellen. Oder gar einen Titelhelden zu erfinden. Das Leben hat etwas Unverschämt-Persönliches, was man nicht gern anrührt; die Erfindung wieder spielt gar zu gerne ins Formlos-Dilettantische. So schwankt der Romancier zwischen dem »Alois Kohn« und dem »Hilarius Stubenvoll«. Die neue Generation hilft sich durch Spaziergänge aus der Verlegenheit. Sie besieht, mit dem Notizbuch in der Hand, die Firmenschilder und notiert: sechs Romanfiguren, einen Dramenhelden, zwei Lustspieltypen. Ich kenne einen jungen Mann (aus Brünn), der seinen Erstlingsroman nach seinem Schneider benannt hat; der hielt es für eine Beleidigung, wollte ihn daraufhin verklagen – und hatte nicht unrecht. Andere halfen sich liebevoll mit ihren

Freunden. Kaum erfreut man sich nur eines etwas originelleren Namens – schwapp, sitzt man als Nebenfigur fest.

Ich mache aber die Wiener Literatur hiemit nachdrücklich auf den neuen Naschmarkt aufmerksam. Es ist unglaublich, wieviel aparte Ungesuchtheit sich in diesen Namen erhalten hat, wieviel deutsche Plastik. Ein Fleischer heißt: Matthias Haldenwang. Gibt es einen besseren Titel? »Die zwölf Träume des Matthias Haldenwang«. Ein Öbster: Laurenz Koppel. Dann shakespearisch: Vinzenz Schartig, Theresia Rückenfest, Ägidius Himmel. Ein *embarras de richesse!* Ganz seltsam in der neudeutschen Romanumgebung der Name einer Kräutlerin: Gertrude Duchesne. Ihr Name hat mich bis in den Schlaf verfolgt – altes Mütterchen, ehemals Marquise ... Balzacsche Farben ... So merkwürdig kreuzt sich Preistreiberei mit Belletristik.

Kriegsgewinner

Man definiert sie doch wohl als jene, die erst aus dem Krieg ihren Gewinn ziehen? Dann habe ich eine neue Sorte auf dem Lager. Sie ist zwar viel verfolgt; aber wenig beneidet. Denn ihrer gerechten Sache fehlt der Titel – Kommerzialrat. Oder: Hoflieferant. Kurz gesagt: es sind die Bettler.

Natürlich auch nicht alle, sondern die spekulativen. Der Bettler, der sein Handwerk, unbekümmert um Zeitschwankungen und Marktströmungen, redlich weiter betreibt und an derselben Ecke steht, wo er früher stand, wird es auf keinen grünen Zweig bringen. Ihm bleiben bloß die »Gestehungskosten« erspart. Das ist sein ganzer ökonomischer Vorteil. Anders etwa der – Musterungsbettler. Der Mann der sich am Ein- respektive Ausgang des Musterungslokals aufstellt und als lebenswürdiger Azur am Aberglauben erpreßt. In seinen Hut fällt kein Kreuzer. Wohl aber: Zehn- und Zwanzighellerstücke, manchmal auch Kronen. Und man sieht ihn nicht einmal ungern. Denn er bietet einem die letzte Gelegenheit »mit sich zu wetten«.

Vor einem Wiener Musterungslokal stehen zwei solche Bettler. Der eine faßt die Eintretenden, der andere die Weggehenden. Was mag das Ergebnis der Vergleichung sein? Ich glaube, der am Ausgang Postierte zahlt darauf. Denn es ist eine bekannte Eigenschaft des Aberglaubens, daß ihm vor der Vorzukunft nicht so bang ist wie vor der Zukunft.

Die Hausbesorger protestieren

Außerhalb Wiens weiß man nicht, was ein Hausbesorger ist. Man meint: ein Besorger des Hauses, »Torwart«, wie die Bierdeutschbreiquatscher sagen. Ja vielleicht in Amsterdam, Olmütz, Cuxhaven, Krefeld und Bagdad. Aber nicht in Wien. Hier ist er Kontrollor, Geheimagent, Oberpolizist, Vormund und – Wächter. Der Urkeim des Wächters. Was in den letzten Jahrzehnten an persönlichen Formungen des Parteilebens entstanden ist, geht letzten Endes auf ihn zurück. Er ist der Herr und Meister des Hauses und heißt drum: Hausmeister. Er ist der Mann, den alles angeht und der sich um nichts schert, der schimpft und Ruhe will; die Gewalt verehrt und sich um die Sicherheit nicht kümmert – in der Tat, kann es eine bessere Beschreibung des österreichischen Politikers geben, des Gewählten, in den sich der größte und resolute Wähler mit der Zeit verwandelt?

Aber jetzt denke man: jemand ruft auf diesen Hausbesorger die Polizei! Wirft ihm etwa vor, daß man sich seinetwegen auf dem Trottoir den Hals brechen kann. Was geschieht da mit dem Herrn Spannagel? Das Parteileben wird in ihm rebellisch. Es hochdeutsch in seinem roten Kopf: »Verwahrung«, »Ausdruck der tiefsten Entrüstung«, »die mit dem, durch die das Einkommen betreffende Frage ...« – er protestiert. Für so gebildet und seriös hätte man den Mann, der uns in die Retirade nachgeht, nicht gehalten! Und was er sagt, ist politisch, ein vollgedrängtes Exzerpt »Parteileben«. »Die Wiener Hausbesorger hat sich stets aus freien Stücken ...«, »hiebei halten die Hausbesorger an ihrem grundsätzlichen Standpunkt fest, daß die Säuberung ebenso wie die Instandhaltung ...«, »verwahrt sich gegen die in voller Verkennung ihrer im Kriege doppelt schweren und verantwortungsvollen Lage geforderte zwangsweise Inanspruchnahme und verlangt«. Kurz, die Hausbesorger nehmen den Anlaß einiger Kniebrüche und Gehirnerschütterungen wahr, um mehr Geld zu verlangen. Ich habe nichts dagegen – das heißt ja »Politik«. Aber ich sehe mit Bedauern, daß auch die Hausbesorger, die Gralshüter der Wiener Ordinärheit, an einem pathetischen Kriegsknödel ersticken.

Prager Tagblatt, 11. März 1917

134. Wiener Premiere

Im Josefstädter Theater gelangte heute der dreiaktige Schwank »*Er heiratet seine Frau*« von Bernhard Buchbinder, eine schon vor mehreren

Jahren am Raimundtheater gespielte Harmlosigkeit, mit Alexander Girardi und Hansi Niese zur Erstaufführung. Daß Girardi auf der Bühne steht, hätte auch bei minderen Qualitäten des Stückes für den Heiterkeitserfolg genügen müssen. Bernhard Buchbinder in drei Akten von Alexander Girardi.

Prager Tagblatt, 14. März 1917

135. Molnárs »Fasching«

Deutsche Uraufführung am Burgtheater

Ein Molnár ohne die Varieté-Brillanz, aber mit viel strafferer Feinheit ... Erster Akt: Großer Ball in Anwesenheit der Prinzessin X. In einem Nebenraum sitzt umgeben von ihren Anbetern die schöne, viel vergötterte und sonderbare Frau Kamilla Oroszy. Die »Schwerenöter«-Ecke aus den »Fliegenden Blättern«, mit Äh-Äh, Sporenrasseln, Mundverziehen, Um-Vorrang-Betteln und kaum mehr Esprit. Frau Kamilla lacht natürlich alle aus. Sie mag die parfümierten und geschniegelten Herren nicht. Sie ist eine Wilde, Romantische, Heißblütige, verachtet Bücher und Geist (weshalb man sie »dumm« nennt) und reitet lieber durch hochangeschwollene Flüsse, fährt mit ihrem Kutschierwagen vor heranbrausende Lokomotiven und ... Doch das soll kommen. *Einem* gewinnt Frau Kamilla mehr ab. Er trägt lange Haare und seine Seele und Stimme ist schmerzüberdunkelt. Er ist vielversprechend, schweigsam und »anders als die andern«. Mit ihm bleibt sie allein zu einem Flirt- und Seufzer-Duell. Seufzt nochmals nach seinem Abgang. Da sieht sie etwas am Boden blitzen, hebt es auf – ein Juwel! ... Die Herren kommen erregt zurück. Eine große Sensation: Die Prinzessin hat ihren kostbaren jahrhundertalten, in allen Lesebüchern verzeichneten Diamanten aus dem Diadem verloren! Die Damen im Ballsaal werden einer Visitation unterzogen ... Frau Kamilla hält den Stein fest umkrampft. Ja – nein, ja – nein, die Lust nach dem Abenteuer funkelt in ihrem Auge – sie behält den Ring. Vorhang.

Zweiter Akt: Herr und Frau Oroszy und deren Freunde haben sich zum Souper zurückgezogen. Man hört noch immer die Ballmusik herein. Polizisten und Detektives durchschnüffeln indessen die Räume ... Frau Oroszy muß mit ihrem Nikolaus (dem Schwärmer) sprechen. »Lieben Sie mich so, daß Sie alles für mich tun könnten? Alles? ...« Der Jüngling speit Gluten. Frage und Antwort wird immer atemloser –. Frau Oroszy gesteht ihren Besitz. Sie habe den Schmuck

auf dem Boden liegen gesehen. Aber als sie dann seinen Wert vernahm, habe sie – unmittelbar nach dem Gespräch – das Verlangen gepackt, sich mit diesem Diamanten das große Abenteuer zu erkauften: den Eklat, der zwischen dem Heute und Morgen einen Strich zieht, die Losgeschiedenheit, Freiheit und – Liebe. Dieser Stein sei ihre Selbstbestimmung und ihre Macht ... Jetzt kann sie ihm – dem geliebten Nikolaus – gehören. Er brauche sie bloß im Nu entführen zu wollen. Aber Nikolaus ist, trotz erotischer Lavaschwüre, ein wenig betreten. Diebstahlskomplize? Entführer? ... Muß es denn gleich so romantisch sein? Aber da es nicht anders geht und lange Haare verpflichten – meinetwegen. Also: in zehn Minuten in der Halle ...

Dritter Akt. Frau Oroszy wartet in der Halle. Kommissäre spüren herum – Frau Oroszy wartet. Das Tempo dieser Entführung wirkt ernüchternd. Wenn *sie* nicht da wäre, würde keiner dazuschauen. Da kommt Nikolaus. Er hat Zeit. Seine Stimme klingt ängstlich und trivial. Sein Benehmen läßt den Wunsch nach Behagen erraten. Frau Oroszy möchte sich die Ohren verstopfen, hätte sie nicht schon zuviel gehört. (Eine Szene voll feinsten erotischer Beobachtung.) Da tut er ein Übriges und bittet sie, den Schmuck wegzuworfen. Sie liebe ja nur ihn – den Schmuck – und nicht ihn – den Nikolaus. Und eine Scheidung sei auch besser als eine Entführung. Genug für Frau Oroszys romantische Nerven. Sie läßt den Diamanten fallen und macht den Kommissär auf den blitzenden Gegenstand aufmerksam. Aber sie läßt auch den Nikolaus fallen. Und geht resigniert am Arm ihres – Gatten heim. Das Spiel mit dem Diamanten ist zu Ende. Es waren zwei Stunden: Gelegenheit. In diesen zwei Stunden hat sie alles erlebt und alles erfahren. Die Welt ist unromantisch und daheim schläft sich's am besten. Der Fasching ist aus.

Das Stück spielt im Kostüm der Fünfzigerjahre. Das bedeutet: ironische Distanz. Aber liegt es nun an der beinahe lyrischen Feinheit oder an der schweren Übertragbarkeit der (wie man sagt) in einem präziösen Alt-Ungarisch gehaltenen Sprache oder an unserer ohnedies mehr zum Schauspiel tendierenden Burgtheater-Darstellung – jene »ironische Distanz« kam nur wenig zur Geltung. Die Art, mit der hier die Romantik der Bequemlichkeit, die Exaltation der Nüchternheit, der Poesie-Traum der Legitimität, diese lieblich-wehmütige Verlogenheit aus *anno* 1850 – oder borgt uns das Datum bloß sein erläuterndes Kostüm? – dargestellt ist, hat einen mehr rührenden als heiteren Schimmer. Und zuweilen schimmert der kostbare Stein, um den es sich dreht, sogar wie ein – Bernstein ...

Die Aufführung am Burgtheater half, wie gesagt, dem Humor und

der Ironie weniger als dem sentimentalern Ernst. Die Bedachtsamkeit des Stückes war in noch steifere Formen gegossen. Allerdings bot Frau *Medelsky*, der die Rolle der Frau Oroszy ziemlich fern liegt, eine Meisterleistung. Sie spielte ihre Rolle – die andere richtiger mit zitternden Fingerspitzen und aus den Nerven heraus spielen – aus übervollem und warmblütigem Herzen, kein launisches Konventionskind, sondern eine Einsame und Entsagende. Sie war (wie immer) die Große in ihrer nicht allzu farbigen und interessanten Umgebung. Neben ihr entzückte Frau Albach-Rettys drollige Herzlichkeit. Herr *Gerasch* als Nikolaus verriet den Sinn seiner Rolle unabsichtlich und zu früh. Was Frau Oroszy im letzten Akt sieht – daß ihr Ideal ein banaler »Jüngling« ist –, sahen wir im ersten.

Das trotz allem etwas dürftige Requisitenspiel hatte heute nicht den Erfolg, den man von einer Molnár-Première gewohnt ist. Das Publikum klatschte nach dem ersten Akt sehr lebhaft, applaudierte Molnár wiederholt hervor, zeigte sich aber zusehends ermüdet.

Prager Tagblatt, 16. März 1917

135 a. Engelhardt

Seit drei Tagen weiß die ganze Welt, wer das ist: russischer Generalstabsobers, Mitglied der Duma und derzeitiger Diktator von Petersburg. Eine geheimnisvolle Brandung hat seinen biedern, unhistorischen und Entente-zuwarderen Namen emporgeworfen und stahlblank leuchten lassen. Engelhardt – es klingt wie: Da gibt's keine Würscht'. Nun fügt aber in Wien ein lokalhumoristischer Zufall, daß es bei einem Manne gleichen Namens ja »Würscht« gibt – es ist der Vorsteher der Fleischhauergenossenschaft. Einen so autochthon-wienerischen Namen trägt der russische Lafayette, der Mann, der die russische Rebellion in militärischer Disziplin hält.

Kein Wunder, daß von allen den Männern, die an der großen Umwälzung beteiligt sind – nicht einmal Rodzianko –, in Wien keiner so häufig und gerne genannt wird wie der Petersburger Diktator. Sein Name vermittelt zwischen der historischen Unbegreiflichkeit und dem persönlichen Wienertum eine Art von Verständnis. »Der Engelhardt« – man glaubt, daß von einem populären Sozialdemokraten die Rede ist, der im Parlament den »Götz« zitiert hat; oder am Ende von jenem Genossenschaftsführer selber, der plötzlich das Kriegsheft an sich gerissen hat, um die Magen- mit der Geschichtsfrage radikal zu vereinen. Das überlebensgroße Geschehen ist so in ein passendes

Wiener Diminutiv übertragen, es klingt nach Keilerei, Rasonnement, »Extrablatt«-Bild. [Textverlust] Und dafür klingt der Name »Engelhardt«, noch mit einem »Mathias« oder »Michael« gewürzt, allerdings sehr gut. So erstirbt die Geschichte bei uns im dialektischen Widerhall: »Engelhardt!«

Prager Tagblatt, 18. März 1917

136. Der unverstandene Molnár

Freunde und Konnationale des am Burgtheater (mit seinem »Fasching«) nicht sehr glücklich davongekommenen Molnár sind in Betrübnis: man hat – wie sie versichern – die Absichten des Dichters, die Feinheiten des Kolorits und den kulturgeschichtlichen Einschlag des Stückes, dem es seinen Budapester Erfolg dankte, nicht verstanden und ebensowenig die eigenartig-stilisierte Poesie, die über jener Ballnacht liegt. Das »Spiel in drei Akten« sei nicht ohne Absicht im Kostüm und dem unübersetzbaren Idiom der Fünfzigerjahre gehalten, jener Zeit, wo Alexander Bach sein Regierungsszepter über das unterdrückte Reich schwang und sich die Gesellschaft – gleich den Vormärzdeutschen – in Feste, Vergnügungen und ewige Faschingsnächte rettete, um hier in der Freiheit einer Nacht und mit blumig-versteckter Anspielung das zu erleben, was ihr öffentlich entzogen war. Diese Bälle seien berühmt gewesen wegen ihres Übermutes, ihrer Tollheit, ihrer intriganten Liebesaffären und ihrer ganzen lebhaften Hintergrundsdramatik. Das Stück sei also ein Kapitel ironisch-sentimentaler Kulturgeschichte – – Davon war allerdings (wie schon gemeldet) nicht viel zu merken – ob es nun an unserer nationalen Unvertrautheit oder am Mangel eines sinnfälligen Pendants zum »Alt-Ungarisch« liegt. Die süßlich-aparte, elegisch-tremolierende und zart-komprimierte Komödie, die den virtuosen Molnárstil verleugnet und in ihre Motive etwas monoton eingezwängt bleibt, ist also auf sich selbst gestellt. Freilich gehört sie zur Wirkung ihrer melodramatischen Reize auch anders gespielt als am Burgtheater: duftiger, leichter und präziser. Das »Nationalsein« ist eben mit dem Weltgeschäft unverträglich; diese bittere Wahrheit bekommt Molnár als Lohn dafür zu spüren, daß er einmal mehr Dichter sein wollte als Tricheur ...

Prager Tagblatt, 18. März 1917

137. Der überlebende Tenorist

Auf den Trümmern Europas steht ein elegant gekleideter Herr mit geöltem und gescheiteltem Haar, überschminkten Gesichtsfalten, einem schmolldenden Buberlmund und schuldbewußt-lächelnden Augen: der Operettentenorist. Er überlebt die Zeit, die ihn enthoben hat, weil er sie entbunden hat.

Warum er ihr Ideal ist? ... Das läßt sich wissenschaftlich und populär beantworten. Machen wir's populär: weil er auftritt und abgeht, als ob vor und nach ihm nicht das Leben, das nackte, öde, widerliche Leben, sondern wieder Operette wäre. Weil er immer gut gelaunt ist und mit seiner obenauf schwimmenden, Kommiss-behenden, zugleich bedienenden und verdienenden Heiterkeit den modernen Napoleon repräsentiert (der von der »Budl« zum Thron avanciert). Weil seine servil-souveräne Kellnergrazie zugleich der Eitelkeit des Gastes und seinen Illusionen schmeichelt. Weil er von oben bis unten mit einer Flasche Parfum begossen ist und dadurch sentimental daran erinnert, wie übel es in der eigenen Wohnung nach Moral, alten Hosen, nationaler Gesinnung, Bürgertugend und Bettdecken riecht. Weil er nett ist: das heißt gesprächig ohne radikale Gescheitheit, amüsant ohne Präpotenz. Weil er die Probleme des Daseins im Wege des Tanzes erledigt. Weil er glattrasiert ist und doch schon angegraut. Kurz: weil er ein leichtgeschürzter Sohn des Hermes und der Aphrodite ist. Das Sinnbild jener bequemen Zuckerl-Ideale, um derentwillen das Volk den Krieg erträgt ... Wir wer'n nimmer leben – aber es wird schöne Tenoristen geben.

Schwer zu entscheiden ist dabei nur eins: ob die Operette das Motiv des Weltuntergangs ist oder er ihre Reklame. (Obzwar es auf dasselbe hinausläuft.) Da hat in Wien ein junges Mädchen vor der Wohnungstür eines Tenoristen Lysol getrunken, weil er ihr »unnahbar war«. Wahrhaftig, diese Caracalla-Kälte eines Autogrammschreibers, der seinen Ruhm in jeder Auslagenscheibe spiegelt und aus der Befangenheit jeder Sitzkassierin eintreibt, wirkt monumental! Er ist eben – weil die Strenge ihn zum Diener der Kunst macht und seiner Lustigkeit einen edlen Leidenszug gibt – vor allem: Gatte. Zum Abstand von Bühne und Parkett kommt noch die Unzulänglichkeit seines Gattentums. Wer wagt es, Dienstmädchen oder Konservatoristin ...? Ja, eine wagte es. Sie schrieb und blieb ohne Antwort. (Vielleicht aus Ärger, weil es an dem Tage der einzige Brief war.) Sie schrieb noch einmal und drängte sich in seine Nähe. Nur eine Operettenstunde in diesem schalen Dasein, zwischen »Anstellen« und »Durchhalten«, nur fünf

Minuten Illusion! Aber der Tenorist wollte nicht – wollte nicht wieder aus *ihrem* Himmel fallen ... So daß sie sich vor seine Türe legte (eine hübsche psychoanalytische Wendung für: »vor die Zeitung«) und Lysol nahm ... Jetzt hören wir dieses leuchtende Dementi unverdächtigter Gattentreue. Aber in die Verwunderung mengt sich nur *eine* Angst: ob wir nicht nächstens von einer Engagementsveränderung des beliebten Künstlers lesen, der seinen Direktor niemals gehorfeigt, seinen Kontrakt nicht gebrochen, seine Pflicht nicht versäumt hat und also nahe daran war, im Dunkel »täglichen Auftretens« zu verschwinden.

Hört, ihr Männer: es ist Zeit, daß ihr eure Frauen über die Reize der Tenoristen belehrt – indem ihr euch selbst nicht an ihnen bildet! Zerstört eure Bügelfalten! Entfernt jeden Tropfen Fett aus den Haaren! Werft die »Nettigkeit« von euch! Hört auf, zu lächeln, zu glucksen und zu piepsen! Dann wird der Moralwürger, Freddy Zappelmeier, nicht mehr in eure Salons und Küchen einbrechen und sich die Opfer holen, die ihr ängstlich vor dem Wedekind und den modernen Lazzi rettet, ihr werdet eure eigenen Gattinnen erobern und besser Krieg und Frieden achten. Die Konkurrenz mit dem Tenoristen hat euch an anderes vergessen lassen. Darum überlebt er euch jetzt.

Der Morgen, 19. März 1917

138. Burgtheaterkrise

Vor sieben, acht Jahren noch hätte es die Kunst bewegt. Damals gab es zwar kein Burgtheater mehr, aber eine Burgtheaterhoffnung. Hoffnung auf den Mann, den neuen Schauspieler, den Marktbankerott, den Überdruß und die Rückkehr zum alten Theater. Der Verfall war so deutlich und vorgeschritten, daß es nur noch das Nichts oder das Neue geben konnte. Unmöglich, im alten Gefüge etwas zu verkleistern und aufzufrischen, zu festigen und zu verbessern. Man kann mit einem untalentierte-bureaukratischen Nachwuchs keinen Himmel stürmen. Man kann nicht Systeme übernehmen und über Bord hauen. Eine Erkenntnis, die den starken Männern mit den starken Zeiten gemein ist – der Französischen Revolution mit Heinrich Laube.

Indessen aber stabilisierte sich der Verfall und trieb seine eigene Vegetation. Das herabgekommene Burgtheater stellte den betroffenen Diener heraus, schmückte die Vorhalle, pflegte die Rasenbeete und behielt seine Etikette. Es bestrich sein kahles Gemäuer mit einer – dem Tantiemen- und Gesellschaftstheater entlehnten – Tünche bürgerlicher

Sauberkeit. Es brillierte mit der Mittelmäßigkeit, deren es sich früher schämte. Und war zufrieden, ein gut gehendes, nicht sonderlich interessantes, glattgehobelttes Privattheater zu sein mit dem schönen, vergoldenden Titel: K. k. Hofburgtheater. Nur zwei Bräuche blieben bestehen, als bürokratische Erinnerungsmerkmale: das sogenannte »Hausgesetz« und das 8-Spalten-Feuilleton nach den Premieren. Es gibt verkrachte Amtsorganismen, die sich noch größeren Luxus leisten ...

Damit war natürlich auch die Burgtheaterhoffnung zu Ende. »Burgtheater«, das ist jetzt, so wie »Idealismus« oder »Völkerfrühling« oder – »innere Politik«, ein dekorativer Lesebuchbegriff mit einem ganzen Hofstaat von Nichtskönnertum, Erbgesessenheit und Schablonenwirtschaft. Der Geist, der jenen andern Begriffen mangelt, wird sich jedoch nicht gerade in ihm festsetzen? Das Burgtheater kann sich doch nicht aus sich selbst heraus retten? ... Seine Krise ist also belanglos. Oder höchstens von jenem Belang wie die des erstbesten Privattheaters. Solange der »neue Geist«, d. h. der regenerierte alte, nicht auf der Straße zu sehen, in den Büchern zu lesen, in der Politik zu erhorchen ist, bedeutet das Burgtheater nicht mehr als ein schlecht gemaltes Titelbild des Patriotismus. So in der neumodisch-affektierten Bejahungsart der Stümper: à la Kriegsmaler, »Muskete« und Hans Müller. Vorderhand kann sich's also – wie bei allen Idealen – nur darum handeln, daß der Boden nicht verbaut wird und eine imaginäre Zukunft einmal Platz findet.

Man muß dem abgehenden Direktor (neben manchem andern) das Verdienst lassen, daß er in dieser Hinsicht nichts Schädliches getan hat. Er hat – noch unverwirrter und peinlicher als seine Vorgänger – das Theater dem snobistischen Datumsdünkel nicht ausgeliefert und verhütet, daß die Berliner »Gedanken«, *id est* Mätzchenkunst herüberkommt. Er hat die blanke Farblosigkeit der fluoreszierenden Reklamefarbe vorgezogen und das Burgtheater der Problematik des Herrn Piefke verschlossen. Er hat seine Bühne lieber schlecht bleiben als interessant werden lassen. Er hat die »Tradition«, die in den Archiven modert, wenigstens auf keine neuen essayistisch-kommerziellen Namen umgeschrieben. Verdienst genug. Ja, er hat – zum Unterschied vom seligen Baron Berger – auch auf eine kalt-schimmernde Equipierung des alten Bestandes verzichtet und sich lieber mit dem Kassenvorteil und der bürgerlichen Attraktion verbündet. Ein paar Schönherrs und Schnitzlers, einen aktuellen Schnitzler, einige marktgebotene Engagements. Ein Schauspieler versteht sich auf den prompten Geschäftsgang noch immer besser als ein windiger Essayist und eitler Experimentenmacher. Unter Herrn Thimigs Hand ist das Zerfallene

nicht noch mehr zerfallen. Und sein Vorzug war, daß er es nicht nach dem Fingerzeig unserer berlinverzückten, tatenschnaubenden Kritik modernisiert hat.

Wer jetzt kommen wird? Die Parteien packen wieder ihre Namen aus. Bahr, Hagemann, Zeiß, Rittner, Kralik – wobei alles vertreten ist: Reform, ministerielle und höfische Tendenz. Ich möchte aber hier nur ebenso bescheiden wie prinzipiell bemerken: daß mir ein Theatermann zehntausend Mal lieber ist als ein dünnblütiger Besserwisser. Wer weiß, ob das Burgtheater nicht doch einmal vom Blick eines simplen Komödianten wiederaufersteht! ...

Prager Tagblatt, 21. März 1917

139. Melange = Milch + Kaffee

Die Addition stimmt. Melange heißt Mischung, und wenn man Milch mit Kaffee mischt, erhält man jenes Getränk, welches man in Frankreich »Milchkaffee«, bei uns aber »Melange« nennt.

Und doch muß etwas daran nicht richtig sein!

Vor einigen Tagen kam ich nach 2 Uhr nachmittags in ein Kaffeehaus und bestellte aufs blinde – wer kann sich den verzwickten Stundenplan für Schwarzen, Weißen und Gemischten merken? – eine Melange. Der Kellner bedauerte.

»Nach 2 Uhr kann ich leider nicht dienen.«

»Warum? Man erhält ja bis 3 Uhr Kaffee?«

»Ja – schwarzen. Aber Melange nur bis 2 Uhr.«

»Und vormittag?«

»Bis 10 Uhr bekommen Sie eine Melange, von 10–1 Uhr nur Milch, weil da der Schwarze verboten ist, von 1–2 Uhr Schwarzen, Milch und Melange, aber von 2–3 Uhr ...«

»Nur Schwarzen.«

»Nein – Sie können auch Milch haben. Eine Schale Schwarzen und ein Tasserl Milch. Aber beides in einer Schale nicht. Es ist Melange-Verbot.«

»Aber aus schwarzem Kaffee und Milch kann man sich doch selber eine Melange machen?«

»Das geht *uns* nichts an. Die Behörde erlaubt's nur extra.«

»So? Dann bringen Sie mir eine Melange!«

»Kann leider nicht dienen. Nur eine Schale Schwarzen und ein Tipferl Milch. Oder vielleicht eine Schale Milch und ein Tipferl Schwarzen – wie der Herr wünschen.«

»Dann bringen Sie mir also eine Schale Schwarzen und ein Tipferl Milch!«

»Shani! Eine *Melange* für den Herrn auf Sechse!«

Ich bekam Milch und Kaffee und machte mir die appetitliche Mischung. Es schmeckt besser, wenn man sich's selber anrichtet.

Ehre dem Geist des Gesetzes! Es macht einen Unterschied zwischen der Summe und der Summierung, zwischen *Melange* und Milchkaffee. Es bittet die P. T. Gäste, sich die Umgehung gefälligst selbst zu addieren. Denn gottlob: noch sind Milch, Kaffee und *Melange* jedes für sich verschiedene Dinge!

Dieses Miniaturbild gehört eigentlich in die politische Rubrik. Etwa unter: »Die Nichteinberufung des Parlamentes ...«

Prager Tagblatt, 23. März 1917

140. Strindbergs »Ostern«

Aufführung an der »Neuen Wiener Bühne«

Vor einem Parterre guter Christen, die den Bernhard Kellermann mit dem Neuen Testament vertauscht haben und wieder zu glauben beginnen, seitdem es dabei Feinheiten und intellektuelle Komplimente gibt, führte die »Neue Wiener Bühne« heute Strindbergs Passionspiel »Ostern« auf. Es ist kein Diamant in der Krone des schwedischen Dr. Faustus. Über dem tiefen, vollen Resonanzboden des Glaubens die dünnen Saiten einer Ibsenschen Fabel gespannt, uninteressante, kleine Menschen, auf die edelste und allegorischste Beziehung destilliert. Eine milde Parsifal-Sonne scheint auf ödes menschliches Brachland. Man hat das Gefühl, als ob durch Hauptmanns »Friedensfest« Herr Jesus selber schritte ...

Das Spiel braucht ganze, reine Naturen, um jene Fülle mitzutönen, die hinter dem Worte gedacht ist. Die Neue Wiener Bühne half sich heute größtenteils mit dem guteingeführten Ibsenstil, mit Stimmung, Zwischenaktsmusik, Chorgesängen – man spielte Haydns »Sieben Worte des Erlösers« – und allen anderen literarischen Anführungszeichen, die den Hörer zwischen Andacht und Unbehagen in eine Klemme bringen. Lia *Rosens* Stimme allerdings bot dem Dichter ein fertiges Instrument. Sie brauchte bloß zu sprechen, um zu leben. Neben ihr stellt Herr *Stahl-Nachbaur* mit schwach markierten Strichen eine ganze Type hin. Die Stimmung des Publikums schwankte zwischen Augenblicken der Ergriffenheit und solchen, wo Eduard Pötzls

Manen aufstiegen und die gequälten Worte seiner Ibsen-Parodie: »Gib mir das Mohnstriezl herüber, ich will es mir eintunken.« An den Aktschlüssen aber setzte sich der pietätvolle Snob durch.

Prager Tagblatt, 23. März 1917

140 a. Wiener Operettenpremiere

Im Carltheater fand heute die Erstaufführung der Operette »*Die Heimkehr des Odysseus*«, Musik nach Motiven Jacques Offenbachs, zusammengestellt von Dr. Leopold Schmidt, Text von Karl Ettlinger und Erich Motz, statt. Von allen den »Übertragungs«- und »Auswahl«-Operetten der letzten Jahre eine der saubersten und zugleich akademisch zurückhaltendsten. Das witzige Textbuch stört nur durch aktuelle Anspielungen. Der Beifall war operettenmäßig. Hervorrufe, Blumenspenden, Akklamationen, wie sie immer dreistellige Jubiläumsziffern ankündigen.

Prager Tagblatt, 24. März 1917

141. Die Welt der Beziehungen

Notizen zum Kranz-Prozeß

In den Plaidoyers des Sensationsprozesses, der jetzt in Wien zu Ende gegangen ist, hat seine Bezeichnung eine große Rolle gespielt. »Sensationsprozesse statt Brot!« rief ein freimütiger Verteidiger, der mit seiner Immunität auch etwas anzufangen wußte. »Ich mache keinen Sensationsprozeß!« warf der Staatsanwalt ein. Und so hin und her mit dem Wort als dem Odium der Sache. Ich glaube, man tat ihm unrecht. Sensationsprozesse sollten alljährlich mindestens einmal von Staats wegen veranstaltet werden (ob ein zwingender Anlaß vorliegt oder nicht). Nicht als »reinigende Gewitter«, wie der ethische Dummiann glaubt. Sondern als pittoreske und anregende Gewitter, die mit einem Blitzstrahl mehr Licht in den Staat bringen als tausend Parlamentsdebatten. Sie lösen ein wohlthuendes Gefühl der Orientiertheit aus, erzeugen eine familiäre Kläger- und Beklagtenluft, zitieren den unnahbar-imposanten Hintergrund der Zeit vors Auge und bewirken eine Intimität mit dem Staate, die durch Leitartikel und Ministerreden eher gehindert als gefördert wird. Das Solonische Athen hätte vielleicht die Initiative zu einem so phantastisch-einfachen Vorgang gefunden:

einmal im Jahr den Staat in der einen oder andern hervorstechenden Person in Anklage zu versetzen und ihn nach allem möglichen zu fragen. Findet sich zum Verfahren auch ein Verschulden – umso besser für das Recht. Findet sich keines – umso besser für den Staat. Und dem athenischen Volk hätte sich eine wunderbare Verbindung von »Pentathlon« und »Diskuslauf« – den Saison-Ereignissen des griechischen Altertums – mit dem allgemeinen Besten geboten. – Der Einwand des Verteidigers war nicht ohne Sinn. Wenn das Volk seinen Spektakel hat und die Großen klein sieht, vergißt es an vieles. Aber die Gewohnheit ließe es auch wieder schärfer und kritischer sehen. Darum: gebt uns Sensationsprozesse! Wir wollen mit dem Staat auf du und du stehen ...

Wie sieht die familiär durchleuchtete Welt dieses Prozesses aus? ... Nicht anders, als wir sie kannten. Das Bild war von jeher da, nur offiziell verschleiert, staatsgenehmigt, durch Ansehen und Würde entfernt. Wer dagegen etwas zu sagen hatte, galt als Radikalist, Revolutionär, Außenseiter, Schreihals, Narr oder Ausbund. Was sich durch Bestand bestätigt, ist heilig und jeder Tadel bloß plebejische Mißgunst. Der Staatsanwalt von heute wäre in der Welt von gestern ein Ex-zedent ...

Nein, sie sieht nicht anders aus – sie steht nur anders da. Als Angeklagte und Verurteilte. Röntgenisiert von einer unerwarteten, überraschenden Laune der Gerechtigkeit. Es ist, wie wenn jahrzehntelang und traditionsgemäß in einem Geschäft derselbe Brauch geherrscht hätte (etwa: dies und das nicht zu notieren, selbständig zu verrechnen oder sich die Füße nicht abzuwischen) und nun plötzlich der dulddende Prinzipal hereintritt: »Was ist das? Eine solche Schlamperei! Unerhört! Ich schmeiß' Sie hinaus!« Ist er verrückt geworden? Gestern hat er uns noch dabei zugeschaut und heute droht er mit dem Hinauswurf? Die Beamten denken darüber verschieden. Die einen (und dümmsten): er will halt von heute an Ordnung. Die anderen: er will von *uns* Ordnung, weil wir ihm nicht passen. Die dritten: er will etwas. Sicherlich: keine Ordnung. Aber er braucht den Krawall. Wenn wir nur wüßten, wozu??? ... Wir spüren es an unserem Leib wie ein Gerechtigkeits-Pogrom ...

Diese aufstöbernde Überraschung war das Merkmal des Prozesses. Man soll sich plötzlich für die Selbstverständlichkeit, *comme il faut*, für das Angesehenste, Respektierteste, Geachtetste vor Gericht verantworten? Wofür man nie getadelt, woran man nie gehindert, sondern wobei man nur immer wohlwollend unterstützt wurde? Was bis gestern als Regel herrschte, ist heute die kreuzverhörte Ausnahme?

Wo man nach alt-gemütlichem Brauch leimt und zudeckt, wird *coram publico* wieder aufgerissen? Ein taktloser Prozeß. Seine Überraschungen sind ja gar keine. Es sind Peinlichkeiten der (allerdings überraschend) konsequenten Justiz. Beinahe erhält dieses Katz-und-Maus-Spiel der Gerechtigkeit, die macht, als wäre es immer so gewesen, und Mühe hat, den Beklagten gerade ins Gesicht zu sehen, einen Zug ins Komische. (Vom Hauptangeklagten richtig erfaßt.) Ihr Gesicht sagt: »Ich weiß, du bist über mich baff. Du staunst über mein Staunen. Aber da kann man nichts machen. Du mußt hier Rede stehen, nicht als ob dein Vergehen keines wäre – wie du bei dir denkst –, sondern als ob du es nicht begangen hättest. Du mußt dich sachlich verteidigen, wiewohl du prinzipiell verwundet ist.« Daraus wachsen nun die Widersprüche und Verlegenheiten. Denn am liebsten möchten ja alle sagen: »Ja – wir haben das und jenes getan. Wir haben eingelagert, aufgebraucht, umgeschrieben. Wir haben die Affäre unterdrücken wollen. Wir haben den oder jenen Auftrag (zur Scharfmacherei) erhalten. Wir haben eine einzige, eiserne, hochgeschätzte Clique gebildet. Aber was will man? Herrschen wir nicht noch immer? Und wenn nicht durch uns, so in anderen? Herr Staatsanwalt – mein Herr Vorsitzender – meine Herren Verteidiger – unterdrücken Sie kein Lächeln. Sie haben sich gestern vor dieser Welt gebeugt, obwohl Sie sie kannten, und stellen sich hier verwundert und sachlich? Bitte, verurteilen Sie uns, verurteilen Sie sich, verurteilen Sie alles, was da lebt und webt!«

So hätten sie am liebsten gesprochen. Aber es war die Parole ausgegeben: »Ernst nehmen.« Darum stockten und stotterten sie, verwickelten sich in Widersprüche, wurden taktlos und schwankten zwischen falscher Zeugenaussage und falscher Aussage der Überzeugung ... Gogols »Revisor«, der nicht unvermittelt in den Amtskreis einkehrt, sondern geradezu aus seiner Mitte auftaucht ...

Von der Welt der guten Beziehung ist der Schleier gerissen (durch den man hindurchblickte, ohne reden zu dürfen). Sie ist eine andere als die faule Welt Ibsens, in der doch noch Korrektheit der Lüge und ein *bon ton* der Unmoral herrscht – dafür allerdings weniger Lebenslust und Behagen –, eine andere als die Shaws, Courtelines, Wedekinds, in der das unschuldig-versöhnliche Fluidum der Gemütlichkeit, die Summe liebenswürdiger Umgangsfinessen – kurz das südliche Klima fehlt. Sie ist bei weitem nicht so faul, aber weitaus grotesker. Ihr großes Triebrad (wie überall): das Geld. Ihre Medien aber: Geselligkeit und Gefälligkeit, Zwanglosigkeit und Nonchalance. Aus allem, was sie tut und treibt, klingt als Leitmotiv das: »Mein Gott« – »Aber ich bitt' Ihnen ...« – »Mir werd'n schon machen«.

Wer steht in ihrem Mittelpunkt? Der geniale Geldmann. Er hat bildlich und faktisch alle in der Tasche, die Oberen und Unteren, die Herrschenden und Angestellten. Er zieht den Nutzen aus dem Untalent der anderen, befruchtet und bewässert mit seinen Einfällen die Ödnis ringsum und könnte, richtig benützt (aber man drängt ihn wie alle, deren Können hierzulande von mißliebiger Herkunft ist, auf ein pekuniär-geselliges Nebengeleise), viel nützen. Er darf nur aufmischender, belebender Parasit sein. (Wie alle seinesgleichen.) Gut. Er schickt sich in sein Los. Er nimmt und treibt an. Tanzt auf dem lockeren Boden, den er nicht bebauen darf. Wird begrüßt und hält sich Literaten. Pokuliert, hasardiert, liebt, plaudert und macht Geld. Der vollendete Rokoko-Franzose wie der Emporkömmling Beaumarchais, der seinen Geist auch nur auf zeitüblichen Wegen verwenden darf, obwohl er's anders könnte. Alle Welt ist entzückt von ihm, seinem beweglichen Lebensgeist, seiner zynischen Weltfreude, seiner Ungeuerlichkeit und seiner Kunst, das Verdiente zu genießen. – Ausnahmsweise, daß es ein so Begabter ist, der im Mittelpunkt steht. Sonst braucht man bloß der Geldmann zu sein.

Dieser Mann kennt alle und wird von allen gekannt. So z. B.: den Adjutanten des Ministers. Jener den Sektionschef. Dieser wieder einen Direktor. Und so fort. Einer vom Anblick des andern entzückt, pat-schierlich, liebenswürdig, aufgeräumt. Das wechselseitige Sichgrüßen und -kennen ist eben das Wesen dieser Welt. Und bezeichnend für sie, daß viel weniger Geldschmutz an ihr haftet, als man glaubt. Es sind meist sehr reine Herren, die sich nur gerne mit Bekannten und Mächtigen unterhalten und ihnen noch lieber gefällig sind. Einfach aus Gesellschaftsinstinkt. Man klingelt sie an, sie sagen: »Ja natürlich, selbstverständlich, Herr Doktor, werd' ich gleich machen.« Darauf klingeln sie an: »Gehen S', Herr Sektionsrat, wissen Sie, den Akt ... ja der Dr. ... hat mich gebeten ...« So wird seit Urväters Zeiten gebandelt, bereinigt, »schon gemacht« und – vertuscht. Hätte jemand gedacht, daß dieses System plötzlich in den Gerichtssaal kommt? Daß man die würdevoll-windige Welt der Beziehung vorlädt? Was geschah, mußte geschehen. Ein Wirrwarr, hervorgerufen durch eine passive Resistenz der Gerechtigkeit, die es plötzlich genau nimmt ... Das wird diesen Gerichtsfall auch ewig denkwürdig machen.

Während oben im Gerichtssaal die Verhandlung ihren Lauf nimmt, der Staatsanwalt auf seine Angeklagten losspringt und ihren Reichtum entzaubert, der Grufthauch des Gesetzes auf die Hörer drückt – wartet unten vor dem Hause ein prachtvolles, lackfunkelndes Auto. Der Chauffeur sitzt in einem eleganten Restaurant beim Gabelfrüh-

stück. Er kann sich etwas vergönnen – sein Herr ist der Dr. Kranz. Der fährt zur Verhandlung wie zu einer Generalprobe oder einem Festdiner oder in die Freudenau. Er hat hier oben eine Kleinigkeit zu tun: sich zu verantworten ...

Dieses Auto ist eine Provokation des Gebäudes. Das Symbol der selbstherrlichen Freiheit vor dem Tor zur Unterwelt. Und drückt aus: ich warte. Auch wenn die Geschäfte einen Monat – ein dreiviertel Jahr lang dauern – ich warte. Ich gebe meinen Herrn nur als Gast ab und führe ihn wieder mit. Er gehört mir – nicht euch. Und das könnt ihr ihm nicht verzeihen – ihr Demokraten der Not. Wäret ihr lieber Demokraten des Geistes. Und sähet den Satz ein: es ist der Geist, der sich das Auto baut. Trotz Preistreibereiparagraph und Gerechtigkeit ...

Ein Anwalt im Prozeß hat von der »Not der Zeit«, die auch »die Not der Justiz« sei, gesprochen. Aber er hätte statt dessen (womit nichts gegen die einwandfreie löbliche Gerechtigkeit dieses Verfahrens, wohl aber gegen ihre freudige Ausnahms-Statuierung gesagt ist) auch vom »Neid der Zeit« sprechen können. Die Staatsanwälte, die zu Fuß gehen, sind im Kriege wohl die besten Anwälte der Volksjustiz. Aber nur im Krieg. Später wollen wir eine Gerechtigkeit, die das Talent schützt oder mit ihm nicht strenger ist als mit der Dummheit ...

Prager Tagblatt, 6. April 1917

142. Gesprächsstoff

Im Tierpark von Schönbrunn kann man hinter einem der stärkstvergitterten, engsten Käfige eine Tragödie animalischer Größe sehen: den irrsinnig gewordenen Tiger. Er steht mit den Vorderpranken auf der schmalen Randerhöhung und schreitet so, eng ans Gitter gepreßt, seinen Rücken ab, zwei Schritte links, zwei Schritte rechts, unermüdlich, ewig. Dabei reibt er, sooft er an das eine oder andere Ende kommt, rasch die vorgestreckte Schnauze an der Stange – und gleich zurück, um sie wieder anzuschlagen. Er betäubt sich mit dieser monotonen Beschäftigung, nein, ist längst betäubt, ein wahnsinniges Perpendikel der Schöpfung. Es ist wohl das erschütterndste Bild der Langweile – dem Bild der kriegführenden Menschheit nicht unähnlich. Wie jener Tiger zwischen den sechs Stäben spaziert ihr armes Gehirn immer dieselben Begriffe, dieselben Worte entlang, einmal hin, einmal her – »Krieg« – »Krieg« – »Krieg« – ohne Aufhören. Das große, schöne Wunderreich der Welt ist zu einem historischen Käfig zusammengepreßt und in dem langweilt sich der *Homo communis*

(Labrador, kleine Antillen, Europa usw.) zu Tode. Was er denken will, mündet in seinen Zustand. Was er spricht, steckt in der nämlichen Fessel. Kann es denn innerhalb des eisernen Zeitringes etwas geben, was an diesen selbst vergessen ließe? Eine sogenannte »Sensation«, wie das starke Narrenfaß des Friedens heißt? Eine jener Kampfer-Injektionen des Gesprächs und der Langweile?

Bis vor etwa einer Woche hätten es mindestens die Bewohner unter der Enns nicht für möglich gehalten. Was sollte auch richtiger, größer, interessanter sein als das, was alles übrige schafft und bedingt – die Zeit selbst? Wie könnte sich innerhalb des Weltzustandes etwas ereignen, was ihm weiter untertänig bliebe und uns doch mehr beschäftigte als er selbst? Nur was den Krieg aufhebt, ist die Sensation, die ihn übertrumpft. Einzig unter diesem Gesichtswinkel hat man ja auch die russische Revolution betrachtet – in Frieden eine Dosis Coffein für die müde Welt. Nur mit der Frage: »Was wird jetzt g'schehn?« – statt: »Was ist da g'schehn?«. (Leider, leider, meine Verehrten!) Nicht einmal sie hat also konkurrieren können. Wie erst etwas anderes – glaubte man. Indessen aber spricht seit einer Woche bei uns niemand vom Krieg. Von Rußland reden nur noch die grotesksten Fadiane, Havas der Unaktualität. Aber es gibt einen Gesprächsstoff, der direkt und indirekt (wenigstens unserem Gefühl nach) mit dem Kriege nichts zu tun hat, aber durchzittert, erhitzt, überglüht – der große Prozeß. Man braucht nicht zu sagen, welcher. Und man würde ihn ja auch schon mit seinem Namen falsch benennen. Es war eine Gerichts-, und Geschichtsverhandlung.

Die Leute hatten trotz Not und Sorge ihre Nahrung: die Sensation. Es war (um mit Ulrich von Hutten zu reden) wieder eine Lust, ins Café zu gehen: Der Kaffee ist zwar schlecht, die Bäckerei ein Stück Löschblatt, das Licht trübselig, der Kellner grob – aber es brummt und summt und schnatterte und gurgelte vor Sprechlust und hatte seine organische Wärme wieder. Die Wärme der Debatte. Man hat den Tiger für ein paar Tage freigelassen.

Der Morgen, 9. April 1917

143. Die verstimmten Diabetiker

Das klingt nicht sehr zart und feinfühlig. Die Diabetiker sind doch schließlich keine Sekte, keine Clique oder Partei, sondern ernstlich kranke Menschen, die mit der Strenge von Zollwächtern ihre Nahrungszufuhr kontrollieren und von der Apothekerwaage ihres Zustands kein

Auge lassen. Aber die Zuckerskala gibt den verschiedensten Schattierungen dieses Leidens Spielraum – bis zur Hypochondrie und Spielerei. Es gibt Diabetiker, welche ihr Leiden als einen Wintersport betrachten und die Perzentschwankungen ihres Blutes mit mehr Interesse verfolgen als die Kursschwankungen ihrer Papiere; andere, die sich aus ihren ungefährlichen 0,3–0,8 Prozent einen ganzen Hofstaat von mysteriösem »Kranksein« ableiten und sich in ihre Diät wie in ein Geheimkabinett zurückziehen. Sie sammeln Perzente wie andere Briefmarken, Ansichtskarten, Zündhölzchenschachteln und Krawattenknöpfe.

Diese Diabetiker sind seit kurzem etwas verstimmt. Seit dem Tage nämlich, wo zuerst in einem Wiener Kaffeehaus neben der »Teeschale mehr braun« eine Saccharin-Tablette aufgetaucht ist. (Ein zeitsymbolisches Bild: in dem uferlosen, unendlichen Zuckertäßchen das unsichtbare Stückchen »Süßstoff«.) Wer wird ihnen jetzt noch neugierig und andächtig zusehen, wenn sie vor dem Kakao-, Tee- und Kaffeegenuß die zierliche Epruvette aus der Westentasche ziehen und davon mit dulddender Sachlichkeit ein, zwei Stückchen in die Tasse klopfen? Wer wird vor ihrem zuckerlosen, chemikalisch-mystischen Dasein je noch Respekt empfinden? Wessen Blick wird ihnen bedauernd sagen: »Du armer Todeskandidat!«? ... Was seit jeher ihr rezeptgeheiltes Vorrecht war, ist das Gemeinrecht jedes dahergelaufenen Kaffeehausgastes, der das Saccharin jetzt in sich hineinfressen wird wie Zucker, ohne Gefühl für seinen eigentümlichen, apothekarischen Reiz. Die Gesunden teilen unser Kost-Privileg – nein, es ist keine Freude mehr, Diabetiker zu sein.

Und der hypochondrische Herr, der allnachmittägig erst behutsam durch seinen Zwicker herumblickte, ehe er das Saccharin in den Schwarzen tat, wirft die Tablette jetzt achtlos-mürrisch hinein, als wäre sie – Zucker ...

Prager Tagblatt, 13. April 1917

144. Wiener Premieren

Im Stadttheater wurde gestern die Komödie »Betty« des Dänen Mag-nussen zum ersten Mal aufgeführt, eine zart-langweilige Geschichte von der »letzten Liebe«. Die »Neue Wiener Bühne« leistete sich heute mit der Aufführung der irischen Komödie »Der Held des Westerlands« von J. M. Synge eine aktuelle Sympathie-Fleißaufgabe, die nicht ohne künstlerisch-ethnologischen Reiz war.

Prager Tagblatt, 14. April 1917

145. Die zweite Sommerzeit

Von heute nacht (2 Uhr) an muß die Uhr wieder durch ein halbes Jahr den Sonnenstand betrügen und dem Licht vorausseilen. Immerhin eine unangenehme Sache für unser Zeitbewußtsein, daß man so unfreundlich-pädagogisch in die meteorologischen Achsen greifen und Licht und Dunkelheit seinem eigenen Stundenplan unterwerfen darf. Es erhält dadurch selbst der »holde Lenz« die Nüchternheit einer behördlichen Justierung. Eben erst beginnt sich der Nachthimmel zeitlich zu erhellen, erwacht der Tag zu früher Stunde und erlebt die Natur ihre still-lebendigen, grünlich-kristallisierten Morgen – da stört der Ministerialerlaß Zahl *X*, Buchstabe *Y* das wunderbare Schauspiel und füllt die sanfte Helligkeit mit Tagesgepolter an. Der Natur, die früher in der Uhr eine schonende Freundin hatte, bleibt jetzt kaum Zeit, sich auf ihr Blühen und Werden zu besinnen; kaum ein bißchen hinträumend, wird sie dem Menschen und seiner Arbeit ausgeliefert ...

Empfindsame Sommerzeit-Gedanken – wohl etwas allzu empfindsam für diese Zeit? ... Was wissen wir noch von der Morgendämmerung, von den zarten Übergängen der Nacht und was ist von unserem peinlich-subtilen Zeitgefühl geblieben, da wir den Tag von der Behörde portionsweise zugeteilt bekommen und uns in ihm bloß wie Pensionszöglinge ergehen dürfen? Da wir seine Stunden auf vorgeschriebene Art ausfüllen, vor Mitternacht in die Betten gejagt werden und den Rest ganz roh, in der »Friß-Vogel-oder-stirb!«-Art vorgeetzt bekommen? Nein, unser Zeitempfinden ist wahrhaftig nicht mehr zart und peinlich – zumal nach den Erlebnissen dieses Jahres nicht. Wir sind für die zweite Sommerzeit-Operation genug narkotisiert, als daß sie uns noch aufregen könnte. Nehmt uns Nacht-, gebt uns Tagesstunden, tut was ihr wollt ... Nur schade, daß wir uns gerade auf dem Wege der Frühlings-Besserung befinden, während man den Eingriff macht ...

Was sagt die Statistik dazu? Viel Beruhigendes, Verständiges, Logisches. Daß eine Ersparnis da ist und sich *en gros* und *en détail* äußert. Trotzdem will man (namentlich in Deutschland) die Maßregel nur provisorisch sehen. Ärzte und Schullehrer sprechen sich dagegen aus, Hygieniker und Psychologen. Und zum Überfluß: auch die Dichter – die Remontoiruhren der Schöpfung.

Prager Tagblatt, 15. April 1917

146. Preistafeln

Man erinnert sich vielleicht noch des Aufrufs der Wiener Uhrmacher-genossenschaft, worin sie ihren Mitgliedern nahegelegt hat, die Passanten nicht durch das Herausstellen von Preistafeln aufzureizen. Eine vielsagende Mahnung. Der geschätzte Passant muß geschont werden. Er ist kriegskrank, von Erlässen, Anforderungen und Zumutungen gepeitscht, leidet an einem Verfolgungswahn von Preisen – nur eine Kleinigkeit und er schnappt über. Darum: Gnade für seine Nerven! Räumt ihm jedes Ärgernis hinweg und laßt euere Auslagescheiben ein Gesicht machen, als ob sie nicht bis zwei zählen könnten ...

Aber man hätte gar nicht erst dafür sorgen müssen. Mißliebige Autokraten werden von selber taktvoll, entziehen sich immer mehr den Blicken und wollen möglichst wenig Gesprächsstoff geben. Sie unterlassen jedes Schaugepränge und zeigen sich in so einfachem Staate, daß keiner ihre dünkelfhafte Macht sieht. So vermieden auch die tyrannischen, selbstherrlichen Preise jedes peinliche Aufsehen und verzichteten auf Ostentation und Sichtbarkeit. Die Auslagen, die ohnedies nach arrangierter, räumlich gestreckter Armut aussahen, wollten und brauchten kein Licht mehr (auch ohne eine Spezialverordnung). Ihr Schaulager bekam etwas Vornehmes, Strenges, von Zurückhaltung und Ängstlichkeit Umschimmertes. Hier ein verschämtes Zephyrhemd – hier häng' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen! –, dort ein verlegener Halbschuh – fragt mich nicht, was ich koste, ich bin einmal auf der Welt – und tief im Hintergrund ein Winterpaletot, der seiner irdischen Bestimmung entsagte. Nur zum Anschauen – wie die Boskette eines botanischen Gartens. Wo blieben die Preistafeln, die vordringlichen und marktschreierischen Werber der Okkasion? Sie waren verschwunden wie der Geist der Okkasion selber.

Seit einigen Tagen aber und zugleich mit dem neuen, unbedenklich-radikalen Preistreibereigesetz ist wieder Leben in die Auslagen gekommen. Ihr Warenbestand ist nicht größer, als er war. Aber er ist so angenehm-täuschend von den Preistafeln belebt, als wenn es wirklich die Sorge der Kaufleute wäre, alles, was da wetteifernd heranlockt, auch anzubringen und die Konkurrenz an Billigkeit zu überbieten. Man sieht an kompletten Frühjahrsanzügen wieder die phantastische – phantastisch niedrige – Aufschrift: 150 K. Hosen mit 30, 45, Schuhe mit 36 und 40 Kronen. Mißtrauen und Kenntnis der Umstände wirkt ja allerdings entzaubernd. Die Hose da hinten wird nicht mehr viel Kollegen haben und auf prima Qualität möchte man auch nicht werten. Der Anzug auf dem melancholischen Wachs-Gentleman war –

als das »Feinste vom Feinen« – für einen Firmpaten bestimmt; mit dem gesunkenen Preis sinkt auch der Glaube an die Qualität. Es sieht alles nach Magazinstaub und behördlichem Muß aus. Oder ist das die Einbildung unserer abgehärteten Preiskennntnis? Immerhin: auch wer sich ihr verschließt, kann des Anblicks nicht recht froh werden. Früher war zwischen Preis und Kauflust der Stille Ozean. Heute steht da: »120 K« – man brauchte bloß in die Tasche zu greifen, um glücklicher Besitzer zu sein – aber siehe da: man greift und hat nicht einmal die 120! ...

Prager Tagblatt, 18. April 1917

147. Letzte Praterfahrt

An einem der letzten mildgoldenen Sonntagsnachmittage stehe ich mit meinem Freund, dem Landsturmjuristen, unschlüssig auf der Straße und wir überlegen, wie wir das Gold und die Milde dieses Nachmittags seelenökonomisch am besten aufwenden könnten. »Ich habe ein gutes Mittel, das Richtige zu finden«, sage ich, »tun wir das, was wir täten, wenn jeder von uns eine bare Million im Sack hätte.« Mein Freund blickt auf, zwinkert, will skeptisch sein, die Augen verschwimmen – er fährt von mir weg; jetzt fliegt er durch die Welt, gibt Prachtgelage, durchrast alle Genüsse, ist reich, sehr reich, schon etwas müd – es ist derselbe Sonntagsnachmittag wie jetzt, er steht auf dem Balkon seines weißen Schlosses, klimpert ratlos mit der Million in der Tasche, blickt ins Meer und will sich schon aus lauter Überdruß hinabstürzen – als ich ihn mit dem Anruf aus dem Traum errette: »Komm – fahren wir in den Prater!« Er ist sofort bei Sinnen und lächelt erlöst und bedeutsam: »Ja – es ist das Beste, was man tun kann.«

Es ist nach wie vor für die Muße das Beste, ob Krieg, ob Frieden. Noch immer wirkt der Prater nicht wie ein Schimmer all der werkel-süßen Feuilletons und der vielen staubigen Blütenworte, die man über ihn gelesen hat. Denn er gehört zu den Alltagsmysterien der Stadt, die man immer und immer wieder beschreibt, ohne sie erledigen zu können. Ist es ein Wunder, daß er die vielen, die sich unablässig vom Schönen gekitzelt fühlen, ohne Worte, ohne die spiegelnde Seele zu haben, zum Stammeln und Staunen bringt? Daß jeder Bodenständige an ihm seine Sprache und Stimmung probiert? Daß er im ungeschriebenen »Wiener Roman« jedes angehenden Offenbarers die Hauptrolle spielt? Der Prater gibt sich nicht aus und wird sich nie ausgegeben haben. Die menschliche Frequenz und die szenische Ruhe sind

hier in tausendfachem immerfrischen Wechselspiel. Und das ist und bleibt ja letzten Endes die poetische Eigenart des Praters: daß hier ein stilles Stück Natur als Großstadtkulisse des Lebens daliegt. »Wenn der Prater reden könnte!« sagen die Lyrischen in höchstem Aufschwung. Und vergessen, daß er bloß zurücksprechen kann, was man zu ihm und mit ihm geredet hat. In einer wundervollen, von gegenständlicher Auenluft durchzogenen Skizze hat der verstorbene Ludwig Hevesi etwas vom »Selbstmörderbankel« erzählt; das ist eine Bank zwischen dem lauten, ordinären, sumpftiefen, durchwerkelten und großstadt-melancholischen Volksprater und dem ruhigen, baumrauschenden, verstohlenen Nobelteil. Auf dieser Bank findet man den Sommer über die meisten Selbstmörder. Die Chronistenstimme des Praters redet ihnen zu ...

Wir sind noch in der nüchternen, beiderseits verplankten Einfahrt. Was ist da links mit dem Vergnügungspark »Venedig« geschehen, der in den letzten Jahren immer früher zur Defizitwüste verdorrt ist und dessen Schaluppen unfreudig durch den Zaun schauen? Er heißt jetzt »Kriegsausstellung« und bietet statt Vergnügen aktuelle Belehrung. Die Allee wird freier. Es ist nichts als eine Allee, schnurgerade gezogen, wie man sagt, ähnlich dem Bois de Boulogne. Man möchte an diesem noblen anmutigen Baumspalier vorbei unendlich dahingleiten; es ist, als sei die Praterau mit niedrigster Anlagenappretur an die beiden Wegseiten gelagert und als löste sich hier weiß Gott welcher Trubel von Gräsern, Pfützen, Sträuchern und Bäumen in Milde auf. Wir fahren. Aber wir verspüren dabei nichts von dem üblichen Beigeschmack sozialer Besonderheit. Denn es gibt keinen Korso. Es ist ein stiller, zufriedener Notluxus, der sich auf der Fahrbahn kundgibt. Das »Luftschnappen« ist alles. Da sitzen fünf Leute über- und durcheinander im Wagen und haben ihre »Praterfahrt«. Das ist zwar nicht fashionable, aber um so echter genossen.

Mein Freund hat indessen schon volle Fiakerwürde. Er ist auf das Geheimnis des wahren Millionärwesens: die zum Genußprinzip erhobene Wahrnehmung, daß die Dinge an uns vorüberzuschweben scheinen, wenn wir an ihnen vorüberfahren, bereits gekommen. Weltweisheit nach der Fiakertaxe. Ein Liliencron-Essay keimt in der Luft. Aber wir zitieren nicht, weil das zuviel Belang hätte. Im Fiaker darf man aber nur belanglos sein, um den federnden Rhythmus nicht zu stören. Man muß denaturierte Nichtigkeiten sprechen, einen kleinen Mund machen und sich ungefähr wie ein rekonvaleszenter Cäsar vornehmen. Aber kaum daß sich die Fußgängerreihe uns zur Seite verdichtet, wird die Stimmung aktuell. Die Jugend fehlt, das Hübsche ist

rar. Einiges sieht duftig und lächelnd aus. Aber im ganzen ist das Frühlingsbild spartanisch gefärbt. Der Weltkrieg fügt sich nicht gut in diese Naturidylle. Die Soldaten mit der Armbinde und dem Krückstock kommen aus weltlicher historischer Zone. Der Prater aber ist das Unhistorische. Er ist der Ort der Genesenden, Gesunden, der Leidenden des Friedens.

Aber auch sonst ist es nicht mehr der alte Prater, durch den wir fahren. Himmelsbläue zwischen den Bäumen, voller, zarter Knospenansatz an den Zweigen, sanftes Busch- und Wiesengrün in den Öffnungen des Weges, herzdurchsetzender, atembeklemmender Teich- und Samenhauch in der Luft, heilige Ruhe und liebliches Nebeneinander – und doch ist alles anders. Das macht nicht allein die Schlichtheit und Spärlichkeit der Besucher. Das macht – unser Kriegsbewußtsein. Der Himmel scheint doch ferner zu sein, die Szenerie von hingemalter sachlicher Niedlichkeit, die Luft kälter und die Ruhe öder. Ich erinnere mich an die vorbedeutende Sonnenfinsternis des ersten Kriegssommers, bei der man den Eindruck hatte, das Himmelslicht sei halb heruntergebrannt. Damals war uns für ein paar Minuten etwa so zu Mute, als ob sich der glühende Strom zwischen uns und der Umwelt erkälte habe. So rückt jetzt die große Begrifflichkeit des Krieges die Natur von uns fort. Dieser Prater hier war sonst immer ein sentimentaler Rahmen zur Beschaulichkeit. Jetzt aber gibt es keine Beschaulichkeit und alles Naturgefühl ist gleichsam »bis auf Widerruf gestattet«.

»Was wird dann sein?« – fragt der empfindsame Landstürmer.

Er ist schon praterkrank und sitzt neben mir wie so ein wegsuchender Amandus aus einem Wiener Roman. Aber ich glaube doch, daß der Krieg (ganz unter anderem) deshalb geführt wird, damit dieser »Wiener Roman« endgültig ungeschrieben bleibt ... Und mit der Gewißheit steig' ich beim Praterstern wieder aus.

Das war meine letzte Praterfahrt – und sie wird es bis zum Ende des Krieges bleiben. Denn inzwischen ist der Erlaß herabgelangt, der den Zeitgenossen ohne »eigenes Zeugl« diesen Sonntagsgenuß verwehrt. Die noblen Leute sind auf der Fahrbahn wieder unter sich wie vor Kaiser Josefs denkwürdigem Ausspruch und ich kann am nächsten mildgoldenen Sonntagsnachmittag die Berichte der feindlichen Generalstäbe lesen ...

Neues Wiener Journal, 22. April 1917

148. Der Wagen in den Prater

Wenn ein Nicht-Wiener vom großen Glück träumt, das ihn über Nacht aus dem gewohnten Sorgenkreis in die Höhen ungeahnten Reichtums fortträgt, dann beginnt er ohne Verzug in die Ferne zu schweifen, nach den Alpen und der Riviera, der afrikanischen Küste, den Weltstädten, nach Amerika, Indien und Japan – nur weit weg aus dem engen und kläglichen Daheim. Der Wiener bleibt zunächst noch da. Was ihm später auch winkt: Taumel in den Spielsälen, distinguiertes Heimweh, Strandmusik, Motorbootfeste, tropische Hängematten, Premierenvergnügen und Galatreiben, dieser ganze grell kolorierte Bilderbogen der Kolportage-Welt, er will mindestens einen Tag lang in der Stadt verbleiben und denkt vor allem gleich an den Wagen in den Prater. Dieser Wagen in den Prater ist Anbeginn aller Freuden, Inbegriff aller Üppigkeit, das erste und letzte Ausruhen in hingleitender Muße. Firmlinge erhalten durch ihn einen Vorgeschmack vom Himmel, RennGewinner versuchen damit die erste Kostprobe ihres Geldes, Defraudanten verfahren auf ihm ihr Gewissen, Selbstmörder geben sich so ihren solennen Abschied, Liebende schweben hier souverän über dem Leben – und alle wissen: es kann nicht mehr als zehn Gulden kosten.

Was ist nur an so einer Wagenfahrt in den Prater! ... Im Wagen zu fahren ist immer angenehm. Und der Prater gewiß ein schöner nach Großstadtnähe riechender Naturpark. Aber liegt in Wunsch und Vergnügen nicht eine soziale Beziehung? Stammen sie nicht doch bloß aus dem Bewußtsein, daß dieser Wagen oder, wie er bei seiner adretten Leichtigkeit so gerne genannt wird: das »Wagerl« ein Kennzeichen der Wohlhabenheit ist? Allerdings, aber es tut seinem Wert nicht bloß keinen Abbruch, es schafft ihn mit. Zum Genuß der Losgelöstheit gehört unbedingt erst Milieugefühl: es ist ja der unbestimmte Reiz dieser Wagenfahrt überhaupt. Das hochherrschaftliche Überfliegen einer beruhigend grünen und geraden Strecke, welche gleichsam die feiertägliche Kehrseite der uns in jedem Winkelzug so wohlbekanntesten Stadt darstellt. In der Auenluft hier scheint ihre schwatztrübe Gemütlichkeit aufs rein Gemütvolle destilliert. Wie ein Familienhauch aus offener Wohnungstüre weht sie aus Wiese und Busch, getränkt von Sehnsucht, Wehmut und beweglicher Spiellust. Wie intim sind wir mit dem inmitten der Sträucher, Bäume und Bänke nistenden Schicksal! Wir fahren an den Bäumen vorüber wie an einer blühenden Chronik; hier hat sich tausend- und zehntausendmal in Köpfen und Herzen Gleiches zugetragen. Und nun lassen wir das alles unter uns

und hinter uns zurück, gleiten aristokratisch mitten durch, lassen uns darin wie Nobelgäste auf eigenem Boden sehen ... Die Wagenfahrt in den Prater ist eine Lustreise durchs Wienertum, wobei sich sein dämmerhaft-fauls Treiben in Harmonie und grünen Frieden wandelt.

Sie konnte früher auf den einfachsten Programmen stehen und jeden griesgrämigen Tag beschließen. Sie war ein Freiheits-Privileg für jedermann, der noch seine drei Kronen für den Einspänner in der Tasche hatte. Heute ist es den minderreichen und mittellosen Wienern bekanntlich durch den Erlaß, der die Spazierfahrten in »Mietswagen« verbietet, genommen. Ein Eingriff in das luxuriöse Vorrecht, den sie schwerer tragen als jede Beschränkung des gemeinen Lebensrechtes. Im ersten Kriegsjahr war ihre Nahrung mit Mais versetzt, im zweiten ihre Gewohnheit, im dritten ist es ihre Lust. Verdenkt es jemand ihrer Art, daß sie erst jetzt den Zeitgeist spüren? ... Allerdings: zu zerrissenen Stiefeln passen auch die »zwei harben Rappen« nicht mehr.

Der Morgen, 23. April 1917

149. Barfuß-Korso

Die Wiener erinnern sich noch eines Sonderlings, dessen Auftauchen in den Straßen der Stadt vor mehreren Jahren ein großes Hallo entfesselte: er aber schritt – mit seiner biblisch-vollzähligen Familie, die im Dulden abgehärtet war – unbeirrt durch die Menge der Gaffer und Spötter, ein Märtyrer und Schaubudenphilosoph. Es war der bekannte Maler Diefenbach, der dann nach Capri übersiedelte, wo er vor nicht langer Zeit sein Leben beschloß.

Was war nur am Aufzug des malenden Mormonenhäuptlings so Schreiendes und Unerhörtes, daß der Chorus der Unauffälligen hinter ihm herjohlte und ihm lange Nasen drehte? Er trug einen langwallenden Prophetenbart. Gut, das kommt vor – und ein anderer Büsser, der heilige Gurnemanz Bahr, ist deshalb noch immer ein Gesellschaftsmensch. Sodann war sein Gewand frei nach dem Atelier Altenberg entworfen: lose, frei, wallfahreneinfach. Aber auch daran lag es nicht. Der Anblick exotischer Bettlertrachten erzeugt eher Ehrfurcht. Aber – er war außerdem bloßfüßig. Das ist für die beschuhte Großstadt Aussatz und Veitstanz, Exzeß und Narretei. Ein grotesker Kulturverzicht, der die Würdenträger und Würdentreter aufreizt. Für solches Rousseautum richtet der Pöbel am liebsten das Kreuz auf. Es ist ein Freigut für jeden, der Schuhe trägt und ein Gewand am Leib hat. Der arme Diefenbach – kein Wunder, wenn aus seiner Marotte seine Religion geworden wäre!

Indessen ist für den Witz des gesellig verschwisterten Schamgefühls nicht mehr die Zeit. Die Menschheit ist vom Krieg splitterfasernackt ausgezogen worden und, wahrhaftig, wenn heute einer am Graben in Schwimmhosen spazierengehe – man würde ihn vielleicht arretieren, aber nicht auslachen. Die Angst vor der Auffälligkeit konnte nur so lange gelten, als uns die Kleider voreinander zudeckten. Jetzt aber, wo wir uns im Innern alle gleich wissen, läßt uns die äußere Verschiedenheit kalt. Es gibt keine soziale Scham mehr – das ist der Erfolg unserer spartanischen Rückentwicklung. Und zu ihr gehört jetzt als letztes äußeres Zeichen, als testamentarisches Symbol des »Durchhaltens«, ein Aufruf der »Zentralstelle der Fürsorge für die Angehörigen der Einberufenen« – bloß der Name ist noch nicht ganz spartanisch –, im kommenden Frühjahr und Sommer – barfuß zu gehen.

Verlockende »Simplicissimus«-Bilder steigen auf. Ein Korso der Bloßfüßigen. Würdevolle Perikles-Greise aus der Finanzlandesprokuratur mit Kaiserrock, Vollbart, Zwicker und verwachsenen Tatzen, watschelnde Patrizierinnen mit Reiherfedern, Wiener Modell-Toiletten und verschrumpften Zehen, Jünglinge, deren wattierte Eleganz auf einem kläglich-zoologischen Postament ruht – nein, es wäre zu unwahrscheinlich enthüllend und die Menschen kennen leider darin keinen Spaß! Sie brauchen Schuhe und Hosen notwendiger als Speise und Trank. Jahrhundert-, jahrtausendalt ist ihr Bemühen, die letzte zoologische Spur aus ihrem Erdenwallen zu verwischen und sich aus der Gottgeschaffenheit in eine bessere Würde zu verwandeln – und da sollten sie sich wieder unter das bloßfüßige, fünfzehige Getier werfen lassen? ... Mag der Wiener Aufruf noch so nützlich und sozial geraten sein, eins ist sicher, die Würdevollen werden nicht mit dem guten Beispiel vorangehen. Wer ihnen die Schuhe nimmt, zieht ihre Würde aus. Der Schwimmhosenzwang ist das Letzte.

Prager Tagblatt, 25. April 1917

150. Wiener Geburtenrückgang

»Der Weaner geht net unter«, sagt das Wiener Sprichwort. Es offenbart eine Zuversicht des Überlebens, einen Glauben an das politisch und kulturell erprobte Beharrlichkeitsvermögen, die jetzt von der Statistik sehr peinlich Lügen gestraft werden. Wenn es nämlich so fortgeht, behält ein anderer Text recht: »Es wird ein Wein sein und mir werd'n nimmer sein.«

Nach den Geburtenziffern, die in einer der letzten Stadtratssitzungen

verlesen wurden, gehen wir diesem guten Weinjahr mit Riesenschritten entgegen. Während der Lebensüberschuß – bei Gegenüberstellung von Geburten und Todesfällen – im Jahre 1909 noch 12.671 betrug, sank er im folgenden Jahr auf 12.594 und dann immer sprunghafter im Jahre 1911 auf 9912, im Jahre 1912 auf 9263 und endlich im ersten Kriegsjahr auf 9017. Im Krieg nahm die Ziffer natürlich noch rapider ab – und sank im Monat Jänner dieses Jahres beträchtlich unter Null; diesmal blieb die Geburtenziffer nämlich um 1675 hinter den Sterbefällen zurück. Das heißt also: wir sterben aus. Bei unserem Großstadtehrgeiz eine traurige Erscheinung. Woran mag sie nur liegen? Im Krieg an einer passiven Resistenz der Lebensfreude. Die Liebe überlegt sich's, das Rekrutenkontingent 1939 zu erhöhen. Aber im Frieden? Tötet auch da schon die Not den Trieb?

Jedenfalls streiken die Wiener gegen die Fortpflanzung. »Aus dem Vergleiche der Geburtenziffer«, sagt jenes Referat, »mit der Zahl der Eheschließungen ergibt sich, daß die Bevölkerung einzelner Bezirke freiwillig versiegt.« Dann hebt es hervor, daß sich die Stärke des »Daseinswillens« der Gesellschaftsschichten in den verschiedenen Bezirken deutlich unterscheiden läßt. Er äußert sich in Döbling und Favoriten achtmal so kräftig als in der Inneren Stadt und viermal so kräftig als auf der Wieden. Das ist ja der alte Jammer: daß Favoriten und Ottakring, die Armeleut'bezirke, einen so starken »Willen zum Dasein« haben! Die Nobelbezirke sind schopenhauerisch. Sie wollen nicht leben – und können es. Die Frage ist jetzt nur, wer die Oberhand behält: der Daseinswille von Favoriten oder die Lebensverneinung von der Wieden. Nach der letzten Statistik siegt die Wieden. Der Weaner geht unter ... wenn ihn die optimistische Jugendfürsorge nicht rettet.

Prager Tagblatt, 26. April 1917

151. Schauspieler vor Gericht

Zum Wiener Theater-Prozeß

Das »hitzige Völkchen der Schauspieler« ist mehr als einmal im Sinne dieses ironisch-devoten Wortes beschrieben worden. Man hatte immer noch zu ihm den Bürgerstandpunkt, sah durch gemalte Scheiben neugierig und kichernd seinem Treiben zu, blinzelte wohlwollend auf sein romantisches Hallodritum und wandte das Miniaturmaß weniger aus Überlegenheit als aus vererbter Scheu an.

Das »hitzige Völkchen« ist indes längst ein seriöses Volk geworden; es möchte auf das Vorrecht der Ausnahmsversorgung nicht verzichten, aber zugleich das Recht auf bürgerlichen Vollwert haben. Es will zwischen 7 und 10 Uhr abends Kunst absolvieren, leitet sich davon alle Privilege ab und möchte in der übrigen Zeit im Vollglanz jener Ehre dastehen, die der steuerzahlende, gut beleumundete, kindererziehende, kartenspielende, gesinnungstragende, familiensinnige, seßhafte Normalmensch genießt. Nicht der Anspruch – seine Betonung ist verdächtig. Der teuflischste, affentückischste Franz Moor des Burgtheaters, Josef Lewinsky, wurde bei den letzten Kurialwahlen dabei beobachtet, wie er mit sonorem Pathos – als Bruchstück seiner Erdenrolle – für den liberalen Kandidaten seine Stimme abgab. Hier war etwas, was natürlich und prägnant zusammenstimmte. Der große Künstler kreierte den gebildeten Bürger und der genoß nun den festen Anteil an der Gesellschaft, die jener bereichert hatte. Auch Adolf von Sonnenthal brauchte sich von keinem Bezirksgericht seine Zugehörigkeit zum Patriziat bescheinigen zu lassen, ebensowenig wie irgend ein Künstler, der es ist. Der Ausnahmsmensch ist immer zugleich Ehrenbürger. Aber wenn einer etwa bloß einen Schlapput trägt und einen weit flatternden Havelock, seine Zeche lauter ansagt und weltmännisch berlinert, Proben »gefährdet« und mit Ekstasen flunkert, himmelhoch jauchzt und zu Tode betrübt ist und im übrigen an der Hand seines Regisseurs die Farben des Herrn Piefke wechselt? Ja, bei Gott, der muß sich – im Gerichtssaal oder in der Zutftversammlung – um Würde anstellen. Dem bleibt im donnerndsten Abgangsapplaus der Gewissenstachel der Windbeutelei; wengleich er hinwieder im Talar des Passanten, Gerichtszeugen, Tarockspielers und Steuerzahlers sein Bohementum reklamiert. Er ist der »Zerrissene« – weil er nicht da- und nicht dorthin gehört und seine Kunst ein irregeleitetes Konzipienten-, Offizianten- und Diurnistentum darstellt. Darum hat er Innungsbewußtsein, Morrral – man muß das Wort, das wie ein phonetisches Pfauenrad aus der Kehle steigt, bloß in einem modernen Stück gehört haben, um seine Interpreten zu kennen –, nationale Gesinnung und ein Geschlechtsleben, das sich seiner Verrufenheit nur noch als romantischen Schimmers bedient und mit konventioneller Kälte frivol gebärdet. Das ist ja das Ärgste an diesem brav gewordenen Theater: es steckt nichts mehr dahinter. Das Gspusi des Herrn Zappelhuber mit Fräulein Strampelmeier und der sogenannte leichte Ton – sie gehören zum Mechanismus. Zieht sie ab und ihr seht in einen Zwinger grollenden, schnaubenden, quietschenden, kratzenden Brotneids, in ein Krankenhaus vergifteter Eitelkeiten.

Der Prozeß, der in diesen Tagen gegen Direktor Wallner stattfand, hat die Tür zu diesem Krankenhaus geöffnet und sein Leben ans Licht des Tages gebracht. Es ist wirklich keine Kleinigkeit, da den Domp- teur zu spielen und zwischen kanzleibelagernden Untalenten und der Öffentlichkeit einen Kontakt zu finden, bei dem auch Talent frei wird. Die Peitsche braucht bloß verdächtigt zu werden – und sie reißt ab. Die Verdächtigung war in diesem Fall tief im Gewissen der Kritik motiviert, die durch die Einreichung ihrer Stücke das Wiener Theater mehr gefährdet, als es ein robuster Geschäftsmann vermöchte. Was wollte man denn? Gar so künstlerisch ist es im Deutschen Volkstheater nie zugegangen. Und wenn ein Direktor nun mit dem gesunden Mut des Aufräumers, der sich durch keine gewerbeschützende Wehleidigkeit beirren läßt, ein paar Schauspielern aufkündigt – was ist dagegen zu sagen? Ist es nicht vielmehr überall unser Jammer, daß man den Respekt vor dem, der nun einmal mit Recht oder Unrecht fest- sitzt, die Rücksicht auf das pensionsbemühte Untalent dem Prinzip der Sache vorangehen läßt? (Die tragische Kehrseite der Medaille geht den Bühnenverein, aber nicht die Kunst an.) Freilich, der energische Geschäftsmann bringt es eher zuwege als der umschmeichelte Bu- reaukrat. Aber da er es tut – was fällt ihr ihm in die Hand? Ich glaube, dies und ähnliches läßt sich auf den Börne-Satz zurückführen von den Ochsen, die vor jeder neuen Wahrheit zittern, seitdem Pythagoras – den Göttern eine Hekatombe darbrachte. Die »neue Wahrheit« war zwar nur ein neues System, aber die Wahlverwandten zitterten. Das System hieß: direktoriale Willkür. Das war der kitzlige Punkt. Sie wollen ihr Theater haben, ihre Erfolge, ihre Stücke, ihre Verträge – und drücken nun gewerkschaftskräftig auf den Leiter. – Ich sehe die Zeit kommen, wo die Schauspieler den Zwei-Stunden-Abend verlan- gen und das Lied von der Arbeit singen werden.

Aber das war nur die halbe Verdächtigung. Zu ihr fand sich noch als Delikt der Umgangston des Direktors mit den Mitgliedern. Nun – hier hat der Prozeß für sich selber gesprochen. Eine Dame fühlte sich durch die Zumutung eines Verhältnisses beleidigt und den Rat, sich statt eines lieber zehn anzuschaffen – ein Rat, der des künstleri- schen Instinktes nicht ganz entbehrt; eine andere durch die Bitte um eine obszöne Handbewegung in »Sodoms Ende« – Kinder, Kinder, wollt ihr Sodoms Ende? Seid ihr Rotkreuzschwestern der Kunst ge- worden? Ihr wart doch sonst immer so fidel? Also kein Bohemientum mehr? Nur noch Anstand und Würde? Gemacht – aber dann dürft ihr euch über die mißgünstigen, durchtriebenen Kollegen und Kollegin- nen beklagen – die Wegener, Pallenberg, Sandrock, Bleibtreu –, die

euch die besten Engagementsplätze wegschnappen. Das große Talent hat keine moralische Empfindlichkeit nötig. Hingegen gibt es eine prude Altjüngferlichkeit des kleinen Talents, nach dem sich keiner umschaute. Euere Strenge ist ein Bekenntnis und dieses Bekenntnis spricht für den Direktor.

So traten sie denn alle vor den Richtertisch, die vierz'g Zeugen und Zeuginnen, und spielten den »Prozeß Wallner«. Gutes, mittelmäßiges, Deutsches Volkstheater. Eine glatt-geölte Aufführung mit viel Tempo und Temperament – die Regie lag in den bewährten Händen eines Journalisten – und in der üblichen Glanzmanier dieser Bühne, die auf Realismus weniger Wert legt als auf komödiantischen Lack. Besonders hervorzuheben: Fräulein Wallentin als Belastungszeugin. Sie wußte über den gefährlichen Moment ihrer Rolle – wie die erhöhte Gageforderung zur Sprache kommt – geschickt hinwegzukommen und spielte die sittliche Entrüstung eines Weibes, dem man statt zehn Geliebte nacheinander alle auf einmal zumutet, mit hinreißender Verve. Neben ihr geriet die Scham des Herrn Onno sehr gut, der in der Rolle eines Freiwilligen-Episodisten einen indezenten Ausdruck nicht über die Lippen bringt. Ferner Herr Mühlberg, der aus Prag herbeigeeilt kam und mit so prächtiger Stimme seine Verdienste um das Vaterland pries, daß ihn der Richter einerseits für den Ottokar von Horneck hielt, ihn andererseits – ein abgebrauchter Theaterscherz – erinnern mußte: »Wir sind in keinem Theater!« Auffallend gut der Herr Askonas, einer jener Mimen, denen die Mitwelt nur an Sonntagsnachmittagen Kränze flicht und der auf die Bemerkung des Klägers, seine Erfolge stammten von der Begeisterung der reiferen Schuljugend, mit wunderbarem Elan die Worte in den Saal schmetterte: »Volkes Stimme, Gottes Stimme!« (An dieser Stelle war die Vorstellung in Gefahr umzukippen.) In Nebenrollen entzückte Herrn Kramers liebenswürdiges Ausbiegen, die kräftige Unentschiedenheit in der Aussage des Herrn Kutschera und Herrn Hommas Diskretion als Mann, der »alles und nichts weiß«. Im ganzen, wie gesagt, eine gelungene Aufführung. Nur – das Talent fehlte, der große Mensch.

Darin bleibt auch nach der neuesten Volkstheaterpremiere der Eindruck, daß das Theater renoviert zu werden verdient.

Prager Tagblatt, 6. Mai 1917

152. Großer Erfolg des Zürcher Stadttheaters in Wien

Der heutige zweite Gastspielabend des Zürcher Stadttheaters in den Räumen des Wiener Stadttheaters wurde zu einem künstlerischen Ereignis, wie wir es hier wahrhaftig nicht häufig erleben können. Ein original Schweizer Abend war angekündigt, und man befürchtete ein artistisch-ethnographisches Gemengsel, so etwas wie Kolorit und Literatur. Statt dessen ergab sich die ethnographische Wirkung unmittelbar und einprägsam aus einer vollblütig-künstlerischen. Dieses kleine Theater zeigt, wie literarische Feinsinnigkeit unter Umständen alle guten Theatergeister zu wecken vermag. Auf dem Zettel standen: Drei Holzschnittspiele von Autoren des 16. Jahrhunderts. Das erste umgearbeitet von Georg *Witkowski*, die beiden anderen ohne Zwang am Original und am Geschmack erneuert von Ernst Leopold *Stabl*. Man spürt erst an einem solchen Abend, wieviel Ewigkeitswert in diesen Stücken steckt, vor denen sich der Germanist verneigt und der Leser bekreuzigt ...

In dem kleinen Schwibbogen-Ausschnitt sprechen die Menschen endsilbenbetontes Schwyzerdütsch ohne die gewisse Kostümzappeligkeit und Maschinerielaute, die solchen Experimenten gewöhnlich anhaftet. Die »*Comedia von zweien jungen Eheleuten*« wurde mit so hinreißender Kindlichkeit gespielt, daß man einen Augenblick lang die Aufmachung der modernen Ehebruchsdramatik als geschraubte Variante empfand. Hier traten die Damen *Kleinruby* und *Laßmann* und Herr *Fiala* in günstiges Licht. Fabelhaft das zweite Stück: »*Der Berner Totentanz*«, von allen Totentänzen der volkstümlichste und weihevollste. Die pathetische Einfalt der Szene wirkte erschütternd. Der Tod, vor dem sich alles neigt (Herr *Jerger*), mußte sich am Ende unzähligemal vor dem begeisterten Publikum verneigen. Zum Schluß »*Das Urner Spiel vom Wilhelm Tell*«. Die Apfelszene ein Wunder der Schlichtheit.

Der Leiter der Aufführung war Doktor Alfred *Reucker*, ein Mann, den man sich für eine künftige Burgtheaterkrise wird merken müssen. Direktor Reucker, in Prag übrigens sehr gut bekannt, zeigt augenfällig, was ein begabter Theatermann durch Fleiß, Intelligenz und Geschmack auch mit beschränkten Mitteln zu leisten vermag. Von Reucker könnte wahrhaftig so mancher Direktor vieles lernen!

Ein »Revanchegastspiel« für die Burgtheaterfahrt in die Schweiz hat man das Unternehmen der Zürcher genannt. Revanche? Haben wir da nicht etwas draufbekommen?

152 a. Wiener Première

An der Neuen Wiener Bühne gelangte heute die schon in Berlin aufgeführte »Schicksalsgroteske« von Robert Forster-Larrinaga »Der Floh im Panzerhaus« zur ersten Aufführung und erzielte vornehmlich dank der ausgezeichneten Inszenierung und Darstellung eine aus Anregung und Befremdung gemischte lebhaft wirkende Wirkung. Ein Abend der Bizarrerie. Dem kalten Experimentiergeist des Autors gelingt es, einen papierernen Einfall so konsequent fortzuschrauben, daß er über diesen exotischen Weg plötzlich Blut und Leben gewinnt und Unterhaltsamkeit verbreitet. Die Regie (Herr Ernst Stahl-Nachbaur) schuf daraus ein farbiges Drahtpuppenspiel. Unter den Darstellern ragte insbesondere Herr Mendes hervor, der sich von Rolle zu Rolle verbesserte und seinem weichen, klug beherrschten Organe graziöse Wirkungen abgewinnt. Neben ihm überrascht eine Debütantin, Fräulein Lohrer, als Wedekind-Pupperl durch die Routine ihrer Anmut.

Prager Tagblatt, 8. Mai 1917

153. Bassermann als »Narziß«

An der Volksbühne spielte heute *Bassermann* zum erstenmal den Narziß in Brachvogels von edler Idiotie überfließendem Effektstück. Er machte aus der Bomben-zeitgemäß eine Schrapnellrolle: er schlug beim ersten Erscheinen ein und zersprang in tausend realistische Splitter, vom Weinkampf bis zum Kopfstand. Eine hysterisch-geniale Schmierenkunst, von einer gewissen Nervenmusik umschwebt, die sich in der Wahnsinnszene bis zu den Höhen entfesselter Dämonie emporschwingt. Der Beifall war maßlos. Das Publikum blieb am Ende noch im Saal und applaudierte, stampfte und johlte Herrn Bassermann an die 20 Male hervor. Aber ich habe stark den Verdacht, daß es auch dem Brachvogel galt.

Prager Tagblatt, 10. Mai 1917

154. Alt-Schweizer Abend

Die Verquickung von Kunstaustausch und Diplomatie ist gewöhnlich für die Kunst so wenig erfreulich wie der Politik nützlich. Die staatsmännischen Kreise werden sich in ihrem Verhalten kaum davon bestimmen lassen, ob man drüben einem heimischen Tenor die Pferde

ausgespannt hat, und die Stücke eines neutralen Ausländers dadurch nicht besser werden, daß er sich in Wort und Schrift für das Land seiner Tantiemen einsetzt. Die Aus- und Einfuhr von Respektartikeln bringt also wie jede Etikettesache beiden Teilen nur Verlegenheit. Die einen müssen verlogen begeistert sein, die anderen heuchlerisch quittieren und beide sich denken: »Krieg ist Krieg.« Man hat jetzt auch für das Gastspiel des Zürcher Theaters in Wien die sanften Wohlwollentöne, die Gutfreund-Akkorde der Anerkennung bereit gehalten und die Sache im voraus an die Instanz des enthusiastischen Waschzettels abgetreten. Aber die Milde wurde überrumpelt und in eine neue Verlegenheit bugsirt; das Gastspiel war nämlich wirklich gut, nein, viel mehr als das: es war das einzige Stückchen Farbe auf unserem trostlos grauen Theaterhimmel. Wie hoch soll man jetzt den Ton schrauben, daß er nach Wahrheit und nicht nach – Neutralität klingt?

Die Frage wurde am ersten Abend, an dem Shakespeares wirklichkeitsduftendes Märchenspiel »Wie es euch gefällt« zur Aufführung kam, noch nicht akut. Zwar brachten einen schon hier das behende Zusammenspiel, der musikalische Schliff und einzelne Leistungen um die Sicherheit des indifferenten Zuschauens – aber was wiegen diese Nuancen auf der kompletten Lobesschale? Überraschend war erst der nächste Abend, vor dem sich Freunde der Kurzweil gerade ängstigten: das Auftreten der original Schweizer Geschichte und Landesart in Kostüm, Sprache und koloristischem Gepränge. Hier sollte sich durch ethnographische Einführung ein politischer Beigeschmack dieses Gastspiels absondern und ein deutsches Theater seine Schweizer Spezialfarbe bekennen. Außerdem lagen Biederkeits- und Rütli-schwur-Manifeste nahe. Man wartete also im politischen Smoking und sah zur Vorsicht noch einmal auf den Vermerk des Theaterzettels: »Ende vor ½10 Uhr.«

Übrigens ein amüsanter Theaterzettel. Er wimmelt von kunst-, kultur- und literaturgeschichtlichen Details. Zuerst: die »Comedia von zweien jungen Eheleuten«. Sie ist »gestellt durch Tobiam Stimmer von Schaffhausen, Maler, anno 1580, den 22. Dezember« und wurde »nunmehr von neuem auf die Bahn gebracht durch Georg Witkowski«. Diese korrekte Zutat ist nicht unwesentlich. Sie bedeutet ein Lesezeichen für die Illusion »Wo wir halten«. Nun wo? In einer Zeit, deren Menschen ihre Vornamen lateinisch abwandeln, aus dem Plautus und Terenz wissen, was ein Theaterstück ist, und nicht glauben können, daß ihre Kultur den Kinderschuhen des Altertums entwachsen ist; deren Spiele »gestellt« sind, also notdürftig aufgerichtet und hingenagelt, mehr zu pantomimischem als sinnigem Ergötzen und auf

die dralle Wirkung zielend; deren Bühne noch eine »Bahn« ist und keinen schillernden Umlauf angenommen hat. Beachtet ihr das? Dann darf der Vorhang aufgehen. Ihr wißt, was jetzt kommt, ist: Einfalt und Genügsamkeit, Natur und Zeremonie und dazu gemacht, frischgebackene Städter zum Lachen zu bringen.

Zuerst läuft ein Schalksnarr durchs Parkett – man denkt: o je, Züricher Berliner in Wien! –, stellt sich vor die erste Orchesterreihe und bittet uns auf gut hanssachsisch achtzugeben, was geschehen wird, zu lachen, zu verzeihen – kurz: ein Conférencier aus dem grauen Mittelalter. Dann stolzieren die Figuren des Stücks: Hausvater, Gattin, Pfaffe, Bauer, Bote und Magd (diese aus einem Teniersschen Farbentopf gezogen) über die Bühne. Ein schwarzes Tuch schwebt in die Höhe und gibt in einem spitzböigen Ausschnitt das erste Bild frei: ein sparsam markiertes Stück Straße mit Haustür links und rechts. Ein Mann kommt des Weges mit versoffenem Gesicht und erklärt uns wieder in der Munteren-Ratschen-Weis', daß er rechts einen Brief abzugeben hat. Die Bühne wird dunkel, nochmals hebt sich das Tuch und wir sind im Wohnhaus des Herrn Honoratus Hospes, seiner Ehefrau Amorosa und seiner Magd Ancilla. Herr Hospes hat den Brief gelesen und hält einen tiefgründigen, scholastischen Sermon darüber, wie er, unbeschadet des Risikos, das wegweisende Ehegatten auf sich nehmen, sich diesmal auf den Herrn und seiner Gattin Treue verlassen und die Reise zum Geschäftsfreund antreten wolle. Indessen frißt und trinkt der Botenträger und gibt den ersten Regiewitz zum besten: indem er mit kauendem Mund oder in den hohltönenden Krug hinein seine Zustimmung »hnhmt«. Der Mann nimmt von seiner sanftgemuten, das Süßholz der Treue raspelnden und dabei ein wenig lispelnden Gattin Abschied, die ihren Part mit göttlicher Fehlbetonung wie ein Kind sein Schulgedicht herunter- beziehungsweise hinaufleiert – artig und falsch wie dessen Sprache. (Lulu, wo bist du?) Sie darf sich für die Hauswirtschaft – wenn wo ein Nagel einzuschlagen oder sonst was vonnöten ist, wozu man die Männer braucht – einen Ersatzmann anschaffen. Nun, Ancilla, weißt du mir einen? ... Der Pater von *vis-à-vis* schleicht lüstern ums Haus. Ancilla hilft seiner Not. Er soll sich in einen Bauernlummel verkleiden und seine Hausdienste anbieten. Aber ein Biedermann glaubt im Verkleideten einen Dieb und Galgenstrick wiederzufinden und jagt ihn mit Knüppelhieben davon. Darauf kommt ein richtiger spreizbeiniger Bauer auf die Szene, nach Schweinestall und guter Sitte riechend (in dessen holzverschlagenen Schädel du nichts Ungrades bringen kannst), tritt als vermeintlicher Pater ins Haus und wird von der Frau eingeladen, ihr so

zu tun, wie er's der Seinigen tut. Abgemacht – er traktiert sie mit Mauschellen. Und desgleichen die Magd, die ihn als Kuppellohn darum bittet, ihr so zu tun, wie er's der Herrin getan. Zu guter Stunde kehrt da der Hausherr heim, sieht den Bauer mit dem Pfaffen abrechnen und läßt sich alles erzählen. Die Frau rutscht (wieder mit einem sittsamen Schulgedicht) auf den Knien. Sie wird ihm fürder Treue halten – Ohrfeigen kurieren die Romantik. Herr Hospes ist kein Herodes. Er verzeiht um des Herren willen, der ihn diesmal noch »behunt«.

Kann man sich etwas Kindlicheres, einfacher Geschnittes denken als diese Bilderbuchfolge im Knüttelvers, in der das Menschliche so schön aus sich herausplappert? Und doch ist hier – gradlinig, prägnant und wurzelbloß – alles beisammen, was sich das »Problem« nur wünschen kann, nur obendrein noch mit dem höheren Gemütswitz der Zoologie. Wie geschraubt und unnatürlich erscheint dagegen – ohne die augenverdrehende Vorliebe fürs Primitive gesprochen – die ganze Aufmachung der modernen Ehebruchs-dramatik! Ein Exempel mit ganzen Zahlen, aber deshalb keineswegs mathematisch, sondern mit paradigmatischer Wärme – ein Tobias Stimmer könnt' einen Sternheim lehren ... Die Aufführung war von exakter, in jedem Kniff ausbalancierter Beweglichkeit, aus Parodie und Hingebung gemischt. Die Lust des Schauspielers durfte sich am lockeren Regiedraht ausleben. So verbreitete die »Auffassung« ausnahmsweise Wärme und nicht Kälte.

Dann: Der »Berner Totentanz« von Niklaus Manuel, Maler und Dichter, »gemalt und geschrieben an der Mauer des [Berner] Dominikanerklosters ums Jahr 1520«. Ich lese den Namen dieses Künstlers zum ersten Mal. Aber was für ein prächtiger Renaissancekerl ist dieser gotische Mauerschreiber gewesen (von dem das Programm überdies berichtet, daß er auch als Staatsmann, Architekt und Baumeister hervortrat); wie modern wirkt der freimütige, frische Geist seines Glaubens – nicht als ob er das Erbe mittelalterlicher Anschauung, sondern der Vorbote neuer Skepsis wäre. Er ist, wie alle zweiteiligen Künstler, in deren malerische Darstellungslust sich das Wort drängt, in diesem kräftiger als im Bild. Hier ein schwächerer Zeitgenosse der Großen, dort überragend. Was sind alle Totentänze neuerer Zeit, die den Tod nicht über einen Gentleman-Mörder hinauskommen lassen und ihn mit dialektischem Fleisch ausstopfen, gegen diesen mit seiner grusligen Kirchweih-Laune!

Der Vorhang geht auf und wir sehen, in schwarze Szene gehüllt, einen wunderschönen, nachtgeistigen Jüngling (»Der Dichter«), der nach Hamletart einen Totenschädel emporhebt und ihn nachdenklich

betrachtet. Das Dunkel hinter ihm teilt sich und verschlingt ihn – man hört schläfrig-jammernde Chorstimmen. Auf einer Estrade steht grünlich umflossen und mit herausgeschnürten Rippen der Tod unter ruhenden Leichnamen, die sich langsam, wie aufgeworfene Wellen, erheben und wieder in Schlaf sinken. Seine Stimme biegt sich tonlos-knarrend, windflüchtig und orakelhaft. Dann springt er behend wie ein Tanzmeister herab und faßt seine Leute ab: den Kardinal im knallroten Tuch und mit den schneeweißen Schläfenhaaren, der mühsam einherschreitet, den Hohenpriester, den Priester, die zitternde Nonne – jeden auf andere Art. Bald tritt er ihnen wie ein Raufbold entgegen oder trippelt sich an sie heran, lauert ihnen auf und biegt ihnen den Arm nach rückwärts, setzt ihnen den spitzen Finger an die Brust, scherwenzelt um sie voll Höflichkeit, reißt sie an der Hand herein – ein diabolischer Nijinsky. Stimm- und Körperwechsel hält dabei in-grimmig-musikalischen Takt. Der Kreuzritter steht plötzlich da in schimmerndem Weiß. Es nützt ihm nichts – hinüber! Der »geistliche Doktor« mit vorgestrecktem, todesbannendem Buch – weg mit ihm! Eine weinende Mutter mit dem Säugling: er reißt ihn aus den Armen und drückt ihn kosend an seine eisigen Rippen, als ob sie beruhigende Wärme gäben. Plötzlich, machtstrahlend, purpurgleißend auf hohem Thron: der Kaiser. »Nun, Herr Kaiser?« schmettert der Tod. Die Majestät stürzt ungestüm von der Estrade: »Mein Geld, meine Macht müssen mich vor dir bewahren.« Da liegt er zu Boden. Wehmütig taucht die Kaiserin auf. Der Tod umtanzt sie mit seiner Geige – sie sinkt barmherzigen Schwestern in die Arme. Dann wird's wieder Licht und wir sehen mannhaft-unbeweglich wie ein Hodlerbild den samenausstreuenden Ackersmann. Ruhig und selbstsicher trotz er dem Tod, wirft heiter Korn aus seiner Schürze. Der Tod mäht ihn nieder. Jetzt wird es toller (es ist das Allegro dieser Schauersonate), Schultheiß, Kaufmann, Koch, Handwerksmann – es geht in einem Aufwaschen. Der Tod haut sie zu Boden wie der Meisterathlet John Mors. Dann noch ein zartes Scherzo: der Tod wird zum lustigen Pfeifer, dem die Metze in die Arme tanzt. Endlich: der Jude. Er kommt (trotz Glauben und Mittelalter) nicht schlechter weg. Das Tuch schließt sich und der Dichter erscheint wieder mit einem ruhigen Abschiedswort.

Ein starker Eindruck. Alles aus gespanntem Regiemuskel und nichts vordringlicher – Ton. Welch abgetönter Zusammenklang und wieviel feine Abwechslung in der Angst und Hatz! Das Todes-Summarium zog an uns vorüber, als ob das Theater wieder ein mittelalterliches Kirchengestühl wäre. Ein Herr neben mir sagt gesprächsweise:

»Hofmannsthal.« Ich glaube, er tat es wie Furchtsame, die sich rasch einen Konventionswert vorpfeifen ...

Für den Schluß erwartete man historisches Schuhplatteln. »Das Urner Spiel vom Wilhelm Tell«. Ein Herold steht in der Kulisse und trägt Einleitung und Übergänge vor. Und nun folgen – mit Auslassung der Sturmfahrt und der Küsnachtszene, die den versammelten Eidgenossen am Ende erzählt werden – die bekannten Tellszenen in einer zitat- und deklamationsentsäfteten Art, die das Völkische, Kernige der Fabel umso besser hervorbringt. Die räumliche und sprachliche Reduzierung hilft der Geschichte mehr als aller Jambenprunk. So wirkt dieser Ur-Tell intim und gemütlich wie ein Volksstück. Herr Czimeg, der den Tell gab, zeigte – zur guten Lehre für alles, was da am Burgtheater lebt und webt –, daß die Schlichtheit auch mit Vollbart keine Bruststimme zu haben braucht. Er war ein Hausvaterheld und kein Heldenphilister.

Vielleicht kommen jetzt zur Auffrischung unseres Theaters die Linzer nach Wien? Wir dürsten nach Kunst.

Prager Tagblatt, 11. Mai 1917

155. Hausfrau Kasperek

Jetzt knabbern die Psychologen wieder am Fall Kasperek und möchten zum x-ten Mal zwischen den Begriffen des geborenen und gewordenen Verbrechers einen Mittelweg finden. Man will doch endlich einmal wissen, woran man ist: an Lombroso oder Freud, an der Psychologie oder Anatomie, und nicht in der Angst leben, daß die ganze Aufzucht der Menschen am Ende keinen Pfifferling wert ist. Solange Mörder mit einem »sympathischen Gesicht« unter uns herumrennen, die nicht diabolisch mit den Augen funkeln, Leute, die uns jetzt eine Zigarette anbieten und im nächsten Moment abkrageln, nützt uns der ganze Polizeikordon der Kultur nichts. Was hilft mir die Kriminalpsychologie, die im Nebenhaus an der Zukunft der Menschheit baut, wenn mich hier mein sympathischer Freund erdrosselt? Nein, meine Herren, so kommen Sie nicht weiter! Weder durch Spezialforschung noch durch Gründung von Mordverhütungsheimen und Moralimpfanstalten. Rechnen Sie damit, daß es Herz und Mitleid nicht mehr gibt, und ergründen Sie, warum! Denn nicht jene Mörder sind die Ausnahmen und wir die »sittliche Regel«, sondern wir die Zufallssittlichen und jene die Repräsentanten. Fangen Sie mit Ihrer Psychologie bei den andern an, bei uns allen, die wir das Mitleid in der Welt ausge-

löscht und den Wert des Menschenlebens auf ein paar Kilo Fleisch reduziert haben. Was wir stumpf vernehmen, das führt so eine Kasperek aus. Wir lesen es kalt in der Zeitung – *ergo* ist *sie* es im Stande. Wir sind bloß die Schwachen und nützen unsere Unfähigkeit, Tränen zu vergießen, welche Frau Kasperek großzügig verwertet, für den kleinen Tagesgebrauch.

Man braucht sich also nicht anzustrengen, keine Feinessen zu spitzen und Motive zu deuteln, um die Kasperek zu begreifen. Das Protokoll genügt. Es sagt, daß die Angeklagte früher wirklich Diensthote war, um dann zur kleinbürgerlichen Hausfrau zu werden. Hier ist der Kern. Er liegt im Tiefeingewurzelten der Klassenzugehörigkeit, die für den Menschen Stabilität und Rückgrat ist. Das Dienstmädchen Kasperek blieb immer Dienstmädchen: servil, devot, sklavisch und – gehässig. Aber es hätte so gern die Hausfrau gespielt mit der blitzblanken Küche, den gefüllten Laden, dem reinen Tischzeug und der guten Einrichtung, auch dann, als sie schon Hausfrau war. Und so hing sie in der Luft, war ohne Boden und Schwerpunkt. Ihr Hausfrauentum war eine Komödie, ihr Diensthotentum haltlos. Die sozial Entzweigerissene verlor die Hemmungen, die früher das »Treu, ehrlich und fleißig« umschrieb, ihr bloßgelegter Haß half der fixen Idee. Es ist die Geschichte vom kreuzbraven Angestellten, der mit dem Tag ein Haderlump wurde, wo er höher hinauf kam. Der Kasperek, die so gern große Wirtschaft führen und ihren »Mann überraschen« wollte, war vom ersten Tag ihrer Ehe schwindlig. Sie hätte ledig bleiben und weiter treu, ehrlich und fleißig dienen sollen.

Eins mußte am Prozeß verwundern: daß in seinem Verlauf ein Wort nicht fiel, nach dem man heute beim fernsten Anlaß greift: das Wort »Krieg«. Hat er mit dem Fall Kasperek nichts zu tun? Ich bezweifle es stark. Die Frauen aus dem Volk sind abstrakten Unterscheidungen wenig zugänglich und sehen die Dinge nicht mit staats-erzogenem, bedingtem Gemüt. Während ihre Männer draußen mit Gewehrkolben und Bajonett umgehen, spüren sie es hier am eigenen Leib mit. Raufen sich dabei um Brot und Kartoffeln, stoßen einander mit den Ellbogen und keuchen um den Vortritt. Ist es ein Wunder, daß sie verhärten? Die Kasperek hat mindestens einen Rechtsgrund für sich: daß sie ihre Verbrechen in einer Zeit beginnt, die mit den Menschen im ganzen nicht viel besser umging als sie mit ihren Opfern.

Prager Tagblatt, 12. Mai 1917

156. Lokalaugenschein

Schiller hat, wie wir alle aus dem Schulbüchel wissen, im »Tell« die pittoreske Landschaft der Schweiz beschrieben, ohne im Leben je mit einem Fuß deren Gebiet betreten zu haben. Heute machen sich's die Dichter nicht so billig. »Der Romancier X.«, lesen wir in den Blättern, »hat sich zu längerem Aufenthalt in die Schweiz begeben, um für seinen nächsten Roman an Ort und Stelle Eindrücke zu sammeln.« Oder: »Der bekannte Dramatiker Y., dessen nächstes Werk in einer Strafanstalt spielt, hat vom Direktor des Zuchthauses in Treuenbrietzen die Erlaubnis erhalten, daselbst Milieustudien anzustellen.« Die Kunst arbeitet mit der Protokollfeder aus dem Lokalaugenschein. Sie geht aufs »Stoffsammeln« wie die Straßenkehrer auf Zigarrenstummeln, studiert ihre Objekte durch Schlüssellocher und Türspalten und ist dem Leben wie ein Geheimdetektiv auf den Fersen. Aber was sie da tut, wird, seitdem sie auf dem hohen psychologischen Roß reitet, als aufopferungsvolle wissenschaftliche Mühe verehrt und ungefähr der Bakterienforschung und Nordpolentdeckung gleich erachtet. Psst! – Der Dr. X. studiert Verbrecher! So scheint jetzt der Dr. Karl Schönherr mit einem *Kasperek-Drama* trüchtig. Man sieht ihn seit Beginn der Verhandlung im Gerichtssaal, wo er mit Aufmerksamkeit »dem Verlauf des psychologisch interessanten Prozesses« folgt. »Psychologisch interessant« – dahinter steckt etwas. Den harten, verstockten, urwüchsig-kriminellen Weibern, aus denen der Richter nichts herausbringt und in die das Mitleid nichts hineinbringt, galt von jeher Schönherrs Faible. Ja, sie sind geradezu seine Note. Hier ist Stämmigkeit, Kargheit, Mühsalverhärtung – kurz das ganze ethnographische Paßbild jenes Tirol, das auf literarische Reisen geht. Daß Dr. Schönherr zuschaut, ist also verzeihlich. Aber daß er sich dabei zuschauen läßt? Wir wissen ohnedies, daß die Kasperek eine Schönherrfigur ist. Muß er sie *coram publico* auch noch für sich reklamieren und zeigen, wie er auf Bestellung seiner Note arbeitet? Der Lokalaugenschein mag dem Dichter Klarheit bringen, aber er dürfte ihn nicht brauchen. Für das Beweisverfahren ist das Gericht da – die Kunst für das Phantasieverfahren ...

Prager Tagblatt, 12. Mai 1917

156 a. Gastspiel Bassermann in Wien

In der Volksbühne gab es gestern eine kleine Sensation. Das Ehepaar Bassermann in der Hauptrolle eines zum erstenmale aufgeführten Wiener Stückes »*Aristid und seine Fehler*« von Hans *Saßmann*, das Ganze eine von spielerischem Geist erfüllte, mehr der Form als dem Inhalt nach gelungene Variation des Petruccio-Motivs. Bassermann spielte den Aristid mit entzückendem Charme, eine unvergleichliche Leistung, an der Frau *Bassermann*, die Gegenspielerin, zur ansehnlichen Höhe emporwuchs. Das Künstlerpaar erwarb dem Werke einen starken Erfolg, der auch dem Autor zugute kam.

Prager Tagblatt, 25. Mai 1917

157. Parlamentarischer Bilderbogen

Erste Impression

Die Ringstraße liegt in strotzendem, blaugoldenem Frühsommerglanz gebadet, eine Prachtkulisse für gehobenen Müßiggang. Drinnen aber, unter dem wienerisch-hellenischen Säulendach der Politik, bekommt die lyrische Witterung einen Arbeitsdämpfer. Soigniertes, mäßig durchkühltes Halblight. Es schließt eine Welt ab, die von der Straße und dem Tag nichts wissen darf, wenn sie an ihre heilige Wichtigkeit glauben soll. Und sie weiß auch nichts davon, folgt vielmehr im Sitzungssaal, im Vestibül und der Kreuz und Quer durch alle Wandelgänge ihrem eigenen Rhythmus: dem der Sachlichkeit ohne Schweiß, der Emsigkeit ohne Abhetzung, der pathetischen Nüchternheit. Nur die Galerie schwitzt, ist hochrot vor Exaltation und wölbt die Hände um beide Ohren, um keinen Abänderungsantrag zu verpassen. Die Herren Abgeordneten aber überweisen – sofern ihre Gesinnung nicht zum Schreien verpflichtet – ihre Affekte den Ausschüssen ...

– Das ist überhaupt die Überraschung des neuen Parlaments: die Affektlosigkeit. Kenner behaupten, sie sei identisch mit der Arbeitswilligkeit. Wo Ruhe ist, wachsen die Gesetze. Andere sind skeptisch und warten die Formalitäten ab. So trauen sich Rekonvaleszente oder Kerkerentlassene noch nicht zu, daß sie von hier über die Gasse können. Sie orientieren sich erst über das Terrain. Hier heißt das: parlamentarische Sammlung.

Spezialdebatte

Wie sieht aus der naiven Vogelperspektive – die gesetzgeberische Arbeit aus beziehungsweise: wie hört sie sich an? ... Im Saal ist schwatzhafte Zwischenaktsstimmung. Respirium. Lebten wir in der Zeit der mitgebrachten Schinkensemmeln, sie müßten in den Händen der Volksvertretung sichtbar sein. Ein gemütliches, halblautes Brodeln, von einer irren, obenaufschwimmenden Stimme gestört, die aus irgendeiner Ecke des Saals kommt. Es ist die Stimme des Kontra-Redners: Er macht sich keine Mühe, die 238 anderen, die nicht zum Worte gemeldet sind, zu überschreien. Seine Überzeugungsglut kühlt sich zischend in dem lauen Wortgeplätscher. Es macht den Eindruck, daß er sich lauter unterhält und dabei nur beschwörende oder kräftig formulierende Akzente aufbietet. Aber ob man weghört oder nicht – es fallen mitunter Wendungen ins Ohr, die einen die Entfernung vom Sprecher bedauern lassen. Vorüberstreichende Zeitkritik. Eben gibt ein Triestiner Slovene, ein junger Mann von sozialistischem Auto-didakten-Typus, Proben davon. Seine Sprache hat bereits eine leise wienerische Färbung und ist auch voll der ironischen Verbeugungen, die hierorts den Wahlredner machen. »Es gibt Leute«, sagt er in bezug auf gewisse Patrioten, »die den Schützengraben nur aus dem Prater kennen.« Österreich tendiert doch nach Wien ... Wenn auch der geschätzte Vorredner, der Ekstatiker Kalina, vorher darüber lamentiert hat, daß er deutsch reden müsse, um im Hohen Haus verstanden zu werden.

Das Buffet

Das ist – neben der Trafik im Couloir, vor dessen vollbesetztem Pult kein Mensch sich anstellt – eine der angenehmsten Erscheinungen des Konstitutionalismus. »Buffet« nennt es sich bescheiden – aber welches Restaurant könnte sich heute mit ihm vergleichen? Hier findet der hungrige Gesetzgeber und Mitschreiber zwar keine Speisekarte, aber etwas Ehrlicheres: Speisen. Er bekommt Suppe, die naturgelb ist, sichtbares Fleisch, ungestrichene Beilage, eine Mehlspeise, die keine kategorische Mehlkarten-Forderung erhebt, und einen Schwarzen, an dem die Kaffeebohne hervorragend beteiligt ist. Das Ganze heißt: ein Parlaments-Diner. Es kostet – die Sozialdemokraten essen mit Gewissensbissen – 8 Kronen 50 Heller. Alles fürs Volk, daher das Volk für sein alles. Ob die Regierung dem Fleiß des Hauses so nicht besser zuredet als mit Pauschaldiäten und §-14-Fuchteln? Die Trafik und

das Buffet gehören jedenfalls zu den taktischsten Dingen. Wenn es im Haus noch einen Schuster gibt, der Schuhe doppelt, garantiere ich für einjährige Sessionsdauer ...

Die Eingerückten

Die Frage: »beurlaubt« oder »enthoben« hat bekanntlich die Debatte des zweiten Tages beschäftigt. Er bot auch schon ein zivileres Bild. Der Referent Hummer hatte die Leutnantsuniform abgelegt, die so schlecht zu seinem Vollbart und so gut zu seiner Sprache paßt, auch der Abgeordnete Neumann erschien, statt im Inkognito eines Dragonerleutnants, im simplen Gesetzgeber-Sakko – blieben nur ein paar ukrainische Legionäre, für welche die Debatte noch brenzlich war, und der Demokraten-Leutnant Zenker, dessen üppiger Haarwuchs sich der Montur auch in der Gestutztheit genialisch anpaßt. Sie begegnen sich in den Couloirs ohne Ehrenbezeugung. Die Uniform darf herein – aber ihre Autorität hat hier ein Ende. Der Gefreite von der Linken kann dem Hauptmann von der Rechten den Kopf waschen. Hier liegt in einem Bilde der Zauber des Parlamentarismus. Aber der Rechten, scheint es, muß man das erst plausibel machen. Sie ist prinzipiell für den Hauptmann, der dem Gefreiten den Kopf wäscht ...

Prager Tagblatt, 7. Juni 1917

157 a. Wiener Premiere

Das Deutsche Volkstheater segelt unter Wallners naivem Geschäftsauge in die Blumenthal-Schönthan-Kadelburgsche Epoche der 90er Jahre zurück. Es gräbt die quellbehaglichen, seichtfröhlichen Libretti aus, die einmal im Zeichen der Odilon das Haus und den Spielplan faszinierten, nunmehr aber recht staubig, quatschig und onkelhaft wirken. Heute kam Blumenthals Lustspiel »Die große Glocke« dran, die große metaphorische Glocke, an welche die intrigante Gesellschaft ihre Affären hängt. Es fehlte der Laune nicht viel zur Blitzblankheit und der Autor hätte sich gewiß, wenn er den schönen Augenblick erlebt hätte, vor dem Vorhang zeigen können, aber im ganzen war es doch ein Gedenk- und Reprisenhumor. Die Direktion rechnet mit der kassenkräftigen Kost, vergißt aber, daß auch sie aus der Küche kommen muß.

Prager Tagblatt, 8. Juni 1917

158. Die »Räuber« im Burgtheater

Der neue Burgtheaterdirektor debütierte heute mit einer Neueinstudierung der »Räuber«. Aber was konnte man, den besten Willen, die farbigste Tapezierung, die lebendigsten Einfälle vorausgesetzt, nach dem bloßen Personenverzeichnis davon erwarten? Franz Moor – Herr *Treßler*, Karl Moor – Herr *Gerasch* – Einspringer als »erste Garnitur«. Hier liegt alle Burgtheaternot. Solange der begabteste Direktor mit diesem Personal klassischen Staat machen muß, kann er nicht weiterkommen. Herr *Treßler* ist ein vielseitiger Maskenkünstler, Herr *Gerasch* mit Provinzschwung jugendlich, Herr *Walden* ein soignierter und aromatischer Tausendsassa, aber als Protagonisten sind sie alle um einen Kopf zu klein. Der Erstgenannte machte heute aus dem Franz einen Exzentrikkuben und Unterhaltungssatan, der zweite aus dem Karl einen Pensionatsräuber, der dritte aus dem Spiegelberg einen vollendeten Waldkabarettier. Neben diesem »neuen Burgtheater« sah man das in den zweiten Rollen repräsentierte alte in seiner vollen und edlen Prägung: der alte Moor des Herrn *Devrient* und die Amalie der *Medelsky*. Was neu und alt war an der Aufführung, weiß ich nicht zu sagen. Nur: daß es in Brünn nicht so hoch hergeht. Das Publikum, das sich an Besseres nicht mehr erinnerte, klatschte seine Lieblinge so begeistert hervor, daß man es auch als Ovation für den neuen Direktor nehmen kann.

Prager Tagblatt, 9. Juni 1917

159. Bittners »Der liebe Augustin«

Im Rahmen einer Concordia-Veranstaltung brachte die Volksoper heute eine musikalische Komödie Julius Bittners: »Der liebe Augustin« mit dem bescheiden-zerschwatzen Untertitel »Szenen aus dem Leben eines wienerischen Talents«, eine Biographie in stimmungsvollen Altwiener Miniaturbildern, den Lebenslauf jenes lieben Augustin behandelnd, den man in mißlicher pekuniärer Lage anruft, eines Spaßmachers und Stegreifsängers aus dem 17. Jahrhundert anno Pest und Türkenbelagerung. Bittner faßt ihn nicht ganz im Gegensatz zum Leben jenes Urdrahrers als eine Art Narziß Rameau auf, in dem tiefere Talente zum Schlendrian verurteilt sind, und findet dabei Gelegenheit zu mancher lokal-kritischen Anspielung. Die Szenen dieses locker gefügten, aber fahrig-verdünnten Stückes bieten im Widerspiel von Gegenwart und Vergangenheit ein pittoresk-anheimelndes Bild.

Der erste Akt, der in einer Währinger Heurigenschenke spielt, zeigt eine regelrechte Pawlatschen, der zweite ein höfisches Rokokofest, der dritte, in dem ein dämonischer Mensch sein Wesen treibt, ein Wirtshaus der inneren Stadt. Der Schluß ist holzschnittallegorisch. Augustin sinkt dem durch einen Schwarzkünstler symbolisierten Tod in die Arme. Der Autor hat dieses historisch-bizarre, von Heimatluft durchströmte Motiv textlich besser als musikalisch gemeistert. Die »Lieber-Augustin-Weis'«, die ihm von jeher in den Fingern zuckte, lebt sich hier sentimentalisch-archaistisch in leicht-berauschten Formen aus. Das Ganze zerflattert etwas vor dem Auge und Ohr. Immerhin blieben viele szenische und musikalische Bilder dieser volkstümlichen Kinooper haften und ergaben zusammen den Eindruck eines reizvollen Impromptus. Herr *Korff*, den sich die Volksoper für den Augustin ausgeborgt hatte, war ein Hans Dampf in allen Kunstgasen. Er dudelte, pfiff, sang, war lustig und tanzte und verlor niemals den anmutsvollen Flor einer Melancholie, die schon im Burgtheater seine Schnitzlerischen Buben adelte. Der Beifall war ein starker.

Prager Tagblatt, 12. Juni 1917

160. Der Minister spricht ...

Der Saal trägt von Anbeginn die Signatur eines erregten Tages. Der kühle Neuheitshauch ist geschwunden, Stimmen und Mienen der Abgeordneten sind leidenschaftlicher – man erwartet den ersten Zusammenstoß zwischen der Ministerbank und den Bänken der Volksvertretung. Alle Erregung war nur für diesen Tag des Regierungsdebüts aufgespeichert – wird sie sich polemisch oder exzessiv entspannen?

11 Uhr. Die Minister marschieren auf, die Abgeordneten sammeln sich im Saale. Nach den ersten, halblaut abgewickelten Formalitäten strömen sie nach dem Vordergrunde und scharen sich im Halbkreis um die schlank vorgeneigte Gestalt des Grafen Clam-Martinic, der die ersten Zeilen seines Konzeptes liest ... Soferne das Theatralische die Politik begünstigt, ist er schon darin im Nachteil. Er wippt wie ein innerlich Kühler, der sich einer Konvenienzpflcht entledigt, auf den Zehen, stützt sich mit der einen Hand fest oder hält sie in der Tasche und liest seinen Text, hie und da mit dem Blatt akzentuierend, ziemlich nüchtern herunter. Nur am Ende hebt er die leise schlürfende Stimme, befreit sich vom festgelegten Wortlaut und will sich eben zu stärkerem Affekt emporschwingen, als von den nächsten Bänken eine Stimme losgellt und eigensinnig empört immer das gleiche wiederholt. Man

hört: »Absolutismus! Absolutismus!« und sieht das blutrote, vor Erregung bebende Gesicht des tschechischen Sozialdemokraten Modráček. Er will sich nicht beruhigen und beantwortet jeden neuen Versuch des Ministers, das Wort wieder aufzunehmen, mit einem schneidenden Zwischenruf ... Die Störung war nur ein Wetterleuchten. Kaum daß der Minister geschlossen hat, tönt kräftig entladen eine Stimme durch den Saal: »Das ist eine Schande für einen Clam-Martinić!« Der Rufer ist der Abgeordnete Zahradník, ein Mann mit einem mächtigen, scharf profilierten Schauspielerkopf. Er weist mit starr ausgestrecktem Arm – wie der Figurant eines Empörergemäldes – auf den Minister. Seine Partei- und Nationsgenossen rufen dazwischen, man empfindet die Szene deutlich als privat-völkische Angelegenheit.

Die Sturmflut ist da. Aus ihr soll nunmehr die Debatte auftauchen. Aber merkwürdig, wenn auch die ganze weitere Sitzung das vibrierende Wesen behält und in den Zwischenrufen öfters Mann an Mann gerät, die Flut staut sich in gemessenem Rednerpathos. Als erster tritt Abg. Stránský auf die Tribüne. Er ist zugleich der erste Abgeordnete überhaupt, der von der Tribüne spricht. Die neue Geschäftsordnung bewährt sich schon bei ihm – der sich allerdings auch von der Bank aus als glänzender Sprecher vernehmlich zu machen wüßte – auf das wirkungsvollste. Keine Silbe geht verloren und es scheint, daß der erhöhte Standpunkt und das Gegenüber von Sprecher und Zuhörern die Rede aus dem Parteiprivaten in das Rezitatorische steigert ... Es war das alte Gesicht des Abgeordnetenhauses, aber es ist sein natürliches.

Prager Tagblatt, 13. Juni 1917

161. Frau Körner in Wien

Hermine *Körner*, die vielumstrittene Heroine Reinhardts, eröffnete heute im Wiener Stadttheater als Hedda Gabler ein Gastspiel. Ihre Eigenart ist großzügige Kälte, eine dämonische, von weniger Anmut als Geist durchtränkte Fraulichkeit. Frau Körner, die in dem für Ibsen notdürftig zusammengeflückten Ensemble keinen leichten Stand hatte, fand mäßigen Beifall.

Prager Tagblatt, 13. Juni 1917

162. Redner und Danebenredner

Impressionen aus dem Parlament

Unsere Unterrichtsleitung ist vor ein paar Jahren auf eine gute, aber von tageskoketter Seichtheit umspielte Idee verfallen: die Errichtung einer rhetorischen Fakultät. Erster Professor war: Frau Olga Lewinsky-Precheisen, die pathetische Burgtheater-Altistin, deren Herzoginnen und Bürgerfrauen sich auch auf der Bühne durch ihre korrekte Mundwölbung, demonstrierte Atemkultur und ihren prononcierten Akzent auszeichneten. Ob die Dame Erfolg hatte und aus ihrer Schule etliche Lassalles, Neudas und Schuhmeiers hervorgegangen sind, weiß ich nicht. Aber wenn einer da wäre, müßte er sich doch schon bemerkbar machen.

Die Methode, den Vortrag zu bilden und beim Wort, der Lautbehandlung und Betonung zu beginnen, hilft eben wenig. Wichtiger wäre die Schulung des Sprechens – ganz kurzer einfacher Sätze sogar, die unter hundert nicht einer zustande bringt, dann aber ganzer Satzgefüge, bei denen kein Prädikat in der Luft hängt, kein Adjektiv seinen Platz verläßt, kein Pronomen herausfällt, keine Vorbilder straukeln und sich im Tonfall verfilzen. Die Erziehung zum Subjekt und Prädikat, diesen Stützbalken der Logik, ist eine Aufgabe für sich. Ja, man müßte noch weiter beginnen: beim Lesen und Denken. So wenige sprechen können, so wenige können lesen. Ihr Lesen ist ein asthmatisches Letternsammeln, ein zaghafter Spaziergang auf dem Glattteis der Sätze, ein kurzsichtiges Nebeltappen von Wort zu Wort wie von einer Laterne zur andern. Die Sprache ist ihnen noch nicht ins Gehirn gedrungen, weil ihnen noch niemand Denkkunterricht erteilt hat. (Sehr charakteristisch übrigens für Friedrich den Großen, daß er in dem berühmten Sendschreiben seinem Unterrichtsminister gerade Grammatik und Logik so warm für die Schulen empfahl.) Ihr Gehirn ist stumm und stottert. Und das entpuppt sich auch als Um und Auf unseres Jammers: die stotternden Gehirne. Sie wittern das Richtige. Sie denken es vielleicht auch, soweit man die wortlose Neigung der Vernunft so nennen mag. Aber sie können's nicht fassen, nicht aussprechen – ihr Wille kann nie dazu gelangen. Ihre ganze Mühe und Arbeit wird vom Umweg absorbiert. Daher brauchen wir statt eines Wortes hundert Debatten, in denen es versickert, und daher muß im staatlichen Leben der Apparat die Gedanken ersetzen.

Das Hohe Haus der Volksvertreter möge mir verzeihen – aber in ihm ist mir jene Wahrheit erst klar bewußt geworden. Es hat heute keinen großen Redner. Schuhmeier, der Dialektapostel – an den sich

die Parteigenossen gerade jetzt schmerzlich erinnern werden –, ist tot, Dr. Adler, der witzig-prägnante Sprecher, in Stockholm, Dr. Kramář im Kerker. Nur Daszyński ist noch da, der im weichen polnischen Diskant die schärfsten und witzigsten Wendungen prägt. Aber die großen Redner sind ja in unserer schwachbrüstigen nüchternen Zeit überhaupt selten. Man kann mit Männern zufrieden sein, die mit Stimmkraft, Impuls und Steigerung das Notwendige am klarsten und kürzesten formulieren – zeiterlösend formulieren. Das unterscheidet ja den Sprecher vom Schreiber: daß sein volkstümlich-konzises Wort die schmachkende Stummheit erlöst, mit einem Wort Nebelgebilde zerreißt und statt der Fakten ihr Wesen ausspricht, daß er sich »nicht geniert«, will sagen: vor der hohen Terminologie, den sachlichen Begriffen, der Gewohnheit des Urteils nicht geniert, das Letzte zu sagen, wenn es auch das Gemeinste ist. (Es gibt nichts Konzentrierteres als die Gemeinheit.) Kurz: daß sein Blick den Weg von der Vernunft zum Geschehen, den die andern mühsam und stotternd suchen, im Affekt am schnellsten und sichersten findet. So kommt sein Witz, sein Geist und das Neue hervor, um dessentwillen man ihm zuhört. Ein Redner, der nachkaut und seinen Stoff nicht erschöpft, ist ein schlechter Redner, ein Herum- oder Danebenredner.

Leider verrichteten viele Herren im Hause diese Hilfsarbeit. Sie haben die wirkliche Karriere von der Wählerversammlung zum Parlament noch nicht zurückgelegt, gehen lieber ins Breite als ins Volle, lieben die rhetorische Ausmalung und die Wiederholung, sagen das Zeitungsprobate an Stelle des Neuen.

Ohne Zweifel: die interessanten Redner sitzen auf der rechten Seite und nach der Mitte. Diese Menschen erleben, was sie sprechen, und sprechen, was sie erleben. Und es ist ihnen – was vor allem den Redner macht – in jeder Minute neu. Da ist ein Tscheche, der in gedrungener Empörung auf die Tribüne steigt. Auch seine Sprechart ist dumpf-gedrungen, Zurückhaltung vergröhlend. Seine heiser gefärbten Sätze scheinen mit Schicksal geladen – und daß sie es scheinen, genügt. Er spricht gebildet, gescheit, fesselnd. Und verliert sich nur leider am Ende in staatsrechtliches Dickicht. Ein Slowene, für den nichts als seine Stimme spricht, die aber ausgiebig. Außerdem ist er kurz und wirft in drei Tatsachen ebensoviel Bomben hin. Dann Herr Daszyński. Er soll gegen den Polenklub besser gesprochen haben als für ihn – sagt der Parlamentsdiener ... Nach der Mitte zu: ein Sozialdemokrat. Er spricht gesunde, vernunftatmende Dinge. Baut sie lebendig auf. Findet einfache, kernige Prägung. Dann der selbständigste, klarste Kopf: ein Deutschdemokrat, im Gesicht und einem

schwachen Dialektanflug von ferne an Peter Rosegger erinnernd; der das Kunststück zuwege bringt: Neues zu sagen. Er folgt eben wie ein unter Demagogen verschlagener Akademiker – seinem eigenen Gedankengang und nicht dem fertigen Geleis der Phrasen (dessen Sicherheit die stotternden Gehirne beruhigt und nicht mehr losläßt). Das macht seine Rede zur Rede.

Die linke Seite hütet Ererbtes, Angeborenes, Altes. Sie muß ihre Überzeugung nicht oft im Denken erneuern und braucht sich nur als Abwehrkoloß und steinerne Mauer gegen den Gegner zu stellen und Urväterweisheit kräftig bejahen. Hier sind auch die mäßigen Redner. Auch der Obmann spricht nicht gut. Ein schlanker, braunwangiger, bezwickelter Herr, der in der Kehle ein gebildetes »R« zerdrückt und im markigen Fluß der Rede alle Bächlein entnimmt, die je, ruckweise anlaufend, pausierend und wieder enteilend, dasselbe rauschten. Der beste Redner der bürgerlichen Deutschen ist zweifellos noch immer Karl Hermann Wolf. Er überrascht die Kenner seines Programms durch die Art, in der er es entwickelt. Ein burschikoser Stegreifredner, dessen Nonchalance noch von Routine tropft, lebhaft, geschmeidig, komödiantisch. Er denkt schnell und spricht schnell, versteht sich auf den galoppierenden Beweis und erzielt seinen größten Erfolg mit einem neben ihm liegenden Faszikel, das Wunder reden könnte – wenn er es nicht unaufgeschnürt ließe ... Die anderen variieren ihre Vorbilder teils laut-robust, teils bürokratisch-gedämpft. Schärfer und munterer sprudelt es wieder bei der äußersten Linken: den Klerikalen. Sie lassen in ein und demselben Tonfall die Kindlein zu sich kommen und den Juden verbrennen. Aber man merkt ihren Affekten die Kanzelschulung an. Der Prälat von neulich donnerte sogar gegen die Parlamentsfeinde, daß mir einen Augenblick lang sein Priesterkleid als natürliches Mandatskleid erschien. Auf dieser Seite ist es minder der politische Geist, der sich die Redner schafft.

Oder auch die Danebenredner? O nein. Hier ist das Danebenreden ein Mitten-ins-Ziel. Aber wie traurig, daß auch die vielen anderen, die gradaus wollen, herum- und danebenreden!

Prager Tagblatt, 17. Juni 1917

163. Wiener Kammerspiele

In den Kammerspielen, die den Sommer zu gesundem Dilettantismus verwenden, gab man heute zum erstenmale »Fett«, leider nur ein

Schwank in drei Akten von August Bräunert und der war gänzlich mager. Man wird sich nicht darum anstellen.

Prager Tagblatt, 20. Juni 1917

164. Hitze

An Tagen wie diesen, da die bleischwere, dunstgestockte Wärme alles Leben gerinnen macht, fällt mir eine Novelle Gorkis ein. Sie spielt auf einer transsibirischen Station und enthält nichts als die Leblosigkeit eines heißen Tages. Ein Wächterhaus auf freier Strecke; zerrissene Wäsche am Strick; ein Schubkarren spießt sich in einen Steinhaufen; die Telegraphendrähte singen; und nach rechts und links die hoffnungslose Unendlichkeit des Schienenstrangs. Prall wölbt sich die grau angeflossene Himmelsbläue darüber und die Sonne bleibt und brütet. Der Wächter schleppt sich mit knickenden Beinen herum, wirft sich faul ins Gras, kriecht wieder ums Haus und sucht die Ferne ab. Die Hitze lähmt ihn, betäubt ihn, läßt ihn nach Ablenkung schmachten – wie einen Menschen, der, vom Zahnschmerz benebelt, mechanisch auf seine Triebe horcht. Dort drüben geht schweißstarr, übelriechend, die häßliche, alte Magd. Der Wächter kollert sich näher, auch er verschmiert und schwitzend. Aus Glut wird Brunst. Sie schmelzen zusammen ... Opfer der Hitze. Und ein Opfer der Hitze vielleicht auch das Geschöpf, das möglicherweise daraus hervorgeht.

Diese Geschichte fängt mit einem Griff das Motiv »Hitze« ein. Das Schlottern, Kriechen, Taumeln aller Kreatur, das schlappe Niederhängen des Lebensflügels, das mechanische Getriebe. Dann aber: das träge, dämmerhafte Nebenherleben, die nachtwandlerische Sicherheit, das Schläfrig-Passive unserer Gedanken und Wünsche. Was wir bei mehr als 28 Grad Reaumur tun und treiben, ist eine passive Resistenz gegen die Witterung.

Und doch kannten wir eine andere, sonnig-jauchzende Hitze, die uns nicht dampfen, sondern brennen machte: die Hitze unserer Kindheit. Was waren das für Sommer, was für endlos-blauende Tage! Wir krochen einen abgeholzten, von dornigem Felsengesträuch umwucherten Hügel hinan – Bienen summten um verdorrte Alpenblumen, der Äther schwirrte und die Luft roch nach strotzendem Wachstum – wir kratzten uns Hände und Waden blutig, keuchten vor Entdeckungsdrang, verieben uns den Schweiß im Gesicht und spürten doch weder Lähmung noch Unbehagen! Damals empfanden wir die Hitze

als überglühtes Dasein, als Atem der trunkenen Natur. Später, als wir älter wurden und nur noch schwitzen konnten, glaubten wir, der Sommer hätte sich geändert. Und sehnten uns nach jenen Sommern mit ewigem Sonnenglanz und Himmelsblau.

Wir haben jetzt einen solchen Sommer. Wie wir – nach erstaunlicher Witterungslogik – heuer auch einen echten Winter hatten. Leider nur: beides zu unrechter Zeit. Wir können dieser schönen Tage nicht froh werden. Nicht, weil unser Natursinn schon nationalökonomisch gedrillt ist. Sondern weil wir mit ihnen nichts anfangen können und der Schauplatz des Daseins sich verengt und verkürzt hat. Weil diesem Sommer die Gartenbankmuße und malerische Faulheit, das Schlaflose und Gelockerte, Elegische und Bequeme fehlt, das die Hitze auswirkt. Weil wir nicht beschaulich in ihre Fluten gleiten können, sondern an einen strengen Kreis gebannt sind. Noch steckt unser Naturgefühl im Pferch des Zielbewußtseins. Hitze ist nur Schweiß und Störung. Sie läßt uns noch mühsamer die Ketten tragen und füllt unseren Binkel mit einem höchst überflüssigen, fünf Kilo schweren Pflasterstein. Ratlos schauen wir zum Himmel: »Heute ist es wieder schön.« Was damit beginnen? Den Begriff »Reise« gibt es nicht, die Welt ist so klein wie der Staat und die Trafik drüben wird um 4 Uhr fallen.

Hitze ohne weiße Leinengewänder, überfüllte Musikgärten, unruhige Nächte, flackernde Abenteuer. Hitze ohne Bangnis und Weite. Die Praterbänke stehen leer. Die Parkanlagen sind nachtsüber verödet – auch die Unterstandslosen. Die Freunde der Sommernacht sind ausgestorben. Bäder haben nur mehr Badezweck. Man will drankommen, springt ins Wasser und greift nach dem Tuch. Der »Heurige« schließt um acht. Die Straße schläft in ihrer staubigen Mühsal ein, kaum daß der Abendwind Baum- und Wiesendüfte hereinweht und im dritten Stock das letzte, tagverseufzende Geklimper aufhört ... Die Zeit steht unter Glassturz ... Gorkis Wächter wäre Landsturmann, die Magd stände beim Bäcker. Sie könnten zusammen nicht kommen – sie wären viel zu müd.

Prager Tagblatt, 23. Juni 1917

165. Wiener Premiere

Auch im Deutschen Volkstheater gibt's jetzt eine Sommerzeit. Sie begann heute offiziell mit der Erstaufführung des dreiaktigen Schwanke von Otto Härting, Emil Malkowsky, der auf dem Zettel schon

jetzt den Vermerk trägt »Heute und die folgenden Tage«. Im Kino, wo derlei schmatzende, schapslige und sensationell überzuckerte »Koofmich-Spasseteln« beliebt sind, gibt es wenigstens noch die Mohnernte auf Java. Hier aber war man ganz auf Willi, Kurtchen, Ferry, Loly und Elli angewiesen, eine Sippe lustiger Durchhalter, denen das Schmalz des Kriegsgewinns von den Heldenlippen tropft. Herr Edthofer, in dem sich schon von jeher ein schüchterner Max Linder mit einem erotischen Valdemar Psilander kreuzte, bewährte sich vortrefflich in einer Rolle, die beiden angepaßt ist.

Prager Tagblatt, 1. Juli 1917

166. Patriotismus auf Straßentafeln

Für den Blick auf die Zeit genügt der auf die Straßentafeln. Sie sind heute aufdringliche Visitenkarten der Aktualität mit Vornamen, Rang, Titel und Charakter. Etwa: »Dr.-Sebastian-Käsmüller-Freiherr-von-Kikeritzfeld-Straße« oder »Se.-Exzellenz-Geheimer-Rat-Josef-Anton Maria-Pichelberger-Platz«. Die lokalgenetische Aufschrift wird herzlos weggeräumt und an ihrer Stelle ein Name aus der Zeitung geschnitten. Man kann sich vor dem blechernen Namens-Schall in keine Höhle mehr zurückziehen; sähe man auch beim Gehen zu Boden, stopfte sich Watte in die Ohren, vermied jede Begegnung – wenn man eines Abends dann in seine Gasse biegt, hat sie einen anderen, den gefürchteten Namen. Kürnberger, der in seiner »Denkmalspest« die steinerne Selbstberäucherung der Zeit verhöhnste, die Granit- und Basaltdokumente des Eintagsfliegentums, müßte jenen Aufsatz zeitgemäß umschreiben. Für Denkmäler haben wir Gott sei Dank kein Geld und so tobt sich die überstürzte Geschichtsschreibung in Straßentafeln aus.

Besonders der Patriotismus funktioniert heute als reger, entschlossener Straßenumbenner. Das Fahnaushängen, Böllerschießen, Illuminieren und Buckerlmachen genügt ihm nicht mehr – er beschließt Nachruhm und Ewigkeit, uraßt mit Doktorhüten und Straßentafeln. Er wartet den Ausgang einer Schlacht und das Schicksal ihres Feldherrn gar nicht ab, um die Wissenschaft loyal ins Gewehr treten zu lassen und das Teuerste, was sie vergibt, durch Verschwendung zu entwerten. Er renoviert uralte Städte mit vaterländischen Reklametapeten, beschmiert ehrwürdiges Mauerwerk mit kalter, greller Namenstünche. Alle Städte Österreichs sind jetzt in ihren Straßen und Plätzen nach dem Muster von Prerau und Nagyszombat umbe-

nannt: Überall heißt die Hauptstraße »Conrad-von-Hötzendorf-Straße«, der Ringsplatz: »Kaiser-Wilhelms-Platz« und weiter in der Art nach dem Amts- und Geschichtskalender. Daß die eintönige Wiederholung den Nachgeborenen, der einmal durch Österreich reist, zu Tod langweilen wird, daß sie die historisch-geographische Vielfalt charakterlos niederwalzt und aus unseren nördlichen und südlichen, westlichen und östlichen Städten Dependancen desselben Statthalterei-Geistes macht, ist natürlich. Namen haben ja – wie die beschlußfassenden Stadt- und Gemeinderäte allerdings nicht wissen – ihre Seele: eine traditionsarme, patinierte, zeitgeheiligte Seele. Sie sind Geburtsmale und Überbleibsel, Adelswappen der Zeit, die an den Ort streifte. Was ist eine Verehrung für die neue Zeit wert, die aus einer Mißachtung der alten kommt, und wieviel wiegt der Patriotismus, der in der Pietätslosigkeit wurzelt?

Der Stadtrat hat bekanntlich beschlossen, unseren Opernring, der darnach benannt ist, daß die Oper dort steht, und den Kärntner Ring, der seinen Namen der Kärntner Straße und dem ehemaligen Kärntner Tor verdankt, nach unserem Kaiserpaar umzutaufen, und zwar in: »Kaiser-Karl«- und »Kaiserin-Zita«-Ring. Damit kommen jene Namen, die in ihrer Kürze Glanz, Licht und Großstadtbraus enthielten, außer Kurs. Die Motive dieser Ehrung sind populär und begreiflich. Die Stadt will ihrem Herrscherpaar auf repräsentative und volkstümliche Art huldigen. Aber hat sich die Loyalität da vor Eifer nicht ein wenig ausgekegelt? Es ist leichter, die hohen Herrschaften vor allem anderen als vor jener guten Gesinnung zu schützen, die unaufhörlich in Parade steht und Lärm macht ... Die Ehrung in Ehren! – aber die kaisertreuesten Wiener werden doch sehr lange brauchen, bis sie sich auf dem Kaiser-Karl-Ring ein Stelldichein geben und auf dem Kaiserin-Zita-Ring spaziergehen.

Der Morgen, 2. Juli 1917

167. Das Kapitel vom Hochverrat

Im Parlament gab es heute eine fröhlich-angeregte Unterhaltung: Man plauderte über den Hochverrat, verulkte die patriotische Überstrenge dieses Begriffes, der bei uns anders, etwa als landesübliche Temperamentäußerung oder eine Flegeljahrserscheinung des politischen Wachstums zu fassen sei und eben unserer eigentümlichen Mechanik entspreche, und ironisierte sich selbst als unschuldigen Vertreter jenes Gesetzes. Der pathetische Nimbus des Wortes zerflatterte

während der Plauderei. Kann man sich etwas Kennzeichnenderes vorstellen als die Selbstironie, das verständnisvoll lächelnde Hinüber- und Herüberzwickern und die Gemütlichkeit dieser idyllischen Szene, die da sagt: Wir meinen's ja nicht so – wir brauchen es nur ...?

Conférencier war der lange nicht gehörte Abgeordnete Pernerstorfer. Als er aufgerufen wird und vom Sitze des Vizepräsidenten zur Rednerbühne schreitet, drängen sogleich von allen Bänken die Herren näher, Tschechen, Deutsche, Polen, Sozialisten vermischt. Er beginnt – die Linke immer hinter dem Rock versteckt und dadurch schon den Eindruck demagogischer Entschlossenheit bietend – ziemlich leger, ohne Forcierung seines rauh polternden Organs. Im Aussehen der echte Volkstribun, so eine Kreuzung von Schmiedemeister und Gymnasialprofessor. Humanistische und mundartliche Idiome kreuzen sich auch in seiner Rede. Er zitiert Herder, Horaz, Carlyle und sinkt bald darauf in populäre Niederungen. Was ist nun natürlicher? Es scheint stark, daß der nationale Humanist, der literarisch und ästhetisch fundierte Schwärmer von der Schulbank in ihm die Oberhand hat und daß es ihn einige sozialistische Bemäntelung kosten würde, diese alte Neigung zu verstecken – wenn sie nicht ohnedies ihren Stich ins Demokratisch-Rebellische hätte. So ist er (im guten Sinne des Wortes) der altgebliebene Knabe, der einst mit Brutus und den deutschen Klassikern fühlte und heute jenem mit Machtbewußtsein und einem roten Schnupftüchel, diesen mit Nationalbewußtsein und Zitaten huldigt ...

Im ganzen ist er viel gemüthlicher, launiger geworden. Er zeigt den burschikosen Altherrenhumor eines Vielerfahrenen, dem das alles nicht neu ist, und nimmt es schon vom Standpunkte der persönlichen Rückschau.

[Textverlust]

Prager Tagblatt, 4. Juli 1917

168. Ein Raucherdrama

Es hat – namentlich vor dem Kriege, wo die Aktie des Menschenwerts mit krachkündender Rapidität herabsank – schon die seltsamsten, lächerlichsten Selbstmordmotive gegeben: ehrbare Mädchen, die in den Tod gingen, weil die Nachbarn ihnen eine Liebschaft nachsagten; Selbstmord aus Kränkung über einen Spitznamen; Selbstmord wegen eines übers Geländer gefallenen Hutes; und in Wien hat sich vor Jahren ein Jüngling das Leben genommen, weil ihn die Freunde wegen

einer verlorenen Karambolepartie hänselten. In all den Fällen weiß man nicht, »ob man sie beklagen oder glücklich preisen soll ihr Los«; ob man die Zartempfindlichkeit bewundern und glauben soll, daß sie sich größerer Rauheit keusch und anstandsvoll entzogen hat, oder ob man die Errichtung einer Lebenszweckzentralstelle herbeiwünschen soll, die Minderbemittelten kostenlos das Bewußtsein des Lebenswertes verabfolgt. Den sonderbaren Selbstmordmotiven reiht sich jetzt ein neues an, weniger lächerlich und sentimental als jene, im Gegenteil, sogar von der Zeit überschattet und doch unscheinbar im Vergleich zu den größeren Motiven, die sie bietet: Selbstmord aus Verzweiflung über die Tabaknot. »In Kaposvar«, sagt die Zeitungsdepesche, »hat sich der Landmann Stephan Wardar erhängt, weil ihn der Tabakmangel zur Verzweiflung brachte.«

Armer, unglücklicher Stephan Wardar! Unbekannt, unsichtbar, ein Molekül der Einwohnerzahl deines Komitates bis zum Tage deines voranschreitenden Entschlusses und nun, gleich hinter den politischen Telegrammen, hinter der »Rekord-Reisernte in Japan« und der »Begegnung von Pašić und Venizelos«, in fetten Lettern um die Welt getragen! Bis dahin: ein Bauer mit der Pfeife im Mund und von da an ein Schicksalspionier, ein Namenspatron unserer Not. Nein – es wäre Versündigung, dich mit dem Mann, dem der Hut übers Geländer fiel, und dem Jüngling, der ein Karambole verlor, in einem Atem zu nennen. Du warst ein Held gegen sie und stehst uns Nervenmenschen wie ein Bruder nahe. Wir kennen nichts Schrecklicheres, Abzehrenderes, Grimmigeres als den Kampf ums entzogene Gift. Wie da aller Saft aus dem Körper gesogen ist, wie es immer leerer und leerer wird im Gehirn, die Glieder dürr und hilflos zittern und alles schreit nach dem Nährstoff, der uns umnebelte, erfüllte und luftdicht verschloß. Welcher grauenhafte, gigantische Ringkampf mit sich selbst! Wer einmal die Entziehungskur eines Morphinisten oder Kokainisten mitbeobachtet hat, weiß es. Und Nikotin ist unser tägliches Morphinum, unschuldig und zierlich in einer Zigarette gebunden oder gemütlich aus einem Pfeifenkopf rauchend und der Inbegriff unseres krankhaften Vergessens.

Schopenhauer, der das Leben mit boshaft-mathematischen Augen ansah, wußte, warum er gegen das dumme, überflüssige Rauchen wettete; nicht, weil es ihm dumm oder überflüssig schien – sondern weil es täuscht und ablenkt. Ihr sollt wissen, was wäre, wenn ihr euren Stummel, euere Pfeife nicht hättet – die Tragödie der Zwecklosigkeit und trostlosen Langweile, das Mißvergnügen an euch selbst. Der Nikotindusel ist das kleinere Nirwana. Ihn jemandem nehmen heißt ihn

urplötzlich sich selbst gegenüberstellen mit dem ernstesten, fragendsten Gesicht, ihn seinem nagenden, nüchternen Denken lassen. Drei-ßig, vierzig Jahre hat man nicht gedacht, nur geraucht – und nun soll man plötzlich über sich zu denken beginnen? Wie? Warum? Wozu? Und sagt mir vor allem, meine Lieben: wie hätte das der arme Stephan Wardar anfangen sollen, über sich nachzudenken, statt zu rauchen? ...

Prager Tagblatt, 8. Juli 1917

169. Der Irrtum

Die Meinung über Herrn Maximilian Harden, Schriftsteller und Herausgeber der »Zukunft«, ist geteilt: Die einen erklären ihn für den größten politischen Publizisten des heutigen Deutschland, dessen widerspruchsvolle Anschauung gleichwohl die überragendste Staatskenntnis berge, die anderen sehen in ihm einen talmudisch-taciteischen Scharlatan, der seine Überzeugungslosigkeit in Pythiädämpfe hüllt. Wer recht hat, bleibe dahingestellt; aber am wahrscheinlichsten ist, daß beide recht haben und Hardens manierierte Deutungs- und Standpunktsfreude politischer ist als alles, was heute in Deutschland an den Tag kommt. Jedenfalls war er seit langem einer nachschwätzenden Ironie ausgeliefert, die seinen Fehlern und Schwächen nicht das Wasser reichte und sich mit Witzblattästhetik über seine freistehende Person hinwegsetzte.

Es wird darum jetzt viele Leute geben, die angesichts der gemeldeten Einstellung der »Zukunft« und Hardens Einziehung für Schreiberdienste ein satirisches Gesicht aufsetzen und sich infernalisch über diese Strafe des Muskelgerichts freuen werden. Da muß man ihnen doch sagen, daß sie mitbetroffen sind. Ja, mitbetroffen – soweit sie jedes Moment der Kriegsdauer angeht. Das Ausland – das nun einmal an die pädagogische Sendung des Feldwebels nicht glaubt – wird sich diesen Fall (wenn auch im Kleindruck und unter den bezeichnenden Miszellen) gewiß aufspießen und dazu erklären: »Harden ist, obgleich viel befehdet, ein repräsentativer Publizist; seine »Zukunft« wird von den deutschen Blättern fallweise so zitiert, wie wir den Shaw und Hervé, den »New Statesman« und die »Victoire« zitieren. Wenn seine unausgesprochene, mit der täglichen Konstellation wechselnde Haltung auch häufig Spott begegnet, so ist man doch gewöhnt, ihn als Sachverständigen der Außenpolitik zu betrachten und auf sein Grunewalder Orakel zu hören. Seit Kriegsbeginn hat sich Harden scheinbar durch Gesinnungslosigkeit – die beim näheren Zusehen journali-

stisch-motiviertes und von jedem Schema freigehaltenes Selbsturteil ist – in Wahrheit aber durch die Konsequenz, mit der er das Kriegs-Deutschtum ablehnte, unbeliebt gemacht. Zur Strafe dafür steckt man ihn – den Dreiundfünfzigjährigen – als Schreiber in ein Monturdepot. So sieht die Demokratie Deutschlands aus: daß der johlende Pöbelhaß des Spießers ein gleiches Recht gegen den Geist statuiert und ihn in kuschende Disziplin einwickelt!«

Die Einziehung Hardens – in dessen Zeitschrift seltsamerweise gerade ein Münchener Schriftsteller der radikalsten Richtung dafür plädierte, Freischaffende von Ruf und Ansehen als im überstaatlichen Sinn Unentbehrliche vom Hilfsdienstgesetz auszuschließen – ist symbolisch wie jenes Wort »Einziehung« selber. Man wird – wie von einer Rübezahl-Faust – beim Schopf gepackt und vom Schachbrett entfernt. Daraus ergibt sich aber jedenfalls die Auffassung, daß der Staat ein Schachbrett ist und die Bürger Figuren. Wie verträgt sich das mit der »Neuorientierung«, den »politischen Garantien« und dem »demokratischen Geist«?! Das Fleisch ist willig, aber der Geist ist schwach. Es ist der Irrtum Deutschlands, daß es den Ruf nach Demokratie für eine Frage der Verfassungsform hält und es auf dem Weg des Edikts und der Neukostümierung den Feinden recht zu machen glaubt. Sie werden sich, fürcht' ich, kein gesetzgeberisches *X* für ein volksorganisches *U* vormachen lassen und den Fall Harden für charakteristischer halten als die preußische Wahlreform. Ob sie das Recht dazu hätten? ...

Der Morgen, 16. Juli 1917

170. Semper der Sumper

Ich bin überzeugt, daß es zu Otto Ernsts selbstverständlichen Forderungen an die Kritik gehört, daß man ein Buch gelesen haben müsse, über das man schreibt und urteilt; denn in der Selbstverständlichkeit dieser Forderung prägt sich die ganze Geistigkeit aus, die seinem »Lebenswerk« zu Grunde liegt. Es bezeichnet seinesgleichen Art, daß für ihn der ganze Austausch von Erkenntnissen, die eine höhere Verständigung ermöglichen, umsonst erfolgt ist; daß man wieder belehrungsweise von vorne beginnen muß, um ihn auf die kunstgerechte Stufe des Anschauens zu bringen; daß man vernunftpädagogische Spaziergänge den Tatsachen entlang mit ihm unternehmen muß, bis er kapiert. Denn sein Verstand ist von der detailklaubenden, volksschulkorrekten, mühsamen Art des Unterbürgers. Hätte man ihm hier

etwas bewiesen – flugs spränge er dort wieder davon; und am Ende müßte sich aller Geist darin verbrauchen, die Otto Ernste aufzuklären, statt wirklich etwas zu tun. Nein, ich unternehme es nicht. Ich schreibe stolz und kühn und sein bedeutsam ins Parterre der Anhängerschaft zwinkerndes Gesicht erwartend hin: Ich habe mir die Lektüre seines neuen Buches erspart, das ich hiermit besprechen will. Ich habe nur eine Impression davon – aber wollte Gott, ich hätte so deutlich und einprägsam die Kenntnis von etwas Schöнем!

Vielleicht denkt man da: Wozu das irreführende Pathos? Warum auf einmal und so verspätet der kritische Eifer, diese Überwertung der Dimensionen und so viel Wichtigkeit in Bezug auf einen Namen, der nicht mehr und weniger ist als ein solcher! Weil sich alle Nachsicht auf Erden rächt; weil die Definition der Gattung die einzelne Mikrobe nicht hindert, sich fortzupflanzen und eines Tages, im Namen vieler, ihr Recht zu fordern; weil der, den man am Leben läßt, es einem unter dem Hinweis nimmt, daß man es ihm nicht genommen hat; weil die schonungsvolle Vermeidung der »Kleinlichkeit« Größen hervorbringt und bewirkt, daß jemand plötzlich aus seiner Unterhaltungsecke kriecht, dick, schwarz, glotzend, eitel und dämonisch; kurz: weil jene Schonung aus dem ästhetischen Schulbeispiel »Otto Ernst« ein politisches Faktum gemacht hat. Über sein neuestes Buch zu schreiben ist eigentlich ein Burgfriedensbruch; aber noch mehr habe ich die Gewißheit, daß er es als solchen betrachtet. Der Krieg ist eine Schonzeit, in der die Hasen selber Jagd machen; wer die Flinte angelegt, begeht einen Waldfrevel an der Zeit; und sie haben wirklich nicht unrecht damit, daß es ihr Wald ist, von ihnen angepflanzt, gehegt und urbar gemacht. Otto Ernst ist das, was sich der kleine Moritz als »nationales Gewissen« vorstellt. Er vertritt die Gesundheit der Leere; die Kraft der Ahnungslosigkeit; die Heiterkeit des vergeistigten Fressens; die Moral des gewärmten Sessels; und den Geist der Ochseri. Das hat man ja freilich auch schon früher gewußt – aber warum sollte man den braven, frischfrommfrohen Dickbauch nicht ins Kinderzimmer lassen? Im Studierzimmer des Gymnasiasten wirkte er ja schon etwas lehrerhaft-rückständig. Und nun steht er plötzlich lärmvoll im Zimmer der Erwachsenen, und sein Fingerdrohen und Sprüchleinsagen entpuppt sich als Kulturkämpferei. Ja, es stellt sich heraus, daß sein Bauch bloß eine Vortäuschung war, die Gemütlichkeitslüge einer vor Angst, Streberei und Reizbarkeit zitternden, magern Kandidatenseele.

Als Ernst Schmidt – der zöglingsbescheidene, geschäftstüchtige, nackte Bürgername bedünkt mich viel ehrlicher, wengleich minder typisch als der literarische Kneipname – noch ganz klein war, und

»mal etwas werden wollte«, da glaubten wir: Nun ja, ein flüssiger Dickens, ein Bacchussohn von der Wasserkante, und wurden mit ihm gleichaltrig. Aber wehe! – er wuchs, und wir waren erwachsen. Die dicke Range schoß zum schwächtigen hochschultrigen Strebsamkeits-Bürschchen auf, das sich »Semper, der Jüngling« nannte und aus der engen Brust heraus Schiller und alle Genien der Bildung anrief. Er reimte und wollte Lehrer werden, gab stammelnd seine Visitenkarte bei Liliencron ab und las Kant mit dem Fremdwörterbuch, wollte aufwärts, wohin ja viele brave, deutsche Jungen wollen, um dann entweder das Abiturium zu machen oder bei August Piesekes Erben in Kondition zu treten. Der Entwicklungsroman des Steuerzahlers – warum nicht? Sie sind eine stattliche Klasse, und wenn einmal Krieg oder so etwas kommt, dann zeigen sie sich schon und machen ihn. Hier blieben ihm nur noch Mitschüler und Lehrer treu, Idealisten des Hinaufkommens vor Gott und dem Bürgermeister; hier bog aber zugleich der Weg der bessergenährten Knaben ab, die keinen optimistischen Freiplatz auf Erden suchen, sondern: sich und die Welt. Ihr Lateinbüchel war ihm allein schon überlegen, weil es vor ihren Augen etymologisch Werte auseinandernahm, in die sich jener hineinsetzte wie in eine warme Stube. Die Welt ist ein Einerseits-Andrerseits. Mhochjah, der Pessimismus ist nicht ganz abzuweisen, und Kämpfe gibt es auf der Erde, und das ist wahr und jenes ist wahr – aber wir sitzen man immer hübsch am Tische, schauen es durch, korrigieren Komma und I-Punkt und sehen, daß auch die Unendlichkeit vier Wände hat. Unterdessen hatten sich schon Gymnasiasten aus Welt-schmerz erschossen, und ein gewisser Frank Wedekind, ein skurriler, buntjackiger Geselle, der ja auch so vertrackt tut, damit er so vertrackt ausschaut, und dem Herrn Lehrer einfach ins Originelle davonläuft, war mit einem Stück gekommen, in dem eine dekadente Jugend dem Otto Ernst auf den Bart zielt und – oh Spott des Schicksals! – sich ins Herz trifft. Der fünfzehnjährige Gymnasiast aus »Frühlings Erwachen«, dieser frühweise Leidtragende der Welt, der sich nicht zur kugelrunden Type auswachsen will, sondern zum Helden des Lebensmutes, wird ihm einmal im Himmel die Hand gnädig zum Kuß hinreichen.

Semper, der Jüngling, war schon das anthropologische Beispiel des Seehunds, dem die Ruhe und das eisgestockte Blut gestatten, sich blinzelnd seines Absterbens zu freuen. Hier war der Wille zur Kinderstube und die Angst vor dem Altern älter geworden – der männliche Leser befand sich schon jenseits, im Leben. Während sich jener Dach und Kachelofen sicherte, schritt dieser ins Kalte, Weite des eigenen

Willens, wollte sich nicht an-, sondern ausbauen. Hier liegt ein ganzer Rassenunterschied – derselbe, der ungefähr dem Unterschied entspricht zwischen wirklicher und Unterhaltungskunst, zwischen den Erwählten und der Masse, zwischen beliebten Autoren und unbeliebten Schöpfern. Die einen leisten alle Arbeit, um weltgewärmte Kinder zu bleiben, und anektieren zu diesem Behuf aus der Phrasen- und Zuschauerferne die widerspruchsvollsten Begriffe des Lebens – jene wollen, in der infantilen Mundart gesprochen: »groß werden«, das heißt: wie es schon im Schulbuch steht, aber in ungeahnt-neuem Umfang: sich selbst erkennen. Sie wollen sich verwandeln, um zu lernen, und lernen, um zu helfen, und dies heißt dann mit Leib und Blut im Leben stehen. Die Otto Ernste aber lernen, um sich zu verwandeln, verwandeln sich, um auch dazusein, und nennen es dann: helfen. Der Unterschied ist grundlegend und national. Nach ihm gruppieren sich Kräfte der Kultur und Unkultur, Gesundheits- und Vervollkommnungsideale, Bürger und Menschen. Hier steht der pathologische Nietzsche, dort der fröhliche Asmus Semper.

Das Schauspiel ist uralte und biologisch-typische. Der weltleidende, selbstfreudige Geist des Erkennens mag von seiner Flugbahn ins Meer des Unfaßbaren stürzen – sein Flug hat den Tag erst gelichtet; aber da steht der Dreikäsehoch der Sicherheit, sperrt die Augen meilenweit auf, um die Erscheinung nur ja beruhigend hereinzukriegen und mit ihr als Meinung und Ansicht – wie's das abwehrende Vokabular seines Lebens aus zweiter Hand eben kann – ungestört fortzuleben. Dort, wo er mitkann – »Wenn du zum Weibe gehst, vergiß die Peitsche nicht!« –, ist es (wer keine Qual hat, hat die Wahl) ein Standpunkt; und wo ihm schwindlig wird, ist der andre, wie bekannt, ein Narr, die Jugend, die ihn liest, affektiert, das Zeitalter angekränkt. Wehe, wenn einer aus dem Zwar–aber-, Hier–dort-, Freilich–hingegen-Maß der Betrachtung fällt! Eh' sich der kleine Asmus traut, in sich zu gehen, geht er aus sich heraus, mit der ganzen Heiterkeit der geheimen Angst und des schlechten Popularitäts-Gewissens. Er fühlt: es geht an seinen Kragen, um seine Welt. Er weiß: hier muß die Schelmerei alles einholen und sagen, wie sie zu dem falschen Zeugnis kommt. Hier muß der Bauch gefüllt und gesättigt erscheinen. Und da passiert nun natürlich das Malheur, und es kommt alles an den Tag. Die Jovialität hat einen verdächtig-bösen Zug um den Mund, das Behagen hört immerfort höhnisch auf Bildung und Herkommen anspielende Zwischenrufe, eine im voraus verletzte und darüber irrsinnig werdende Eitelkeit kollert hervor, und der Bauch – der arme, schöne, dicke Bauch, was bleibt von ihm übrig? Er läßt, wie eine Schweins-

blase quietschend, die ganze Luft heraus und hängt dann schlapp und traurig herunter. Aus dem wohlgemuten, beleibten Jux-Onkel Otto Ernst wird der spindeldürre, schlechtgenährte, zapplige Lehramtskandidat Ernst Schmidt.

Das ist »Semper, der Mann«. Ich weiß von ihm nicht mehr, als daß er den Namen Nietzsche in den Mund nimmt und sich vor dem Schlafen gehen unter den Achseln kratzt; daß er sich mit Lessing vergleicht und übers Zwicklerband abschneuzt; daß er durch rosenrote Brillen sieht und Drohbriefe an Kritiker schreibt; daß er den Werdegang von der unbekanntenen zu der bekannten Null für einen Entwicklungskampf hält; und daß diese Biographie des ellbogenstoßenden, springgiftigen, kerngesunden Strebertums ein deutsches Kriegsbuch ist. Aber nicht genug des »nationalen Echos«, über das er dank der Zweiteilung der Welt in Ziegelschupfer, Handlanger, Optimisten und andre Positivisten hüben und den Kulturbringern drüben verfügt – und welche Marlitt unter den Deutschen hätte es je nicht so gut gehabt? –, damit nicht genug, will er eine Nation von lauter Sempers haben und verkündet das Sempertum als allein seligmachende, kriegsbestätigte Gesundheitsdevise. Es ist das Prinzip jener Männlichkeit, um deren Milchgesicht ein Vollbart wallt – das unzerstörbare ewige Prinzip des Philisteriums. Und man würde es schwatzen und quatschen lassen, wenn der literarische Semper heute nicht so symbolisch wäre für den politischen Sumper.

Die Schaubühne, 19. Juli 1917

171. Der Starnberger Bote

Woher, fragt man sich, kommt der namenlose Haß der sogenannten Bejaher gegen die sogenannten Verneiner, der Gesunden gegen die Kranken, der Kreuzfidelien gegen die Schwermütigen, der Optimisten gegen die Pessimisten, während diese die anderen doch allenfalls nur mit christlich-satirischem Lächeln betrachten? ... Ein Sophist hätte es schnell heraus: Weil eben *sie* die Kranken sind und ihre Gegner die Gesunden. Aber damit ist ihre Krankheit noch nicht umschrieben. Sie besteht in der Angst vor dem alten, griechischen: »Γνώθι σαυτόν!« (Lerne dich kennen!), in der Angst vor der Selbstbesinnung und dem Erwachen. Darum predigen die Bizepsverkünder und Harmoniejuchezer, die Bilderbuchinsassen und Freunde rosaroter Tapeten immer: Selbstflucht, Weltumarmung, Tatsachenkoller, Spaziergang aus sich heraus und warnen vor mißlicher und unerfreulicher Beschäftigung mit der

eigenen Seele (die sie »Selbstzerfaserung«, »Decadence« und »Auflösung« nennen). Unbewußt oder unterbewußt tragen sie die Furcht in sich, ihr mühsam geklitterter Idealismus, auf dem sich's so gut hockt und mit dem sich's so gut müllert, könnte angefressen und zerstört werden. Die gebenedeiten Miesmacher auf Erden kennen diese Furcht nicht. Was könnte ihnen aus sich geholten und von sich erkämpften Glauben, ihr Weltbild und ihre Trauer zerstören? Käme doch nur jemand, der es imstande wäre! Die Pausbäckigen, Dröhnenden, vom Sklavenübermut Geschwellten sind es nicht. Ihr Ansturm zieht bloß den letzten Strich, er macht die Bemühung um den Geist zur ewigen Märtyrerlegende.

Merkwürdig, daß dieser maßlose Haß, die Angst des professoral, weidmännisch oder bürokratisch umgürteten Kinderstuben-Optimismus vor der Mannbarkeit, dieser Wille zum nationalen Lügenparadies nirgends so stark ist als gerade in jenen zwei Ländern, die jetzt mit Zuhilfenahme Europas ein Duell auf Tod und Leben ausfechten: in Deutschland und England – hier zur Sitte, dort zur Moral geworden. (Und wahrscheinlich ist dieser Kampf auch nichts anderes als einer zwischen Moral und Sitte, ein Kampf der Blutsverwandten, die sich im selben Geist auf verschiedenen Wegen sehen.) In England tut die Gesellschaft mit, in Deutschland – der Heimat aller Pogrome gegen den Geist, von Schopenhauer bis Frank Wedekind – die Metaphysik. Hier gehört die Störung der Kunst zur Kunst der Kriegführung. Darum hat man in München gegen Frank Wedekind getobt, als er den braven, für Krieganleihe und deutsche Volksart werbenden »Simplicissimus« auf der Bühne verulkte; darum hat der wackere Hemdärmelstreiter Ludwig Thoma in seiner Zeitschrift den deutschen Professor Förster einen Ochsen genannt; darum werfen die Familienblätter die Frage auf, ob sich auch die Neutöner in den Schützengräben befinden; darum vergnügt sich der Volkswitz an der Vorstellung, daß ein Nietzscheaner die Menagesuppe kocht; und darum ergeht seit Monaten an die Bewohner des bayrischen Örtchens Starnberg die vaterländische Bitte, doch den deutschen Dichter Gustav Meyrink totzuschlagen. Wir kennen einen Teil dieser Geschichte aus einer Protestkundgebung, die die Runde durch die Blätter gemacht hat. Nun wirkt ein solcher Aufmarsch der Standeswürde, dieser prompte Verwahrungsmechanismus mit vorgestreckter Hand und »Wir schwören!« ja niemals sehr angenehm; es steckt noch immer jenes ehrenrätliche Marquis-Posatum drin, das den geistigen Komment über den Geist stellt. Aber die Versicherung, daß Meyrink die deutsche Frau »nie in den Kot gezerrt habe« (was der Bürger tut, in-

dem er das Wort dafür hat) und daß er kein »Judenstämmling« sei (was er vielleicht jetzt bedauert), ist kein Appell an den Snob, sondern ein Hilferuf. »Der Starnberger Land- und Seebote«, so schreibt Meyrink in einem Brief an den Herausgeber der »Schaubühne«, »hat täglich einen derartig persönlichen Artikel gegen mich gebracht, daß ich vorgestern auf der Straße von Erdarbeitern mit Steinen beworfen wurde.«

»Die Erdarbeiter und der deutsche Gedanke« – vielleicht ist das die nächste S.-Fischer-Broschüre. Auf Verlangen schreib' ich sie selber. Und zeige darin, wie folgerichtig jener Mann, dessen Name von allen Schreibenden der Gegenwart übrigbleiben wird und der das Leid der Zeit am tiefsten mitgeföhlt hat, gesteinigt werden muß, weil im Deutschen einerseits »Geist« und »Jud« und andererseits »Frau« und »Kot« eine Assoziation ergeben. »Der Starnberger Land- und Seebote« ist ein Bote des jüngsten Gerichts, das Meyrink in seinem letzten Roman so praktisch beschworen hat.

Der Morgen, 30. Juli 1917

172. Der verzauberte Kahlenberg

Der Kahlenberg schläft. Er, der einst so munter und idyllischen Treibens voll war, an dessen Hänge und in dessen Waldkuppe sich die Phäakenlust des vormärzlichen und glacisumfriedeten Wien ergoß, ein Höhenluftprater voll verträumter Ländlichkeit – er liegt unbeachtet und moderumspinnen da wie ein Stück baufälliger Natur. Sein dürrer Strauch- und Rebenkegel knistert in der Sonneneinsamkeit und im Gehölz seines gebirgigen Aufsatzes zeugen bloß vereinzelte Wurstpapiere und Flaschensplitter von einem entschwundenen, matt-belebten Sonntag. Die Schießbude und das Lachkabinett scheinen verwest, der Aussichtsturm verrostet und auf den blankgedeckten, verräterisch reinen Tischtüchern des Hotelrestaurants tummelt sich gelbes Kastanienlaub ...

Ein Bild schlafender, fossil gewordener Vergangenheit. Wie ist es mit dem heiteren Kahlenberg, einst kahl von Natur und nun kahl von Kultur und Freude, nur so weit gekommen? Ist uns seine Landschaft zu wenig komfortabel? Hat ihn vielleicht die Konkurrenz des tiefer gelegenen, von glattgestampften, ölrnichenden Serpentinaen umschnürten, mit mondänen Attraktionen belebten Cobenzl umgebracht? Oder ist er der Stadt in zu gemeine, Staub und Dunst atmende Nähe gerückt? Im Gegenteil: er ist uns noch immer zu fern. Einmal war das

seine geographisch-romantische Tugend. Heute aber, im Zeitalter des direkten Anschlusses und der guten Verbindung, wo die Natur keine zeitraubenden Umstände mehr machen darf, verurteilt es ihn zu einem trüben Reliquierendasein.

Zwar – halt, es gibt ja die Zahnradbahn. Aber die ist seit dreißig Jahren kein Verkehrsmittel mehr, sondern ein Verkehrsproblem. Ein schnarchendes Verkehrsproblem. Sie pfeift, stampft, stöhnt, gibt Rauch und ist über die Station Kahlenbergdörfel noch nicht hinausgekommen. Ihre altmodisch-breiten, gelbgrünen Waggonen und ihre Baggerlokomotive mit dem schadhaf gewordenen Gebiß – ein messingnes Kinderspielzeug – schlängeln sich so gichtisch durchs Gelände, daß man von weitem nicht unterscheiden kann, ob es hinauf oder hinunter geht. Sie dürfte in einem Fabelwettbewerb der Weinbergsschnecke keine Stunde Vorsprung lassen. Alle Vizinalbahnscherze werden an ihr zu Schanden. Man kann den Waggon zu jeder Minute verlassen, ein Stück behaglich vorausspazieren und sich dann wieder einquartieren. Wenn vom Kahlenberghotel leere Flaschen mitzunehmen sind, hat der Zug einstündige Verspätung. Wenn der Lokomotivführer niesen muß, so ist fünf Minuten Aufenthalt. Eine bescheidene, gesetzte Bahn, die nicht in die Zeit paßt. Jedenfalls scheint in ihr das Problem der Verhütung von Eisenbahnzusammenstößen am bündigsten gelöst; sie stellt dafür geradezu eine Erfindung dar. Aber da die Garantie, nicht ums Leben zu kommen, immerhin noch keine fürs Weiterkommen ist und die persönliche Sicherheit den Weg nicht verkürzt, so steht die Zahnradbahn, die mit dem Riesenrad gemein hat, daß sie keiner geschenkt nehmen will, nach wie vor auf der Misere-Liste ...

Wiederholt ist ihre Modernisierung beschlossen worden – der Akt ging scheinbar in Verlust. Irgendwie muß ihr Tempo das Tempo angesteckt haben, in dem man sich mit ihr beschäftigt; zwischen Anregung und Beschluß, Beschluß und Inangriffnahme hängt jedesmal eine Strecke wie zwischen Nußdorf und Kahlenbergdörfel – das ist wie von New York nach San Francisco. Nun kam, nach einem letzten entscheidenden Impuls, die Zahnradbahn zu »elektrifizieren«, der Krieg dazwischen. Die vorgesehene Vollendungszeit – bis Sommer 1917 – ist abgelaufen und – wie heißt es doch in der alten Operette? »Der Zahn der Zeit, der alle Wunden heilt, hat auch darüber Gras wachsen lassen.« Es wird also ein neuer Termin ausgesetzt: Bis August 1920. Gute Hoffnung! Vielleicht gibt es nach dem Friedenskongreß doch eine Elektrische auf den Kahlenberg, vielleicht erwacht der Kahlenberg aus seiner Verzauberung. Es sei denn, daß die Termin-

prolongierung zu einem heiligen Statut wird. Dann werden allerdings unsere Kinder und Kindeskinde noch immer *neben* der Zahnradbahn auf den Kahlenberg steigen! ...

Prager Tagblatt, 19. August 1917

173. Der Stammgast wider Willen

Der freizügig-spielerischen Eigenart Wiens droht ein neuer, schwerer Schlag: die Einführung der Gasthauskarte. Damit ist das letzte Asyl des Eßbehagens in einen knapp gehaltenen, unfreundlichen Automaten verwandelt, der keine Wünsche und Beschwerden, keine Extragustos und Bestellungslauten kennt, sondern nur noch abzufertigende Nummern.

Wahrlich, die Kriegserkenntnis hat recht: daß wir an jedem folgenden Tag sehen, wie gut wir's am vorhergehenden hatten. Was glaubte man doch für ein gequälter und gefrotzelter Märtyrer zu sein, weil das Gulyas gestrichen war – eine Bezirksgerichts-Verhandlung hatte sich mit so einem gestrichenen Gulyas, das *de facto* für zwei Stammgäste reserviert war, eigens zu befassen –, weil der Zuträger sich nicht beeilte, weil bloß noch drei Fleischgerichte und fünf Gemüse zur Auswahl blieben, weil die Kellnerin keine Mehlkarte kreditierte, weil der Karfiol zwanzig Minuten zum Weichwerden brauchte, weil – aber läßt sich die Summe an Empfindlichkeiten, Nervositäten und Schikanen überhaupt aufzählen, die aus der Freiheit des Gastes hervorgehen? Hier durfte er noch schimpfen, hier war er Mensch. Und saß, allen Karten- und Rayonierungsunbilden zum Trotz, über die Speisekarte gebeugt wie ein frei schaltender Stratege, der sich aus Appetit, Barschaft und den vorhandenen Gerichten einen kulinarischen Feldzugsplan zurechtlegt.

Damit wird's über kurz oder lang sein Ende haben. Die »vorbereitenden Kreise«, diese dunklen Nornen, die am Seil unserer Not weben, befassen sich bereits mit der Sache. Manches dringt aus dem Beratungsnebel: daß es künftig nur ein strenges, vorher entschiedenes Entweder-Oder geben soll: entweder Hausmahlzeit oder Gasthausbesuch – das kombinierte System, wobei die theoretische Möglichkeit blieb, dreimal Mittag und viermal Nachtmahl zu essen, ist ausgeschaltet. Hier stockt der Esser schon. Kann sich der aus einer Speiszimmer- und einer Extrazimmer-Seele zusammengesetzte Wiener so ohne weiteres in eine dauernde, täglich gültige Schablone wickeln lassen? Und zwingt heute nicht gerade die romantische Abenteuerlichkeit

und Veränderlichkeit der Markt-Konstellation zur Abwechslung zwischen Restaurant und Heim? Soll man auf Gnad' und Ungnad' dem Stehvermögen seiner Köchin, der Gemüsezufuhr und dem Butter-Turnus ausgeliefert sein und auf die befreiende Gasthaus-Initiative verzichten müssen? Abgesehen davon, daß ein uralter Wiener Brauch ohnedies vielfach das Mittagessen dem häuslichen Herd, das Nachtmahl aber der Gasthausküche zuweist. Kurz: die Vorbedingung hat schon manchen Haken.

Dann, heißt es, wird man zur Erlangung einer Gasthauskarte seine sämtlichen Fleisch-, Mehl-, Kartoffel-, Fett- und Zuckermarken abliefern müssen. Das gehört begreiflicherweise zu Punkt eins – nur mit der Fettkarte hapert es ein wenig; es gibt nach wie vor Menschen, denen nicht bloß vom ökonomischen Standpunkt ein Butterbrot lieber ist als alle Rostbratenfreuden der Erde. Dann werden regelmäßige Wirtshausgrade geschaffen, Rangsklassen des Essens von *K* 1,50 bis *K* 8,50 – ganz à la Dampfbad. In der Volkskategorie erhält man seinen Anteil an der Fleischlosigkeit: Suppe, Gemüse, Mehlspeise. Sodann auf der Kleinbürgerstufe (zu *K* 3,50) noch ein Rindfleisch, auf der dritten (*K* 5,50) statt dessen einen Braten. Auf der sechsten noch eine Vorspeise, auf der höchsten aber Käse, Kompott und alles exquisite Zubehör. Die Einteilung gibt ja zwischen Mangel und pekuniärem Vorrecht einen hübschen Mittelweg. Nur ist es mit öffentlichen, allen Blicken zugänglichen Rangunterschieden – ob sie sich auf den Theatersitzplatz oder aufs Essen beziehen – eine mißliche Sache: man läßt sich, in Wien vor allem, nicht gern in die soziale Schüssel sehen und blickt irritiert nach rechts und links. Zwischen einem 5-*K*-50er Bürger und einem 8-*K*-80er Magnaten sein kärgliches 1-*K*-50er Mahl zu verzehren erfordert in der Stadt der wechselseitigen Trinkgeldkontrolle und des verschämten Kavalierehrgeizes schon einen Kraftaufwand der Gleichgültigkeit. Ein einziger braucht bloß in der Runde den Ton anzugeben und die Mindestmahlzeit bleibt unbestellt. Oder wie, wenn man gerade unglücklich zwischen einem Paprikahuhn und einem Fogosch am Rost zu sitzen kommt? Man hat keine Ahnung, wie schal dann die feinste Gemüse garnitur schmeckt! ...

Endlich, der kurioseste Punkt: man soll einem bestimmten Gasthaus zugewiesen und ihm allen sich etwa einstellenden Abneigungen gegen Küche, Keller und Bedienung zum Trotz als Stammgast verpflichtet werden. Käme die Verordnung nicht aus so wenig spaßhaftem Geist, man müßte sie als einen Witz auf unsere Eigenart betrachten. Der Wiener, der sich das Los des Stammgastes immer gerne erwählt hat, als Stammgast gleichsam schon auf die Welt gekommen

ist und beinahe krankhaft dazu inkliniert, durch Jahrzehnte im selben Lokal denselben Sessel zu besetzen, wird jetzt zum Stammdasein im Gasthaus gezwungen, ohne daß er sich auf ein bestimmtes kaprizieren darf. Ob nun der Oberkellner eine unsympathische Nase hat, der Wirt kein Buckerl macht, die Fenster zugig sind, die Braten ölig, die Gläser schlecht eingeschenkt, die Mehlspeisen staubtrocken und die Stimmung – diese wichtigste Voraussetzung des Gemeinschaftsessens – ungemütlich. Vielleicht kuriert ihn der neue Zwang vom alten Hang. Stammgast sein müssen fördert mächtig den Forschungs- und Abenteuertrieb durch die Welt der Lokale. Jedenfalls wäre es zur künftigen Anpassung jetzt schon angezeigt, sich mit seinem Gasthaus innerlich zu vertragen ...

Wie man sieht, haben die »vorbereitenden Kreise« noch lange an ihrem Seil zu weben, daß es zum unzerreißbaren Tau der widersprechendsten Interessen wird und nicht zum Selbstmörderstrick des armen Stammgastes.

Prager Tagblatt, 2. September 1917

174. Blaufuchs

*Komödie in drei Akten von Franz Herzeg.
Zum erstmalig aufgeführt am Theater i. d. Josefstadt*

Das Wort fliegt auf, tänzelt, springt herum, erhitzt sich in pfeilschnellem Zickzack – und hast du's nicht g'sehn, liegt im Geäst, flockig und heikel wie ein Glühstrumpf und doch ebenso warm und licht glimmend, ein Stück Wahrheit bloß. Das ist alte Franzosenkunst. Aber der Ungar Franz Herzeg schlägt sie. Seine Komödie vom Hausfreund (sprich: Freund des Hauses), der den Mann, um sein Jugendideal betrogen, zur Scheidung von der ungetreuen Gattin drängt, um sie dann mangels Qualifikation zum Hausfreund (sprich: Freund der Hausfrau) selbst zu ehelichen, dieses Spiel zwischen dem Geliebten, der mit den ethischen Hörnern, dem Mann, der mit der gemütlichen Brille, und der Frau, die mit dem Blaufuchs zur Welt gekommen ist, braucht die Mache bloß für die Füllung. Aus dem leicht gerührten Schaum, den die eine Hand psychologisch und die andere arithmetisch quirlt und beide so rasch, daß man nicht mitkommt, wird eine Crème à la Boelsche. (Lasterweibchen : Tugendmännchen, wobei die Tugend despotischer Besitzerwahn und das Laster schmiegsame Natur ist.)

Aber dieses »à la« schmecken nur die Gourmands. Und damit's die andern auch schmecken, braucht der Autor einen dritten, Sentenzen und Lösungen hinterdreintragenden Akt und – noch mehr Schaum. Die Komödie wächst und ihr Sinn verduftet. Das ist das Schicksal aller Schlagerstücke, aber davon leben sie auch. Denn siehe, wenn einer käme und im ersten Akt sagte: Ich verstehe alles. Das ist die urewige Tragikomödie des zwischen Mann und Weib ungesprochenen »Und wenn schon«, die ihn den sexuellen Zufall überschätzen läßt und sie verlogener macht (oder wie der Autor sagt: »Die Frau tötet die Wahrheit« – »Nein, die Wahrheit tötet die Frau«), und dann zum Mann spräche »Mein lieber Tibor, Sie sind ein Esel, merken Sie denn nicht, daß die Frau Sie liebt und daß alles andere wurscht ist«, und zur Frau: »Meine Gnädige, wie können Sie diesen Ochsen lieben?« – wie gäbe es dann überhaupt diese reizende Komödie der psychologischen Irrungen? Das einzige, woran sie – zum Nachteil ihrer Schlagkraft und Feinheit – leidet, ist ihre motivische Überbestimmtheit. Sie holt jede mögliche Wendung aus sich heraus, biegt um jede mögliche Ecke, bis sie einen am Schluß auch gegen das Paradoxeste abstumpft: das Naheliegende. Als sich Ilona und ihr Geliebter im Kuß fanden, war es sogar beinahe schon um eine dramatische Achsendrehung zu spät ...

Josef *Jarno*, der gescheite Lakoniker, spürte das und griff etwas kalt-ungeduldig zu. Der moralische Eisberg in diesem Gregers Werle, dessen ideale Forderungen jenseits des Zynismus beginnen, taut so unvermittelt auf, daß man eher an ein Vakuum als an die erotische Schmelzwärme glaubt. Im übrigen war seine rauhbürstige Abruptheit in Blick, Wort und Geste dem Dichter eine meisterhafte Hilfe. Frau *Konstantin*, die erotische Fieber-Virtuosin, die zu Henry Bernstein und Wedekind gleich weit hat, spielt eine Nuancen-Rolle. Ihre nervös-flackernde, hysterisch-gelockerte Sinnlichkeit schien mir diesmal ein wenig übermüdet. Aber sie brillierte wieder in der farbig schillernden Kompliziertheit, die aus dem Punkt hervorgeht, aus dem sie zu kurieren ist. Die Gescheitheit dieser Frau Ilona ist ein Aufschrei der Einfalt, doch nicht so dumm überschätzt zu werden. Aber es nützt ihr nichts – wie es herauskommt, klingt es schon wieder nach Dreh. Diskret angeteppelt der Fliegerbaron des Herrn *Götz*, exakt-entzückend die Debütantin Fräulein *Burger* und abwesend im Geiste der zweimeterlange Gatte des Herrn *Strobl*. Das Publikum fühlte sich kreuzvergnügt, bedachte Aphorismen mit Abgangsapplaus und hüpfte beseligt heim, ganz: Er und Sie. Und das ist ja der letzte Sinn des Theaters: daß es den Spießler zum Schweben bringt.

Der Morgen, 3. September 1917

174 a. Kammerspiele

»Der neue Ahnherr« von Fritz Heinrich. – Dieses Stück hat einen großen tragischen Moment: ein einjähriges Kind wird auf die Bühne gebracht, direkt aus der dunkelsten Leopoldstädter Wirklichkeit – die Mutter erhält eine Krone Leihgebühr. Ein »Vater« redet zu ihm warmquellendes Zeug nach einer fremden Haspel – warum schreit er so? Eine »Mutter« trägt es in den Armen und plappert ins Irre – warum zittert sie? Dem Kleinen wird bang. Aber den Großen noch bänger. Resonanzlos gellt der Quatsch in den Raum, die Stimmen schaukeln, das Jüdeln überjüdeln sich – gleich werden sie, beschämt von einem drohenden Kinderheulen, umschnappen und selber »Bä-jäh« machen. Der Zuschauer, der hier erschauert, saß auch sonst in jener religiösen Düsterei, die sich immer einstellt, wenn einen die Bühne nichts angeht. Ihm und dem in einen Dunstkreis von Dilettantismus und Schabigheit gehüllten Darstellern stand der kalte Schweiß auf der Stirne.

Der Morgen, 10. September 1917

175. Empfindlichkeit

In einem soeben vor dem Wiener Heeresdivisionsgericht stattfindenden Prozeß von der Art, wie sie jetzt gegen »X. und Genossen« wegen Kartoffeln, Mehl, Zucker, Obst, Kohlen, Butter, Provisionen, Beziehungen und jenes ganzen Höllenbreughels, in dem sich Bürokratismus und Schiebertum nebelhaft vermischen, so zahlreich sind, trat unter anderem eine grotesk-erschütternde Episode ans Licht: Einer der Angeklagten, der Offizial Kodes, war in der Nacht von einer Kommission überrascht worden, die eine Hausdurchsuchung bei ihm vornahm.

»Der Schreibtisch war mit Korrespondenzen und Rechnungen vollgepfropft. Während der Sichtung bat Kodes, aufs Klosett gehen zu dürfen; drei Herren der Kommission gingen mit. Auf dem Wege reichte Kodes dem Schriftführer, der hinter ihm ging, ein Papier zum Lesen und stürzte dann ins Klosett, warf einen Knäuel Papier hinein und zog die Wasserspülung. Dem Schriftführer gelang es, trotzdem Kodes die Tür zu verstellen suchte, ein Papier herauszuziehen, das dann von der Kommission zu entziffern versucht wurde. Während man das Papier trocknete, stürzte Kodes, der auf und ab ging, plötzlich an den Tisch, erfaßte das Papier und steckte es in den Mund. Er kaute krampfhaft, um es zu verschlucken. Fünf Männer

suchten ihn daran zu hindern; endlich faßte ihn der Polizeiagent an der Gurgel, während ihm die andern die Hände hielten, und öffnete ihm mit einem Messer die fest zusammengebissenen Zähne. Man fand aber nur mehr zu einem Brei zerkautes Papier.«

Welches Bild tollwütig-zappelnder Angst! Welcher Triumph der Verzweiflung! Der würdenentfesselte Mensch bekommt einen Heißhunger auf Klosettpapier. Geld is hin, Welt is hin, alles is hin – stoßen wir mit einem Tritt die Würde von uns und jubeln wir in befreiter Ohnmacht! Jetzt geht es nur noch Leib gegen Leib, Schweiß gegen Schweiß, das Kannibalische steigt auf. – Ho ruck! – gleich wird das Klosettpapier aus dem Mund gezogen oder drunten im Magen sein. Und wenn es dahin rutschte? Wir haben Magenpumpen, die sich gegen Brillanten- und Banknotenschlucker bewährten, wir haben Chemiker, die aus dem Menschenkot die Wahrheit ans Licht ziehen! Wenn einmal auf Tod und Leben gekämpft sein muß, gibt es keine Glacéhandschuhe mehr und Empfindlichkeit, Ehre, Hygiene, Körperkultur steigen zusammen wie ein umgeworfenes Drogisten-Lager.

Der Oberoffizial, der auf diese absonderliche Art seinen Mund halten wollte, war im übrigen ein vollendeter Gent. In seiner Wohnung roch es nach Parfüm, Likören, Spezialzigarren, Pomade, Trauben und Badeschwamm. Ich bezweifle nicht, daß er sich täglich sechsmal die Hände gewaschen und sie zweimal manikurt hat, daß er das Gesicht unmerklich zur Seite neigte, wenn ihm der Hauch eines Sprechers zu nahe kam, daß er sorgsam den Rand seines Trinkglases abstreifte und seinen eigenen emaillierten Zahnstocher bei sich trug. Wozu macht man das alles, wenn es eines Tages für die Katz ist? Welche lächerliche Empfindlichkeit, die sich im Ernstfall als so entbehrlich erweist. Der Mensch, der nicht weiß, ob ihn das Schicksal nicht dazu verurteilen wird, Klosettpapier zu essen, sollte sich frühzeitig mit seinem Geschmack vertraut machen. Wahrscheinlich würde der Wegfall der Würde – deren Wahrung ihn auch zu Schwindel und Betrug verpflichtet – seine Ehre weniger gefährden.

Prager Tagblatt, 13. September 1917

176. »Das neue Gold« und die »Braven Leut'«

Erstaufführungen an der Neuen Wiener Bühne und am Stadttheater

Markus Loschitzer, Händler in Kümmel, Schürhaken, Kandis, Leinwand, Kaffee und Schmirgelpapier, wurzt den Weltkrieg, wird über Nacht Millionär und übersiedelt in ein gräfliches Schloß. Siegfried Geyer und Franz Xaver nehmen die Konjunktur wahr und wurzen (ebenso rasch und rüd) diese satirische Gelegenheit. Wessen Parasitentum ist ärger ...? Meine Hochachtung für die edle, urwüchsige Einfalt des Boskowitzers Handelsmannes! Er bleibt auch zwischen den Wänden der Ahnengalerie und von Kammerdiener, Küchenchef und Leibjäger umgeben, was er ist, strotzt von der Vitalität des Schacherns und spottet des Nachwuchses, der mit der rechten Hand Possen und mit der linken Referate schreibt, das Theater vorn und hinten anschmiert und sich mit dem Kasinowitz und der Amtsstubenironie an einen Tisch setzt. Der Verrat am Jargon wird zum Verrat an der Rasse. Sie verdient wirklich kein Dilettantenpogrom.

Es ist eines der – neuerdings nicht seltenen – Stücke, in denen die Absicht jüdeln und das Wort (frei nach Eisenbach) bloß so »Cheide-reichei-Moischele« macht ... Eisenbach! Daß du mir einfallen mußtest, Göttlicher! Wo bleibt der Verrat an dir und deinen Getreuen, Glinger und Taussig, diesen Beaumont und Fletchers?! Wie absichtslos und ungeschwätzig, wie lebenswahr und erfinderisch ist ihre Kunst gegen die Satire, deren Handlung immer mit einem »Jetztwer-masich« fortkecht und deren Witz in Interjektionen erstickt ... Die »Budapester« im Spiegel der Offiziersmesse. Aber, meine Herren, so billig geht es doch nicht. Auch die Dramaturgie der »Budapester« will ernstlich studiert sein. Ein Glinger könnt' einen Geyer lehren.

... Ja, wenn der Xaver kein Dilettant ist ...

Ein anderes Dilettantentum. Wienerisch, gradlinig, bieder: der Gelegenheits-Anzengruber. »Brave Leut' vom Grund« heißt die Ausgrabung, noch ganz im Sinne Friedrich Schlögl's und Anton Langers. Moral aus dem Fünfkreuzerroman, in noblere Auffassung getaucht und humoristisch geläutert. Geschneiderte Kolportage mit schwachem Fleischansatz; nur die Vernunft quillt in kerniger Mundart. Eine Wirtshausszene, in der es schalantert. Funken zucken auf, aber es brennt nicht. Im Gegenteil: Alles biegt vor der Verwicklung um und geht seinen harmonischen Weg zur Schmunzelweisheit: daß man die Männer nur Herren zu spielen lassen braucht, damit sie brav und fein stad werden. Anzengruber verstand sich auf solche altkluge Sin-

nigkeit, die mehr nach Zeitung als nach Gemüt klingt und auch sonst zum Liberalismus paßt. Deshalb – der germanistische Gott verzeih' mir's! – wirkt er heute auch in manchem so unecht. Wie Dialekt-Liberalismus. Jener lebt und leuchtet, aber dieser ist bekanntlich mau-setot. Nicht mehr aufzuwecken.

Auch nicht durch Frau *Nieses* stramplerische, winzerische, gemüts-glücksende Reschheit, die irgendwie mit dem Genius Anzengrubers harmoniert.

Der Morgen, 17. September 1917

177. Schieber-Tragödie

In den Blättern las man dieser Tage die Prozeßüberschrift: »Die Geschäfte eines Faiseurs«. Faiseur – ein nobles Wort! Welche Riesenunternehmungen sind denn hier aus der flachen Hand gezaubert worden, welche Aktiengesellschaften auf den Pfiff eines unbedenklichen Abenteurers hin entstanden, welche Transaktionen in die Luft geschossen? Ach, es handelt sich nur um einen Waggon Erdäpfel. Den hat ein als Infanterist eingerückter Engros-Vermittler unter Mißbrauch eines Kompagnie-Bestellzettels freihändig verkaufen wollen. *Wollen*. Übrigens hat der Mann dafür 3½ Jahre Kerker bekommen. Aber kann man ihn auf jenes Geschäft hin wirklich einen »Faiseur« nennen? Das Wort paßt gar nicht in den Wiener Mund. Besser wäre noch das berlinische: »Schieber«. Obzwar das eben wieder zu derbschnäuzig-berlinisch klingt. Hier sagt man, ungleich zarter und bewundernder: »Aufreißer«. Ein Mann, der – in Blöcken, Quadern, Bergen – Geld aufreißt. Man weiß nicht, wo und wie, aber man sieht es strömen, man sieht das Auto vor dem Kaffeehaus knattern, man sieht die Boutons und Diamantringe der Gattin, man sieht einen tadellosen Pepita-Anzug und dann sieht man hie und da zwischen ihm und einem Unbekannten eine Unterredung oder hört ihn hellschmetternd ins Telephon rufen. Da macht er seine Geschäfte. Sie nehmen, wie man merkt, weniger Zeit als Gehirn in Anspruch, wickeln sich mühelos zwischen dem Schwarzen und einer Karambolepartie oder zwischen zwei Glockenzeichen auf der Tribüne der Freudenau oder im Foyer der Hofoper, immer als Begleiterscheinung und in der Hast eines Vergnügens ab und helfen es ebenso unauffällig wie großzügig erneuern. Ihr Gebiet ist die Provision. Aber sie beherrschen es mit einer Kraft und Größe, die ihnen eine soziale Krone aufs Haupt drückt.

Darum schienen sie im Frieden von imponierender Mystik umflossen. Man ahnte, daß im Meldezettel der Schlüssel war. Man wußte, daß sie verreisen und magerer, aber noch immer elegant zurückkehren. Sie hatten ein fliegendes Domizil, so zwischen Franzensring und Vororte-Hotel, nirgends stabil und doch beiderseits zuständig. Sie waren oft mit seltsam-schäbigen Menschen zusammen und gleich darauf mit hohen Kavalieren. Herren mit Aktentaschen sprachen beim Portier vor und zuckten mit den Brauen. Aber all das gab ihrem Wohlergehen, ihrem Auftreten nur einen exotischen Geruch, ließ sie dem naiven Aug' als eine Kreuzung von Weltmann und Banknotenfälscher erscheinen. Man wußte nicht, sollte man zum Banknotenfälscher »Sie« sagen oder mit dem Weltmann intim sein. Jedenfalls schwammen sie obenauf, waren die Habitués der Vorderwelt und trugen den Stirnreif des überlegenen Geschäftsmanns. Damals war der Staat und die Meinung noch nicht so streng. Gerade die Finessen und Nuancen des Erwerbs machten Talent und Ruf aus.

Heute gibt es keine Nuancen. Die Pfiffigkeit und Geriebenheit, die früher leicht mit Situationen jonglierten und hart am Gesetz vorbei, doch bloß als tüchtig sich erwiesen, müssen jenen Weg gehen, auf dem sie nichts zu suchen, aber auch nichts zu finden haben: den »vorgeschriebenen«. Sie, die Erfinder und Ausbeuter des Zufalls, sollen sich einer Regel beugen und im Dienstweg der Moral ihr Einkommen suchen? Ach, was für ein langweiliger, steiniger Weg! Wie umständlich und zwecklos! Geht ihn denn irgendein Wissener, Gescheiter, Beweglicher? Nein – nur die mit dem angeborenen Talent, sich erweisen zu lassen, mit der Korrektheit des Ungeschicks, die Hineinplumpser und Gradheraussprecher, die sich dem Lebensbrauch nicht patschierlich anschmiegen können. Wir können es. Wir wissen, daß der Dienstweg ein Umweg für jene ist, die auf dem direkten Weg stolpern. Und da wir auch wissen, daß unser Vorgehen von der Art ist, wie man gewöhnlich dazu schmunzelt, und nur dann mit ihm ins Zeug geht, wenn einer oder etwas taktlos-offiziell wird – nur frischen Mutes! Wir werden wahrhaftig nicht so taktlos und offiziell sein ...

Ja – wir. Aber da gibt es Gestrenge, denen vorfahrende Automobile, Regiments-Geschenke, Eroberer-Charme, Zivil-Allüren und die ganze Kunst, als simpler Infanterist noch der »Großindustrielle« und »Faiseur« zu sein, schon lang ein Dorn im Aug' ist. Sie sehen nur den Infanteristen und beäugen ihn scharf. Eine »dienstliche Frage« – und er fällt um. Richtig, einer stellt sie: »Wohin fährt der Erdäpfelwagen?« – und das ganze solide Kartenhaus des Groß-Infanteristen oder Reserve-Kommissionärs stürzt zusammen, er selber mit. Nun kommen

alle die Anpassungstricks und Handgriffe, die kleinen Korrekturen, Schliche und Praktiken, mit denen man sich arglos-sicher durch das Dienst-Gestrüpp schwindelt, als große Verbrechen heraus. Was hat man getan? Die Zahl der angeforderten Waggon auf dem Dienstzettel erhöht, um die überschüssigen selbst zu verkaufen. Ein Federstrich. Also Urkunden-Fälschung? Mein Gott, so ein Dienstzettel, ein fertiges Formular, wie es zu Tausend in der Kanzlei herumliegt, auf jedem Pult und Tisch, in jedem Schrankfach, stampigliert oder unterzeichnet, oft selbst ausgestellt und unter eine fremde Nase geschoben – er gilt doch nur für den engeren Kompagnie-Gebrauch, beschreibt einen häuslichen Kreis. Es ist die Visitenkarte des dienstlichen Umgangs – da's nun einmal über Staketen geht. Hat man noch nie gehört, daß einer auf dem Überzeit-Zettel den »11«er in einen »2«er, den »2«er in einen »6«er verwandelt hat, gerade wie sich die Schulbuben eine »Bestätigung« schreiben oder die »Unterschrift mit dem Namen des Vaters« bringen. Freilich, es ist nicht korrekt. Wohl auch verbrecherisch? Es kommt aufs Glück an. Solang es gradgeht, ist es ein Spaß. Wenn es aber schiefeht – – Beim Erdäpfel-Faiseur ging es schief. Und nun stürzt plötzlich der Himmel ein, Delikte schießen wie Pilze empor, vergessene Winkelzüge und Finessen, wie sie die Rutschbahn des Lebens bilden, grinsen mit starrer Paragraphen-Fratze, jeder schwache Punkt des Vorlebens wird ein Faszikel – man hat sich Geld ausgeborgt, Geld weggeschenkt, den Schwurbogen des Exekutionsgerichts (mit seinen Fragen: »Wieviel Krägen haben Sie?«, »Wieviel Hühner?«, »Ein Haus, eine Dampfwalze, ein Känguruh, einen Diwan?«, »Wenn ja, ob nein, wenn nein, ob ja?«) nicht richtig ausgefüllt, Waren versprochen, Vorschüsse genommen. – Die Anklage lautet auf: Urkundenfälschung, Betrug, Mißbrauch der Amtsgewalt, Meineid. Und das Urteil auf dreieinhalb Jahre.

Dreieinhalb Jahre. Der Mann hätte auch Kommerzialrat werden können. Einen Orden hatte er schon. So ist das Leben: ein Drahtseil zwischen Würde und Kerker.

Prager Tagblatt, 23. September 1917

178. Saisonbeginn

Das ist ein Fremdwort, mit dem der Krieg gründlich aufgeräumt hat: Saison. Heute sagt man klimatisch-einfach: Winter. Und denkt wieder wie anno Volksschulbesuch und Krähwinkel an Schnee, Frost und Dunkelheit und nicht an Elite-Ball, Jour fixe, Konzert und

Nachtlokal. Es geht nicht an die Arbeit des Vergnügens, ans Tagwerk des Nachtlebens, sondern in eine strenge, ungewisse Zeit. Die Geselligkeitsindustrie ist aufgehoben und an ihre Stelle ein Ersatz-Mechanismus getreten mit der Aufgabe, das »G'schäft« in Gang zu erhalten. Die turbulente, durchsiedelte, lampenhelle, alkoholisierte Welt der Nacht ist eingeeengt und rayoniert; die Lichter und Stunden sind gezählt. Das Vergnügen funktioniert mit der Uhr in der Hand. Täglich zwischen sieben und zehn: Große Fütterung mit Nachtleben. Der Haustorschlüssel ist wieder das Zunft-Emblem der Nacht. Nach 11 Uhr verwandelt sich Wien in St. Pölten, Mödling oder Nikolsburg. Wo hat da eine »Saison« Platz?

Trotzdem rücken die Theaterdirektoren und Konzertunternehmer mit ihren Programmen heraus, überschreien sich die Musikcafé- und Varietéplakate in Farben und Lettern, suchen die Bars und Tingeltangs Anschluß und gruppieren sich zu üppigen Reklameseiten. Es ist wie der Start zu einem großen Wettbewerb. Die Chancen sind gering, das »Geläuf« nicht in Ordnung, der Preis kaum nennenswert – aber in letzter Sekunde überlegen sich's alle und tun mit. Man kann ja nicht wissen, was herauschaut. Je enger das Nachtleben zusammenrückt, desto toller wird der Ausverkauf. In der verdichteten Luft kommt mehr auf den einzelnen. So erklärt sich der Widersinn, daß das Geschäft so hitzig ist und so schlecht geht. Daß alle klagen und eröffnen. Immer wieder heißt es: wir werden einpacken – wir können nicht mehr mit. Und dann ist plötzlich erstes Auftreten der Kunstpfeiferin Miranda Abanella, »stets frische Küche« und »Bier vom Faß«. Nur ein Vermerk fehlt, ein sehr wichtiger: »Ende nie«. Es war das Kennwort des Nachtlebens. Eine Nacht, die irgendwo anfängt und aufhört, aus dem Chaos ein Kosmos geworden ist, verliert allen Reiz.

Ja, die Nächte stehen jetzt wieder im Zeichen des »Ramsch«. Drei Stunden hat die irdische Lust zu durchmessen. In ihnen muß sie Darbietung, Nachtmahl und Plausch absolvieren. Wenn die Stimmung gerade da ist, erlöschen die Lampen, häuft sich hinter den Spiegelscheiben im grünlichen Halblicht ein Gerümpel von verzauberten Sesseln. Keiner hält das Tempo – weder der Genießer noch der Produzent. Jener zählt die Minuten wie der Spätaufsteher, der sich mit dem Schlaf herumfoppt und dabei zur Stubenuhr blinzelt. Dieser aber schwitzt wie der Bierträger am Prateronntag. (Seligen Angedenkens.) Als Kellner klappert er vom frühen Abend an nervös-ermunternd in der Geldtasche, der Andrang ist für ihn eine unbedingte Säuberung – er möchte, daß der Abend mit dem Zahlen beginnt. Als Dirigent der Salonkapelle hudelt er »Tannhäuser« und die »Csárdásfürstin« in einem